



*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey ...*

Das Leben der Schriftstellerin und Übersetzerin  
Meta Forkel-Liebeskind im Spiegel ihrer Zeit

vom Fachbereich Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften  
der Technischen Universität Darmstadt genehmigte  
INAUGURALDISSERTATION  
zur Erlangung des Grades eines Doktors der Germanistik

vorgelegt von  
Monika Siegel M.A.  
aus Darmstadt

Referenten:  
Professor Dr. Wolfgang Promies  
Professor Dr. Matthias Luserke

Korreferenten:  
Prof. Dr. Helmut Böhme  
Prof. Dr. Akos Paulinyi

Tag der Einreichung: 29. Mai 2000  
Tag der Prüfung: 21. Juni 2001

D17



*Abb. 1. Meta Forkel Liebshind, Scherenschnitt von Gregorius Franz von Berceviczy*

Mein herzlicher Dank gilt meinem Lehrer und Doktorvater, Prof. Dr. Wolfgang Promies, der zunächst meine Aufmerksamkeit auf Sophie Margarethe Dorothea Forkel-Liebeskind lenkte, und mich immer als wohlwollender Mentor begleitete. Durch ihn lernte ich das achtzehnte Jahrhundert kennen und in seiner Widersprüchlichkeit lieben. Mein Doktorvater starb am 25.1.2002.

Besonders danke ich Herrn Prof. Dr. Akos Paulinyi, der mir die Veröffentlichung meiner Arbeit im Internet ermöglichte.

Bedanken möchte ich mich bei

Herrn Walter Bartl	Stadtarchiv Bayreuth
Frau Dipl.-Bibliothekarin Biel	Cotta Archiv, Deutsches Literaturarchiv Marbach
Herrn Oberarchivrat Dr. Braun	Bayrisches Hauptstaatsarchiv, Kriegsarchiv, München
Frau Birgit Busse	Staatsbibliothek Berlin, Mendelsohn-Archiv
Herrn Stadtarchivar Werner Bürger	Stadtarchiv Ansbach
Frau Helga Döhn	Staatsbibliothek Berlin, Handschriftenabteilung
Herrn Robert Erhard	Stadtarchiv Baden-Baden
Herrn Prof. Dr. Ekhard Franz	Hessisches Staatsarchiv Darmstadt
Herrn Archivoberinspektor Friedrich	Staatsarchiv Nürnberg
Herrn Geyer	Stadtarchiv Worms
Frau Irmgard Hofmann	Staatsbibliothek Bamberg
Herrn Dr. Ulrich Hunger	Universitätsarchiv Göttingen
Herrn Klaus Klauß	Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin
Herrn Pfarrer Laßmann	Evangelisch-luth. Pfarramt Bayreuth
Herrn Archivrat Dr. Malisch	Bayrisches Hauptstaatsarchiv München
Frau Archivinspektorin A. Müller	Landeskirchenarchiv Nürnberg
Frau Ute Nawroth	Staatsbibliothek Berlin, Mendelsohn-Archiv
Herrn Dr. Nino Nodia	Bayrische Staatsbibliothek München
Frau Reussner	Stadtbibliothek Mainz
Herrn Wolfgang Ritschel	Goethe- und Schiller-Archiv Weimar
Frau Ursula Schnorbus	Staatsarchiv Münster
Herrn Schulz-Luckenbach	Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden
Herrn Archivdirektor Dr. Stahleder	Stadtarchiv München
Herrn Michael Stanske	Handschriften-Abteilung, Unibibliothek Heidelberg
Frau Vonrüden-Ferner	Stadtarchiv Essen
Herrn Oberarchivrat Dr. Wunschel	Staatsarchiv Bamberg
Herrn Archivdirektor Dr. Zink	Stadtarchiv Bamberg
Herrn Direktor Dr. Marian Zwiercan	Universitätsarchiv, Jagielonski, Krakau

Herrn Willy Thönnessen und Frau Thönnessen spreche ich meinen Dank aus für ihre liebenswerte Begleitung und Anteilnahme.

Zuletzt danke ich meinen Freunden, die neben meinem Mann, eine Weile unter meiner Unruhe zu leiden hatten, mich trösteten und mir halfen: Dr. Hassan Givsan, Dr. Peter Fleck und Thomas Werner sowie meinen Freundinnen, Kolleginnen, Kollegen und verständnisvollen Arbeitgebern.

Darmstadt, Mai 2002

*Monika Siegel*

*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey ...*

**Das Leben der Schriftstellerin und Übersetzerin Meta Forkel-Liebeskind  
im Spiegel ihrer Zeit**

	Seite
<b>Einleitung</b>	1
<b>1. Kindheit und Jugend in Göttingen</b>	9
1.1 Tochter aus gutem Hause. Eine Göttinger Professoren- familie	9
1.2 Göttingen, eine Generation früher oder die Macht der Tradition	17
1.3 Eine Leidensgenossin. Vom Umgang aufgeklärter Väter mit klugen Töchtern	22
<b>2. Erst Ehe mit Johann Nikolaus Forkel</b>	27
2.1 Der Werdegang, das musikwissenschaftliche Werk und die Persönlichkeit Nikolaus Forkels	28
Exkurs: Johann Nikolaus Forkel in den Erinnerungen Therese Heynes (39)	
2.2 Der Sohn Johann Gottlieb und Meta Forkels Erziehungsmethode	42
<b>3. Der Roman "Maria" und die „Gefahren der Empfindsamkeit“</b>	45
3.1 Schreiben gegen die Langeweile	45
3.2 Thema und literarische Vorbilder	46
3.3 Personen und Handlung	50
3.4 Romanmotive aus Metas Erfahrungs- und Lesewelt	57
Ein Studentenleben (58) - Räuberhauptmann Brand (60) - Zwischen ländlicher Idylle und Bauernelend (61) - Das Pfarrhaus (62) - Kindererziehung (64) - Weibliche Bildung (72)	

<b>4.</b>	<b>Verlorene Illusionen und die Unruhe des Herzens</b>	<b>77</b>
4.1	Die Rezeption des Romandebüts	77
4.2	Gottfried August Bürger - Eine Affaire	81
<b>5.</b>	<b>Neuorientierung</b>	<b>87</b>
5.1	Bei Johann Jacob Engel in Berlin	87
5.2	Mitarbeiterin in Georg Forsters „Übersetzungsfabrik“	90
<b>6.</b>	<b>Neubeginn</b>	<b>105</b>
6.1	Johann Heinrich Liebeskind	105
6.2	In den Wirren der Mainzer Republik	109
6.3	Riga - Mitau - Königsberg	125
6.4	Scheidung von Johann Nikolaus Forkel	135
<b>7.</b>	<b>Glückliche Jahre - und von den Schwierigkeiten, sich in der „häuslichen Welt der Weiber“ zurechtzufinden</b>	<b>139</b>
7.1	Ansbach - Wiedersehen mit Caroline Schlegel-Schelling und Therese Forster-Huber	139
7.2	Bamberg - „ <i>Ich habe eine neue Aquisition gemacht ...</i> “ (Hegel)	157
7.3	München	159
7.3.1	Begegnungen und Rückbesinnung	159
7.3.2	Mitarbeit beim „Morgenblatt für für gebildete Stände“	176
7.3.3	Politische Anschauungen	187
<b>8.</b>	<b>Bürgerliche Behaglichkeit mit kleinen Fluchten</b>	<b>195</b>
8.1	Georg Wedekind - <i>dieser allerunvernünftigste Sterbliche</i>	195
8.2	Besuche beim Bruder in Darmstadt	200
8.3	Ausflüge nach Heidelberg und die Bekanntschaft mit Helmina von Chézy	203

8.4	<i>Die Jahre sind nicht spurlos an uns vorübergegangen</i> Meta Liebeskinds Kuraufenthalte und letzten Lebensjahre	216
8.4.1	Aufenthalte in den Taunusbädern	217
8.4.2	Aufenthalte in Baden-Baden	220
<b>9.</b>	<b>Die Söhne. Vom Untergang einer bürgerlichen Familie</b>	<b>227</b>
<b>10.</b>	<b>Schlußbetrachtung</b>	<b>241</b>
<b>Anhang:</b>		
	<b>Briefe und Dokumente</b>	<b>245</b>
	<b>Chronik</b>	<b>253</b>
	<b>Abbildungsverzeichnis</b>	<b>259</b>
	<b>Abkürzungsverzeichnis</b>	<b>261</b>
	<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>263</b>
	<b>Editorische Notiz</b>	<b>281</b>
	Eid	
	Lebenslauf	



## Einleitung

Ich berichte von einer Frau, deren Todesdatum in den Annalen der Erben mit 1853 angegeben wird. Der Ort, an dem sie gestorben ist, ist mir trotz intensivster Recherche nicht bekannt. Ein solches Faktum deutet darauf hin, daß ein Mensch bereits zu Lebzeiten oder spätestens kurz nach seinem Tod an Wichtigkeit und an gesellschaftlicher Anteilnahme verloren hat - denn Erben bewahren in der Regel nur diejenigen Schrift- und Erinnerungsstücke auf, die sie zu ihrer Zeit noch für bedeutsam halten.

Dennoch wurde die Schriftstellerin und Übersetzerin, von der in dieser Arbeit die Rede sein wird, von dem Literaturfreund Willy Thönnessen in einem Prozeß „glückhaften Findens“ wiederentdeckt. Thönnessen grub vergessene Übersetzungen der Sophie Margarethe Dorothea Forkel<sup>2</sup>, geborene Wedekind, aus. Als Mitglied der Lichtenberg-Gesellschaft berichtete er von seiner Entdeckung 1982 an Wolfgang Promies, den Vorsitzenden der Lichtenberg-Gesellschaft: „Im 250. Heft der Zeitschrift »Monat«, Juli 1969, stellt W. E. Süßkind im Rahmen eines Essays über englisch-deutsche Literaturbeziehungen die Frage, aus welchen Gründen bedeutende Autoren unserem Bewußtsein entglitten oder gar nicht darin aufgenommen worden seien. Süßkind führt unter anderen James Boswells Johnson-Biographie an und meint, für einen Buchhändler wäre die Anfrage leicht zu widerlegen. Der könne nämlich nachweisen, daß es Boswells Johnson' in der Tat seit 1951 in deutscher Übersetzung von dem ausgezeichneten Fritz Güttinger in der Manesse-Bibliothek gibt. Und dann steht in diesem Essay weiter zu lesen: aber vorher hat es <...> dieses in England klassische Buch deutsch nicht gegeben.“<sup>3</sup> Nun, Thönnessen wußte, daß Süßkind hier irrte, und machte darauf aufmerksam, daß dieses Buch bereits 1797 unter dem Titel »Denkwürdigkeiten aus Samuel Johnsons Lebens«<sup>4</sup> in Königsberg bei Nikolovius erschienen war. Die Übersetzerin ist Margarethe Forkel-Liebeskind.

Von Übersetzern machte man im 18. Jahrhundert allgemein kein Aufhebens, noch weniger wurde von Übersetzerinnen gesprochen, was heißt: sie blieben in der Regel ungenannt. Übersetzen galt als Brotberuf für literarisch ambitionierte Akademiker, häufig „ohne Amt und Würden“ - und diese gab es damals im Überfluß. Von Margarethe Forkel-Liebeskind soll hier natürlich nicht nur als kongeniale Übersetzerin die Rede sein, denn viele Jahre zuvor war sie mit dem Roman »Maria« an

---

<sup>1</sup> Aus: Reisebilder, Dritter Teil, S. 108. (DL-DB)

<sup>2</sup> Der Taufname lautet Sophie Margarethe Dorothea Wedekind. Forkel und Liebeskind sind die Namen ihrer Ehemänner. Ich werde sie in den einzelnen Kapiteln je nach Lebensabschnitt Margarethe (Meta), dies ist ihr Rufname, mit dem entsprechenden Nachnamen Wedekind, Forkel oder Liebeskind nennen. Im Vorwort, das ja alle Lebensabschnitte umfaßt, nenne ich sie entsprechend dem Titel der Arbeit durchgängig Meta Forkel-Liebeskind.

<sup>3</sup> Ausschnitt des Textes aus einem Tonbandprotokoll von Willy Thönnessen an Prof. Dr. Wolfgang Promies.

<sup>4</sup> Diese anonyme Übersetzung Boswell's »The Life of Samuel Johnson« ist eine der letzten Übersetzungen Meta Forkel-Liebeskinds.



die literarische Öffentlichkeit getreten. An schriftstellernde Frauen hatte man sich zu dem Zeitpunkt der Romanveröffentlichung (1784) etwas gewöhnt; allerdings wurden sie nie an männlichen Maßstäben gemessen. Längst aber hatte man die Frau als Leserin entdeckt - und da Frauen, wie man dachte, andere Lesestoffe bevorzugen, bedurfte es neben aufgeklärten Männern, die sich lehrreich mit Frauenthemen auseinandersetzten, der Frauen selbst, die die Verlage und vor allem Journale mit spezifischen Texten und Themen bedienen sollten. Margarethe Forkel-Liebeskinds erste Veröffentlichung erfolgte im »Hannoverschen Magazin« und war einem höchst weiblichen Thema verpflichtet. Es handelt sich um den »Originalbrief einer Mutter von achtzehn Jahren«<sup>5</sup>, der angeblich ohne ihr Wissen in die Zeitung gelangt war. Ein Jahr später zog sie mit ihrem Roman »Maria«<sup>6</sup> einige Aufmerksamkeit auf sich, wobei der Roman selbst eher ignoriert wurde. Dies verwundert bei genauer Betrachtung nicht, denn sowohl die Entstehung des Romans, als auch die wenig forcierte Förderung ist mit ihrer Heimatstadt Göttingen verknüpft.

Margarethe Forkel-Liebeskind wird in einer ungemein vielseitigen und virulenten Zeit groß. Geboren im Jahre 1765, also noch der Epoche der Aufklärung angehörend, deren Maximen sehr stark ihre Erziehung prägten, deren Hochphase als sinnstiftende philosophische und lebenspraktische Orientierung aber bereits überschritten war, wird sie in ihrer Jugend als Professorentochter in Göttingen mit einer intellektuellen Kultur vertraut, in der literarische, philosophische, gelehrwissenschaftliche und praktisch-reformerische Schriften miteinander konkurrieren und sich gegenseitig befruchten.

Wie viele kluge Frauen und Männer ihrer Epoche erkannte Margarethe Forkel-Liebeskind das verändernde und insofern optimistische Potential dieser Bewegungen, litt aber auch unter den Verhältnissen ihrer Zeit. Diese Erfahrungen wird sie später in dem erwähnten Roman verarbeiten. Besonders in diesem erweiterten Sinne ist ihr Roman wichtig. Die Motive und die Orte der Handlung erlauben einen tieferen Einblick in die Wechselwirkung zwischen Erfahrungshorizont, ethischen Handlungsprinzipien, der Persönlichkeit und dem Selbstentwurf der Romanautorin, als es Zeitdokumente erreichen könnten. Bewunderung verlangt allein schon die Intensität, mit der sich eine junge Frau von 18 Jahren (der Roman wurde veröffentlicht, als sie 19 Jahre alt war) den elementaren Problemen ihrer Zeit stellt und sich mit ihnen auseinandersetzt. Hinter der literarischen Fiktion verbergen sich Vorschläge für konkrete und praktische Problemlösungen, wie sie in den wissenschaftlichen und popularphilosophischen Literatur oder in moralischen Schriften erörtert wurden. Der Roman »Maria« ist dabei ganz dem Zeitgeschmack verpflichtet, aber höchst kompliziert angelegt. Dem Zeitgeschmack entspricht das inszenierte Spiel von Kabale und Liebestod, die Heldin ist jedoch so beschaffen, daß sie eine Identifikation seitens der Leserinnen erschweren soll. Den Wunsch nach Veränderung der weiblichen Rollenzuordnung und die sich daran knüpfenden Hoffnungen verarbeitet Meta Forkel-Liebeskind insofern intersubjektiv, als sie das alte wie auch das neue Frauenbild an fiktiven Personen erprobt.

Neben Margarethe Forkel-Liebeskinds literarischen Existenz scheint mir ihr Leben, das ich aus den mir zugänglichen Bruchstücken zu einem Bild zusammenfügen will, gleichermaßen interessant und ein Beispiel für die vielen Brüche, die Frauen ihrer Epoche und ihrer Bildung zu erleiden hatten.

Die Frage nach den wirklichen oder nur zeitbedingten Verdiensten Margarethe Forkel-Liebeskinds steht nicht im Mittelpunkt der Arbeit. „Seit die Welt die Welt ist“, schrieb Rudolf Borchardt 1926, „wandelt die rächende Nachwelt mit ihrer rückwärts leuchtenden Fackel die zertretenen Felder der Vergangenheit zurück und hebt die verschleuderten Demanten, die verworfenen Perlen aus dem

<sup>5</sup> »Der Originalbrief einer Mutter von 18 Jahren an eine Freundin«, in: Hannoversches Magazin, 20. Jahrg., 19. Dez. 1783, Sp. 1609-1612, StadtA Göttingen.

<sup>6</sup> Maria. Eine Geschichte in Briefen, Leipzig 1784 (I.,30).

Schutte schuldiger Zeiten empor“. Auch wenn Meta Forkel-Liebeskind nicht zu den „verschleuderten Demanten“ oder „verworfenen Perlen“ gehört, so bietet ihr für das aufgeklärte Bürgertum gleichermaßen typisches wie auch ungewöhnliches Schicksal viel Raum, um über die Frau, die Zeit, die Männer und die Verhältnisse nachzudenken.

Die im Titel angeführte Aussage „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerei ...“ verstand Meta Forkel-Liebeskind durchaus selbstkritisch. Wie wir unschwer aus ihrem Romandebüt erkennen können, schwärmte sie in ihrer Jugend für die Romane Fieldings, Richardsons und Sternes - und einige Göttinger Studenten verleiteten sie zu schwärmerischen Liebschaften. Prägend blieb jedoch die durch und durch protestantische Erziehung ihres Vaters, Rudolf Wedekind, verstärkt durch den Einfluß des gleichermaßen den Theorien der Aufklärung verhafteten ersten Ehemanns, Nikolaus Forkel. Ihre sogenannte Schwärmerei bleibt also viele Jahre negativ besetzt, wird nur in Extremsituationen oder gar Krisen zugelassen und ausgelebt, was auch die zweisträngige, fast unentschiedene Anlage ihres Romanstoffes begreiflich macht. Erst in ihrer zweiten Ehe beginnt sie die bis dahin verdrängten Teile ihrer weiblichen Existenz zu reflektieren. An Elisabeth Stägemann<sup>7</sup> schreibt sie: „Aber ich fürchte, unser Herz kühlt sich ab, indem unser Kopf sich aufklärt“. Mit diesem Satz mischt sie sich in das damals häufig diskutierte Thema der Herz-Kopf-Problematik ein, die sehr viel mit der Zuordnung männlicher und weiblicher Eigenschaften zu tun hat, gegen die sich Meta Forkel-Liebeskind mehr und mehr erfolgreich zu wehren mußte. Der Nachvollzug ihrer Vita ist somit hervorragend geeignet, die Ziele und Widersprüche der Aufklärung<sup>8</sup> sinnfällig werden zu lassen.

Als liberal erzogene Tochter eines Göttinger Philosophieprofessors und Theologen erfuhr Margarethe Forkel-Liebeskind umso schmerzlicher die Grenzen weiblicher Entfaltungsmöglichkeiten, selbst in der damals als besonders fortschrittlich geltenden Universitätsstadt Göttingen. In der weiblichen Rolle nicht heimisch werden zu können, drückt sich bei Margarethe Forkel-Liebeskind in kleinen und größeren Fluchten aus. Betrachtet man ihr Leben als Ganzes, so werden vor allem die häufigen Ortsveränderungen deutlich. Bereits am Anfang ihrer ersten Ehe mit dem akademischen Musikdirektor der Göttinger Universität, Johann Nikolaus Forkel, verläßt sie Göttingen und wählt Einbeck, die Geburtsstadt ihrer Mutter, zu ihrem Aufenthaltsort, um dort den besagten Roman zu schreiben. Nach einer wenig glücklichen Liaison mit Gottfried August Bürger flüchtete sie nach Berlin, um dort bei Johann Jacob Engel<sup>9</sup> ihre Schreib- und Übersetzungsfähigkeiten weiterzubilden. Ihre anschließenden Aufenthalte in Göttingen wurden durch mehrmonatige Reisen nach Mainz unterbrochen, wo sie ihren Bruder besuchte und mit Therese und Georg Forster in enge Beziehung trat und zu Forsters wichtigstem Gehülften beim Übersetzen wurde. In Mainz wurde sie 1792 Zeugin des revolutionären Umbruches und Opfer der preußischen Rückeroberung der von den Franzosen besetzten Stadt. Nach ihrer Scheidung und der damit verbundenen endgültigen Trennung von Göttingen wechselte sie noch sehr oft den Wohnort.

Königsberg, Berlin, Ansbach, Bamberg, München, Landshut und Eichstätt werden aufgrund der juristischen Karriere ihres zweiten Ehemannes zur neuen Heimat. Hinzu kommt eine Vielzahl pri-

---

<sup>7</sup> Johanna Elisabeth Stägemann (1761-1835), Tochter des Königsberger Kaufmanns Fischer, 1780 erste Ehe mit dem nachmaligen Geheimen Justizrat Graun, dem Sohn des berühmten Kapellmeisters Graun, 14. September 1796 zweite Ehe mit dem preußischen Staatsrat Friedrich August von Stägemann (1763-1840). Beider Haus gehörte zu dem Mittelpunkt der Berliner Gesellschaft.

<sup>8</sup> Ich fasse den Begriff „Aufklärung“ in diesem Zusammenhang sehr weit, subsummiere unter ihn auch die Epoche der „Empfindsamkeit“ und des „Sturm und Drang“.

<sup>9</sup> Johann Jacob Engel (1741-1802), Schriftsteller und Popularphilosoph, Gymnasialprofessor in Berlin, Prinzenzieher und Direktor des Hof- und Nationaltheaters in Berlin.

vater Reisen in verschiedene Kurorte, zu ihrem Bruder nach Darmstadt, und von dort ins „romantische“ Heidelberg.

Über die Zeit nach 1827, dem Aufenthalt in München, ist wenig bekannt - aber welcher Zeitgenosse schenkt einer Zweiundsechzigjährigen noch Aufmerksamkeit, deren Produktivität längst erlahmt ist? Die archivarilchen Nachweise kann ich lediglich bis 1837 führen, als Margarethe Forkel-Liebeskind in Baden-Baden zur Kur war. Dort erkrankte sie so ernstlich, daß Ehemann und Sohn sich sofort auf die Reise begaben. Die Abreise der Liebeskinds aus Baden-Baden ist mit dem 8. Juli 1837 terminiert; ob aber alle drei Familienmitglieder respektive das Ehepaar Liebeskind in Ansbach angekommen sind, ist den Akten und den Anzeigen der dortigen Tageszeitungen beziehungsweise Intelligenzblätter nicht zu entnehmen.

Ist es vermessen, über eine Person, deren Todesdatum bislang nicht gesichert ist, deren biographische Daten große Lücken aufweisen, ein Lebensbild oder gar eine Biographie schreiben zu wollen? Ich sage mit Heinrich Heine, der mir das Motto dieser Arbeit lieferte, NEIN.

Die Lektüre von Biographien und Selbstbiographien war gegen Ende des 18. und besonders im 19. Jahrhundert außerordentlich beliebt. Jean Paul sagte einmal: „Man will das Leben des unbedeutendsten Autors wissen <...>“<sup>10</sup> Seit den pietistischen Selbstbefragungen, aber spätestens seit Rousseaus Autobiographie begann eine unglaubliche Selbsterforschung des Menschen. Man wollte über sich und andere alles wissen und schloß dabei auch Irre und Sonderlinge nicht aus. Die Verfasserin vorliegender Arbeit ist für diese Vorliebe von Margarethe Forkel-Liebeskinds Zeitgenossen sehr dankbar. Neben Biographien, Selbstbiographien und Tagebüchern sind es die Korrespondenzen, die als unerläßliche Quelle über sachliche und biographische Fragen Auskunft geben. Unter anderem gewährt die Briefsammlung Karl August Varnhagens von Ense ein wenig Einblick in Meta Forkel-Liebeskinds Leben. Aus dem Varnhagen-Nachlaß stammen die sechs Briefe von Meta Forkel-Liebeskind an Helmina von Chézy, die heute in der Jagielloński-Universität in Krakau aufbewahrt werden. Ein früherer Bibliothekar, der die Briefe katalogisierte, vermerkte zu ihnen in SÜTTERLIN: „Meta Liebeskind! Ein jetzt ganz verschollener Name! Die Frau war aber einst bedeutend, war in vielen Kreisen beliebt und anregend thätig, und ihre schriftstellerischen Arbeiten, die sich nur bescheiden und meist ohne Namen in die Oeffentlichkeit wagten, wurden höchlich geschätzt. Sie war eine vertraute Freundin der einst auch hochgefeierten, wegen Schönheit, Geist und Sitte vielfach verehrten Elisabeth von Stägemann“. Die 1846 von Wilhelm Dorow<sup>11</sup> herausgegebenen Briefe zwischen Elisabeth Stägemann und Margarthe Forkel-Liebeskind gehören in diesem Zusammenhang tatsächlich zu den besonders wichtigen Dokumenten.

Elisabeth Stägemann hatte bereits zu Lebzeiten eine Veröffentlichung ihrer Erinnerungen und Briefe geplant. Wie im Vorbericht von Elisabeth Stägemann ausgesagt wird, sind die Briefe „ihr von einer Freundin <...> ausgehändigt worden und waren nicht bestimmt, aus der Dunkelheit je ans Licht zu treten <...>. Ich suchte Dichtung und Wahrheit, so gut sich's tun ließ, in der Unterhaltung mit ihr zu verschmelzen <...>“<sup>12</sup>. Elisabeth Stägemann hat die Namen der Briefschreiberinnen, also ihren eigenen und den Metas, beibehalten. Andere Personen erhalten Kürzel wie K- für Liebeskind; Gentz, ein früherer Freund von Elisabeth, wird mit G-, der in Königsberg geborene Komponist Reichardt mit H- verschlüsselt. Friedrich August Stägemann heißt „Gerson“ und hinter „Graf W-„

<sup>10</sup> Zit. nach Friedrich Laun: Memoiren von Friedrich Laun (I., 85), S. V.

<sup>11</sup> Dorow, Wilhelm (1790-1846), preußischer Diplomat und Schriftsteller. Dorow ist der Herausgeber der „Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann“ (I., 18).

<sup>12</sup> Elisabeth Stägemann: Erinnerungen für edle Frauen, 1. Theil, (I., 18), S. 5.

verbirgt sich der Herzog Friedrich Karl Ludwig von Schleswig-Holstein. Die Herausgabe der Erinnerungen war 1801 für Cottas Quartalsschrift »Flora« unter Ferdinand Hubers Redaktion geplant. Es kam jedoch zu keiner Veröffentlichung. Nicht ganz geklärt ist, ob Meta die Herausgabe der Briefe erlaubt hat, jedenfalls ging Ferdinand Huber kurzfristig davon aus. Am 15. September 1801 schreibt er an Elisabeth Stägemann: „Madame Liebeskind hätte mir keinen angenehmeren Beweis ihrer Freundschaft geben können, als daß ihr Zeugnis bei Ihnen das schmeichelhafte Vertrauen hervorbrachte, mit welchem Sie mich durch Mittheilung einiger Fragmente, von Ihrer Feder beehrt haben.“<sup>13</sup> Erst 1804 ließ Elisabeth Stägemann Huber weitere zur Veröffentlichung bestimmte Briefe zukommen. Er antwortete am 12. Juli 1804 etwas unsicher geworden: „Ich will glauben, daß es unter der Masse von Lesern und leider auch Leserinnen, solche geben wird, die nicht wissen, was sie aus bloßer schöner Wahrheit zu machen haben“. Nach Hubers Tod, 1806, kümmerte sich Therese Huber weiter um die geplante Edition. Therese war jedoch zu einer Veröffentlichung nur bereit, wenn das Vorwort, in dem die Stägemann von einer stark idealisierten Version der Briefe spricht, entfallen würde. Wahrscheinlich handelt es sich bei den Briefen um eine nur geringe Modifikation der Originalbriefe. An den Briefinhalten kann man, obwohl Ortsnamen und Daten geändert wurden, über etwa drei Jahre hinweg fast lückenlos Margarethe Forkel-Liebeskinds Leben rekonstruieren.

Die Biographien des ersten Ehemannes, Johann Nikolaus Forkel, von Edelhoff<sup>14</sup>, Wessely<sup>15</sup> und anderen geben Aufschluß über dessen Persönlichkeit und musikalisches Werk. Als große Bereicherung empfand ich die im Mendelssohn-Archiv der Berliner Staatsbibliothek aufbewahrten, zum Teil noch unveröffentlichten Briefe, die Johann Nikolaus Forkel im wesentlichen an seine Verleger<sup>16</sup> richtete. Neben einem freundschaftlichen Brief an den Komponisten Reichardt fanden sich zwei Briefe Forkels an einen nicht bekannten Adressaten<sup>17</sup>, in denen er sich für die Befreiung seiner Frau aus der Kronberger Haft einsetzt.

Für die Zeit um 1810 geben neun unveröffentlichte Briefe<sup>18</sup> Margarethe Forkel-Liebeskinds an Schelling Auskunft über gemeinsame Freunde und Bekannte aus der Münchner Zeit.<sup>19</sup>

Gleichermaßen glücklich war ich über den Fund von zwei unveröffentlichten Briefen an Friedrich Cotta (Cotta-Archiv, Marbach), für den Margarethe Liebeskind zeitweise als Münchner Korrespondentin tätig war.

---

<sup>13</sup> Elisabeth Stägemann: Erinnerungen für edle Frauen, 1. Theil, (I., 18), S. 254.

<sup>14</sup> Heinrich Edelhof: Johann Nikolaus Forkel ..., (III., 27).

<sup>15</sup> Otmar Wessely: Allgemeine Geschichte der Musik ... (III., 174).

<sup>16</sup> Alle Briefe sind ohne Adresse. Forkels wichtigste Verleger waren Schwickert und Hofmeister & Kühnel in Leipzig.

<sup>17</sup> Die Adresse fehlt, die Anrede lautet: *Hochwohlgeborener Freyherr, Gnädiger Herr Hof=Kanzler.*

<sup>18</sup> Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin. Dort werden ca. 8.000 Briefe von und an Schelling, etwa 3.000 noch unveröffentlicht, aufbewahrt.

<sup>19</sup> Eine historisch-kritische Ausgabe der Briefe Schellings gibt es bislang nicht, bzw. noch nicht vollständig. Alle bisher vorliegenden Brief-Editionen sind Auswahlmmlungen. Die Briefe und Dokumente aus Schellings Münchner Zeit sind 1944 zum großen Teil verbrannt. Vgl. Hans-Jörg Sandkühlers Bibliographie zu Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (III., 131) und die Briefveröffentlichungen H. Fuhrmans, G. L. Plitts, Baumgärtners und O. Brauns.

Insgesamt möchte ich dennoch die Quellenlage als recht dürftig bezeichnen. Der Nachlaß ihres Bruders ist zum großen Teil während des Luftangriffes auf Darmstadt im Zweiten Weltkrieg im hiesigen Staatsarchiv verbrannt. Georg Wedekind war von 1808 bis zu seinem Tode 1831 als Großherzoglicher Leibarzt in Darmstadt angestellt. Da ein Verzeichnis der verbrannten Briefe und Akten noch besteht, muß der Verlust den Biographen noch mehr schmerzen. Das noch vorhandene »Depositum Frhr.von Wedekind« zählt 14 Konvolute auf, worin das interessanteste, das 9., mit: „Briefe der Familie Liebeskind, an Grossherzog u. Erbprinzen“ betitelt ist; darunter auch die Briefe zur „Erziehung des Prinzen Ludwig Anhalt-Cöthen 1809/19“. Ein empfindlicher Verlust, denn diese Briefe beschäftigten sich mit dem von Margarethe Forkel-Liebeskind wohl zeitlebens favorisierten Thema, der Erziehung.

Das gleiche Schicksal widerfuhr den Personalakten von Johann Heinrich Liebeskind in München, die etwas mehr Auskunft über ihn und zwei der Söhne hätten geben können: sie verbrannten ebenfalls im Zweiten Weltkrieg.

Umso verdienstreicher ist die Pflege des privaten Wedekind-Nachlasses einzuschätzen, den die inzwischen verstorbene Frau Dr. Magda Heidenreich (†1996), eine Wedekind-Nachfahrin, in ihrem Haus in Affolterbach bewahrte. Das Konvolut an Papieren enthält unter anderem drei Brautbriefe von Georg Wedekind an Wilhelmine Moller, in denen auch die Schwester Margarethe zweimal erwähnt wird. In den Erbschaftsnachweisen der Familie Wedekind wird für Margarethe Forkel-Liebeskind das Todesjahr 1853 angegeben. Ich konnte ihr Leben allerdings, wie erwähnt, nur bis 1837 rekonstruieren. In diesem Nachlaß fanden sich außerdem zwei Briefe von Therese Huber an Wilhelmine Wedekind (geb. Moller) aus den Jahren 1808 und 1819, in denen Margarethe Forkel-Liebeskind erwähnt wird, ein Brief von Georg Wedekind an Johann Heinrich Liebeskind und zwei Briefe von Liebeskind an den Schwager (1816).

Als zunächst sehr vielversprechend schienen weitere 14 Briefe Therese Hubers aus der SCHENKIANA II und drei Briefe aus der SCHENKIANA IV, die in der Münchner Staatsbibliothek aufbewahrt werden. In dieser SCHENKIANA liegt der Nachlaß des heute weitgehend vergessenen Staatsmannes und Dichters Eduard von Schenk<sup>20</sup>, mit dem und dessen Vater, Heinrich von Schenk, sowohl Meta Liebeskind als auch Therese Huber befreundet waren. Die Briefe Therese Hubers an die Familie Schenk aus den Jahren 1809, 1810, 1812 und 1823 enthalten jedoch keinen Hinweis auf die damals ebenfalls in München lebende Freundin Meta Liebeskind. Kein Gruß, keine der damals so häufigen Briefeinlagen, sind an Meta gerichtet; nicht die kleinste Klatschgeschichte findet darin Erwähnung, obwohl Therese und Meta zu der Zeit durchaus in Verbindung standen, sich, wie aus anderen Quellen hervorgeht, sogar besuchten.

Die Briefe von zwei weiteren Personen, mit denen Meta Liebeskind zeitweise in Verbindung stand, erwiesen sich als unergiebig, weil offenbar die Erben oder die Briefsteller zu Lebzeiten selbst den Nachlaß von allen privaten Zeugnissen gereinigt haben. Es handelt sich dabei um die Briefe des Berliner Aufklärers Johann Jacob Engel und des Juristen Karl Joseph Anton Mittermair<sup>21</sup>. Engel selbst war wohl darauf bedacht, seine private Korrespondenz vor einer späteren Veröffentlichung zu schützen. Er schreibt: „Es ist, deucht mir, ein Ehrloses Unternehmen, Privatbriefe drucken zu lassen, und noch ehrloser ist es, wenn man auch alle Privatnachrichten und Anekdoten darinn stehen läßt, die den Verfasser, wenn sie öffentlich bekannt werden, Verdruß und Unruhe zuziehen

<sup>20</sup> Eduard von Schenk (1788-1841) machte mit dem Schauspiel „Belisar“ Furore; von 1828-32 war er bayrischer Innenminister.

<sup>21</sup> Karl Joseph Anton Mittermair (1797-1867), 1811 Professor in Landshut, 1819 in Bonn und 1821 in Heidelberg. Seit 1831 war er Mitglied und später wiederholt Präsident der badischen Zweiten Kammer, Führer der Gemäßigten. Vgl. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, hrsg. von Karl Alexander von Reichlin-Meldegg, Bd. I (I., 115), S. 186.

können“.<sup>22</sup> Der in Krakau, Rostock, Berlin, Wolfenbüttel, Schwerin, Leipzig, Gotha und Hannover von Alexander Kosenina zusammengetragene Briefnachlaß ist hervorragend ediert, enthält aber kaum private Nachrichten. Liebesbriefe sucht man in der Sammlung vergebens, nicht einmal der Anklang einer Neigung läßt sich entdecken. Von sechs Briefen an Frauen sind vier an seine eigene (Engels) und zwei an Garves Mutter gerichtet. Das gleiche gilt für den umfangreichen Briefnachlaß von Mittermair, der in Heidelberg aufbewahrt wird. Die rund 2000 Briefe sind rein geschäftlicher Natur und geben lediglich Auskunft über universitäre Belange, Vorlesungen, Seminare, Berufungen, Veröffentlichungen und so weiter.

Von einem unerwarteten Fund möchte ich an dieser Stelle noch berichten. Im Goethe- und Schiller-Archiv der Stiftung Weimarer Klassik stieß ich mit Hilfe Wolfgang Ritschels auf Wilhelmine Rosalie Knebel, die nach dem Tod ihres Vaters (die Mutter war bei der Geburt gestorben) bei dem Ehepaar Liebeskind lebte. Daß Johann Heinrich Liebeskind 1802 die vierzehnjährige Rosalie Knebel bei sich aufnahm, geht aus einem Brief von ihm an den preußischen Staatsrat Friedrich August von Stägemann hervor. Der Vater des Mädchens, Georg Christoph Wilhelm von Knebel, ist ein Neffe des Weimarer Prinzenenerziehers, Karl Ludwig von Knebel. Briefe wurden zwischen den beiden Knebels allerdings nicht gewechselt oder sind nicht mehr vorhanden. In Weimar befindet sich aber ein, später abgeschriebener, Brief von dem Ehemann Rosalies, Major von Monsterberg, an Bernhard von Knebel aus dem Jahr 1842, der ein wenig Aufschluß über das spätere Schicksal der Liebeskindschen Pflege-tochter gibt.

Alle mir zugängigen Dokumente und die gelegentliche Erwähnung, die Meta Forkel-Liebeskind in Selbstzeugnissen, Briefen, und Biographien ihrer Zeitgenossen sowie den damaligen Literaturlexika erfährt, machen es nicht leicht, eine aussagekräftige Biographie zu schreiben. Ich versuche deshalb die wenigen Fakten, die Zeit, das Milieu und die privaten Schicksale bedeutender Frauen und Männer, mit denen Meta Forkel-Liebeskind im Laufe ihres Lebens zusammentraf, miteinander zu verflechten, so daß am Ende doch das Bild einer Frau in einer spezifischen Epoche, mit besonderen soziokulturellen Voraussetzungen und mit individueller wie auch prototypischer Ausprägung vor uns steht.

Neben den in dieser Arbeit vorgestellten bislang ungedruckten Briefen und Dokumenten ist es vor allem ihren berühmteren Freundinnen Caroline Schlegel-Schelling, geb. Michaelis, und Therese Forster-Huber, geb. Heyne, über deren Leben mehrere Biographien und Briefsammlungen vorliegen, zu verdanken, daß Meta Forkel-Liebeskind nicht ganz in Vergessenheit geriet.

In der Literatur erfuhren die drei Göttingerinnen eine ungleiche Würdigung. Das Leben Caroline Schelling-Schlegels ist durch die Herausgabe der Briefe durch Waitz/Schmidt<sup>23</sup> und eine Zahl von Biographien sehr gut dokumentiert. Therese Forster Huber verdankt Ludwig Geiger<sup>24</sup> eine späte Beachtung. Für Margarethe Forkel-Liebeskinds Leben hat sich bislang noch niemand sonderlich interessiert. Götz von Selle, der 1937 ein Buch über »Die Georg-August-Universität zu Göttingen«<sup>25</sup> veröffentlichte, nennt sie, verglichen mit Therese und Caroline, unbedeutend, räumt immerhin ein: „<...>auch sie hatte etwas von jenem frühromantischen Zauber an sich, der Caroline in

<sup>22</sup> Brief von J.J. Engel an Christian Garve in Breslau. Engel drückt darin seinen Unmut über die postum herausgegebenen „Briefe Deutscher Gelehrter an den Geh. Rath Klotz aus. In: Johann Jacob Engel. Briefwechsel aus den Jahren 1765-1802, hrsg. von Alexander Kosenina (I., 76), S. 291.

<sup>23</sup> Erich Schmidt (Hrsg.): Caroline. Briefe der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt hrsg. (I. 125).

<sup>24</sup> Ludwig Geiger: Therese Heyne 1767-1829: Leben und Briefe ... (I. 38).

<sup>25</sup> Götz von Selle (III., 150)

so hohem Maße anziehend machte“. Ich möchte mit vorliegender Arbeit den Nachweis erbringen, daß Margarethe Forkel-Liebeskind sich ihren Göttinger Freundinnen bei genauerer Betrachtung als durchaus ebenbürtig erweist.

Zu den wichtigsten Freunden Margarethe Forkel-Liebeskinds gehörte Georg Forster, der darüberhinaus als kompetenter Lehrer fungierte. Der Ausgabe seiner Briefe und Tagebücher des Akademie-Verlages (I., 28) verdanken wir neben ihrer gelegentlichen Erwähnung in Forsters Briefen den Abdruck mehrerer Briefe von Meta Liebeskind an den Verleger Voß, an Forster und einen Brief an Elise Reimarus.

Erwähnung findet Meta Forkel-Liebeskind in den Briefen von so bedeutenden Zeitgenossen wie Hegel, Friedrich Schlegel und Jean Paul, sie war bei Friedrich Jacobi zu Gast in München, bei den Familien Voß und Paulus in Heidelberg, spricht in ihren an Schelling gerichteten Briefen von höchsten Staatsbeamten, die sie im Casino oder im vertrauten Kreis trifft, und bleibt dennoch schemenhaft.

Das 9. Kapitel, das die Söhne und das Erbe behandelt, möchte ich Appendix nennen, obwohl ich darin über den Tod von Heinrich Liebeskind schreibe, dessen Person zu Meta Forkel-Liebeskinds Biographie elementar gehört. Die über das Todesdatum von Meta und Heinrich Liebeskind hinausgehenden archivarischen Materialien dienten zunächst und wesentlich der Suche nach dem Todesdatum und dem -ort von Margarethe Forkel-Liebeskind. In diesem Zusammenhang waren neben den übrigen Familienmitgliedern natürlich die vier noch lebenden Söhne aus zweiter Ehe von Bedeutung. Die Söhne erscheinen, verglichen mit Meta und Heinrich Liebeskind, ein wenig blaß. Im öffentlichen Leben spielten sie eine geringe Rolle, so daß ihre Lebensläufe nur cursorisch nachvollzogen werden konnten. Aber auch diese zum Teil zusammenhanglosen Daten lassen Rückschlüsse auf Vater und Mutter zu, mehr noch auf die veränderte Zeit, die gesellschaftlichen Umwälzungen im 19. Jahrhundert. Die Lebensläufe der Söhne sollen nicht im Detail erörtert werden, aber sie offenbaren die Suchbewegungen meiner Recherche.

## 1. Kindheit und Jugend in Göttingen

### 1.1 Tochter aus gutem Hause. Eine Göttinger Professorenfamilie

Sophie Margarethe Dorothea Wedekind kam am 22. Februar 1765 in Göttingen als drittes Kind des Philosophieprofessors und zeitweiligen Stadtpfarrers Rudolf Wedekind (1716-1778) und Sophia Magdalena, geborene Morrien (1728-1796), zur Welt. Die Eltern hatten im Jahre 1751 geheiratet. Rudolf Wedekind war damals 35 Jahre alt und auch Sophia Magdalena Morrien hatte für die damalige Zeit das Heiratsalter, sie war 23 Jahre alt, schon leicht überschritten. Zwischen 13 - 17 Jahre galten Mädchen bereits als erwachsen, und zwischen 16 und 19 Jahren wurden sie in der Regel verheiratet. Aber auch mit dem Nachwuchs ließ sich das Ehepaar Wedekind Zeit. Erst nach neun Ehejahren kam der erste Sohn Georg Christian Gottlieb Theophil<sup>1</sup> zur Welt. Die Mutter war nunmehr 33 Jahre alt, was eine schwierige Geburt erwarten ließ. Um so glücklicher war der Vater über den gesunden Sohn und die relativ komplikationslose Geburt. In die Familienbibel schreibt er bewegt: „Den 8 Januar 1761 am tage Ehrhards, donnerstags accurat um 5 Uhr, hat der barmherzige Gott meine liebe Ehefrau nach über 2 Tage anhaltenden Geburtsschmerzen <...> ihres ersten Ehesegens in Gnaden entbunden <...>“. (Zit. nach III, 139, S. 9). Ein zweiter Sohn, Johann Friedrich Rudolf, am 10. März 1763 geboren, starb im Alter von kaum einem Jahr am 25. Februar 1764.<sup>2</sup>

Die Geburt der Tochter Sophie Margarethe Dorothea wird nicht mehr ganz so enthusiastisch wie die des ersten Sohnes gefeiert, aber man freut sich über das gesunde Mädchen, das zusammen mit dem vier Jahre älteren Georg aufwachsen soll.

In der Familie wurde Sophie Margarethe Dorothea Wedekind „Gretgen“ genannt. Sie selbst unterzeichnet ihre Briefe aber später mit „Meta“, ich schließe mich dieser selbstgewählten Namensgebung an.<sup>3</sup>

Metas Vater wuchs in Horst, nahe Hannover, dem Stammgut der weitverzweigten Wedekindfamilie, auf.<sup>4</sup> Als jüngster von drei Söhnen hatte man ihn zum Studium bestimmt. Der älteste Bruder Christian Heinrich Wedekind (1707-1777) wurde „Pastor zu Lindhorst in Schauenburg“ (III, 139, S. 18), der zweite übernahm den Hof.<sup>5</sup>

Metas Mutter war die einzige Tochter des Göttinger Bürgermeisters Georg Friedrich Morrien, „eines wohlhabenden und gebildeten Mannes“, der vierzig Jahre der Stadt vorstand. In der

<sup>1</sup> In den „Aufzeichnungen der Bibel des Prof. Rudolf Wedekind in Göttingen“ fehlt der vierte Name „Theophil“. Vielleicht hat er ihn später selbst beigefügt. Eine ganz seltsame Entdeckung machte Martin Weber, dem auffiel, daß Georg Wedekind bei Bewerbungen häufig sein Geburtsdatum mit 1758 angibt (erstmal in dem „Brevet de Médecin de première classe“). Vgl. Weber, M.: Georg Christian Gottlieb Wedekind ... (III, 171), S. 310..

<sup>2</sup> Trau- und Sterberegister St. Johannis zu Göttingen.

<sup>3</sup> Es ist möglich, daß sich Meta Wedekind an einer klugen Vertreterin der Weiblichkeit, der damals schon verstorbenen Meta Klopstock († 1758), orientierte. Friedrich Gottlob Klopstock (1724-1803) heiratete Meta, seine „Cidli“ 1754. Er hatte sie als Magaretha Moller in Hamburg, auf der Reise nach Dänemark kennengelernt.

<sup>4</sup> Der Enkel Rudolf Wedekinds, Georg Wilhelm, der Sohn von Metas Bruder, nennt das seit Jahrhunderten weitervererbte Besitztum „auf dem Horst“ oder „die Horst“. Vgl. Handschrift "Meines Vaters Lebensgeschichte. Erste Lebensperiode von der Geburt bis zur Beendigung des Universitätsstudiums, 1761-1780". In der Folge zit. als HS-VLg. Privatbesitz Frau Dr. Heidenreich (PB), jetzt HSTA Darmstadt.

<sup>5</sup> Der Enkel Georg Wilhelm ging fälschlicherweise davon aus, daß der älteste Sohn das Gut geerbt habe.



Familienchronik ist er als Enkel eines Hugenotten, „der aus den Pirinäen vertrieben worden war“, aufgeführt (HS-VLg-PBH, S. 3). Als der Großvater starb, war Meta gerade neun Jahre alt geworden, und nur wenige Tage nach ihrem zehnten Geburtstag mußte sie auch den Tod ihrer Großmutter beklagen<sup>6</sup>. Beide hatten ein stattliches Alter erreicht: der Großvater verstarb in seinem 84sten Jahr, und die Großmutter war immerhin 73 Jahre alt geworden. Härter dürfte Meta der Tod ihres Vaters getroffen haben, den sie im Alter von zwölf Jahren verlor. Der Verlust der Großeltern und des Vaters brachten jedenfalls einschneidende Veränderungen für Meta, ihren Bruder und ihre Mutter mit sich.

Zunächst soll jedoch von anderen, ungemein wirksamen Einflüssen auf Metas Vita gesprochen werden. Eine sehr große Rolle in ihrem Leben spielte die Göttinger Universität. Ihr Vater war dort, wie wir wissen Professor für Philosophie<sup>7</sup>, ihr Bruder Georg vollendete an der Göttinger Universität sein Medizinstudium. Ihr erster Ehemann war Musikdirektor an derselben, und ihren zweiten Mann lernte sie während dessen Studiums in Göttingen kennen. Es bedarf deshalb einer ausführlicheren Beschreibung dieser Institution, der Gepflogenheiten von Professoren und Studenten sowie der spezifisch GÖTTINGISCHEN Verhältnisse.

Göttingen war eben zur Zeit von Metas Geburt nicht mehr nur die vom Siebenjährigen Krieg gebeutelte und verschlafene Kleinstadt, deren Berühmtheit sich in der Produktion von Mettwürsten erschöpfte. Vielmehr verfügte Göttingen über eine Universität von einigem Ruf, die der Stadt zu Wohlhabenheit verhalf und die Einwohner mit den Gepflogenheiten der adligen und bürgerlichen Studenten konfrontierte. Gelegentlich führte dies sicher zu Streitereien zwischen Handwerkern und Studenten, welche aber weit weniger heftig ausgetragen wurden als in anderen Universitätsstädten. Die damaligen Einwohner Göttingens machten insgesamt den Eindruck einer verhältnismäßig zufriedenen Gesellschaft. Die Berührung mit den Fremden brachte etwas Abwechslung, aber im Grunde gab es über die alltäglichen geschäftlichen Beziehungen hinaus keine Berührungspunkte zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten. Natürlich kam es zu kleinen Verliebtheiten zwischen Studenten und Bürgerstöchtern; die Ordnung der Stände wurde jedoch dadurch nicht durchbrochen.<sup>8</sup> Selbst Kaufleute und Handwerker, die es zu einigem Wohlstand gebracht hatten, blieben von den Beamten streng getrennt - und eine ganz eigene KASTE bildeten die Professoren.

---

<sup>6</sup> Georg Friedrich Morrien starb am 25. Januar 1774, die Großmutter am 7. März 1775.

<sup>7</sup> Erich Tremmel spricht von Ordinarius für Theologie in Killy's Literatur-Lexikon. Auch im Deutschen Literatur-Lexikon, hrsg. von Wilhelm Kosch (IV., 24) wird der Vater als Theologieprofessor bezeichnet. Im deutschen Geschlechterbuch wird Rudolf Wedekind als "außerordentlicher Professor für Philosophie und Weltweisheit an der Univ. Göttingen" (1750-1778) geführt. DG (IV, 38). In der Handschrift „Meines Vaters Lebensgeschichte“ ist zu lesen, daß Rudolf Wedekind seit 1746 als „Adjunct der philosophischen Fakultät“ und seit 1750 als außerordentlicher Professor für Philosophie an der Universität tätig war. Diese Aussage stimmt mit der Johann Stephan Pütters überein. Pütter spricht allerdings nicht von extraordiniertem Professor der Philosophie, sondern ausdrücklich von Professor und extraordiniertem Pfarrer an der „Lieben Frauen Kirche“. Daß Rudolf Wedekind häufig der Theologie zugeordnet wird, ist damit zu erklären, daß er an verschiedenen Kirchen als Prediger agierte. Hinzu kommt, daß Rudolf Wedekind zunächst Theologie in Rinteln und später erst Philosophie in Göttingen studierte. Außerdem war die Trennung zwischen den Lehrstühlen Philosophie und Theologie an den meisten Universitäten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch fließend.

<sup>8</sup> Wie stark das Standesbewußtsein der Studenten auch in Liebesdingen wirksam blieb, zeigt eine Episode, die Friedrich von Raumer in seinen Lebenserinnerungen wiedergibt: "Fräulein Krämer (die auch Goethe erwähnt) war eine ausgezeichnete Sängerin; daß sie mir aber höchst unerwartet große Gunst zuwendete, verursachte mir viele Sorge, weil Theilnahme und Vernunft in Widerstreit geriethen. Bei den obwaltenden Verhältnissen war es indeß so natürlich als notwendig, daß die letzte obsiegte". Lebenserinnerung und Briefwechsel von Friedrich von Raumer. Erster Theil (I., 112), S. 43. Die „Alimentations- und Satisfactions-Klagen gegen Studierende zu Göttingen“ geben darüber Aufschluß in welcher sozialen Schicht die Studenten ihre sexuellen Abenteuer suchten. Solche Klagen wurden in der Regel

1762 waren die Franzosen abgezogen, was Münchhausen<sup>9</sup>, den ersten Kurator der Universität, zu dem Ausruf veranlaßte: „Das arme Göttingen <...> es bedarf fast einer neuen Creation“.<sup>10</sup> Die Kriegsschäden wurden mit Hilfe von zwei Lotterien innerhalb kürzester Frist behoben, und der Lehrbetrieb konnte wieder aufgenommen werden.

Göttingen hatte seit der Universitätsgründung mehrere Stadterweiterungen erfahren. Zu Metas Zeit waren die mittelalterlichen Stadttore längst gefallen, was der Stadt etwas mehr Offenheit verlieh. Auf dem Wall flanierten in schattigen Alleen die städtischen Honoratioren, die Professoren mit ihren Familien, die Studenten und Bürger. In der Studentensprache hieß der Wall auch *Poussirwall*, Heinrich Heine hat ihn in seinem Gedicht »Auf den Wällen Salamancas« verewigt Das Stadtbild Göttingens bot dennoch eher einen mittelalterlichen Anblick. Scheinbar planlose enge, winklige Gassen und einige reich verzierte Fachwerkbauten erinnerten an die vergangenen Zeiten. Die spannungsreiche Mischung aus universitärer Kultur und bäuerlicher Subsistenzsicherung wird von einem durchreisenden Fremden anschaulich geschildert, der sich insbesondere an den frühmorgentlichen Aktivitäten der Göttinger störte: „Der Lärm auf der Hauptstraße ist schrecklich und reißt nicht ab. Morgens kommt der Hirte mit seinen Schafen, Schweinen und Ziegen, hält mitten auf der Straße an und klingelt, damit die Interessenten aus den Nebenstraßen sich seinem Zug ins Freie vor das Tor anschließen können. Wenig Zeit darauf kommen dann auch noch die Kühe. Später beherrschen hauptsächlich die Studenten das Straßenbild“.<sup>11</sup>

Was die universitäre Kultur anbelangt, so gehörten die Professoren Michaelis, Böhmer, Heyne und Pütter zu den großen Gastgebern. Diese Gesellschaften waren insofern zwanglos, als keineswegs nur die Mitglieder der ersten Häuser geladen wurden, sondern jeder Zutritt hatte, der über die „passende Kleidung verfügte und sich angemessen benehmen konnte“. Ein solches Treffen, auch Assemblée genannt, schildert H. A. Oskar Reichard in seiner Selbstbiographie: „Den Gesellschaften bei Pütter und Böhmer, zu welchen mein Vater mir den Zutritt ausgewirkt hatte <...> entsagte ich bald freiwillig, denn da ich keinerlei Art von Spiel kannte und aus Blödigkeit immer wie eine Winkelspinne in den Ecken hauste, so verursachten diese Vereinigungen mir lediglich Langedeweile“.<sup>12</sup> Unter den sogenannten Assembles verstand man regelmäßige Treffen in Privathäusern, wo Kaffee oder Tee gereicht wurde und man sich an Spieltischen mit Whist, L-hombre oder Reversi<sup>13</sup> vergnügte. Der oben erwähnte Reichard, er hatte sich am 20. Oktober 1767 in Göttingen

---

von den Vätern der Mägde und Aufwärterinnen oder denselben eingereicht. Vgl. Hochheimer, C. Fr. A.: Göttingen. Nach seiner eigentlichen Beschaffenheit zum Nutzen derer, die daselbst studiren wollen, dargestellt von einem Unparteyischen, Lausanne 1791, in: Himme (VI., 6), S. 162. Ein ehemaliger Göttinger Student berichtet von seinen Erfahrungen: „Mehr als eine Frau pflegt ein Student in Göttingen nicht zu haben, und dieses ist der Regel nach seine Aufwärterin, wenn diese nur hübscher ist als sein Compendium, um zuweilen einen Blick des Herrn von diesem weg und auf sich zu ziehen.“ Zit. nach G. Chr. H. List: Beyträge zur Statistik von Göttingen, Berlin 1785, in: Himme (VI., 6), S. 162.

<sup>9</sup> Freiherr Gerlach Adolph von Münchhausen (1688-1770) hatte in Jena, Halle und Utrecht Jura studiert. Nach seiner Promotion stand er kurze Zeit als Appellationsrat in sächsischen Diensten und wechselte 1715 als Oberappellationsrat nach Celle. Seit 1732 war er Großvogt der hannoverschen Regierung. 1734 übernahm er das "Curatel" der neu errichteten Universität. Vgl. Heeren, A. H. L.: Christian Gottlob Heyne (I., 56, S. XIV ff.)

<sup>10</sup> Selle, G.: Universität Göttingen, (III, 150), S. 52.

<sup>11</sup> Selle, G.: Universität Göttingen, (III., 150), S. 61.

<sup>12</sup> Hermann Uhde: Heinrich August Oskar Reichard ... (I., 143), S. S. 50.

<sup>13</sup> Whist: aus England stammendes Kartenspiel mit 52 Karten, bei dem sich die Spieler mit den höchsten Karten und die mit den niedrigsten verbinden.

L-hombre: im 14. Jh. in Spanien erfunden, wurde später durch das Skat in Deutschland verdrängt.

Reversi: Kartenspiel mit Whistkarten ohne die Zehn. Wie Whist wird es mit vier Spielern, die zwei Parteien bilden, gespielt.

eingeschrieben, und wohl zuletzt doch noch Geschmack an den Spielen gewonnen, denn nach nicht ganz einem Jahr holte ihn der Vater zurück nach Gotha, weil sein Sohn in Göttingen zuviel Geld ausgab. Reichard leitete von 1775-79 das Gothaer Hoftheater und gab verschiedene Theaterjournale heraus.

Später nahmen auf ausdrücklichen Wunsch der Regierung auch Frauen an diesen Veranstaltungen teil. „Die Professoren möchten die Studenten auch in ihre Gesellschaften des schönen Geschlechts aufnehmen, damit ihre Sitten verfeinert würden und das Rohe, das ihnen anzuhängen pflege, abgeschliffen würde“.<sup>14</sup> Dieses Ansuchen veranlaßte Professor Michaelis zu dem Ausspruch: „Ganz gut, aber meine Töchter sollen die Schleifsteine nicht sein“.<sup>15</sup>

Neben der universitären Kultur verfügte die Stadt über wenig Anziehungspunkte. Feste, Konzerte und Theateraufführungen, wie sie in kleineren Residenzen oder in den alten Handelsstädten üblich waren, fehlten in Göttingen. Bälle wurden von der Regierung nur selten genehmigt, Liebhabertheater wurden zuweilen zugelassen, aber nur im Freien.<sup>16</sup> Lichtenberg, der seit 1770 als Professor für Physik in Göttingen lehrte, und der sich auf seiner London-Reise für den englischen Shakespeare-Darsteller Garrick so begeistert hatte, vermißte das Theater und tröstete sich mit den realen Personen: „Die Gesichter der gemeinen Leute auf einer Straße anzusehen ist jederzeit eines meiner größten Vergnügen gewesen. Keine Zauberlande kommt diesem Schauspiel bey“.<sup>17</sup>

Auch Meta Wedekind ersetzte sich das Theater durch die Anschauung der real vorhandenen Charaktere. Sie sah die Kollegen ihres Vaters: Ehrerbietung fordernde, kluge Männer, und sie sah Studenten, die im Schutze der Universität ein „ungebundenes Leben führten und mit leerem Kopf und Beutel zurück[kehrten], als würdige Glieder, von welchen die Bedienungen unsers Staats bekleidet werden“.<sup>18</sup> Meta sah Bürgerinnen, die in ihrer Vornehmheit und Eleganz den Wettlauf mit dem Hof aufnahmen, und Bürgertöchter, „die einen Studiosus nicht verschmachten ließen“. Selbstverständlich entgingen Meta auch die nach dem damaligen Geschmack positiven Gestalten nicht. Ein gut erzogener Mann mußte „Herrschaft der Seele über Mienen und Gebärden, auch im Zustande der Leidenschaft bewahren und Leichtigkeit und Anstand in der Bewegung aller Gliedmaßen, geraden Gang ohne affektierte Feierlichkeit“ zeigen.<sup>19</sup> Lebenslang werden Meta die Menschenbilder, die sich ihr in Göttingen einprägten, nicht mehr verlassen. Die Moral, die ihr Vater predigte, grub sich ebenso tief in ihre Seele ein wie der professorale, studentische und bürgerliche Habitus. Meta Wedekind wird in ihrer Jugend Zeugin des Zusammenpralls von aufgeklärter sittenstrenger Gelehrsamkeit und einer übermütigen, die akademische Freiheit auskostenden Studentenschaft. Selbst die Reskripte, die 1765 noch „alle theatralische Vorstellung, wie auch die

<sup>14</sup> Walter Habenicht: Georg Friedrich Martens ... (I., 51), S. 27.

<sup>15</sup> Diese spöttische Wendung wurde allerdings auch Professoren in Gießen in den Mund gelegt. Die Urheberschaft von Michaelis möchte ich somit nicht behaupten.

<sup>16</sup> Es gab jedoch Ausnahmen, zum Beispiel erhielt die Ackermann'sche Truppe 1764 in Göttingen die Spielerlaubnis. Zu dieser Zeit gehörte bereits der berühmte Schauspieler Ekhof zu der Truppe. Göttingen als Spielort war aufgrund der wenigen Einwohner für eine Schauspielgesellschaft nicht besonders lukrativ. Vgl. Knudsen, H.: Deutsche Theatergeschichte (III., 86), S. 184.

<sup>17</sup> Diesen Satz notierte Lichtenberg in seinen „Reise-Anmerkungen“. Lichtenberg in England. 2 Bände., hrsg. von H. L. Gumbert, Wiesbaden 1977, zit. nach Julia Hoffmann: "Ich laufe und renne den gantzen Tag, mit allen Sinnen sperrweit offen". Lichtenbergs Reisen nach England, in: (VI., 4), S. 221.

<sup>18</sup> So beschreibt Meta in ihrem Roman „Maria“ einen Studententypus, den sie sowohl aus ihrer Lektüre als auch aus eigener Anschauung kannte. S. 12 f.

<sup>19</sup> Diese Aufzählung wünschenswerter Eigenschaften eines guterzogenen Mannes entstammt H. Niemeyers "Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" (1796), zit. nach Hans Gerth Bürgerliche Intelligenz ... (III., 38), S. 40.

Anstellung derer seit einiger Zeit aufgekommenen Bälle“<sup>20</sup> von Regierungsseite untersagten, werden im Laufe der Zeit sehr viel milder abgefaßt.

Göttingen trug besonders in den siebziger und achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts das unverkennbare Gepräge einer für damalige Verhältnisse aufgeschlossenen Universitätsstadt.<sup>21</sup>

Dies war zum einen auf den hohen Standard der Cameral-<sup>22</sup> und Naturwissenschaften, der praxisorientierten Behandlung der Jurisprudenz, und zum anderen auf die Wiederbelebung der humanistischen Studien durch Gesner<sup>23</sup> und später Heyne<sup>24</sup> zurückzuführen. Über eine große Anziehungskraft für Studenten und junge Gelehrte verfügte die Bibliothek. „Man glaubt kaum, bey wie Vielen die Bibliothek ein Bewegungsgrund wird, nach G. zu gehen <...> Es ist wahr, daß sie an Brauchbarkeit wol schwerlich ihres gleichen hat“<sup>25</sup>. Dies vermerkt der sich ansonsten nicht sehr positiv über die Universität äußernde Student Wilhelm Mackensen. Für die Anschaffung der Bücher erstellten die Professoren jährliche Listen, denen in der Regel seitens der Obrigkeit zugestimmt wurde. Bei Mackensen erfahren wir darüber hinaus, „daß das Geld für Buchbinderarbeit, das die Bibliothek jährlich bezahlt, dasjenige oft zweymal übersteigt, was bey manchen andern öffentlichen Bibliotheken alle Jahr für die Anschaffung neuer Bücher ausgesetzt ist“<sup>26</sup>. Hinzu kommt, daß es in Göttingen gelang, das Gelehrtenprestige als solches etwas zu heben. Man wollte sich ganz bewußt von der PURSCHEN-Universität Jena abheben. Dies glückte vor allem durch die englischen Adligen, die aufgrund der Verbindung des kurfürstlichen Hauses Hannover mit England Göttingen zu ihrem bevorzugten Studienaufenthalt wählten.<sup>27</sup> Diese englischen Gentlemen

<sup>20</sup> Mejer, D. O.: Kulturgeschichtlicher Bilder aus Göttingen (III., 98), S. 49 f.

<sup>21</sup> Heinrich A. O. Reichard war stolz, zu der Zeit in Göttingen zu studieren, und notierte: „Göttingen stand im Jahre 1767, wo ich am 20. Oct. als akademisches Mitglied dort einzog und am Tage darauf immatrikuliert wurde, in der Fülle seiner Kraft.“ Sudhof, S.: Von der Aufklärung zur Romantik (III., 162), S. 45.

<sup>22</sup> Die „Cameralwissenschaft“ vermittelte alle für Verwaltungsbeamte notwendigen Kenntnisse. Im 18. Jh. entstand das erste Institut in Halle und 1727 in Frankfurt a. d. Oder. Der Name Cameralwissenschaft wurde später durch die von Adam Smith begründete „Nationalökonomie“ verdrängt.

<sup>23</sup> Johann Matthias Gesner (1691-1761) war seit 1730 Rektor an der Thomasschule in Leipzig. 1734 erhielt er den Ruf als „professor eloquentiae“ nach Göttingen, mit der gleichzeitigen Aufsicht über das Schulwesen des königlich-kurfürstlichen Staates Hannover. Darüber hinaus war er für den philologischen Teil der Bibliothek verantwortlich und mit dem Vorsitz der "Teutschen Gesellschaft" betraut. Vgl. Himme H.-H.: Stichhaltige Beiträge (VI., 6), S. 58.

<sup>24</sup> Christian Gottlieb Heyne (1729-1812) kam 1763 als Prof. der Beredsamkeit nach Göttingen. Wie Gesner und Ernesti (1707-1781) versuchte Heyne seine Hörer forschend und lehrend für die Disziplinen der Philologie, Mythologie, Archäologie und Kunst zu interessieren. "Bildung des Geschmacks, Veredlung des Gefühls und Vervollkommnung der ganzen moralischen Natur" war nach Aussage seines Schwiegersohns (Arnold H. L. Heeren) Heynes erstes Interesse. Vgl. Hans H. Gerth: Bürgerliche Intelligenz (III., 38), S. 44 f.

<sup>25</sup> Wilhelm Friedrich August Mackensen (1768-1798) war vom Sommer 1788 bis Sommer 1789 in Göttingen als „Philosophiae Studiosus“ immatrikuliert. Zit. nach Mackensen „Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer“ (I., 68), S. 80 f.

<sup>26</sup> Mackensen (I., 68), S. 81. Ein weiterer Vorteil sei hier noch benannt, nämlich die Abwesenheit des Kurfürsten. Er residierte als König von England und bedurfte so keiner aufwendigen Hofhaltung. Die Verbindung zu England vermittelte umgekehrt seinen Untertanen eine gewisse Weitsicht.

<sup>27</sup> Neben den traditionellen Universitäten in Holland (allen voran Utrecht) studierten die Engländer im zweiten Drittel des Jahrhunderts eher an den etablierten Universitäten Leipzig und Halle. In den siebziger Jahren ist hier ein allgemeiner Umbruch zu verzeichnen. Die Göttinger Universität genoß zu der Zeit nicht nur bei Engländern eine hohe Reputation.

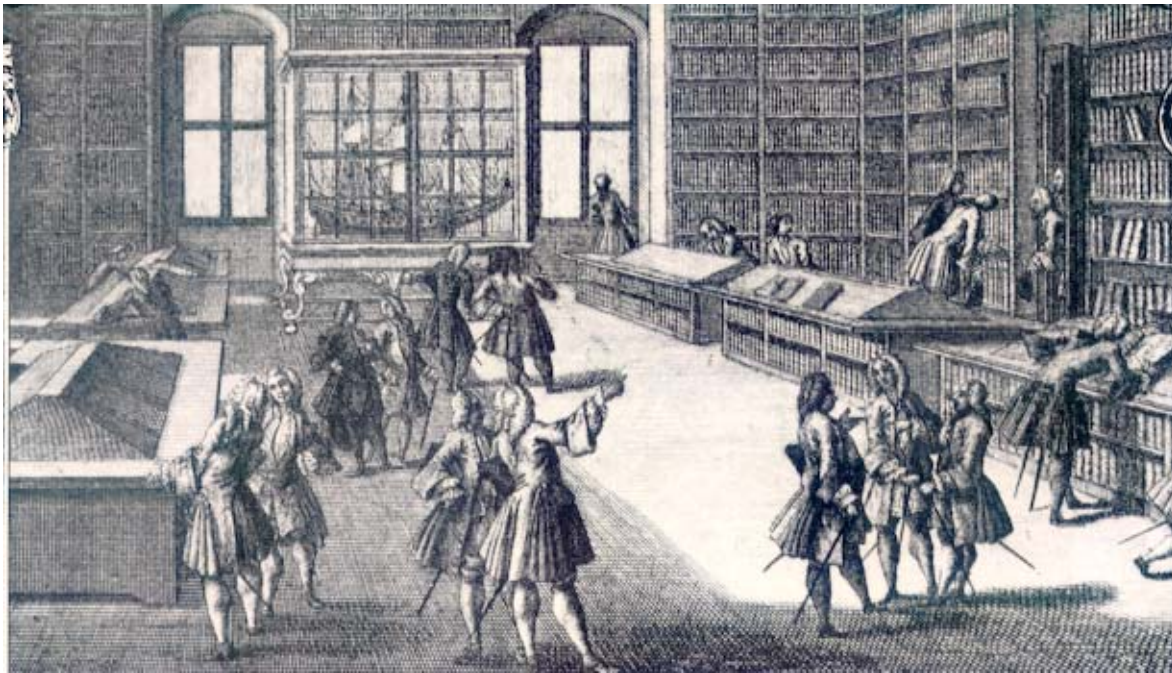


Abb.: 2 Göttinger Universitätsbibliothek

galten als Vorbild demokratischer Vornehmheit, die jenseits von Hofetikette und plebejischer Formlosigkeit stand. Den Professoren war daran gelegen, den Studenten neben den Lerninhalten auch zivilisierte Umgangsformen zu vermitteln. Meiners resümiert den Erfolg dieser Anstrengung: „Wie viele Fürsten und Herren haben hier in Göttingen ihre unfeinen Spottereien und unfeinen Neckereien abgelegt, welche sie von Höfen mitbrachten: Wie viele sind hier, wo keiner ihrer besonders zu schonen, oder ihnen zu schmeicheln brauchte, von einer widerlichen Prahlerei oder von einer erkünstelten Originalität, und von anderen Gebrechen, welche man bis dahin über die Gebühr getragen oder genährt hatte, von Grund aus geheilt worden! Nicht weniger heilsam als der Zwang <...> den die jungen Leute sich untereinander auflegen.“<sup>28</sup> Nun war Meiners selbst Professor und vertrat damit zwangsläufig seine Institution und deren Bild nach außen, so daß diese Aussage nicht unbedingt objektiv sein muß. Sie wird jedoch auch aus studentischen Reihen bestätigt. Friedrich von Raumer urteilt in seinen Lebenserinnerungen: „Die ganze Haltung der Professoren und Studenten war eleganter, vornehmer, aristokratischer wie in Halle.“<sup>29</sup> Ähnlich äußert sich auch Ludwig Tieck in einem Brief an Wackenroder: „Bei Heyne lerne ich doch manches; Göttingen gefällt mir gegen Halle außerordentlich, der Ton ist unter den Studenten ungleich feiner und gesitteter.“<sup>30</sup> Die Professoren gaben sich auch alle Mühe, zu ihren Hörern ein gutes Verhältnis aufzubauen. Neben der Hierarchie innerhalb der Fakultäten, die der einzelne Professor durchaus als ungerecht empfinden konnte, war er aufgrund der Kollegengelder schließlich auch dem allgemeinen Wohlwollen der Studenten ausgeliefert. Friedrich Nicolai bemerkt dazu: Es „würde auf allen Universitäten sehr heilsame Wirkungen haben, wenn Mittel gefunden würden, daß der Wohlstand der Professoren nicht von dem blinden Willen der noch unerfahrenen studirenden Jugend abhänge.“<sup>31</sup>

<sup>28</sup> Christoph Meiners: Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten (I., 94), S. 134 f.

<sup>29</sup> Friedrich von Raumer: Lebenserinnerungen und Briefwechsel (I, 112), S. 38.

<sup>30</sup> Brief vom 30. November 1792, in: Wilhelm Heinrich Wackenroder. Werke und Briefe. Zweiter Band: Briefwechsel mit Ludwig Tieck. Hrsg. von Friedrich von der Leyen (I., 89), S. 114.

<sup>31</sup> Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz 1781 (I., 101), S. 167.

In der internen Hierarchie standen die Jurisprudenz, Ökonomie und Staatsgeschichte ganz oben. Darunter, teils auch daneben, waren die Naturwissenschaften angesiedelt, also all die Fächer, welche den utilitaristischen und merkantilistischen Bestrebungen der damaligen aufgeklärt-absolutistischen Regierungen entgegenkamen. Die Professoren waren zwar Beamte, konnten aber je nach Bedarf angestellt und entlassen werden. Die Regierung bestimmte ihre Gehälter und damit die Rangordnung innerhalb des wissenschaftlichen Betriebes. Am schlechtesten wurden die Stellen der philosophischen und theologischen Fakultäten bezahlt. Ein weniger gut bezahlter Professor konnte allerdings aufgrund höchster wissenschaftlicher und rhetorischer Fähigkeiten, einem eleganten oder originellen Auftreten eine große Studentenzahl anlocken und damit seine Kollegengelder erhöhen. Die Bezüge der Professoren waren nach wissenschaftlichem Rang, Dienstalter und Ansehen, vor allem aber vom APPLAUSUS abhängig. Für die weniger gut bezahlten Universitätslehrer und EXERCITIEN-MEISTER war der Privatunterricht die wichtigste oder gar einzige Einnahmequelle.<sup>32</sup> Hieraus wird deutlich, wie stark die Stellung des Universitätslehrers von der Standeszugehörigkeit und Zahlungsfähigkeit seiner Hörer abhing. Es ist deshalb kein Zufall, daß man in Leipzig, Halle und Göttingen die adligen Zuhörer zählte.<sup>33</sup> Karl von Raumer berichtet von geradezu lächerlich anmutenden Vergünstigungen der adligen Studenten: „Sie saßen an eigenen Grafentischen und wurden zu Vorlesungsbeginn mit „hochgebohrener Herr Graf“ begrüßt.“<sup>34</sup> Das Inscriptionsbuch wurde ihnen ins Haus gebracht, und falls sie jemals vor Gericht zu erscheinen hatten, so wurde ihnen ein Stuhl angeboten. Darüber hinaus waren auch die Prüfungsverfahren ungerecht, weil man bei den Wohlhabenden wußte, daß sie sich dem Examen durch den Wechsel an eine andere Universität entziehen würden.<sup>35</sup>

Generell lag das Hauptgewicht der Vorlesungen nicht bei den öffentlichen, sondern den privaten Kollegien, die gewöhnlich im Hause des Professors gehalten wurden. Dadurch war die Kommunikation zwischen Wissenschaftsbetrieb und praktischem Leben besonders eng. Meta Wedekind, Therese Heyne (1767-1829), Caroline Michaelis (1763-1809) und Dorothea Schlözer (1770-1825) erhielten von Studenten Unterricht, wohnten zum Teil mit ihnen unter einem Dach und aßen mit ihnen am gleichen Tisch. Zum Beispiel lernte Caroline im Hause ihres Vaters den damaligen Studenten August Wilhelm Schlegel kennen. Schlegel logierte zu der Zeit im Hause ihrer Freundin Therese Heyne.<sup>36</sup>

---

<sup>32</sup> Christian Fürchtegott Gellert ist ein Beispiel dafür. Als außerordentlicher Professor wurde er in Leipzig mit 100 Thalern Jahresgehalt dotiert. Der Andrang von Studenten war so groß, daß er die öffentlichen Hörsäle benutzen mußte. Einer seiner Schüler, Graf Moritz von Brühl, versorgte ihn von 1762 an mit einer Pension in Höhe von 150 Thalern, ohne daß Gellert um den Namen seines Wohltäters wußte. Aber auch von staatlicher Seite wurde er ständig mit Vergünstigungen und Geschenken bedacht. Vgl. H. Kletke: *Walhalla. Die Deutsche Prosa des achtzehnten Jahrhunderts mit Biographien und charakteristischen Proben*, 2 Bände, Berlin, 1854, S. 37.

<sup>33</sup> Vgl. Hans H. Gerth: *Bürgerlich Intelligenz um 1800* (III., 38), S. 35 ff.

<sup>34</sup> Karl von Raumer: *Geschichte der Pädagogik* (I., 113), S. 82.

<sup>35</sup> Vgl. Karl von Raumer: *Geschichte der Pädagogik* (I., 113), S. 78.

<sup>36</sup> Vgl. Brigitte Struzyk: *Caroline unterm Freiheitsbaum* (III., 161), S. 11. Die Studenten, die bei Michaelis wohnten, waren in einem Seitenflügel der ehemaligen Londonschänke untergebracht. Vgl. auch Erich Schmidt/Georg Waitz(Hrsg.): *Caroline. Briefe aus der Frühromantik* (I., 125), S. VIII und vgl. Sigrid Damm: *Begegnung mit Caroline* (I., 14), S. 420 f.

Nach Pütter waren bis 1788 elf Prinzen, 148 Grafen und 14828 *andere Personen* inskribiert.<sup>37</sup> Der Zustrom von Studenten war nach der Jahrhundertmitte besonders breit, was sich unter anderem durch das Bursen<sup>38</sup> - und Stipendienwesen erklären läßt. Daneben wurde die Möglichkeit, als



Abb. 3: Scherenschnitt Therese Heyne

Hauslehrer und Informant das eigene Studium zu finanzieren, seitens der Universitätslehrer und der Studenten mehr und mehr kultiviert.<sup>39</sup> Johann Heinrich Voß<sup>40</sup>, der Ostern 1772 auf Einladung von Boie<sup>41</sup> nach Göttingen kam, erhielt beispielsweise einen zweijährigen Freitisch und gab Stunden als Informant.<sup>42</sup>

Einschließlich der Studenten und deren Bedienten,<sup>43</sup> zählte Göttingen in den achtziger Jahren 8000 Einwohner.<sup>44</sup> Zur Zeit des fünfzigjährigen Jubiläums 1787 belief sich die Zahl der Studenten auf 949. „Zahlreicher waren sie vorher niemals“<sup>45</sup> bemerkt Johann Heinrich Liebeskind, der spätere zweite Ehemann von Meta Wedekind, der in jenem Jahr sein Studium in Göttingen begann. Sein Resümee über die Georgia Augusta lautet: „Gewöhnlich sagt man, die geistige Nahrung wäre in Göttingen vortrefflich, die leibliche Kost schlecht und der Aufenthalt teuer. Es läßt sich wohl nichts erhebliches gegen diese

<sup>37</sup> Johann Stephan Pütter: Selbstbiographie zur dankbaren Jubelfeier seiner 50jährigen Professorenstelle zu Göttingen (I., 108), S. 374. Pütter hatte es kongenial verstanden, ganz im Sinne Münchhausens Theorie und Praxis der Rechtslehre zu verbinden. Er war stolz auf die vielen Grafen, Fürsten und Beamtensohne, die durch seine Schule gingen. Vgl. Götz von Selle: Universität Göttingen (III., 150), S. 38.

<sup>38</sup> Burse; von Geldbeutel, galt später für studentische Wohngemeinschaft. Ein Studentenwohnheim heißt noch heute in Göttingen die "Burse".

<sup>39</sup> Das Hauslehrer- und Informantenwesen ermöglichte unter anderen Heyne, Forkel, Zelter, Liebeskind das Studium. Ich nenne hier lediglich Personen, die in der vorliegenden Arbeit vorkommen.

Am längsten hat Immanuel Kant das Dasein als Hauslehrer ertragen. Er mußte ganze neun Jahre in dieser abhängigen Position seinen Lebensunterhalt verdienen. Vgl. H. Kletke: Walhalla, S. 220.

Das Hauslehrer- und Informantenwesen wurde nach 1750 durch die verstärkte Konkurrenz unter den unbemittelten Studenten zwar besser organisiert, jedoch die Bedingungen und der Lohn noch unvorteilhafter. Professoren wurden oft um Empfehlungen gebeten und dienten als Vermittler bei Hofmeister- und Informantenstellen.

<sup>40</sup> Johann Heinrich Voß (1751-1826), Dichter und Übersetzer (Homer, Vergil, Horaz u.a.)-

<sup>41</sup> Heinrich Christian Boie (1744-1806), Schriftsteller, gründete mit Gotter 1770 den ersten deutschen „Musalmanach“ in Göttingen.

<sup>42</sup> Vgl. Friedrich von Raumer: Geschichte der Pädagogik (I., 113), S. 187.

<sup>43</sup> Bürgerliche Studenten hatten gewöhnlich eine Aufwartefrau. Adlige brachten bis zu drei Diener mit, Prinzen, die schließlich an ihren späteren Beruf gewöhnt werden sollten, verfügten über noch mehr Dienstpersonal.

<sup>44</sup> Die Zahl von etwa 8.000 Einwohnern in den achtziger Jahren gibt D. Otto Mejer, S. 42 an. Walter Habenicht nennt in seiner Biographie über Professor Georg Friedrich von Martens für 1788 die Zahl 11.000. Vgl. Walter Habenicht (I., 51), S. 11.

<sup>45</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91) S. 227.

Behauptung einwenden.“<sup>46</sup> Die sprichwörtlich schlechte Kost wird von vielen Göttinger Studenten beklagt. Weniger anspruchsvoll gibt sich Wilhelm Friedrich August Mackensen in seinem 1791 anonym veröffentlichten Pamphlet »Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer«, wo zu lesen ist: „Uebigens ist auch nur der gewöhnliche Mittagstisch schlecht, des Abends ißt man in gewissen Häusern, als bey Ruhlender und Kellner recht gut. Nur findet man hier den frohen Ton nicht der ein Mal würzen muß, eine unabänderliche Bedingung Göttingens <...>“<sup>47</sup>

## 1.2 Göttingen, eine Generation früher oder die Macht der Tradition

Als Metas Vater sein Studium an der Georg-August-Universität aufnahm, ging es dort noch vergleichsweise ruhig zu. Von den später häufig beklagten und von der Regierung vehement bekämpften „sittenverderblichen“ Einflüssen war damals nur wenig zu spüren.

Die Förderung von Bildung, insbesondere die Erziehung tüchtiger Beamter gehörte im 18. Jahrhundert zu dem aufgeklärten Kanon, dem sich auch Fürsten nicht verschlossen.

Gerlach Adolf von Münchhausen<sup>48</sup>, der erste Kurator der Universität, richtete sein Augenmerk vor allem auf die juristische Fakultät, wo solide Theorie und historische Kenntnis des römischen und deutschen Rechts mit der Praxis verbunden werden sollte. Insbesondere das Staatsrecht wurde in Göttingen als Disziplin ausgebaut und ist neben den „gehätschelten“ Naturwissenschaften auch für den Ruf der Universität verantwortlich. Durch eine für die Zeit sehr hohe Bezahlung der Professoren versuchte man die wichtigsten Männer an diese Universität zu ziehen.<sup>49</sup> Zu den international berühmten Persönlichkeiten der ersten Stunde gehörte Albrecht von Haller<sup>50</sup>, der bis 1753 in Göttingen lehrte.<sup>51</sup> Von Leipzig konnte man Gesner<sup>52</sup>, den ehemaligen Rektor der Thomasschule, verpflichten.<sup>53</sup> Es war Münchhausen, der für die Beseitigung der alten Theologen-Zensur<sup>54</sup> sorgte, der sich um die materiellen und institutionellen Vorbedingungen für moderne Wissenschaft, vor allem eine leistungsfähige Bibliothek bemühte und somit die akademische Freiheit zu forschen, zu lehren und zu lernen in Göttingen zu einem beträchtlichen Teil vorantrieb.

Metas Vater, Rudolf Wedekind, schrieb sich am 9. August 1737 als 758ster Student in die Göttinger Matrikel ein.<sup>55</sup> Zuvor hatte er Theologie in Rinteln studiert, wo er seit 1735 immatrikuliert war.

<sup>46</sup> Liebeskind, Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 218.

<sup>47</sup> Wilhelm Friedrich August Mackensen „Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer“ (I., 68), S. 10.

<sup>48</sup> Münchhausen hatte selbst in Halle studiert und wurde als Kurator und Geheimrat in die Lage versetzt, nach diesem Vorbild eine noch modernere Universität zu schaffen. Vgl. Hartmut Boockmann: Göttingen. (III., 15), S. 20.

<sup>49</sup> Vgl. Hans Heinrich Himme (VI., 6), S. 19 ff.

<sup>50</sup> Albrecht von Haller (1708-1777) war Schweizer. In Göttingen lehrte er Anatomie, Physiologie und Botanik. Er gründete dort den Botanischen Garten, das anatomische Theater und die Entbindungsanstalt. International bekannt war Haller vor allem als Dichter und Romanschriftsteller. Am bekanntesten ist sein Lehrgedicht "Die Alpen" (1729).

<sup>51</sup> Vgl. Götz von Selle, Universität Göttingen (III., 150), S. 21.

<sup>52</sup> Johann Matthias Gesner, Vgl. FN 23, seit 1734 Professor in Göttingen, wo er auch starb.

<sup>53</sup> Vgl. Götz von Selle, Universität Göttingen (III., 150), S. 27.

<sup>54</sup> In Halle oblag der theologischen Fakultät das Zensurrecht über alles, was die Professoren publizierten. Vgl. Hartmut Boockmann: Göttingen ... (III. 15), S. 18.

<sup>55</sup> Der genaue Text lautet: "Rudolphus Wedekind, Horsta-Hannov., Theol. Stud., ex Academia Rinteliensi". Götz von Selle (Hrsg.): Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen, 1734-1837 (IV., 39), S. 18.



Nach zwei Jahren wechselte er an die neu gegründete Universität Göttingen und legte dort 1740 seine Magisterprüfung ab. Nach einem kurzen Konrektorat in Northeim wurde er 1741 Konrektor am Gymnasium in Göttingen. Das Göttinger Gymnasium hatte in der Gründungsphase der Georgia Augusta neben dem Rathaus kurzfristig als Universitätsgebäude gedient, bis für die Universität ein eigenes Kollegium erbaut worden war. 1743 übernahm Rudolf Wedekind den Posten des Schuldirektors. Ab 1746 arbeitete er nebenbei als Adjunct (Amtsgehilfe) an der philosophischen Fakultät. 1750 wurde er zum Professor der Philosophie ernannt und fungierte daneben als extraordinierter Pfarrer an der LIEBFRAUEN KIRCHE<sup>56</sup> und später als Prediger an der ST. ALBANI KIRCHE in Göttingen.<sup>57</sup>

Neben seiner Lehr- und Predigertätigkeit war der Vater schriftstellerisch tätig. Er hatte verschiedene theologische und philosophische Schriften in lateinischer Sprache, ein deutsch-lateinisches und französisches Titularbuch, zahlreiche Gedichte verfaßt, Artikel für *Moralische Wochenschriften* geschrieben und gab solche auch selbständig heraus.<sup>58</sup> Zu seinen großen literarischen Vorbildern gehörte Gottsched<sup>59</sup>, für den er im Streit mit den Schweizern Bodmer und Breitinger<sup>60</sup> Partei ergriff. Dies setzte ihn in Gegnerschaft zu seinem großen Kollegen, Albrecht von Haller, der die Position seiner Landsleute vertrat.

Rudolf Wedekind war unter Gesners Leitung Sekretär der „Königlich Teutschen Gesellschaft zu Göttingen“.<sup>61</sup> Gottsched selbst ließ sich 1753, nachdem Haller bereits die Universität verlassen hatte, von der Gesellschaft feiern. Aber Gottscheds Einflußsphäre auf die deutsche Dichtung wurde damals schon kleiner, so daß die „Teutsche Gesellschaft“ bereits zur Zeit ihrer Gründung zumindest bei der studentischen Jugend als veraltet galt. Pütter, der 1747 nach Göttingen kam, war jedoch stolz, dort als Ehrenmitglied aufgenommen zu werden. In seiner Selbstbiographie schreibt er: „Noch vor Ablauf des Wintersemesters widerfuhr mir die Ehre, von der hiesigen königlichen Teutschen Gesellschaft durch ein von ihrem damaligen Präsidenten Gesner, und von Johann Christ. Claproth als Senior, nebst dem damaligen Secretär Rud. Wedekind (1748 Febr. 3.) unterschriebenes gedrucktes Patent als Ehrenmitglied aufgenommen zu werden.“<sup>62</sup> Viele der Göttinger Studenten „hielten es für eine Ehrensache, nicht Mitglieder der deutschen Gesellschaft zu sein.“<sup>63</sup>

<sup>56</sup> Martin Weber erwähnt noch die St. Marienkirche, in der Rudolf Wedekind neben dem Altar beerdigt wurde. Dort steht "Pastor bei hiesiger Kirche". Martin Weber, (III., 171), S. 19.

<sup>57</sup> Vgl. Johann Stephan Pütter: *Versuche einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen* (I., 108), S. 191 f.

<sup>58</sup> Eine ausführliche Auflistung der Schriften von Rudolf Wedekind befindet sich in Johann Stefan Pütters *Gelehrten-geschichte*.

<sup>59</sup> Johann Christoph Gottsched (1700-1766); entwickelt in dem „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen“ (1730) ein System aller Dichtungsgattungen mit der Absicht, die überlieferten Regeln zu sichern.

<sup>60</sup> Johann Jakob Bodmer (1698-1783); trat zusammen mit Johann Jakob Breitinger (1701-1776), beides Schweizer, für eine höhere Einschätzung der Phantasie und die Ausbildung der beschreibenden Dichtung ein.

<sup>61</sup> „Gesner und seine TEUTSCHE GESELLSCHAFT, vor allem ihr wenig begabter Sekretär Rudolf Wedekind, blieben indes Gottsched treu, wenn auch nach außen hin Haller neben diesem Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaft war.“ Götz von Selle: *Die Georg-August-Universität* (III., 150), S. 74. Die deutsche Gesellschaft in Göttingen, unter Gesner gegründet und von ihm geleitet, geht auf die "Teutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer", Leipzig (seit 1697), zurück, die von Gottsched 1727 als wissenschaftlich-literarischer Verein neu organisiert wurde.

<sup>62</sup> Johann Stephan Pütter: *Selbstbiographie* (I., 108), S. 182.

<sup>63</sup> Götz von Selle: *Georgia-Augusta* (III. 150), S. 75.

Die Deutsche Gesellschaft war zugleich mit der Universitätsgründung projiziert worden. Als Vorbild diente die Deutsche Gesellschaft in Leipzig, in der Gottsched seit 1727 federführend tätig war. Allgemeines Ziel war hier wie dort die Förderung und einheitliche Ausbildung der deutschen Sprache. Die Göttinger Mitglieder, zu denen auch der literarisch interessierte und angesehene Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner<sup>64</sup> gehörte, trafen sich wöchentlich, am Samstag Nachmittag, zu Vorträgen und Diskussionen.<sup>65</sup>

Als Meta zur Welt kam, war der Vater 49 Jahre alt und das, was man einen gestandenen Mann nennen könnte. Er hatte sich ein klares Weltbild und klare Prinzipien erarbeitet, so daß es nicht verwundert, wenn Metas Bruder, Georg Wedekind<sup>66</sup>, die Atmosphäre im Elternhaus als durch die Persönlichkeit des Vaters beherrscht empfand. Die Mutter wird von ihm als eine „gute phlegmatische Frau von beschränktem Geiste geschildert; der Vater als rechtlicher, <...> gelehrter, geistreicher, munterer, witziger, <...> mitunter trauriger Mann“ beschrieben.<sup>67</sup> Die Beurteilung der Mutter ist insofern ungerecht, als Georg sie für ein Defizit verantwortlich macht, das sie sicher nicht allein verschuldete, nämlich seine frühkindliche Abneigung gegen jeglichen Unterricht. Sei

ner Ansicht nach fehlte es der Mutter an der notwendigen *Einsicht und Energie*. Aber wie sollte eine Frau, die auf die Sphäre der Häuslichkeit und das Familienleben hin erzogen worden war, und von der man in ihrer Jugend nicht mehr erwartete, als daß sie fleißig, „fromm und keusch“<sup>68</sup> sein sollte, ihren Geist bilden und gar Einsicht und Energie für die gebotenen erzieherischen Maßnahmen ihres Sohnes entwickeln? Bei Wedekinds kommt noch hinzu, daß der Vater selbst im Rahmen seiner Wochenschriften ein starkes Interesse an häuslichen Angelegenheiten entwickelt hatte, so daß auch dieser Bereich nicht mehr rein der Mutter oblag. Georgs Lernschwäche war sicher zum einen temperaments- und zum anderen jedoch auch durch den Vater bedingt, der seinen erzieherischen Enthusiasmus zunächst an dem Sohn erprobte. Zuletzt rettete sich Georg in eine kindliche Verweigerungshaltung, die er erst aufgab, als der väterliche Einfluß auf ihn geringer wurde. In seinen Erinnerungen wendet er sich gegen die Mutter, deren Rollenbild offensichtlich nicht mehr ganz mit Georgs Weiblichkeitsideal korrespondierte.

Es sollte noch Generationen dauern, bis Frauen an dieser Rollenzuweisung nur zu zweifeln begannen, und nur wenige schafften es, sie rundweg abzulehnen. 1791 gesteht Friederika Baldinger, die Ehefrau des Medizinsprofessors Ernst Gottlieb Baldinger, in ihren Lebenserinnerungen: „Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, die Männer müßten schlechterdings alle klüger sein wie die Weiber, weil sie sich das Regiment über uns anmaßen, ich fand bei den wenigsten, daß sie aus Ueberlegenheit des Verstandes, ein Recht dazu hätten“.<sup>69</sup> Dieses Selbstbekenntnis kann zwar nicht stellvertretend für das Gros der damaligen Frauen stehen, aber es gab einige wenige, die ähnliche Erfahrungen gemacht hatten und sich gleichermaßen wunderten. Dazu gehörte Meta Wedekind neben den Göttingerinnen Dorothea Schlözer, Therese Heyne und Caroline Michaelis.

<sup>64</sup> Abraham Gotthelf Kästner (1719-1800) hatte in Leipzig zunächst Jura studiert, lernte dort aber auch die Vorlesungen Gottscheds kennen. Seit 1756 war er Professor für Mathematik und Physik in Göttingen. Seine ästhetische und literarische Bildung wurzelte in der Gottschedschen Schule. Vgl. H. Kletke: Walhalla, Bd. 1 (III., 62), S. 121 ff.

<sup>65</sup> Vgl. Hans-Heinrich Himme (VI., 6), S. 58.

<sup>66</sup> Zit. nach Martin Weber (III., 171), S. 19.

<sup>67</sup> Vgl. Martin Weber (III., 171), S. 9 f.

<sup>68</sup> Friederika Baldinger schreibt über ihre Erziehung: "alle <...> Lehren könnte ich unter folgende Wörter bringen: Fromm und Keusch must Du seyn." Lebensbeschreibung der Friederika Baldinger, von ihr selbst verfaßt, hrsg. von Sophie La Roche, Offenbach 1791 (I., 81), S. 18.

<sup>69</sup> (I., 81), S. 27.

Metas Eltern waren protestantischen Glaubens. Vernunft, tätiges Christentum und Glauben lagen bei Rudolf Wedekind nah beieinander. Er darf als typischer Vertreter deutscher Aufklärungsförmigkeit gelten. Wie sich aus der Themenstellung seiner Schriften ablesen läßt, war er der rationalistischen Theologie verpflichtet und zielte in seinen Predigten auf eine Verweltlichung der religiösen Praxis ab. Eines seiner Hauptanliegen war es, seine Zuhörer zu einem maßvollen Leben anzuleiten, „alle Güter dieses Lebens, der Se[e]le, des Leibes und des Glückes, nicht als Verschwender, sondern als Haushalter“<sup>70</sup> zu verwalten.

In einer 1767 veröffentlichten Predigt beschäftigt sich Wedekind mit der Auferweckung der Tochter des Jairus durch Jesus, also einem Thema, das eher geeignet scheint, den Wunderglauben zu festigen. Nach kurzer Textexegese wendet er sich aber ganz praktischen Lebensfragen zu. Der Tod des Mädchens dient ihm dazu, vor selbstverschuldeter Krankheit und Tod zu warnen. „Geiz, Wollust, Fressen, Saufen, Stolz, Hoffart, Neid, Ruhmsucht, Faulheit, Weichlichkeit, Vernachlässigung der eigenen Gesundheit, Weigerung, einen Arzt zu befragen oder verordnete Medikamente einzunehmen, all diese Faktoren können dazu führen, daß der Mensch das Ziel seines Lebens, den Tod, früher als notwendig erreicht.“<sup>71</sup> Mit seinen Predigten zielte Wedekind weit über die Kirchenpraxis hinaus in die Sphäre der alltäglichen menschlichen Existenz. In diesem Zusammenhang stehen auch die Moralischen Wochenschriften, die im Stil des englischen »Tatler« (1709) und »Spectator« (1710/12) eine religiös-moralische Lebensführung festigen sollten. Das Interesse Rudolf Wedekinds galt der Verbreitung nützlichen Wissens und der Ideen der Aufklärung in popularisierter Form. Seine Themen reichten von Fragen der Reinlichkeit im Haushalt, medizinischen Ratschlägen bis hin zur Kindererziehung. Er polemisierte gegen die Pudermode<sup>72</sup>, den Weiberputz, vor allem gegen aristokratischen Prunk und die Orientierung an der französischen Mode: In Wedekinds Augen überflüssige Ausgaben eines Herrschers, der „die Seufzer seiner Untertanen vergißt.“<sup>73</sup> Wie die Themen zeigen, richtet sich Wedekind nicht nur an ein männliches Publikum, sondern spricht insbesondere die bürgerliche Hausfrau an.

Selbstverständlich versuchte Rudolf Wedekind, seine Ideale auch im eigenen Haushalt und, soweit sie die Erziehung betrafen, bei seinen Kindern zu verwirklichen. Der Bruder Meta erhielt Unterricht von einem Theologiestudenten, der im elterlichen Haus wohnte. Später besuchte er das von seinem Vater geleitete Gymnasium in Göttingen, allerdings, wie er selbst äußerte, mit mäßigem Erfolg. Georg war ein kränkliches Kind. Pockennarben entstellten sein Gesicht, und er litt er auf einem Auge an einem Sehfehler, der durch die Pocken verursacht worden war. Er selbst bekundete: „Sowohl Privatlehrer als die öffentlichen bei der Schule haben wenig bei mir ausgerichtet“. Der von den schulischen Leistungen seines Sohnes enttäuschte Vater zog daher die jüngere Schwester Meta vor.

<sup>70</sup> Zit. nach Martin Weber (III., 171), S. 19. Rudolf Wedekind: Abhandlung von der Sparsamkeit, Göttingen 1772.

<sup>71</sup> Martin Weber (III., 171), S. 20.

<sup>72</sup> Pudermode meint das Tragen von Perücken, die mit Streumehl bestäubt wurden.

<sup>73</sup> Vgl. Martin Weber (III., 181), S. 20 f. Die wichtigsten moralischen Schriften Wedekinds sind: "Vermischte Beiträge zum Nutzen und Vergnügen", Göttingen 1746-1747; "Vergnügte Abendstunden. Eine moralische Wochenschrift", Erfurt 1747-1750; "Die Welt, eine Wochenschrift", Erfurt 1753; "Der Hauslehrer oder Beiträge zur Beförderung der Wahrheit, der Religion und des Geschmacks, dem ungelahrten Theile des Publikums gewidmet", Göttingen 1775; "Heilsame Vorträge zur Vertreibung müßiger Stunden in wolgeordneten Haushaltungen. Eine Wochenschrift", Göttingen 1776; "Nebenstunden einiger Gelehrten in- und außerhalb Göttingens. Eine wöchentliche Lehr- und Sittenschrift zur Beförderung des Geschmacks, der Tugend und Weisheit", Göttingen 1777-1778. Vgl. auch Pütters Gelehrten-geschichte (I., 108), S. 191 f.

Mit zehn Jahren wurde der Bruder an der Göttinger Universität immatrikuliert - und im Alter von fünfzehn Jahren muß sich sein Lernverhalten elementar verändert haben. Wie aus den Memoiren zu entnehmen ist, begann er mit *eiserner Beharrlichkeit* zu studieren. Mit 16 Jahren entschied er sich für das Medizinstudium, das er 1780, nach einem kurzen Studienaufenthalt in Erlangen, mit einer Dissertation in Göttingen beendete. Wenn man im Nachhinein die anfänglichen Lernschwierigkeiten des Bruders deuten wollte, so liegt zunächst der Verdacht auf eine Lernschwäche, die wir heute Legastenie nennen, nahe. Vielleicht war es aber auch die väterliche Omnipotenz, die den Jungen einschüchterte. An seinem weiteren Lebenslauf werden wir jedoch erkennen, Wedekind hat später seinen Beruf als Arzt, als Medizinprofessor und zuletzt als Leibarzt von Großherzog Ludwig I. sehr ernst genommen und das allgemeine Ansehen, das er genoß, sicher auch verdient.

Meta dagegen soll „ein ungewöhnlich frühreif begabtes Kind“<sup>74</sup> gewesen sein. Ohne das lebhaftes pädagogische Interesse ihres Vaters und den Unterricht durch Studenten hätte sich diese Begabung allerdings nicht entfalten können, und sich in einer etwas geistreicheren Konversation bei den in Göttingen üblichen THEEDANSANTS oder ASSEMBLEES erschöpft. Die Erziehung, die der Vater ihr angedeihen ließ, ging weit über die Vermittlung weiblicher Tugenden und Fertigkeiten hinaus. In einem an Elisabeth Stägemann gerichteten Brief bekennt Meta einmal: „Es thut mir zuweilen leid, daß ich nach dem Tode meines Vaters Alles liegen gelassen, was ich bei ihm so mühsam erlernt. In der That mühsam, denn die Sache ward mir durch die Regeln, welche ich durchwaten sollte, durch krumme und gerade Linien, Quadrate, rechte und schiefe Winkel so verleidet, daß mich ein Schauer überlief, wenn ich Zirkel und Reißfeder ansah. <...> Ach ich bin oft unsanft, sehr unsanft angefaßt!“<sup>75</sup> In einem späteren Brief heißt es dann etwas versöhnlicher: „Mein Vater wollte mir eine wissenschaftliche Bildung geben; ich mußte Sprachen, Musik und Zeichnen lernen und ich lernte das Erstere leicht <...>“<sup>76</sup>

Meta Wedekind und ihr Bruder Georg lebten an einem Ort, wo die *Wissenschaften blühten*; ihr aber war der Zugang zur Universität freilich verwehrt, ja sogar die Benutzung der Universitätsbibliothek<sup>77</sup> Mit wissenschaftlicher Literatur kam eine Frau im achtzehnten Jahrhundert nur mit Hilfe der Bibliothek ihres Vaters oder eines verständigen männlichen Freundes in Berührung. Lediglich von der gelehrten Atmosphäre, dem Umgang mit Kollegen und Studenten des Vaters, profitierten die Göttinger PROFESSOREN-MAMSELLEN. Die in der Öffentlichkeit zweifellos selten artikulierte Frage: ob Frauen über Verstandeskkräfte verfügen, die den Anforderungen an einen durchschnittlichen Doktoranden gleichkommen würden, hätte sicher jeder Göttinger Professor, der gleichzeitig Vater einer Tochter war, mit ja beantwortet.<sup>78</sup> Für die letzten Zweifler ließ August Ludwig von Schlözer seine Tochter Dorothea zu einer wissenschaftlichen Versuchsanordnung

<sup>74</sup> Heinrich Edelhoff (III., 27), S. 34.

<sup>75</sup> Dorow, Wilhelm (Hrsg.): *Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann ...* (I., 18), S. 17.

<sup>76</sup> Dorow, Wilhelm (Hrsg.): *Erinnerungen... von Elisabeth von Stägemann*. Bd. 1 (I., 18), S. 17.  
Zu den wenigen Ausnahmen, die eine fast gleichberechtigte Erziehung erhielt, gehört Goethes Schwester Cornelia. Sie wurde der gleichen Disziplin unterworfen wie ihr Bruder. Beide lernten Französisch, Italienisch und Englisch, Geschichte und Religion. Bis zum 15. Lebensjahr waren die Geschwister in etwa auf dem gleichen Bildungsstand. Vgl. Ulrike Prokop: *Frauen in der Epoche des Sturm und Drang*, (VI., 15), S. 359.

<sup>77</sup> Ab 1789 übersetzte Meta für Forster einige Bücher. Regelmäßig mußte Forster entweder seinen Schwiegervater Heyne oder den Göttinger Bibliothekar Jeremias Reuß um die Ausleihe von Büchern für Meta bitten.

<sup>78</sup> Bereits im Jahre 1715 schrieb Lehns in seinem Buch „Teuschlands galante Poetinnen“, „daß das weibliche Geschlecht so geschickt zum Studiren als das männliche“ sei. Zit. nach Erich Schmidt: *Charakteristiken* (III., 139), S. 87.

antreten und statuierte damit für ganz Deutschland ein Exempel.<sup>79</sup> Dorothea sollte ihr Wissen unter Beweis stellen und sich wie jeder Doktor einem Examen unterziehen. Einen diesbezüglichen Präzedenzfall gab es bereits: Die Promotion der Dorothea Erxleben, geb. Leporin<sup>80</sup>, die 1755 an der Reformuniversität Halle stattgefunden hatte.<sup>81</sup> Warum sollte das betont reformorientierte Göttingen nicht auf ähnliche Weise seine fortschrittliche Gesinnung dokumentieren?

### 1.3 Eine Leidensgenossin. Vom Umgang aufgeklärter Väter mit ihren klugen Töchtern

Die siebzehnjährige Dorothea Schlözer erhielt zum fünfzigjährigen Bestehen der Universität die philosophische Doktorwürde. Über den Verlauf des Examens berichtet sie ihrer Freundin Caroline Michaelis, die derzeit mit dem Mediziner Böhmer verheiratet war, nach Clausthal: „Dein Vater legte den ersten Grund zu der gelehrten renommée meines Vaters, unter seinen Fittigen bekam auch meine lateinische, matematische und mineralogische Muse Mut, zu gelinden, für eine zitternde Candidatin passenden Fragen mit Kühnheit zu beantworten. Da Du theure Freundin auf dem Sitz der Mineralogie<sup>82</sup> wohnst, wo ich das meiste von meinen wenigen Kenntnissen dieser Wissenschaft geholet habe, da Du eine der ersten warst, die von dem ganzen Projekt des Examens wußten, inzwischen aber von uns geschieden bist, und also den ganzen Zusammenhang nicht weißt: so wirst Du vielleicht die begehenden Erzählungen und Akten-Stücke mit einigem Interesse lesen, welches sehr schmeichelhaft für mich wäre.“<sup>83</sup> Die Prüfung fand im Haus von Professor Michaelis statt und wurde in etwas privaterer Form als sonst üblich abgehalten. „Es war eine Tafel gedeckt, worauf die einladensten Kuchen und Confituren standen. <...> Ich sah die Herren Facultisten einen nach dem andern ankommen, bey jedem vermehrte sich meine Furcht. <...> Der Herr Decanus wies mir hierauf meinen Platz an, neben ihm selbst und zur Linken neben Herrn Hofrat Kästner<sup>84</sup>; sonst müssen natürlich die Herren Candidaten ganz unten sitzen.“<sup>85</sup> Inhaltlich umfaßten die Rigorosa die Fächer Altertumswissenschaft, Mathematik, Mineralogie und Kunstgeschichte. Dorothea hat in allen Fächern brilliert. Professor Feder bemerkt später in seinen Memoiren, daß er sich vor allem bei Kästners Problemfragen als „unwissender Mensch“ vorkam. Kästner selbst war so zufrieden, daß er einen Magister zitierte, der von der Fakultät examiniert worden war und Dorotheas Aufgabe nicht zu lösen vermocht hatte, obwohl derselbe zuvor schon Kollegs über Mathematik gelesen hatte.<sup>86</sup> Wie Gottsched vertrat Abraham Gotthelf Kästner durchaus den Standpunkt, daß eine Frau

<sup>79</sup> Vgl. Ulrike Prokop : Der Mythos des Weiblichen und die Idee der Gleichheit in literarischen Entwürfen des frühen Bürgertums, in: Feministische Literaturwissenschaft. (III., 157), S. 20 ff.

<sup>80</sup> Dorothea Christine Erxleben (1715-1762), Ärztin.

<sup>81</sup> Vgl. Bärbel Kern/Horst Kern, Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung, (III., 76), S.120.

<sup>82</sup> Dorothea hatte 1787 eine Erkundungsreise nach Clausthal in den Harz unternommen und die dortigen Bergwerke besucht. Vgl. Bärbel Kern/Horst Kern, (III., 76), S. 64.

<sup>83</sup> Leopold von Schlözer: Dorothea von Schlözer der Philosophie Doctor. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende 1770-1825 (III., 111), S. 121 ff.

<sup>84</sup> Kästner hatte Dorothea bereits seit ihrem 7. Lebensjahr in Mathematik unterrichtet. Er stellte ihr folgendes Zeugnis aus: „Mademoiselle Dorothea Schlözerin ... hat mir den Pythagoräischen Lehrsatz und desselben Beweis ordentl. und zusammenhängend vorgetragen, und von jedem der Sätze, die in diesen Schlüssen vorkommen, auf mein Befragen, Rechenschaft zu geben, gewußt.“ Zit. nach Bärbel Kern/Horst Kern (III., 76), S. 53.

<sup>85</sup> Leopold von Schlözer: Dorothea ... (III., 111), S. 125.

<sup>86</sup> Vgl. Bärbel Kern/Horst Kern (III., 76), S.119 f.

gelehrt sein kann, und beide bevorzugten kluge Ehefrauen. Ein Biograph Kästners schreibt: „Im gleichen Jahr <1756, Antritt der Professur für Mathematik in Göttingen> vermählte er sich mit der Leipzigerin Johanna Rosine Baumann, deren Frömmigkeit, Kenntnisse und Wißbegierde, nach Kästners eigenem Zeugnis, ganz geeignet waren, ihn vollkommen glücklich zu machen“.<sup>87</sup>

Caroline Michalis-Böhmer ließ sich von Dorotheas Leistung weniger beeindrucken. Sie schreibt 1787 an ihre Schwester Lotte: „Wenn Schlözer nur wüßte, daß Dorothea so gar nicht das Mädchen ist, das er zu erziehen wähnt - nur vis-à-vis de lui ein Geschöpf des blinden Gehorsams, und deren Wesen gar nichts mit dieser Subordination weiter gemein, als wie das militärische Exercitium mit dem Menschen. Es freut mich dennoch, daß es so gut abgegangen ist.“<sup>88</sup> Caroline hatte sicher Recht. Dorothea litt unter der Selbstdisziplinierung und dem unbedingten Gehorsam, den ihr der Vater abverlangte. Caroline war aber mehr mit der anderen Dorothea vertraut, jener, die leidenschaftlich gern tanzte und zusammen mit Marianne Heyne zu den Göttinger Ballköniginnen gehörte.<sup>89</sup>



Abb. 4: Scherenschnitt Prof. A. L. Schlözer mit seinen fünf Kindern, Tochter Dorothea mit Globus

Der schon mehrmals erwähnte Göttinger Anonymus (Mackensen) erwähnt in seinem Bericht über »Gelehrte Merkwürdigkeiten Göttingens« auch Dorothea: „Das arme Kind vertauschte ihren Doktorhut, glaub' ich, gern mit einer Frauenhaube. Man muß die Kinder nicht gegen ihre Eltern reizen, sonst würd' ich sagen, daß sie ihr Glück dem Eigensinne ihres Vaters habe aufopfern müssen. Herr S. glaubte aus allen Umständen schließen zu können, daß sein erstgeborenes Kind ein Knabe werde, und daß dieser Knabe ein Genie sein würde. Die Natur spielte ihm den Possen und ließ ihm ein Mädcl jung werden.“<sup>90</sup> Auch Lichtenberg stimmte mit seiner Bemerkung, daß die

<sup>87</sup> H. Kletke: Walhalla, Bd. 1, S. 122 f.

<sup>88</sup> Zit. nach Leopold von Schlözer (III., 111), S. 135.

<sup>89</sup> Vgl. Bärbel Kern/Horst Kern (III., 76), S. 134.

<sup>90</sup> Zit. nach Bärbel Kern/Horst Kern (III., 76), S. 126. In dem Pamphlet „Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer“ von Mackensen ist der obige Textauschnitt auf Seite 74 nachzulesen.

berühmte Mamsell S. bei ihrer Gelehrsamkeit doch in Gesinnungen und Handlungen nur ein gemeines Mädchen sei<sup>91</sup>, in diesen Kanon ein.“

Allerdings hatte die Doktorwürde für Dorothea auch ihr Gutes. Nicht nur in Göttingen wurde sie bestaunt; ihr Ruf drang in sämtliche Gelehrtenkreise; ja sogar das Interesse adliger Damen wurde geweckt. Bei der Gräfin Hardenberg war sie des öfteren zu Bällen auf Schloß Nörten eingeladen, was für eine Bürgerliche ein außerordentliches Privileg darstellte.<sup>92</sup> Ansonsten waren und blieben die Meinungen über „gelehrte Frauenzimmer“ geteilt.

Den Aussagen des studentischen Anonymus und der Bemerkung Lichtenbergs kann nicht vorbehaltlos zugestimmt werden. Das Motiv Schlözers war sicher nicht ganz uneigennützig; es diente durchaus der Bestätigung seiner eigenen Erziehungstheorien und ein wenig vielleicht auch der Selbstbestätigung. Schlözers Prinzipien waren Basedows Vorstellungen von weiblicher Erziehung diametral entgegengesetzt, so daß sich zwischen den beiden eine heftige Gegnerschaft entwickelte. Mit Dorotheas Erziehung trat Schlözer einen lebendigen Beweis an. Basedows Grundsätze für die weibliche Erziehung, die er von Rousseau übernommen hatte, waren ohne aufgeklärten und emanzipatorischen Anspruch. Bei Basedow ist zu lesen: „Das männliche Geschlecht ist von Natur geschickter, viel zu arbeiten, Erfahrungen aus der Ferne zu ziehen; Handwerke, Künste Commerzien oder Wissenschaften zu erlernen; folglich die Bedürfnisse der Familie zu erwerben und Ämter zu verwalten. Alles dieses <...> gibt dem Manne die entscheidende Herrschaft in der Familie. Hingegen ist eine Person des anderen Geschlechts am geschicktesten, durch ihre Annehmlichkeit dem Manne zu gefallen <...> Sie ist unter der Herrschaft; folglich muß sie dieselbe zu ertragen wissen;“<sup>93</sup> <...> Daraus folgert, daß die Erziehung einer Tochter die Ausübung all dieser Pflichten erleichtern müsse. Sie muß angewöhnt werden, ihre Person und ihren Umgang angenehm zu machen und zu erhalten; das männliche Geschlecht als das zum Vorzuge der Herrschaft bestimmte von Jugend auf anzusehen; sich dasselbe durch Sanftmut, Geduld und Nachgeben geneigt zu machen.“<sup>94</sup> Schlözer war als Aufklärungstheoretiker von der Gleichberechtigung der Frau im Ansatz überzeugt, ohne die geschlechtsspezifischen Zuordnungen ganz aufheben zu wollen. In bezug auf die ideale Ausbildung der Frau schreibt Schlözer, „daß gelehrte Kenntnisse und Fähigkeiten nicht zur wesentlichen Bestimmung der Frau gehören; daß vollends eine Tochter, die kein Rittergut mit auf die Welt bringt, nicht zur eigentlichen Gelehrten erzogen werden müsse, davon war ich von jeher mit beinahe der ganzen Welt eines Glaubens. Aber wenn auch alle nötige Zeit auf eigentlich weibliche Geschäfte, die sowohl ad esse (Haushaltungsgeschäfte, Stricken, Nähen pp.) als ad bene esse (Zeichnen, Musik, Tanzen pp.) von einer kultivierten Deutschen verlangt werden, so bleiben dennoch eine Menge leere Stunden übrig, die bei tätigen weiblichen Personen <...> ausgefüllt werden müssen. Und diese Ausfüllung, meinte ich, könnte am besten durch wissenschaftliche Kenntnisse geschehen. Und unter der großen Reihe von Wissenschaften

<sup>91</sup> Georg Lichtenberg. Schriften und Briefe, 1. Band, Sudelbücher. Materialhefte, Tagebücher, hrsg. von Wolfgang Promies (I., 106), S. 679.

<sup>92</sup> Vgl. Bärbel Kern/Horst Kern (III., 76), S. 126.

<sup>93</sup> Bei Rousseau heißt es, daß Mädchen "sofort an Zwang gewöhnt werden [müssen], damit es sie nie etwas kostet; sie müssen daran gewöhnt werden, alle ihre Launen zu beherrschen, um sie dem Willen der anderen unterzuordnen." Zit. nach Silvia Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen (III., 16), S. 173; Jean Jaques Rousseau: Emile oder über die Erziehung (I., 119), S. 744.

<sup>94</sup> Zit. nach Bärbel Kern/Horst Kern (III., 76), S. 51. Johann Bernhard Basedow: Das Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker, Altona/Bremen 1770, S. 275-277.

hielt ich, <...> die sogenannten ernsthaften <...> wenigstens in gewissen Situationen, noch für zweckmäßiger als die belles lettres“.<sup>95</sup>

Schlözers Tochter zumindest hatte längst den väterlichen Emanzipationsanspruch umgesetzt. Zwei Jahre vor der Promotion schrieb sie an ihre Freundin Luise Michaelis, der jüngeren Schwester von



Abb. 5: Caroline Michaelis

Caroline: „Weiber sind nicht in der Welt, bloß um Männer zu amüsieren. Weiber sind Menschen wie Männer, eines soll das andere glücklich machen.“<sup>96</sup>

Die vom Vater verordnete Bildung schoß damit zwar noch nicht über die verordneten Richtlinien hinaus, aber sie waren in einer Weise verinnerlicht, die den Rest von Dorotheas Leben wenig harmonisch gestalten sollte.<sup>97</sup>

Ähnlich wie August Ludwig von Schlözer war Metas Vater von der Lernfähigkeit und Intelligenz seiner Tochter überzeugt und ließ es an keiner Unterstützung fehlen. Schlözer und Wedekind verkörperten mit ihrer Einstellung diejenige Strömung der Aufklärung, welche eine größere Offenheit gegenüber gelehrter weiblicher Bildung zeigte. Die durch Wolff und Gottsched eingeleitete Bildungsidee, wonach die Fähigkeit zur Erkenntnis und die pädagogisch begleitete Hinwendung zur Vernunft schlechthin zu richtigem Denken und sittlichem Handeln in Gesell-

schaft und Staat führen sollte, grenzte auch das weibliche Potential der Menschheit nicht aus. Gottsched plädierte für die „Öffnung der Wissenschaften“ und dachte dabei insbesondere an „wirklich begabte Frauen“<sup>98</sup>. Der Streit, „ob das weibliche Geschlecht auch zum Studieren

<sup>95</sup> Zit. nach Leopold von Schlözer (III. 138), S. 16.

<sup>96</sup> Zit. nach Bärbel und Horst Kern (III., 76), S. 142. Brief vom 19.1.1785 an Luise Michaelis.

<sup>97</sup> Die Ehe mit dem wohlhabenden Kaufmann und Lübecker Senator Matthäus Rodde war eine 'mariage de raison'. Der luxuriöse Lebensstil dieses Patriziers blieb Dorothea lebenslang fremd. Sie verliebte sich in den fünf Jahre jüngeren Charles Villers, den sie 1794 im Hause ihrer Eltern kennengelernt hatte. Diese Dreiecksbeziehung gestaltete sich für alle Beteiligten zu einer Tortur. Dorothea gelang es nicht, ihre rationalistische Erziehung, ihr Sicherheitsbedürfnis und ihr Gefühl zu einer neuen weiblichen Identität zu verschmelzen. Sie blieb die "derbe Deutsche", die Mde. de Staël in ihr sah. Vgl. Bärbel und Horst Kern (III., 76), S. 166 ff.

<sup>98</sup> Die Zeitschrift »Die Vernünftigen Tadlerinnen« wendete sich gezielt an ein weibliches Publikum, aber wohl wissend, daß dies ohne männliche Einsicht für Veränderungen nicht erreichbar sein würde. Der Herausgeber erscheint als fingierte weibliche Person und richtet seine Aufsätze an urteils- und kritikfähige Köpfe, so daß sich auch die Männer mit den Aussagen konfrontiert sehen mußten. Aus der Perspektive der Frau geschrieben, heißt es dort: "Wir haben eben die Kräfte, so die Mannspersonen besitzen, ja eben die Fähigkeiten, in der Gelehrsamkeit etwas zu tun." Zit. nach Dagmar Grenz: Mädchenliteratur. Von den moralisch-belehrenden Schriften im 18. Jahrhundert bis zur Herausbildung der Backfischliteratur im 19. Jahrhundert (III., 41), S. 7. Solche provokativen Thesen werden dann eine Weile hin und her diskutiert, womit der weibliche Standpunkt eindringlich dargelegt werden soll. Ziel des Herausgebers ist, Themen wie Frauenbildung, Mode und Erziehung diskussionsfähig zu machen. Um die Dialektik dieses emanzipatorischen Unternehmens zu verstehen, ist wichtig zu wissen, daß die Mehrzahl der Beiträge von Gottscheds Frau, der "Gottschedin", Louise Adelgunde Victorie (1713-1762) verfaßt wurden. Vgl. Günter Jäckel (Hrsg.): Das Volk braucht Licht. (I., 65), S. 20.



geschickt sey“<sup>99</sup> wird in den »Vernünftigen Tadlerinnen« bereits als abgedroschen bezeichnet. Auch in den Methoden, mit denen diese aufgeklärten Väter ihren Töchtern einen Einblick in die Wissenschaft vermittelten, sind sich Schlözer und Wedekind sicher sehr ähnlich gewesen. Vergleichbar dürfte auch die zum Teil seelenlose Durchsetzung der väterlichen Maximen gewesen sein.

Der über den weiblichen Bildungskanon hinausgehende Unterricht, sollte, wie Schlözer sagt, lediglich die Freistunden nützlich ausfüllen. Bei genauer Betrachtung stellt sich jedoch heraus, daß Mädchen zur damaligen Zeit generell kaum Freizeit genossen. Sehr früh wurden sie in den häuslichen Arbeitsrhythmus des Dienens einbezogen. Den frühmorgendlichen Lehrstunden in Rechnen, Schreiben, Lesen und dem Fremdsprachenunterricht folgten Tätigkeiten im Haushalt, wie überhaupt die Hauswirtschaft in bürgerlichen Haushalten einen großen Stellenwert einnahm. An einigen Nachmittagen waren der Tanz- oder Klavierlehrer bestellt, wobei der erstere in der Regel auch für den Anstandsunterricht zuständig war. Den größten Teil des Tages nahmen die Handarbeiten ein. Nichtstun galt als Todsünde. Schlözer glaubte, die schon karg genug bemessene Freizeit seiner Tochter für wissenschaftliche Studien positiv zu nutzen, weil die arbeitsame und lernbegierige Tochter dadurch zugleich vor Anfechtungen nicht standesgemäßer Liebhaber und den Folgen jugendlicher Liebeleien geschützt würde. Selbst ganz harmlose Vergnügungen wie das die Phantasie beflügelnde Romanlesen konnte die Ängste der Väter provozieren.

Diese Väter gingen, ganz der Aufklärung verhaftet, noch von weiblichen Pflichten, nicht aber von einer typisierten weiblichen Natur aus. Sie waren zwar streng, verliehen den Töchtern jedoch dank ihrer positiven Einstellung zur weiblichen Gelehrsamkeit bei all der ihnen abverlangten Anpassung zuletzt mehr Selbstbewußtsein, als es ihre ungebildeteren Geschlechtsgenossinnen besaßen. Mit welchem Erfolg der väterliche oder zumindest vom Vater organisierte Unterricht gelang, wird an Metas freier Weltansicht, ihrem kompromißlosen Handeln, ihrem bis in die Wurzeln moralischen und aufgeklärten Denken deutlich.

Die universitäre Kultur prägte Meta Forkel-Liebeskinds gesamtes Leben. Fünfzig Jahre später werden wir sie in den Akademie-Kreisen in München wieder treffen, wo sie einen ganz selbstverständlichen Umgang mit den dortigen Koryphäen pflegt.

In ihrer Jugend vermischten sich die aufgeklärten Theorien mit den Romanphantasien der Empfindsamkeitsepoche, von denen Meta sicher stark beeindruckt wurde, die aber die Leitlinien ihrer Erziehung nicht entkräften konnten.

---

<sup>99</sup> Zit. nach Günter Jäckel (Hrsg.): Das Volk braucht Licht (III., 65), S. 7.

## 2. Erste Ehe mit Johann Nikolaus Forkel

Als Dorothea Schlözer 1787 als zweite deutsche Doktorandin<sup>1</sup> in die Geschichte einging, war die sechs Jahre ältere Meta schon längst verheiratet und Mutter eines Sohnes. Gleichzeitig mit Dorothea wurden Metas Ehemann, Johann Nikolaus Forkel, und dem mit ihr befreundeten Gottfried August Bürger für deren Leistungen als Privatgelehrte und Schriftsteller die Ehrendoktorwürde verliehen.

Meta hatte am 10. Juni 1781, im Alter von sechzehn Jahren, den doppelt so alten Musikdirektor Johann Nikolaus Forkel in Mariengarten geheiratet.<sup>2</sup> Mariengarten ist ein südlich von Göttingen gelegenes ehemaliges Frauenkloster, das Trauungen billiger vollzog als die Stadtkirchen. Die Eheschließung wurde im kleinen Kreis gefeiert, denn seit dem Tod des Vaters<sup>3</sup> mußte in der Familie Wedekind gespart werden. Wahrscheinlich bezog die Mutter als Professorenwitwe eine kleine Pension von der Universität Göttingen, die seit 1739 über die Einrichtung einer Witwen- und Waisenkasse verfügte, welche ihre Ausgaben im wesentlichen durch die Universitätsapotheke deckte. Darüber hinaus gab es für Pensionsbezüge keine generelle Regelung.<sup>4</sup>

Wenige Monate vor Metas Hochzeit, am 1. Februar, hatte ihr Bruder Georg die Tochter des königlich kurfürstlichen Oberkommissars und Bürgermeisters in Hameln<sup>5</sup>, Wilhelmine Louise Moller<sup>6</sup>, geheiratet. Schon seit 1780 lebte Georg in Uslar, wo er seine erste Anstellung als praktischer Arzt bekommen hatte. In einem undatierten Brief<sup>7</sup> aus Uslar an seine damalige Braut schreibt er: „Zwischen Gretgen und Forkeln hängt der ganze Himmel voll Geigen. Hier sind seine beiden Briefe. Du wirst ersehen, daß ich gewünscht hatte, daß er hier in Uslar Verlobung halten sollte. Ich will mich nicht mehr in fremde Händel stecken zu Mahl wenns die Leute nicht verdienen. Gretgen kan ichs nie verzeihen, daß sie in einer so wichtigen Sache so geheimnisvoll gegen mich war. Ich werde ihr bestes suchen allein lauern soll sie ehe sie von mir auf ihre Briefe eine Antwort erhält. Trau dem Mädgen nicht zu viel, ich habe es schon auf zu mancherlei Weise mit ihr angefangen und bin immer mit meiner Ehrlichkeit abgeplazt. Unsere Mutter ist noch immer für

---

<sup>1</sup> Die erste deutsche Doktorin war Dorothea Erxleben. Vgl. FN 32, Kap. I.

<sup>2</sup> Trauregister St. Marien zu Göttingen, Jahrgang 1781, S. 330, Nr. 10, beglaubigter Auszug (PBH).

<sup>3</sup> Der Vater war am 12. Januar 1778 in Göttingen an Faulfieber (damaliger Ausdruck für eine infektiöse Bluterkrankung) gestorben.

<sup>4</sup> Es gehörte zu den Privilegien der Universitätsangehörigen, daß Witwen und Waisen ein „Gnadenquartal“ erhielten. Professoren hatten außerdem die Möglichkeit, in ihren Verträgen mit der Regierung eine Pension auszuhandeln. Vgl. Götz von Selle, Die Georg-August-Universität, (III., 149), S. 11 + S. 48.

<sup>5</sup> Johann Friedrich Moller (1711-1772) studierte Jura in Köln, wurde dann Advokat in Diepholz und fand danach oben genannte Anstellung in Hameln. Vgl. Martin Weber (III., 171), S. 31.

<sup>6</sup> Wilhelmine Moller (1756-1834) ist die Tante des später berühmten Darmstädter Architekten Georg Moller (1784-1856).

<sup>7</sup> Georg Wedekind hatte Wilhelmine 1779 bei einem Besuch bei seiner Tante in Mariengarten kennengelernt. Diese Tante war mit dem Amtmann Schwickard, der das Kloster Mariengarten verwaltete, verheiratet. Zur gleichen Zeit war Wilhelmine mit ihrer Stiefmutter, einer Schwester oder Cousine Schwickards, dort anwesend. Vgl. Martin Weber (III., 171), S. 32. Daraus geht hervor, daß das Kloster sogar von einem Onkel Metas verwaltet wurde. Georg Wedekinds Abneigung gegen den Trauungsort wird damit vollends unverständlich.

Spreckelsen und da bittet dann das unverständlich Ding, daß ich Mama anders stimmen mögte“.<sup>8</sup> Bei dem genannten Spreckelsen handelt es sich um Hinrich Julius von Spreckelsen<sup>9</sup> aus der Nähe von Bremen. Er hatte sich am 13. Mai 1774 in Göttingen als Theologiestudent eingeschrieben. Geld scheint bei der mütterlichen Favorisierung von Spreckelsen keine Rolle gespielt zu haben, denn auch er kam, wie das Matrikelverzeichnis vermerkt, aus ärmlichen Verhältnissen. Vielleicht fand die Mutter den Adelstitel attraktiv oder die Tatsache, daß dieser Bewerber jünger war als Forkel, vielleicht zog sie überhaupt Theologen vor. Auch die Bedenken, die der Bruder offenbar gegen eine Eheschließung in Mariengarten hatte, sind nicht ganz einsichtig. Zum einen empörte er sich wohl über die Dickköpfigkeit von Meta und Forkel, zum anderen mag ihm eine Doppelhochzeit aufgrund der geringeren Kosten wünschenswert gewesen sein, hauptsächlich aber ärgerte er sich über die Verschwiegenheit, die Meta ihm gegenüber in *Herzensangelegenheiten* zeigte. Jedenfalls mußte er erkennen, daß er die dem älteren Bruder *gemäße Observanz* über die Schwester verloren hatte.

In einem Brief vom 10. Januar 1781 schreibt Wedekind an Wilhelmine Moller: „Du denkst Gretgen und Forkel lieben feuriger. Mein Seel Du irrst dich. Mit dir fällt es zwar verdammt hart bis du ins Feuer komst, allein ich denke bist du ein mal drinn, so wirst du des feurigen Liebhaber nicht viel nachgeben“. (PBH) Interessant ist an dieser Briefstelle, wie geschickt Wedekind hier die unverhohlene Klage seiner Braut umzudrehen weiß und sie auf ihr *fehlendes Feuer* zurückführt. Wichtiger ist jedoch, daß Meta und Forkel sich sichtbar verliebt gaben. Aus beiden Briefen geht hervor, daß Meta Johann Nikolaus Forkel aus freiem Willen geheiratet hat und der Bruder sich ihrer Entscheidung gegenüber relativ neutral verhielt. Um die Meinung der Mutter kümmerte sich Meta wahrscheinlich ebenso wenig wie der Bruder. Um so dringender stellt sich hier die Frage, welche Eigenschaften Meta an Forkel entdeckt haben mag, die sie zu *feuriger* Verliebtheit hinrissen.

## 2.1 Der Werdegang, das musikwissenschaftliche Werk und die Persönlichkeit Johann Nikolaus Forkels

Johann Nikolaus Forkel, Schuhmachersohn<sup>10</sup> aus dem Coburgischen, war 1769 als *studiosus juris* nach Göttingen gekommen.<sup>11</sup> Verschiedene Biographen Forkels erwähnen ein zweijähriges Stipendium, das ihm Herzog Friedrich der Fromme zukommen ließ. Die Gunst des Herzogs könnte sich Forkel aufgrund seiner musikalischen Begabung erworben haben. Die ersten praktisch-musikalischen Kenntnisse hatte er bei dem Meederer Kantor, Johann Heinrich Schulthesius erhalten. Seine theoretischen Kenntnisse basierten auf dem autodidaktischen Studium hauptsächlich des »Vollkommenen Kapellmeisters« von Mattheson. 17jährig verließ Forkel das Elternhaus und be-

<sup>8</sup> Brautbriefe von Georg Wedekind an Wilhelmine Moller (PBH), jetzt HStA Darmstadt.

<sup>9</sup> Spreckelsen ist unter folgendem Eintrag im Matrikelverzeichnis Göttingen zu finden: "Bremervorda Bremensis, theol.; commendatus a summe reverend. D. Pratjen ob paupertatem gratis."

<sup>10</sup> Laut Kirchenbucheintrag Meeder 1754 war der Vater zudem auch Zöllner und Kastenmeister (Verwalter eines Kirchengutes). In der Gedenkrede zu seinem Tod 1777 wird er als "angesehener und energischer Mann" geschildert. 1747 hatte er ein Haus gekauft. Das kleine Vermögen, das der Vater hinterließ, brachte der Bruder Forkels, welcher die Schusterwerkstatt übernommen hatte, ziemlich bald durch. Er endete als Trinker. Johann Nikolaus Forkel hatte sechs Geschwister. Vgl. Heinrich Edelhoff: Johann Nikolaus Forkel (III., 27), S. 16.

<sup>11</sup> Johann Nikolaus Forkel (1749-1818) hatte sich am 17. April 1769 in Göttingen eingeschrieben. Der Matrikeleintrag lautet: „Johann. Nic. Forckel, Coburgens, jur; ob paupertat. testim. Du. Prof. Beckmanni prob. iura fisci illi remissa sunt“. Erst 1779 exmatrikulierte sich Forkel.

gab sich wie ehemals Johann Sebastian Bach, nach Lüneburg, wo er Musikunterricht durch den von ihm hochgeschätzten Kantor Johann Georg Schumann im Johanneum erhielt. 1767 übernahm er die Stelle eines Präfecten des Domchores in Schwerin.<sup>12</sup>

Othmar Wessely vermutet, daß der Herzog die Absicht hatte, „ihn später in einer Doppelfunktion als Juristen und Musiker an seinem Hof“<sup>13</sup> einzustellen. Diese These würde zumindest erklären, warum sich Forkel für das Rechtsstudium eingeschrieben hatte, welches er nie ernsthaft betrieb. Vielmehr zeugen seine musiktheoretischen Schriften von theologischen, philosophischen, historischen, altphilologischen und mathematischen Studien.<sup>14</sup> Daneben ließ ihm seine musikalische Passion wenig Zeit für ein intensives Studium. Seit 1770 verdiente er sich als Organist der Universitätskirche und durch privaten Musikunterricht ein Zubrot. Im Winter 1772 las Forkel erstmals privatim ein Kolleg über Melodie- und Harmonielehre. Meta hatte Johann Nikolaus Forkel, wie sie ihrer Freundin Helmina von Chézy<sup>15</sup> in einem Brief 38 Jahre später schreibt, als ihren Klavierlehrer im Alter von 13 Jahren kennengelernt. Durch Karl von Raumer<sup>16</sup> wissen wir um die Methode, mit der Forkel seine Schüler und Schülerinnen traktierte. Er selbst hatte sich mit der Lehrweise Johann Sebastian Bachs auseinandergesetzt und befand diese als „lehrreichste, zweckmäßigste und sicherste“<sup>17</sup>. Demgemäß wurde zuerst der Anschlag geübt. „Zu diesem Behufe mußten die Anfänger mehrere Monate nichts als einzelne Sätze für alle Finger beider Hände, mit steter Rücksicht auf diesen deutlichen sauberen Anschlag üben“.<sup>18</sup> Diese Exerzitien könnte man als eine Schrulle des Lehrers Forkel betrachten, sie sind es aber nicht. Forkel sah im Anschlag einzelner Töne den „Hauptunterschied, wodurch sich die Bach'sche Art das Klavier zu spielen, von jeder andern auszeichnet“. Er erläutert seine Methode „<...> und dazu bedürfen wir des höchsten Grades von Deutlichkeit im Anschlag einzelner Töne, so wie in der Aussprache einzelner Wörter.“<sup>19</sup> Bach hatte zu diesem Zweck sechs kleine Präludien und fünfzehn zweistimmige Inventionen geschrieben. „Hierauf führte er [Bach] seine Schüler sogleich an seine eigenen größeren Arbeiten, an welchen sie ihre Kräfte am besten üben konnten. Diese Stücke spielte er ihnen vor, damit ihnen ein Ideal vorschwebte, das sie zum fleißigen Üben inspirieren sollte.“<sup>20</sup>

<sup>13</sup> Vgl. Allgemeine Geschichte der Musik, hrsg. von Othmar Wessely, Band 1, (III., 174), S. IX, und „Die Musik in Geschichte und Gegenwart“. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, hrsg. von Friedrich Blume, Bd. 4 (IV., 2), S. 514.

<sup>13</sup> Zit. nach Wessely (III, 174), S. IX.

<sup>14</sup> Vgl. Wessely (III., 174), S. IX.

<sup>15</sup> Brief von Meta Liebeskind an Helmina von Chézy vom 30. Januar 1816. (CH 2)

<sup>16</sup> Karl von Raumer war selbst einst Schüler von Forkel und mit ihm persönlich bekannt. Nach seinen Studien in Göttingen und Halle wurde er dort Professor für Naturgeschichte und Mineralogie in Göttingen.

<sup>17</sup> Karl von Raumer: Geschichte der Pädagogik (I., 113), S. 221. Raumer zitiert aus Forkels Biographie über Johann Sebastian Bach, wo sich ein Abschnitt über die Art, wie dieser Meister Klavierunterricht gab, findet.

<sup>18</sup> Karl von Raumer: Geschichte der Pädagogik (I, 113), S. 221.

<sup>19</sup> Johann Nikolaus Forkel: Über Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke, Leipzig 1803. (I., 29) Forkels Zeitgenossen begannen damals die Werke Bachs zu vergessen. Die oben genannte Schrift sollte den Plan einer Gesamtausgabe der Werke Bachs fördern. Erst im 19. Jahrhundert begann man Bach wieder neu zu entdecken. Spittas Bachbiographie (1873-1880) ist Teil dieser Renaissance. Die Gesamtausgabe der Werke Bachs wurde erst 1900 abgeschlossen.

<sup>20</sup> Karl von Raumer: Geschichte der Pädagogik ... (I., 113), S. 221.



Abb 6: Johann Nikolaus Forkel. Punktierstich von Riedel, 1813, nach einer Zeichnung von Bornemann, 1786 (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen)

Forkel war also ein ambitionierter, strenger und, wie mehrere seiner Schüler bezeugen, auch ein erfolgreicher Lehrer.<sup>21</sup> Die an ein *strenges Regiment* gewöhnte und sehr lerneifrige Meta dürfte damals die Autorität des Musiklehrers, seinen Arbeitseifer und die wissenschaftliche Akribie, mit der er zu Werke ging, bewundert haben.<sup>22</sup> Es ist möglich, daß die dreizehnjährige und seit einem

<sup>21</sup> Vor allem Karl von Raumer und sein Bruder Friedrich von Raumer (Historiker) sowie Wolf Graf von Baudissin erwähnen ihren ehemaligen Lehrer mit höchster Achtung. Vgl. Karl von Raumer: *Geschichte der Pädagogik* (I., 113); Friedrich von Raumer: *Lebenserinnerungen und Briefwechsel Erster Theil*, (I., 112) und Wolf Graf Baudissin (1789-1878): *Gedenkbuch für seine Freunde*, hrsg. von Sophie Gräfin Baudissin, (I., 5).

<sup>22</sup> Forkel hatte zu dem Zeitpunkt schon sein erstes schriftstellerisches Debüt mit der "Theorie der Musik" (1777) hinter sich und mehrere Artikel in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen* und im *Hannoverschen Magazin* veröffentlicht.

Jahr vaterlose Meta im Denken und Handeln Forkels eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Vater erkannte.

Götz von Selle bezeichnet Forkel in seiner Schrift »Die Georgia-Augusta-Universität« als „bizarren Charakter“ und als „Kauz“. Durch alle Forkel-Biographien zieht sich folgende, durch Friedrich von Raumer überlieferte Skurrilität Forkels: „Bisweilen ritt ich mit Forkel spazieren; er nie anders als Schritt vor Schritt. Wenn ich dann ihn verlassend in gestrecktem Galop vorwärts und wieder zu ihm zurückritt, fragte er: ‚Sind Sie nun weitergekommen wie ich?‘ Meiner nahe liegenden Entgegnung fügte ich die Frage hinzu: aber was haben Sie unter der Zeit gemacht? – ‚Klavier gespielt.‘ – ‚Klavier gespielt? Wie das?‘ - hierauf zog er ein Griffbrett von c, cis bis g aus der Tasche, dessen Klaves zugleich dem Finger- und Federndruck unterlagen. ‚In dieser Weise‘, fügte Forkel hinzu, ‚thue ich vieles zu gleicher Zeit: ich mache mir reitend eine gesunde Bewegung, erfreue mich an der Natur, beobachte das Wetter, und übe mich bald mit dieser, bald mit jener Hand‘ “. <sup>23</sup> Auch mit dieser starken Betonung von Fingerübungen steht Forkel ganz in der Tradition von Johann Sebastian Bach, der zum Beispiel besondere Stücke schrieb, „wobei die Finger beider Hände in den mannigfaltigsten Lagen notwendig alle gebraucht werden mußten <...> Durch solche Übungen bekamen alle seine Finger beider Hände gleiche Stärke und Brauchbarkeit <...>“ <sup>24</sup>

Götz von Selle sieht in Forkel eine „Parallelerscheinung zu Fiorillo“. Der Maler und Kupferstecher Fiorillo <sup>25</sup> war als Zeichenlehrer an der Universität angestellt. Beiden spricht Selle das geniale Können ab, nennt es *gering*, attestiert ihnen aber, dieses Manko durch die „verwissenschaftlichte“ Kunstgeschichte respektive Musikgeschichte, die sie lehrten, reichlich ausgeglichen zu haben. <sup>26</sup>

Aber nicht nur Forkels ausgeprägtes Theorieverständnis verdiente Lob. Daneben war er ein talentierter Virtuose auf dem Klavier, jedenfalls soweit es sich um Werke seines Geschmacks handelte. Insbesondere die Musik von Bach war ihm ein „überwältigendes inneres Erlebnis“ <sup>27</sup>. Für eigene Kompositionen mag ihm der *geniale Funke* gefehlt haben. Daß relativ wenig in Noten Gedrucktes von ihm vorliegt, lag nicht so sehr an der Ablehnung der Verleger als an seinem eigenen kritischen Standpunkt. <sup>28</sup> Seine hohe ästhetische Auffassung ließ ihn die eigenen Noten unter Verschuß halten. Diese psychologische Disposition zu ewiger Selbstkritik dürfte den ersehnten *Götterfunken* natürlich eher verhindert haben.

---

<sup>23</sup> Friedrich von Raumer, *Lebenserinnerungen ...*, Erster Theil (I., 112), S. 42.

Lichtenberg schreibt in seinem Sudelbuch: „Forkel steckte seine Finger in Hexen-Mehl wenn er auf dem Klavier spielen wollte ...“. Hexenmehl ist ein durch Wasser nicht benetzbares Pulver aus den Sporen des Lycopodiums (Bärlapp), das als Hausmittel und als Blitzpulver am Theater verwendet wurde. Forkel benutzte es wohl, um die Hände trocken zu halten. Georg Christoph Lichtenberg: *Sudelbuch D<sub>1</sub> 257*, Bd. I., hrsg. von Wolfgang Promies (I., 106), S. 272.

<sup>24</sup> Johann Nikolaus Forkel: *Über Joahnn Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke* (I., 29) S. 668.

<sup>25</sup> Johann Dominik Fiorillo (1748-1821), Maler und Kunsthistoriker, seit 1799 Professor der Philosophie in Göttingen. Fiorillo war mit Heyne befreundet und machte die Zeichnungen für dessen 'Virgil'. Vgl. Christian Gottlob Heyne. *Biographisch dargestellt von Arnold Hermann Ludwig Heeren* (I., 56), S. 391.

<sup>26</sup> Götz von Selle: *Georgia-Augusta* (III., 149), S. 167.

<sup>27</sup> Hermann Alberts, Rezension in *Archiv für Musikwissenschaft* II., S. 419, zitiert nach Georg Kinsky: *Aus Forkels Briefen an Hoffmeister & Kühnel* (I., 72), S. 55.

<sup>28</sup> Vgl. *Encyclopädie der gesammelten musikalischen Wissenschaften und Universal-Lexikon der Tonkunst*. Bearbeitet von M. Fink u. a., 3. Bd. (IV. 12.), S. 10 f.

Seit dem Wintersemester 1772 hielt Forkel Privatvorlesungen in Musiktheorie<sup>29</sup>, und seit 1779 hatte er die Stelle des akademischen Konzertmeisters inne. In dieser Funktion leitete er die beliebten, teilweise auch umstrittenen, wöchentlichen Winterkonzerte an der Universität.<sup>30</sup> Wenige Wochen nach Antritt dieser Stelle wurde der Titel in Universitätsmusikdirektor umgewandelt. Das Motiv für diese formelle Erhöhung war, dem universitären Konzertwesen und dessen alleinverantwortlichem Leiter repräsentatives Gewicht zu geben und der Einrichtung mehr Kontinuität zu verleihen.<sup>31</sup> Die Titelvergabe steht jedoch in keinem Verhältnis zu dem Gehalt, das Forkel bezog. Während sein Vorgänger, Konzertmeister Kreß, noch 300 Taler erhielt, wurde er mit nur 80 Talern besoldet. Seine eigentliche Einnahmequelle bildeten der Musikunterricht und die Privatvorlesungen. Daneben war Forkel ein außerordentlich fleißiger Schriftsteller. Als sein wichtigstes Werk sehen Musikwissenschaftler die »Allgemeine Literatur der Musik« (1792) an, ein Kompendium, das in systematischer Anordnung die Fachliteratur über alte und neue Musik zusammenfaßt. „Erst dieses umfangreiche Werk Forkels hat in Deutschland eine Übersicht über das vorhandene Material an musikgeschichtlicher und -theoretischer Primär- und Sekundärliteratur geschaffen“.<sup>32</sup>

Das zweite heute noch hochgelobte Werk Forkels ist die »Allgemeine Geschichte der Musik«. Das Erscheinen des ersten Bandes wurde 1788 vom »Hamburgischen Unparteyischen Correspondenten«<sup>33</sup> mit folgenden Worten angezeigt: „Endlich erscheint hier der erste Theil der von allen Freunden der Tonkunst so sehr erwarteten Geschichte der Musik des Herrn Doctor FORKEL, der mit viel Einsicht, Fleiss und Belesenheit ausgearbeitet ist, dass nicht nur jeder Musikliebhaber, sondern auch jeder Freund der Aufklärung in den menschlichen Kenntnissen dieses Werk mit dem grössten Vergnügen lesen, und die Fortsetzung mit Ungeduld erwarten wird.“<sup>34</sup> Der zweite Band erschien 1801. Während der erste Teil sich mit der Musik der alten Völker beschäftigt, reicht der zweite bis ins 16. Jahrhundert. Neben der strengen Systematik zeugen die Einzelausführungen von einer optimistischen Bewertung des bestehenden Tonsystems, die Affektenlehre findet eine der

<sup>29</sup> Vorlesungen über die Theorie der Musik (Autogr. ehemals Hamburg). Forkel versuchte den gesamten Bereich des Musikalischen in ein umfassendes System zu bringen, wobei er seine 1772 getroffene Einteilung in theoretische und praktische Musik ab 1777 zugunsten einer Gliederung in fünf Hauptteile (physikalische Klanglehre, mathematische Klanglehre, musikalische Grammatik, musikalische Rhetorik, musikalische Kritik) fallen ließ.

<sup>30</sup> Friedrich von Raumer befand: "Forkel's Winterkonzerte waren interessant und gut geleitet, aber auch hier zeigte sich der Unterschied zwischen Halle und Göttingen. Dort wäre kein Mädchen mit einem Studenten ins Concert gegangen; hier galt es für eine Art löblicher Auszeichnung, und ich ward z. B. von einem Professor gebeten, seine Tochter hinzuführen". Friedrich von Raumer (I., 112), S. 41.

Die kritischen Stimmen beziehen sich in der Regel auf das Repertoire, das Forkel dort aufführen ließ. Tieck beklagte sich über ein Konzert, in dem "Dittersdorfsche Musik" aufgeführt wurde und fragt Wackenroder, "ob dies mit dem guten Geschmack übereinkommt, den Hieronymus Knicker so besonders liebzugewinnen, daran zweifle ich sehr und Du wahrscheinlich noch mehr.-". Brief vom 30. November, 1792. Wilhelm Heinrich Wackenroder. Werke und Briefe. Zweiter Band: Briefwechsel mit Ludwig Tieck, hrsg. von Friedrich von der Leyen (I., 89), S. 114.

<sup>31</sup> Vgl. Ulrich Konrad: Johann August Günther Heinroth. Ein Beitrag zur Göttinger Musikpflege und Musikwissenschaft im 19. Jahrhundert, in: Musikwissenschaft und Musikpflege an der Georg-August-Universität Göttingen ..., hrsg. von Martin Staehelin, (III., 154), S. 62.

<sup>32</sup> Martin Straehlin: Musikalische Wissenschaft und Praxis bei J.N. Forkel (III. 154), S. 13.

<sup>33</sup> "Hamburgischer Unpartheyischer Correspondent" vom 9. Januar 1788.

<sup>34</sup> Zit. nach Othmar Wessely (Hrsg.): Allgemeine Geschichte der Musik, Bd. 1. (III., 174), S. XVIII. Die Rezension ist von Carl Philipp Emanuel Bach und vollständig abgedruckt bei C.H. Bitter: Carl Philipp Emanuel Bach und Friedemann Bach und deren Brüder, Berlin 1868, Bd. 2, S. 109 ff.

Aufklärung gemäße physiologische Erklärung und die Idee der zunehmenden allmählichen Vervollkommnung der Musik zeigt wie stark Forkels Schriften der Aufklärung verpflichtet sind.<sup>35</sup> Insgesamt stieß das Werk bei Musikliebhabern auf große Resonanz und Forkel war kein Unbekannter mehr<sup>36</sup>. Forkels Lieblingsschüler Graf Wolf von Baudissin berichtet von einem Besuch bei Goethe: „Wir waren fast zwei Stunden da, und er nöthigte uns ein paarmal zu bleiben <...> Zuletzt, als ich von Forkel und Zelter erzählt, sprach er gar über alte Musik, und ich versichere dich, ganz herrlich.“<sup>37</sup> Baudissins Bewunderung für Forkel und Zelter war grenzenlos. Er äußerte ebenfalls bei Goethe: „<...> wenn diese Beiden stürben, würde wohl die ganze Kunst der Musik untergehen“. Goethe tröstete ihn: „das echt Schöne geht nie unter, sondern lebt immer in der Brust weniger Guten, unauslöschlich wie das vestalische Feuer“.<sup>38</sup>

Um 1800 beabsichtigte Forkel zusammen mit Johann Georg Albrechtsberger (1736-1809), Joseph Haydn (1732-1809), Antonio Salieri (1750-1825) und Joseph Sonnleithner (1765-1835) an einer fünfzigbändigen »Geschichte der Musik in Denkmälern und der ältesten bis auf die neueste Zeit« mitzuarbeiten. Dieses Projekt zerschlug sich zum Teil durch die Kriegereignisse des Jahres 1805.<sup>39</sup> Aber 1801 scheint er diesen Plan noch vehement verfolgt zu haben. Schon während der Drucklegung des zweiten Bandes der *Musikgeschichte*, Pfingsten 1801, unternahm Forkel eine „musikalische und literarische Reise“<sup>40</sup> durch Deutschland, Böhmen und Österreich, um seine Materialsammlung für den dritten Band zu vervollständigen und nebenbei nach Bach-Handschriften zu fahnden. In Wien traf er Georg van Swieten, den Direktor der Wiener Hofbibliothek, der für Forkel sehr wichtig war, weil er mit Haydn, Mozart und dem jungen Beethoven in Kontakt stand.<sup>41</sup> Swieten und Forkel kannten sich aus ihrer gemeinsamen Göttinger Studienzeit. Insgesamt war die Reise, übrigens die einzige größere, die Forkel je unternahm, ein voller Erfolg. Aus Prag

<sup>35</sup> Vgl. Friedrich Blume (Hrsg.): Die Musik in Geschichte und Gegenwart (IV., 2), S. 518.

<sup>36</sup> Wie sehr dieses Werk auch noch nach Forkels Tod zur Standardliteratur für Musikliebhaber zählte, zeigt unter anderem folgender Tagebucheintrag von Franz Grillparzer vom 19. Dezember 1831: „Nachmittags in Forkels Geschichte der Musik gelesen. Auszüge gemacht.“ Grillparzers Briefe und Tagebücher, gesammelt und hrsg. von Carl Glossy und August Sauer, (I., 42), S. 100.

<sup>37</sup> Brief vom 19. Februar 1809 aus Gotha an seine Schwester Susanne. Abgedruckt in: Wolf Graf Baudissin (1789-1878), Gedenkbuch für seine Freunde (I., 5), S. 161.

<sup>38</sup> Zit. nach Othmar Wessely (III., 174) S. 16. Baudissin befand sich damals auf der Rückreise von Göttingen, wo er kurz zuvor bei zwei von Forkels Winterkonzerten (Johann Sebastian Bach für drei Klaviere) mitgewirkt hatte. Vgl. S. 14 f.

<sup>39</sup> Vgl. Othmar Wessely (III., 174), S. XV. Die bis 1805 bereits gestochenen Platten wurden durch die Franzosen zu Kugeln verarbeitet, so daß die Herausgeber entmutigt ihren Plan aufgaben.

<sup>40</sup> Ursprünglich hatte Forkel auch vor, seine Eindrücke für eine musikalisch-literarische Reisebeschreibung zu verwerten. (Seine hinterlassenen Notizen legen dies nahe).

<sup>41</sup> Baron van Swieten (1734-1803) studierte ursprünglich Jura. Durch die persönliche Bekanntschaft mit Mozart begann er, sich ganz der Musik zu widmen. Seine Lehrer wurden Salieri und Albrechtsberger. Für die Mailänder Scala schrieb Swieten eine Reihe von italienischen Opern, mit denen er kleine Erfolge errang. Seinen Durchbruch erreichte er mit der deutschen Oper "Die Schweizer Familie", die fast ein halbes Jahrhundert im Repertoire der europäischen Bühnen überdauerte. Die Oper "Principessa d'Amalfi" wurde von Joseph Haydn als "gedankenneu, erhaben, ausdrucksvoll, kurz - ein Meisterwerk" gelobt. Vgl. Allgemeine Musikgeschichte von Emil Naumann, neu bearbeitet und bis in die Gegenwart fortgeführt von Alfred Loeven (IV., 29), S. 410.



schrieb er an seinen Verleger Hoffmeister & Kühnel: „Auch Seb. Bachische Werke habe ich gefunden, die ich noch nicht kannte, obgleich meine Sammlung schon sehr beträchtlich ist.“<sup>42</sup>

Der Pflege des Bach-Nachlasses verschrieb sich Forkel mit leidenschaftlicher Hingabe. Er ist der Editor der ersten Bach-Gesamtausgabe, wobei ihm seine persönliche Beziehung zu den Bach-Söhnen sehr zustatten kam. Für Carl Philipp Emanuel übernahm er die Werbung von Pränumeranden<sup>43</sup> und erhielt dafür als Gegenleistung über Jahre hinweg Quellen und Belege für seine Bach-Edition. Um 1800 war die Bach-Gemeinde noch sehr klein, so daß die *œuvres complètes* kein geschäftlicher Erfolg waren. Forkel konnte seinen mutigen Verleger Hoffmeister & Kühnel nur auf die Zukunft vertrösten. Im Brief vom 20. Juni 1808 schrieb er: „Über den Vertrieb Seb. Bachischer Werke, lassen sie uns lieber Freund, etwas bessere Zeitumstände abwarten.“<sup>44</sup> An eine spätere Würdigung glaubte Forkel mit geradezu prophetischer Gewißheit. Gleichermaßen ist die Mahnung, womit die Bach-Ausgabe schließt, prophetisch zu nennen: „Sei stolz auf ihn, Vaterland; sei auf ihn stolz, aber auch seiner wert“.<sup>45</sup>

In seiner Laufbahn vom Stipendiaten bis zum Musikdirektor wechselte Forkel mehrmals die Wohnung: Er logierte bei Ackermann Clatius, Knopfmacher Meissner, Uhrmacher Rauschenplatt, Auktionator Bessiegel, und zuletzt wohnte er bei den Erben von Professor Hamberger.<sup>46</sup> Inwieweit diese Wohnadressen auch Aufschluß über vermehrten Komfort, höhere Mieten und damit seine steigenden Einnahmen zulassen, sei dahingestellt. Im Frühjahr 1783 war er jedenfalls in der Lage, das letztbewohnte Haus der Witwe Hamberger zu kaufen. Im Juni des gleichen Jahres wurden ihm die Göttinger Bürgerrechte zuerkannt.<sup>47</sup>

Forkel war ehrgeizig, klug und von einem aufgeklärt-unabhängigen Geist beseelt. Es verwundert daher nicht, daß die junge Meta zum einen ihren Vater in ihm wiedererkannte, zum anderen in ihm einen Partner vermutete, der ihre eigenen Bestrebungen nach geistiger Unabhängigkeit zu fördern vermochte. Hinzu kommt die *Macht der Musik*, der sich die *junge Dame aus gutem Hause* sicher gerne hingab. Umgekehrt dürfte es „<...> für die Stellung Forkels in der Göttinger Gelehrtenwelt nicht ohne Bedeutung gewesen sein, daß er die Tochter eines angesehenen Ordinarius heiratete.“<sup>48</sup>

---

<sup>42</sup> Brief vom 2. August. Zit. nach Georg Kinsky: Aus Forkels Briefen an Hoffmeister & Kühnel. (I., 72) Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Bachpflege, in: Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1932, hrsg. von Kurt Taut, neununddreißigster Jahrgang, Leipzig 1933, S. 59 f. Die Briefe an Hoffmeister & Kühnel stammen aus dem Nachlaß Forkels und sind 1818 in Zelters Besitz gekommen. Es handelt sich um Kopien, die Forkel für sich selbst angefertigt hatte.

<sup>43</sup> Pränumerando, lat. vorauszahlend. Forkel warb um Vorbestellungen, die dem Verlag halfen, die Auflagenhöhe zu bestimmen.

<sup>44</sup> Vgl. Georg Kinsky: Aus Forkels Briefen ... (I., 72), S. 68.

<sup>45</sup> Zit. nach Georg Kinsky: Aus Forkels Briefen ... (I., 72), S. 68.

<sup>46</sup> Die Wohnadressen stammen aus dem Nachlaß Friedrich Ludwigs (1872-1911), der 1948 von der Staatsbibliothek Bremen nach Göttingen gelangte. Sie sind in der Anmerkung Nr. 54 von Ursula Günther: Friedrich Ludwig in Göttingen, S. 170, aufgeführt. Bei Bessiegel könnte es sich um einen Lesefehler handeln, da in Göttingen der Name Bossiegel sehr häufig vorkommt.

<sup>47</sup> Heinrich Edelhoff: Johann Nikolaus Forkel (III., 27), S. 17.

<sup>48</sup> Heinrich Edelhoff (III., 27), S. 34.

Bislang wurden die positiven Eigenschaften von Metas erstem Ehemann stark in den Vordergrund gestellt. Die Schattenseiten seiner Persönlichkeit werden vor allem in Urteilen der Romantiker deutlich. Auf diese, im wesentlichen auf Verständnisschwierigkeiten und persönlichen Ressentiments beruhenden Konflikte zwischen Forkel und seinen frühromantischen Schülern, möchte ich etwas näher eingehen, weil sie für die Beziehung zwischen ihm und Meta durchaus erhellend sein können. Stärker als Forkel hatte Meta den Bruch innerhalb der Aufklärung empfunden. Ihr Schwanken zwischen Empfindsamkeit und Verstand wird schon in den ersten Ehejahren sichtbar.

Zu Forkels Schülern in Göttingen gehörten August Wilhelm Schlegel, Ludwig Tieck, Heinrich Wackenroder und Wilhelm von Humboldt, die Brüder Friedrich und Karl von Raumer und Wolf Graf von Baudissin. Von den Romantikern sind scharf ablehnende Urteile überliefert, die allerdings mehr jugendlich-frech und unreif auf Forkels Erscheinungsbild eingehen und das Trennende zwischen den musikalischen Auffassungen extrem stilisieren. In höchstem Maße geringschätzig äußert sich Friedrich Schlegel in einem Brief an den Bruder über Forkels »Geschichte der Musik«: „Der Mensch versteht weniger von den Griechen, als ein Eunuch von der Liebe, und weniger von der Musik als ein Ruße von der Menschlichkeit“.<sup>49</sup> Forkel, der die höchste Entwicklungsstufe der Musik im 16. und 17. Jahrhundert sah, behandelte die Tonkunst der Griechen in Schlegels Augen zu kühl, zu distanziert und ohne den Enthusiasmus, mit dem die Romantiker sich der griechischen Literatur widmeten. Dies hängt einerseits mit Forkels Idee von der zunehmenden Vervollkommnung der Musik zusammen, die ihm eine sachliche Einstellung zur Antike verwehrte, andererseits erkannte Forkel innerhalb dieses unendlichen Fortschritts gewisse Höhe- und Tiefpunkte an, die ihn mit dem damals modernen Musikgeschmack in Widerstreit gerieten ließen.

Wackenroder, der mit der »Geschichte der Musik« ebenfalls vertraut war, bat seinen zu der Zeit in Göttingen studierenden Freund Tieck ganz vorurteilslos, ja neugierig, um genauere Informationen über Forkel: „Solltest Du in Göttingen einmal den Professor Forkel, der eine Geschichte der Musik, eine musikalisch kritische Bibliothek u.s.w. geschrieben, und ein vortrefflicher musikalischer Kritiker ist, kennen lernen, so schreib mir von ihm. Schreib mir doch ja, ob er Kollegia über die Musik izt liest? Er ist mir ein interessanter Mann“.<sup>50</sup> Wackenroder erhielt von Tieck eine recht ernüchternde Antwort, die seinem Idol sicher *einige Kratzer* zufügte. Tieck schreibt etwa einen Monat später: „Du schreibst mir vom Konzert, ich bin gestern in das hiesige gewesen, es hat mir erstaunlich viel Langeweile gemacht, Forkel sieht sehr gewöhnlich aus. Die Quinkerliren und Paukenschlagen,- ach, es geht zum einen Ohr hinein und zum andern hinaus und das Herz weiß nichts davon, es ist so unangenehm, wie ein Gepolter, das einen aus dem Schlafe weckt“.<sup>51</sup>

Auch Wackenroder studierte später kurze Zeit in Göttingen<sup>52</sup> und lernte dort Forkel kennen. Ein intimerer Austausch über Theorie und Praxis der Musik war sicher nicht möglich. Dennoch zeigt die Geschichte des »Josef Berlinger«<sup>53</sup> deutliche Spuren von Wackenroders Umgang mit Forkels »Geschichte der Musik« und dessen kleiner Schrift »Über die Theorie der Musik«.

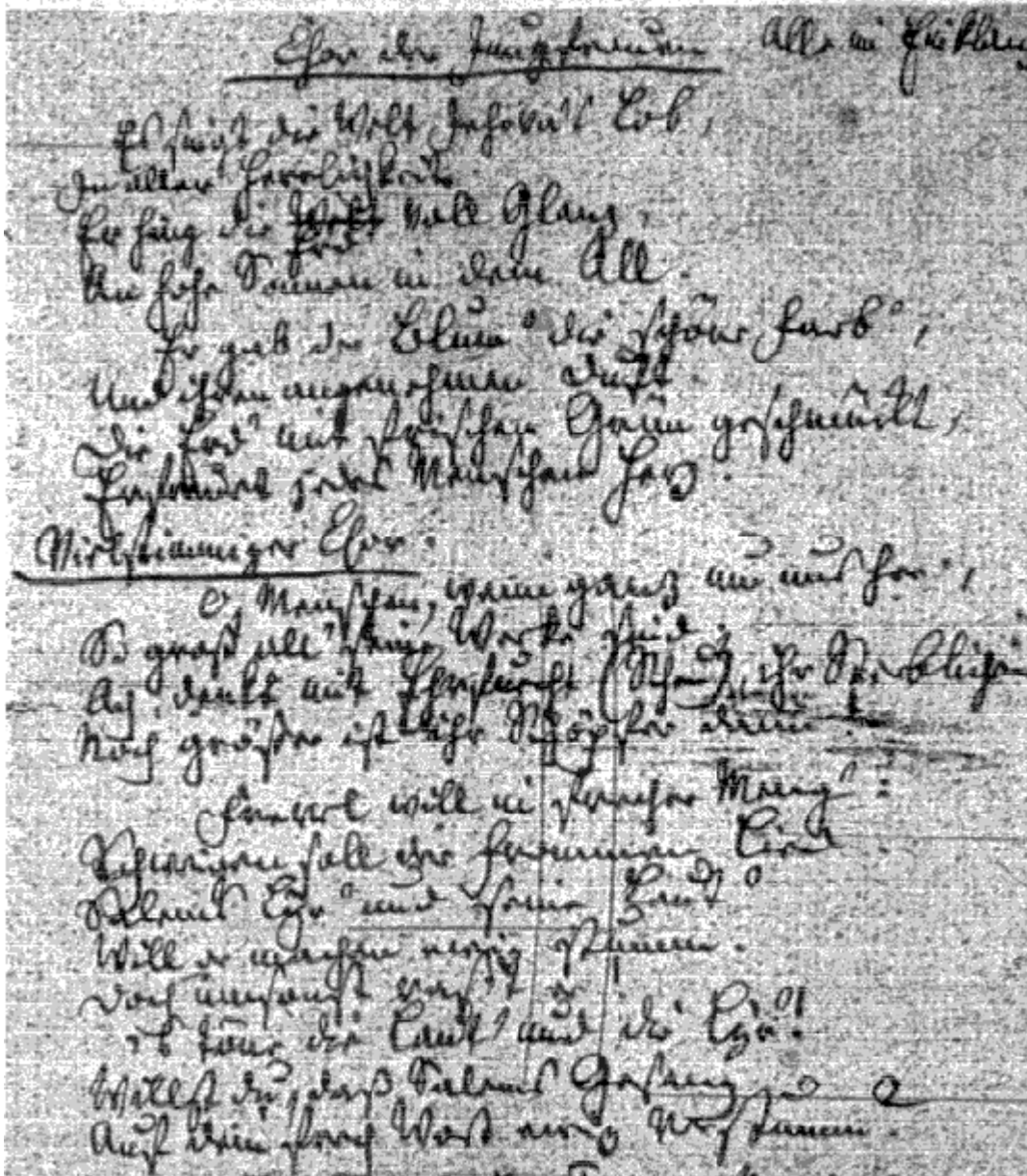
<sup>49</sup> Brief vom 20. Januar 1795 aus Dresden. Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Oskar Walzel (I., 154), S. 211.

<sup>50</sup> Brief vom November 1792, Wilhelm Heinrich Wackenroder. Werke und Briefe. Zweiter Band. Briefwechsel mit Ludwig Tieck, hrsg. von Friedrich von der Leyen (I., 89), S. 112.

<sup>51</sup> (I., 89), S. 151.

<sup>52</sup> Wackenroder lernte Forkel 1793/94 kennen.

<sup>53</sup> Wilhelm Heinrich Wackenroder: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst. Von Tieck anonym 1797 veröffentlicht. Darin enthalten: Das merkwürdige musikalische Leben des Tonkünstlers Joseph Berlinger.



Chor der Jungfrauen von Johann Nikolaus Forkel, in Mus. ep. Varia 2, Mendelsohn-Archiv Berlin.

Wackenroder lernte so viel wie möglich von Forkel, blieb aber hinsichtlich seiner Kunstauffassung von seinem Lehrer völlig unberührt. Für Wackenroder war einzig die Wirkung von Musik, für Forkel eher die kunsttheoretische Struktur entscheidend. Die Opposition, die Wackenroder gegen Forkel empfand, macht die Spannung im Leben des Joseph Berlingers aus, der erfahren wird, daß die Musik Empfindungen gewährt, die am Leben scheitern müssen.<sup>54</sup>

Tatsächlich konnte Forkel mit der Romantik so wenig anfangen wie die Mehrzahl seiner Universitätskollegen, die an ihren rationalistischen Leitbildern festhielten. Für Forkel war das, was den Romantikern als höchste Äußerung des Kunstgeistes erschien, „törichte Rebellion der Mode gegen

<sup>54</sup> Vgl. Wackenroder und sein Einfluß auf Tieck. Ein Beitrag zur Quellengeschichte der Romantik von Paul Koldewey (III., 87), S. 131 f.

den guten Geschmack und ungezügelte Willkür jugendlicher noch ungenügend unterrichteter Geister, deren Lösung von den Fesseln der gelehrten Überlieferung als Frevel zu gelten hatte“.<sup>55</sup>

Forkel und die Romantiker divergierten in ihrem Begriff von Kunst ganz elementar. Ohne den sinnlichen Ursprung der Musik zu negieren, galt Forkels Interesse der Form, dem Plan des Musikwerkes, von dem er glaubte, daß er die Wirkung verursacht. Wackenroder ging einen umgekehrten Weg. In seiner Abhandlung zum »Wesen der Tonkunst« sucht er Unmittelbarkeit und Subtilität der Musik, „das Dunkle und Unbeschreibliche, welches in der Wirkung des Tons verborgen liegt, und welches bei keiner andern Kunst zu finden ist“<sup>56</sup>, zu ergründen.

Der Musikhistoriker Müller, der in Göttingen studiert hat, lernte Forkel in dessen ersten Göttinger Jahren kennen. Er beschreibt ihn als kalten Verstandesmensch, „stets eifersüchtig auf die, welche etwas konnten. Er spielte Bachsche Sonaten reinlich und genau, aber ohne Gefühl“.<sup>57</sup> Ein ähnliches Urteil fällt Johann Heinrich Voß in einem Brief an den Komponisten J. A. P. Schulz: „Und nun vollends der steife erfindungs- (ich möchte fast sagen: gefühl-)lose Forkel! Wird es auch in der Musik gelten, was in der Poesie schon so lange gilt: Die meisten Kritiker, wenn sie selbst Hand anlegen, zeigen nur, wie man ein Ding nicht machen muß?“<sup>58</sup>

Forkels Neigung, sich abzuzirkeln, seine Pedanterie und stark rationale Ausrichtung im Umgang mit Musik schafften ihm in der Musikwelt und in Göttingen nicht allzuvielen Freunde. Vor allem im kritischen Urteil über zeitgenössische Komponisten zeigte sich Forkel wenig umsichtig und ebensowenig unbefangen. Forkels Musikkritiken waren schonungslos und öfters von persönlichem Ressentiment begleitet. Von den Komponisten seiner Zeit erkannte er außer den Bachsöhnen kaum einen an. Von Gluck sprach er mit Verachtung; die gesamte neuere Musik tat er als Epigonentum ab. Zelter schrieb darüber an Goethe: „Ueber Glucks Succes hat er sich gelb und grün geärgert und dessen Opern herabsetzen wollen; Mozart wollte er eben so wenig anerkennen und mochte manchen auf seiner Seite haben“.<sup>59</sup> Besonders die Ablehnung der Gluckschen Musik zog Forkel die heftige Kritik der Komponisten Joseph Martin Kraus, Johann Wilhelm Häßler und des Darmstädters Abt Vogler zu<sup>60</sup>, so daß er in der musikalischen Welt ziemlich isoliert war: Selbst einer

<sup>55</sup> Zit. nach Heinrich Edelhoff (III., 27), S. 31.

<sup>56</sup> Wilhelm Heinrich Wackenroder: *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst*, hrsg. von Ernst Ludwig Schellenberg, Weimar 1917, S. 183.

<sup>57</sup> Zit. nach Heinrich Edelhoff (III., 27), S. 32. Wilhelm Christian Müller: *Erinnerungen aus meinen Studentenjahren in Göttingen*, S. 18. Müllers *Erinnerungen* erschienen etwa 1826. Vgl. Franz Peters-Marquart/Alfred Dürr: *Musik in Geschichte und Gegenwart*, S. 519.

<sup>58</sup> Brief vom 4. März 1782, in: *Briefwechsel zwischen Johann Abraham Schulz und Johann Heinrich Voss*, hrsg. von Heinz Gottwaldt und Gerhard Hahne (I., 46), S. 19.

<sup>59</sup> Brief Zelter an Goethe vom 2. Dezember 1827, in: *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1799 bis 1832*, zweiter Band, hrsg. von Ludwig Geiger, (I., 37), S. 358.

<sup>60</sup> Der im Odenwald geborene Komponist Joseph Martin Kraus titulierte Forkels Liedersammlung als "elendes Zeug", umgekehrt bemerkte Forkel zu einer kleinen Schrift, die Kraus in der "Allgemeinen Literatur der Musik" abgedruckt hatte, giftig: "Scheint von einem zwar launigten, aber ganz urteillosen jungen Menschen geschrieben". Johann Wilhelm Häßler hatte sich Forkel in Göttingen zum Feind gemacht, als er ihn mehrere Monate hinhielt und zum Schluß eine Aufführung hintertrieben hatte. Häßler sprach daraufhin von dessen "geflissentlich angelegter Intrigue". Vgl. Martin Edelhoff (III., 27) S. 33 und Martin Staehelin, S. 24. Georg Joseph Vogler (1749-1814) war in Wien der Lehrer von Carl Maria von Weber (1786-1826). Später siedelte Vogler nach Darmstadt über, wo er einen weiteren berühmten Musiker, Giacomo Meyerbeer (1791-1864), unterrichtete.

seiner Lieblingsschüler erkannte dies und schrieb: „Sowie <...> [er] sich von aller allgemein beliebten neuern Musik abwandte, so wandten sich die Freunde dieser Musik von ihm ab.“<sup>61</sup>

Neben den Bachsöhnen korrespondierte Forkel mit dem Musiktheoretiker Johann Philipp Kirnberger<sup>62</sup>, dem Komponisten Carl Friedrich Zelter<sup>63</sup> und Friedrich Christoph Kollmann<sup>64</sup>, der Forkel bei der Beschaffung von Material aus London für den 1799 veröffentlichten Aufsatz »Über den Zustand der Musik in England« behilflich war. Wie die Briefe Zelters an Goethe zeigen, war der Kontakt auch da eher kühl und reserviert; er beschränkte sich auf die gemeinsame Verehrung von Händel und Bach. Sehr viel persönlicher war Forkels Verhältnis zu Johann Friedrich Reichardt, obwohl dieser als Verehrer Willibald Glucks eigentlich zu seinen Feinden hätte gehören müssen. In dem wohl einzigen erhaltenen Brief an Reichardt vom 8. Januar 1792<sup>65</sup> schreibt Forkel: „Ich muß sehr um Verzeihung bitten, daß ich meine Danksagung für die bewußten Stücke dero Kunst-Magazins so spät abstatte. Sehen Sie diese Verspätung bloß für das an, was sie wirklich ist, für Nachlässigkeit und glauben ja nicht, daß etwa Ihre im Magazin geäußerte Meynung in Ansehung Glucks auch nur den mindesten Einfluß dabey gehabt haben könnte. Wir sind stolze Leute, und müssen sagen können und dürfen, was wir uns zu verantworten getrauen. <...> Sie haben mich aber nicht bekehrt, und ich werde bald in einem besonderen Werke Gelegenheit haben, die Gründe in extenso bekannt zu machen <...>“ Forkel endet den Brief: „Wenn Ew. Wohlgeb. noch im künftigen Sommer auf Ihrem Lust-Schlosse in Giebichenstein leben, so sind Sie vor meinem Besuche nicht sicher. Bis dahin erlauben Sie mir, Sie meiner vorzüglichen Hochachtung noch schriftlich versichern zu dürfen mit welcher ich unwandelbar, und aller Diskussion zum Trotze, die Gluck veranlassen mag, verharre <...>“<sup>66</sup> Wahrscheinlich basierte Forkels recht guter Kontakt zu dem Gluck-Verehrer Reichardt auf dessen von vielen Zeitgenossen hochgeschätzten Liebenswürdigkeit und erlesenen Gastlichkeit.

Metas Ehemann war, wie wir sehen, außerordentlich umstritten. Die negativen Urteile der Zeitgenossen beziehen sich auf Forkels Kompositionsstil, sein Musikempfinden und seine Persönlichkeit. Was Forkels Geschmacksbildung angeht, so darf sie sicher einseitig genannt werden. Auch sein schwieriger Charakter läßt sich nicht verleugnen. Bei seinen Kritikern, insbesondere den Romantikern, ist jedoch auffällig, daß sie Forkels Persönlichkeitsstruktur mit seinem Musikempfinden auf eine undifferenzierte Art in Berührung bringen. Ein Kenner von Forkels Musik, dem wir ein Urteil ohne alle Vorurteile zutrauen können, ist Johann Heinrich Liebeskind, der schreibt: „Im Winter ist wöchentlich einmal akademisches Konzert unter der Direktion des Herrn Dr. und Mu-

<sup>61</sup> Karl von Raumer: Geschichte der Pädagogik, Bd. 4 (I., 113), S. 76.

<sup>62</sup> Johann Philipp Kirnberger (1721-1783), Lehrer von Prinzessin Amalia, der Schwester von Friedrich dem Großen, Hauptwerk: "Die Kunst des reinen Satzes".

<sup>63</sup> Carl Friedrich Zelter (1758-1832) machte sich ebenfalls um die Händel- und Bach-Pflege verdient.

<sup>64</sup> Friedrich Christoph Kollmann (1756-1829). Forkels englischer Einfluß wird gelegentlich erwähnt. Er beschränkte sich jedoch auf Angelesenes und die dynastisch bedingte Beziehung zwischen Hannover sowie auf den Briefwechsel mit Kollmann. Forkel selbst war nie in England. Eine zweite Schrift "Über den Zustand der Musik in England, besonders in London" erschien 1802.

<sup>65</sup> Der Brief hat Reichardt wahrscheinlich gar nicht mehr erreicht, denn dieser hatte Ende 1791 beschlossen, „Frankreich im Zustande der Revolution kennenzulernen“ und „betrat im Januar 1792 französischen Boden“. Johann Friedrich Reichardt: Vertraute Briefe aus Paris 1792, hrsg. von Rolf Weber (I., 155), S. 16 ff.

<sup>66</sup> Mus.ep 1-9.-18 Varia 1-2. Brief Nr. 3. STABibl B, Mendelsohn-Archiv.

sikdirektor Forkel. Dieses Konzert ist so gut, als es nur immer verlangt werden kann, zumal, wenn man bedenkt, daß es wenigstens zur Hälfte aus Liebhabern besteht. Den Tag vorher werden die Stücke, die gegeben werden sollen, so lange probiret, bis der Vortrag derselben grammatikalisch und ästhetisch richtig wird. Ohne diese Vorübung wäre es auch nicht möglich, daß wirklich Stücke von Bedeutung, z.B. Haydnsche Symphonien, der Tod Jesu von Graun, das Alexanderfest von Händel mit so viel Genauigkeit und Delicatesse ausgeführt werden könnten, wie ich sie zuweilen in diesem Konzerte gehört habe. <...> Forkel selbst ist ein vortrefflicher Klavierspieler, und auch als Gelehrter ein Mann der Göttingen Ehre macht. Seine Geschichte der Musik, die noch nicht ganz vollendet ist, enthält herrliche Rescherschen.“<sup>67</sup>

Forkel war, wie moderne Musikwissenschaftler bestätigen, keineswegs mittelmäßig. Er war ein hervorragender Virtuose, er erhob die Musiklehre zur Wissenschaft und hat ein von der neueren Musikwissenschaft gelobtes und noch immer lesenswertes Werk hinterlassen. Trotz der beschränkten privaten Kontakte ist an seinen Werken der an den Göttinger Gelehrten so geschätzte universalhistorische Ansatz unübersehbar. In seiner *Musikgeschichte* ist ein wenig von *Herderschem Geist* zu spüren.<sup>68</sup> Wie Herder sammelte Forkel die wertvollsten Zeugnisse der Vergangenheit und ordnete diese unter ein System, das dazu diente, den menschlichen Geist und sein Wirken besser zu verstehen. Forkel war durch und durch Aufklärer und insofern dogmatisch, als er sich nur mühsam in die Gedankengänge und Kritikpunkte der neuen Generation hineinfinden konnte. Er war verwoben in die Denkweise seiner Lehrmeister und in die Theorien, die er sich in seiner Jugend angeeignet und für gut befunden hatte. Dennoch ist insbesondere in seiner Darstellung über das Leben und Werk Johann Sebastian Bachs auch die Auseinandersetzung mit der romantischen Theorie evident.<sup>69</sup>

#### Exkurs: Johann Nikolaus Forkel in den Erinnerungen Therese Heynes

Die hier wiedergegebene Episode aus Johann Nikolaus Forkels ersten Jahren in Göttingen hat wenig mit seiner Ehe zu tun. Sie läßt jedoch eine weitere Facette seines Charakters sichtbar werden. Therese Heyne<sup>70</sup>, die Tochter von Christian Gottlob Heyne<sup>71</sup>, wird uns in der Lebensgeschichte Meta Forkel-Liebeskinds noch häufiger begegnen, so daß ihrer Meinung über Metas ersten Ehemann einiges Gewicht beizumessen ist.

<sup>67</sup> Johann Heinrich Liebeskind, Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 224.

<sup>68</sup> Auf das Verhältnisses von Universal- und Nationalgeschichte in Forkels Werk hat zuerst Heinrich Edelhoff hingewiesen. Nach Othmar Wessely läßt vor allem die Bachbiographie Forkels Auseinandersetzung mit Herderschem Gedankengut erkennen. Vgl. Othmar Wessely, (III., 174) S. XV. M. E. wird dies noch mehr in Forkels Musikgeschichte deutlich.

<sup>69</sup> Vgl. Othmar Wessely (III., 174), S. XIV.

<sup>70</sup> Therese Heyne-Forster-Huber (1764-1829) beklagt sich immer wieder über ihre nicht sehr gründliche Ausbildung. Mit ihren Klagen und Schuldzuweisungen versucht sie aber auch die eigenen Identitätskrisen, ihre Spaltung zwischen tugendhafter Anpassung und dem Wunsch nach Selbstverwirklichung, zu verschleiern. Therese neigt dazu, ihre Umgebung für ihr Handeln mitverantwortlich zu machen, beziehungsweise dieses damit zu rechtfertigen.

<sup>71</sup> Christian Gottlob Heyne (1729-1812) war seit 1761 mit Therese Weiß verheiratet Vgl. Christian Gottlob Heyne. Biographisch dargestellt von Arnold Hermann Ludwig Heeren (I., 56), S. XIX ff.

Therese Heyne beschreibt in ihren Lebenserinnerungen Forkel als den Liebhaber ihrer Mutter<sup>72</sup> und entwirft dabei ein sehr unfreundliches Bild von beiden. Als sechsjähriges Mädchen lernte sie den jungen Forkel 1770 als Bekannten oder Freund ihrer Mutter kennen. In ihren Erinnerungen schreibt sie: „Bei unserer Rückkehr brachte ein Bruder meiner Mutter, der einzige ihrer Verwandten, den ich je sah, ein schlechter, unangenehmer Mensch und sehr guter Lautenspieler von Profession, durch Musikliebhaberei einen armen Studenten aus einem koburgischen Dorfe, Namens Forkel, ins Haus. Der widrige Onkel ging, der H. F. blieb aber, und ward nach und nach entschiedener Liebhaber und blieb es bis zu ihrem Tod“.<sup>73</sup> Die Eltern waren zu dem Zeitpunkt neun Jahre verheiratet. Die Mutter starb fünf Jahre später (1775) an Tuberkulose und hinterließ einen Sohn, Therese und ihre jüngere Schwester Marianne. Therese berichtet weiter: „Welchen bitteren Verdruß dieses niedere Verhältnis meinem wackern Vater und welche frühe Galle es mir gemacht, ist unglaublich. Diese Galle brütete mich groß. <...> sie [die Mutter] war schon schwindsüchtig, und starb so, <...> sie war müßig, hatte keinen Hang zur Gesellschaft, mochte nicht mit Weibern umgehen, und war Schwärmerin in jedem Gefühl, das ihr vorkam. - Aber er wußte um die Rendezvous, z.B. wenn ein weißes Band aus dem Fenster hing, war der Vater nicht zu Hause - die Sache ward öffentlich, es gab abscheuliche Auftritte, in welchen dem jungen Menschen das Haus verboten wurde, aber meines Vaters Weichheit und ihre Verzweiflung, oder was sonst? und des Menschen Unverschämtheit - er war häßlich, plump, unwissend in allem außer der Musik - brachte ihn wieder an seinen alten Fleck im Hause, und das sieben Jahre lang.“<sup>74</sup> Therese geht mit ihrer Mutter, von der sie sich ungeliebt und vernachlässigt fühlte, hart ins Gericht. Die Pietätlosigkeit dieses Berichts läßt eine unerhörte Wut auf die Mutter sichtbar werden. Aus der Perspektive des Kindes mußte natürlich auch der vermeintliche Liebhaber äußerst hassenswert erscheinen. Daß sich Therese zu derartigen Anschuldigungen verstieg, hat sehr viel mit ihrem gekränkten Selbstwertgefühl zu tun. Vom Vater mußte sich Therese vernachlässigt fühlen, weil er nur selten für sie Zeit hatte. Seine Universitätsgeschäfte nahmen Heyne damals vollkommen in Anspruch. Die kränkelnde und später todkranke Mutter erledigte den Haushalt nur unvollkommen. Auch darunter litt Therese. Die Wurzel ihres Hasses ist jedoch darin zu suchen, daß die Mutter sie nicht mochte und ihr „zu Gunsten ihrer Schwester sehr viel Unrecht that<...>“<sup>75</sup>

Sehr irritiert auf Thereses Lebensgeschichte reagierte Karl August Böttiger, der mit Heyne gut bekannt war und dessen Nekrolog im »Freimüthigen« verfaßt hatte. Außerdem verfügte Böttiger zu dem Zeitpunkt über Briefe, die durch Frau von Schönberg, der Freundin der Mutter, an ihn ausgehändigt worden waren. In einem Brief vom 10. August 1812, an Böttiger muß Therese immerhin auch die von den Zeitgenossen und dem Vater gerühmten Vorzüge seiner ersten Frau konstatieren: „Diese meine Mutter bleibt mir eine ganz räthselhafte Frau. Sie muß überwiegende Verdienste gehabt, unvergiltbaren Eindruck gemacht haben, in ihrer Verbindung mit meinem edlen Vater müssen sehr wichtige, unauflösliche Fäden verwebt gewesen sein. <...> Heyne war kein glücklicher Gatte durch sie und diese gute Mutter, die ich nicht begreife, ward von ihm unendlich

<sup>72</sup> Die erste Frau Heynes, Therese (1730-1775) ist Tochter des seiner Zeit berühmten Musikers Weiß und einer aus Schlesien stammenden adligen Dame. Die Freundin und Gönnerin des Paares, Frau von Schönberg, schrieb damals: „Ich weiß gewiß, daß H. ohne meine Freundin nicht hätte glücklich sein können, daß sie ihm unentbehrlich geworden war.“ (S. 7) In: Ludwig Geiger: Aus Therese Hubers Herzensleben, Sonderdruck DLA Marbach. Der Druck entstammt der Sammlung Ludwig Geigers: Dichter und Frauen, 1899. Der Text wurde in leicht veränderter Form bereits 1897 in „Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte, Einundachtzigster Band“, Braunschweig, abgedruckt.

<sup>73</sup> Ludwig Geiger: Therese Heyne 1767-1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau, (I., 38), S. 5.

<sup>74</sup> (I., 38), S. 5.

<sup>75</sup> Vgl. (I., 38), S. 5 f.

geliebt, bis sein herrlicher Geist uns verließ“. Lediglich „ihre völlige Unkunde im Hauswesen, ihre Vorliebe für Lektüre und Beschäftigung der Phantasie“ wird noch beklagt und sie schreibt weiter: „- sehen Sie hier Gründe zu dem, was ich von Heynens Eheglück sagte. Sie liebte ihre Kinder unendlich, wußte sie aber nicht zu ziehen - aber diese - mir nicht erklärliche Frau ward von Allen, die sie kannten, geliebt, verehrt.“<sup>76</sup> Die Mutter, die von Jugend an in adligen Häusern verkehrte, z.B. übernahm sie nach dem Tod ihrer Mutter die Pflichten als Kammerfrau bei Prinz Anton von Sachsen, mußte sich als Ehefrau eines Professors in eine ganz andere, in gewissem Sinne verkleinerte Welt eingewöhnen. Sie gehörte ganz der Epoche der Empfindsamkeit an, liebte die Dichter Gellert, Haller, Klopstock, besonders Young und Richardson, man nannte sie eine Schwärmerin. Johann Heinrich Voß<sup>77</sup> charakterisiert Theresens Mutter in eben dieser Weise als „Frau Hofrätin Heyne, die viel Geschmack und Belesenheit hat“.<sup>78</sup> Jetzt sollte diese Frau Strümpfe stopfen und Vorräte verwalten, für drei Kinder sorgen und die Magd beaufsichtigen. Dieses Aufeinanderprallen von zwei Welten verkräftete Frau Heyne nicht. Wahrscheinlich musizierte sie zusammen mit Forkel und konnte dann ein wenig die neue und nicht ganz passende Welt vergessen.

Ein Indiz für Thereses Übertreibung hinsichtlich des *Liebhabs Forkel* ist die beschriebene Eifersucht und Verzweiflung des Vaters. Christian Gottlob Heyne hat aber offenbar gar nichts gegen die Freundschaft zwischen seiner Frau und Forkel gehabt, vielmehr gehörte er zu Forkels Förderern. Heyne hatte sich zum Beispiel für Forkels Ehrendokortitel eingesetzt und blieb ihm auch nach dem Tod seiner ersten Ehefrau freundschaftlich verbunden. In den Briefen zwischen Carl Philipp Emanuel Bach und Forkel sind häufig Grüße für Heyne und dessen Ehefrau aufgetragen, was auf ein freundschaftliches Verhältnis schließen läßt. Von Forkel, dem Liebhaber von Frau Heyne, bleibt nach Abzug aller psychologisch motivierten Übertreibungen Theresens nur noch ein Freund des Hauses, der für die Frau des Hauses viel Verständnis aufbrachte, sie verehrte und mit ihr so viel Zeit verbrachte, daß sich die Tochter zurückgesetzt sah. Selbst wenn man Therese den *Liebhabs* glauben will, so wirft ihre Schilderung ganz ungewollt auch ein positives Licht auf Forkel. Man müßte sich dann nämlich eine erotische Liebesbeziehung vorstellen, die nicht nur auf sexuelle Befriedigung aus war, und einen jungen Mann, der die Geliebte bis zu ihrem Tod tröstend begleitete. Hinzu kommt, daß die Mutter selbst aus einer Musikerfamilie entstammte, so daß auch in dieser Beziehung die *Macht der Musik* eine Rolle gespielt haben dürfte.

In einem Brief aus dem Jahr 1818 schreibt Meta an Therese: „Das Verhältniß zu der verstorbenen H.y.e [Heyne] habe ich immer nur für platonische Schwärmerei gehalten, obwohl F. [Forkel] eigentlich zu solcher wenig gestimmt war. Es hat mir immer etwas Unerklärliches gehabt, doch habe ich nie geglaubt, daß es störend auf Ihren Herrn Vater gewirkt hätte, der, selbst zu beschäftigt, sich wohl nie um die Stunden seiner Frau bekümmerte. Auch dächte ich, könnte er nie von Einfluß auf das Häusliche und auf das Ganze gewesen sein. Es wäre mir sehr interessant, Näheres darüber zu wissen. Die Einzige, die es wissen könnte, wäre wohl Hambergers noch lebende Schwester, mit der F. zu gleicher Zeit ein gemeines, offenbar nur auf Sinne begründetes Verhältniß hatte.“<sup>79</sup> Wir

---

<sup>76</sup> Ludwig Geiger: Aus Therese Hubers Herzensleben, (Sonderdruck Marbach), S. 10f. Zu den Verehrern von Frau Therese Heyne gehörte u.a. der Theaterdichter Friedrich Wilhelm Gotter (1746-1797) aus Gotha und Johann Gottfried Herder (1744-1803). Beide verband auch ein freundschaftliches Verhältnis mit Christian Gottlob Heyne.

<sup>77</sup> Johann Heinrich Voß (1751-1826) studierte seit Ostern 1772 in Göttingen u.a. Philologie bei Heyne.  
<sup>78</sup> (I., 38), S. 408.

<sup>79</sup> Ludwig Geiger: Aus Thereses Herzensleben (Sonderdruck Marbach), S. 19 f.



erinnern uns, bei der Witwe Hamberger<sup>80</sup> hatte Johann Nikolaus Forkel gewohnt, 1783 nach deren Tod erwarb er das Haus von den Erben Hamberger. Wahrscheinlich wohnte auch die Schwester von Georg Christoph Hamberger, dem verstorbenen Philosophie-Professor in Göttingen, in diesem Haus.

Meta, die wie dieser Brief aussagt, nicht ganz uninformiert über Forkels Vorleben war, glaubt nicht ganz an Theresens Interpretation, weder an die These des Liebhabers, noch an die des eifersüchtigen Ehemanns Heyne.

## 2.2 Carl Gottlieb Forkel und Metas Erziehungsmethode

Wenn wir aus allem bislang Referierten ein Fazit ziehen wollen, so ist Forkel ein talentierter Pädagoge, ein ambitionierter Musiker und Schriftsteller, ja sogar ein *guter Freund*. Seine Schattenseiten dürfen in den ersten zwei Ehejahren ganz unberücksichtigt bleiben, denn die junge Meta, die damals noch versuchte, die vielen auf sie einströmenden Weltauffassungen, Geschmacksbildungen und Theorien für sich zu verarbeiten, empfand den erfahrenen und gebildeten Forkel als geistiges Leitbild. In der ersten Verliebtheit bereitete ihr auch die durch Forkels Lebensgewohnheiten beförderte Abstinenz vom Göttinger Gesellschaftsleben sicher noch keinen Kummer. Vielmehr dürfte die räumliche Trennung in der ersten Zeit ihrer Ehe Gefühle der Sehnsucht erweckt haben. Meta wohnte noch eine Weile zusammen mit der Mutter - und Forkel in seinem Studierzimmer bei der Witwe Hamberger. Die anstehenden Fragen der gemeinsamen Lebensbewältigung, die akademische Arbeit, Metas Schwangerschaft und ihre Lektüre dürften für ausreichend Gesprächsstoff an den Abenden gesorgt haben.

In diese recht harmonische Welt hinein wurde im Frühjahr 1782 der Sohn Karl Gottlieb geboren und am 21. April getauft.<sup>81</sup> Wie ernsthaft sich Meta mit ihrem Sohn, dessen Wohlergehen und Erziehung beschäftigte, zeigt ein am 19. Dezember 1783 im »Hannoverschen Magazin« erschienener »Originalbrief einer Mutter von 18 Jahren an eine Freundin«<sup>82</sup>. Dies ist Metas erste, freilich anonyme Veröffentlichung. Die Freundin ist in Wirklichkeit ihre Schwägerin Wilhelmine Wedekind, geb. Moller, die 1783 ihre Tochter Luise geboren hatte.<sup>83</sup> Meta schreibt in diesem Brief aus der Perspektive der erfahrenen Mutter - ihr Sohn war ja schon eineinhalb Jahre alt - an die erst vor kurzem niedergekommene Schwägerin Wilhelmine.

---

<sup>80</sup> Georg Christoph (1726-1773), Philosophieprofessor in Göttingen. Charlotte Hamberger, eine Freundin von Gottfried August Bürger, war dessen Frau.

<sup>81</sup> Taufregister St. Marien in Göttingen, Eintrag Nr. 26. Beglaubigter Auszug, (PBH).

<sup>82</sup> Der vollständige Titel lautet "Originalbrief einer Mutter von achtzehn Jahren an eine Freundin, als diese ihr nach der Niederkunft zum erstenmal geschrieben hatte" und ist im "Hannoverschen Magazin", 101.tes Stück, Freitag, den 19.ten Dezember 1783, Sp. 1609-1612, erschienen.

<sup>83</sup> In einer Anmerkung zu dem Brief heißt es: "Wie gern nannte ich hier öffentlich die liebenswürdige Verfasserin dieses Briefes, wenn ich nicht schon durch dessen Bekanntmachung, die ohne ihr Wissen geschieht, ihrer Bescheidenheit einigen Zwang anzuthun glaubte." Dieser Passus ist mit: Diepholz, Adolf Moller. gezeichnet. Adolf Moller ist der Bruder ihrer Schwägerin. Angeblich soll Forkel den Brief ohne Metas Wissen veröffentlicht haben. Er verfügte über Kontakte zum "Hannoverschen Magazin" und war sicher bei der Veröffentlichung behilflich. Die Namen sind nicht verändert. Darüber hinaus zeichnet Meta mit ihren Initialen M. F. Es dürfte also für alle, die Meta und deren Lebensumstände kannten, ein Leichtes gewesen sein, sie als Autorin auszumachen.

Der Kernsatz dieses hinterrücks veröffentlichten Briefes lautet: „Auch bei der größten Sorgfalt sind wir ja nicht einmal im Stande, alle körperlichen Gefahren von ihnen abzuwenden, wie wollen wir denn im Stande seyn, ihre Seele vor Fährlichkeiten zu schützen, wenn nicht, besser wie wir, die Vorsehung über sie wallte? Mich dünkt, die gute Erziehung besteht hauptsächlich darin, unsrer Natur, so viel wie möglich zu folgen. Wir müssen nicht den eigenthümlichen Charakter des Kindes umzubilden suchen, sondern wir müssen ihn nur verhindern auszuarten.“ Die Rousseausche Lektüre läßt sich hier nicht verleugnen. Meta verwendet den Begriff NATUR ganz im Sinne der Rousseauschen Pädagogik, wonach das Natürliche zugleich das Vernünftige ist.<sup>84</sup>

Der nur vier Zeitungsspalten umfassende Brief ist eine komprimierte Vermittlung der Rousseauschen Erziehungsgrundsätze und deren Anwendung auf Metas Sohn sowie die Empfehlung für das neugeborene Mädchen der Schwägerin. Zunächst drückt die Briefschreiberin ihre Freude über das gut überstandene Wochenbett aus und erteilt den medizinischen Ratschlag, daß sich *Minchen* (Wilhelmine) vor Erkältungskrankheiten in acht nehmen soll, weil diese beim Stillen sehr gefährlich sein können. Damit ist eine der wichtigsten Regeln Rousseaus angesprochen, der im EMIL gegen das damals weitverbreitete Ammenwesen und das damit verbundene Elend für die Kinder wettete: „Seitdem die Mütter, ihrer ersten Pflicht vergessend, ihre Kinder nicht mehr selbst nähren wollen, hat man sie gemieteten Weibern anvertrauen müssen, welche nun, als Mütter fremder Kinder, für die die Natur ihnen kein Gefühl eingeflößt hat, nicht angelegentlicheres zu tun haben, als sich das Geschäft leicht zu machen.“<sup>85</sup> Tatsächlich war die hohe Mortalität bei Kindern zum Teil durch das Ammenwesen verursacht.<sup>86</sup> Rousseau hatte erkannt, daß die Mutter, die ihr Kind selbst stillt, gezwungen ist, sich häufiger mit ihm zu beschäftigen, und daß sich dadurch ein zärtlicher Kontakt entwickeln kann, der wiederum der körperlichen und seelischen Gesundheit des Kindes zugute kommt.

Auch Metas Auseinandersetzung mit dem kindlichen Trotz ist Rousseaus EMIL entlehnt sowie das Maß der *natürlichen Strafe*. Sie schildert Carl Gottliebs Eigensinn<sup>87</sup> und ihren pädagogischen Trick zur Verhinderung solcher Unart: „Wenn er bei seinen Mahlzeiten nicht geschwindt genug bedient wird, oder wenn ihm der dargebotene Bissen zu klein scheint, so weigert er sich mit starken Zeichen des Unwillens, das Essen anzunehmen. Du kanst wohl denken, meine Liebe, daß ich ihn in solchen Fällen nicht mit Bitten oder Schmeicheleien, oder mit der Drohung, daß es sonst das Hündgen essen solle zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen suche. Ich setze, so bald er aus Eigensinn sich weigert, ganz kaltblütig das Essen weg, und nehme, ohne mich um ihn zu kümmern, ein ander Geschäft vor. <...> er ist im Stande, beinahe eine Viertelstunde dazusitzen, ehe sich sein Eigensinn bricht, und er sich entschließen kan, mich zu bitten, ihm seine Mahlzeit nun doch zu geben.“ (Hannoversches Magazin) Laut dieser Schilderung verhält sich Meta mustergültig

<sup>84</sup> In Rousseaus "Emil oder über die Erziehung" lautet der erste Satz: "Alles ist gut, wie es hervorgeht aus den Händen des Urhebers aller Dinge. Alles entartet unter den Händen des Menschen." Hrsg. von Justus Baltzer (III., 4), S. 1.

<sup>85</sup> Aus Rousseaus "Emil oder über die Erziehung", in: W. Ostermann, Pädagogisches Lesebuch (III., 110), S. 178.

<sup>86</sup> Nur etwa die Hälfte erlebte das achte Lebensjahr. Zu Rousseaus Zeit wurden von 21.000 in Paris geborenen Kindern 17.000 aufs Land zu einer Amme gegeben, 3.000 endeten in Findelheimen, nur 700 wurden von einer Amme im Haus und weitere 300-500 von der Mutter gestillt. Vgl. Marie-Louise Plessen, Peter von Zahn: Zwei Jahrtausende Kindheit (III., 117), S. 100.

<sup>87</sup> Unter Eigensinn versteht Rousseau Launenhaftigkeit, Starrköpfigkeit und Trotz. Die bürgerliche Erziehung im 18. Jahrhundert zielte auf die Austreibung des Eigensinns ab und forderte statt dessen absolutes Gehorsam. Schon früh sollten die Kinder lernen, ihren eigenen Willen dem des Erziehers unterzuordnen, um sich später problemlos in die gesellschaftliche Hierarchie einzuordnen. Vgl. Wolfgang Promies, Kinderliteratur im späten 18. Jahrhundert (III., 119), in: (IV., 14) Bd. 3, S. 776 ff.

im Sinne Rousseaus, der im *Emil* folgenden erzieherischen Ratschlag gibt: „Sie [die Kinder] sind eigensinnig in ihren Versuchen; aber wenn du mehr Beharrlichkeit hast, als sie Eigensinn, so lassen sie ab und kommen nie mehr darauf zurück.“<sup>88</sup>

Meta versuchte, wie aus ihrem emphatischen Bekenntnis zu Rousseau hervorgeht, ihrem Sohn Carl Gottlieb eine fortschrittliche, den damaligen pädagogischen Theorien entsprechende Erziehung angedeihen zu lassen. Sie hat damit dem pädagogischen Jahrhundert ihren Tribut gezollt.

Bald nach der Geburt ihres Sohnes Carl Gottlieb verließ Meta Göttingen und zog für eine Weile nach Einbeck<sup>89</sup>; wahrscheinlich zu Verwandten mütterlicherseits, die dort ein Anwesen besaßen. Die Gründe für Metas Umzug können nur vermutet werden. Es ist möglich, daß sie für die Erziehung ihres Sohnes die ländlichere Atmosphäre in Einbeck vorzog und als Verehrerin Rousseaus dort die *echte unverbildete Natur* suchte; vorstellbar wäre auch ein Streit mit ihrer Mutter, mit der sie bis dahin die Wohnung teilte, oder erste Konflikte mit Forkel.

---

<sup>88</sup> Zit. nach W. Ostermann (III, 110), S. 175.

<sup>89</sup> Metas Mutter starb dort am 19. Juni 1796. Kirchenbuchamt Einbeck, Sterberegister der evangelisch-lutherischen Gemeinde 1796, S. 425, Nr. 55. Ob das Anwesen zu der Zeit, als Meta dort wohnte, von Verwandten der Familie bewohnt war, ist nicht ganz sicher. Es ist auch möglich, daß die Mutter es zu ihrem Sommersitz nutzte. Jedenfalls war es zuvor im Besitz von Metas Großvater, Georg Friedrich Morrien. Über genauere Eigentumsverhältnisse konnte weder das Stadtarchiv Einbeck noch der Historische Verein in Einbeck Auskunft geben. Einwohnerregister wurden in der Regel erst nach 1800 geführt.

### 3. Der Roman "Maria" und die Gefahren der Empfindsamkeit

#### 3.1 Schreiben gegen die Langeweile

Die an das gelehrte Milieu in Göttingen gewöhnte Meta mußte das dörflich-kleinstädtische Einbeck geradezu als geistige Wüste empfinden. Als intelligente Frau gab sie sich aber weder der in ihrem Jahrhundert so verbreiteten wie auch beklagten Langeweile<sup>1</sup> und noch weniger der Langeweile der Einbecker Gesellschaft hin. Meta schrieb den Roman »Maria«<sup>2</sup>, in dem sie *Langeweile und Eitelkeit* als *Triebe* bezeichnet, die sich zum Laster hin entwickeln müssen. Die Protagonistin räsoniert darüber: „Manches unerfahrene Mädchen oder Weib geht vor Langerweile in Gesellschaft. Anfangs hört sie mit Unruhe die Lästerungen an, aber aus Gefälligkeit schweigt sie dazu. Bald sieht sie, daß Spöttereien, skandaleuse Geschicht und dergleichen der Weg sind sich angenehm zu machen, Beyfall und Lob sich zu erwerben. Sie wendet also ihr Bißchen Witz dazu an. Nach und nach erstirbt auch der letzte Funken moralischen Gefühls, und sie durchschneidet des Nächsten Ehre eben so leicht, wie ein Stückchen Flor“. (S. 216, I)

Aber nicht nur um dem Laster der Klatschsucht und der eitlen Selbstdarstellung zu entgehen, übertrug Meta Forkel ihre Erfahrungen in Prosa, und keinesfalls darf ihr Schreiben als Beschäftigung gegen Langeweile im herkömmlichen Sinn mißverstanden werden. Ihre innere Triebkraft war das Leiden an den vorgefundenen Strukturen, die Männer starr an der Polarität der Geschlechter festhalten ließ und der sich Frauen notgedrungen unterordneten. Diese Geschlechterpolarität wollte Meta ein Stück weit durchbrechen und das dazu gehörige Frauenbild zur Diskussion stellen. Der Roman bildet die Folie, auf der sie ihre Lebensanschauungen und die Inhalte ihrer Bildung vermittelte. Thematisch berührt sie darin teilweise noch die aufgeklärt tugendhaften Lehren ihres Vaters (wie zum Beispiel das Lob der einfachen Lebensführung oder die Vorurteilslosigkeit gegen untere Stände), die aber von einem weiblichen Standpunkt her neu definiert werden. Wie eine Vielzahl schreibender Frauen im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts versuchte Meta, die Fesseln des Herkömmlichen abzustreifen und in ihrem Roman neue Lebensperspektiven für Leserinnen zu entwerfen. In diesem Zusammenhang wendet sie sich vor allem gegen die Konvenienzehe und beklagt die seelischen Nöte junger unverheirateter Frauen. Der größte Teil der Romanfiguren ist im Alter zwischen etwa 16 und 35 Jahren. Die Elterngeneration wird lediglich aus der Perspektive der betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen beschrieben. Der Roman richtet sich damit exklusiv an die neue Eltern- und Erziehergeneration mit detaillierten Verbesserungsvorschlägen, wie sie damals diskutiert wurden. Die Spuren von Metas nicht mehr absolut weiblicher Sozialisation und die damit sehr viel weiter gesetzten Grenzen ihres Erfahrungsraumes werden in dem Roman insbesondere in den Passagen über Kindererziehung und weibliche Bildung spürbar.

---

<sup>1</sup> In einem Brief an seine Tochter, verheiratete Caroillon, schreibt Denis Diderot am 13. September 1772: "Scheuen Sie Leichtsinn und Verschwendung - Zeichen von Langeweile und Abneigung gegen jede gediegene Beschäftigung", Denis Diderot. Briefe 1742-1782, hrsg. von Hans Hinterhäuser, (I. 59), S. 381. Eine genaue Definition zu Lange-Weile gibt Immanuel Kant: Langeweile ist die "Anekelung seiner eigenen Existenz aus der Leerheit des Gemüts an Empfindungen, zu denen es unaufhörlich strebt" (Anthropologie I. Teil § 14, IV 44), zit. nach Rudolf Eisler: Kant Lexikon, S. 327.

<sup>2</sup> Der Roman "Maria. Eine Geschichte in Briefen" erschien 1784 bei Weidmanns Erben und Reich in Leipzig in zwei Bänden. Alle aus dem Roman zitierten Teile werden in der Folge mit Seitenzahl und Band im Text gekennzeichnet.

### 3.2 Thema und literarische Vorbilder

Das Thema des Romans ist die Liebe in ihren glücklichen und dramatischen Ausprägungen - abstrakter ausgedrückt: der Versuch, Vernunft und Empfindung in Harmonie zu bringen und von traditionellen Wertigkeiten und Empfinden abzugrenzen. Dieses Harmoniebestreben, das zwischen subjektiven Ansprüchen und den rationalen Mustern vermitteln und ein konfliktfreies Zusammenleben ermöglichen soll, kennen wir aus Gellerts »Das Leben der schwedischen Gräfin von G.« (1747). Trotz aller erotischer Kollisionen bleibt dort die Hauptfigur an ein Vernunftideal gebunden. Ihre Lebensgeschichte beginnt: „O nein, er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei und überführte mich von den großen Vorteilen der Tugend, welche sie uns in jedem Stande, im Glücke und Unglücke, im Tode und nach diesem Leben bringt <...> Und diesen Begriffen, die er mir beibrachte, habe ich's bei reifen Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtin betrachtet habe, die uns die Reise durch die Welt erleichtern hilft.“<sup>3</sup> Die Gräfin G. ist von Gellert als Ideal von Gelassenheit und Selbstbeherrschung konzipiert und hat Vorbildcharakter.

Maria, die Protagonistin in Meta Forkels Roman, wird dagegen ausdrücklich als warnendes Beispiel für das fehlende Gleichgewicht zwischen Vernunft, Moral und Gefühl verstanden. Die „Hauptabsicht der Verfasserin“ geht dahin, „in dem höchstliebenswürdigen, aber schwachen Charakter der Marie die Gefahren und Nachteile einer allzu großen Empfindsamkeit <...> zu zeigen.“ (Maria, Vorbericht, S. 7) Dieses emphatische Bekenntnis der Autorin gegen die eigene Heldin deutet darauf hin, daß die Vermittlung zwischen Vernunft und Empfindsamkeit zum damaligen Zeitpunkt problematischer war als zu Gellerts Zeiten. Metas Heldin übernimmt eine doppelte Aufgabe. Sie verkörpert zum einen das tugendhafte weibliche Ideal, soll aber gleichzeitig vor der Nachahmung desselben warnen, sofern es über das gesellschaftlich vertretbare Maß an Empfindsamkeit hinausgeht. Ungewöhnlich an dem Roman ist gerade, daß die Heldin nicht mehr allein zum entscheidenden Bezugs- und Referenzpunkt gestaltet wird. Mit der Veröffentlichung von Goethes »Werther« wurden - zehn Jahre vor Metas Debüt - die subjektive Erlebnisfähigkeit und die Spannungen zwischen Individuum und Gesellschaft radikal gestaltet. Meta tritt in ihrem Roman ausdrücklich gegen die Werther-Verehrung an. Sie lehnt den Geniegedanken ab und wendet sich gegen krankhafte Schwärmerei, die zum Selbstmord führt.<sup>4</sup> Den Satz: „Wer Genie hat, kann in einer Stunde mehr lernen, als ein solcher [ordentlicher Student] in zwey Tagen“, läßt Meta bezeichnenderweise einen haltlosen, verworfenen Studenten aussprechen, der seine Zeit an Spieltischen oder bei *Saufgelagen* zubringt und junge Studenten aus gutem Hause ausnimmt. (S. 86 f., I.) Trotz der Ablehnung krankhafter Schwärmerei setzt Meta ihre Protagonisten ein, um wie Goethe das bürgerlich-reglementierte Leben mit all seinen, die Seele vernichtenden Grausamkeiten vorzuführen. Maria zerbricht an ihrer fast unmenschlichen Tugendhaftigkeit, die damit bereits eine reflektierte wird. Maria ist in ihrer gesteigerten Empfindsamkeit, ihrer Melancholie und Depression *Werther* ähnlich, soll aber gleichzeitig eine Identifikation des Lesers Ratlosigkeit reagiert hatten.<sup>5</sup> verhindern. Sicher hatte Meta Forkel hierbei das Urteil der Kritiker im Auge, die auf *Werther* mit

<sup>3</sup> Zit. nach Detlef Kremer: Wezel. Über die Nachtseite der Aufklärung (III., 90), S. 32. Christian Fürchtegott Gellert: Leben der schwedischen Gräfin von G\* (I., 41), S. 6.

<sup>4</sup> Vgl. Christine Touaillon: Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts (III., 164) S. 217. In Eduard, dem Geliebten von Maria, zeichnet Meta eine typische empfindsame und verschwärmte Wertherfigur. Nachdem Maria ihm entsagt hat, denkt er an Selbstmord. Sein Freund warnt ihn: „Du selbst fühlst die Unanständigkeit und Sträflichkeit des Selbstmords. Ist es minder sträflich, sich durch unmäßigen Kummer nach und nach aufzureiben, als mit einem male sein Leben zu endigen?“ ,S. 139, II.

<sup>5</sup> Friedrich Nicolai, der mit den "Freuden des jungen Werthers" an seiner moralischen Ablehnung keinen Zweifel ließ, bescheinigte Goethe "bewundernswürdige Feinheit" in der psychologischen Stilisierung seiner Figur. Lessing empfahl dem Wertherautor, dem Werk eine Schlußrede "je zynischer je besser"

len und Denkweisen psychologisch glaubwürdig darstellen, zum andern dem Leser die Identifikation mit einer zwar schwachen, aber moralisch kaum angreifbaren Figur erschweren.



Maria<sup>6</sup> findet aus ihrer enttäuschten Liebe und dem tugendhaften weiblichen Anspruch keinen Ausweg. Diesem schwierigen moralisch-didaktischen Konzept versucht Meta durch die Verflechtung einer Vielzahl von Lebensgeschichten gerecht zu werden, die sich zum Teil ähneln, aber auch andere Lösungsversuche aufzeigen.<sup>7</sup>

Obwohl Meta Goethes *Werther* ambivalent bis ablehnend gegenüberstand, ging der Sturm und Drang als literarische Bewegung keineswegs unreflektiert an ihr vorüber. Eine gewisse inhaltliche Ähnlichkeit zeigt ihre Protagonistin Maria zu der Hauptfigur des 1774/75 entstandenen Trauerspiels »Das leidende Weib« von Friedrich Maximilian Klingers. Auch in dieser Tragödie verzichtet die Heldin auf ihre Jugendliebe aus Gehorsam und zugunsten einer ihr verordneten *besseren Partie*. Der einstige Geliebte kehrt zurück, so daß die leidenschaftlichen Gefühle füreinander erneut aufflammen, gleichzeitig aber beide in das Bewußtsein der Sünde stürzen. Auch Klingers Madame Brand geht an ihrem Schuldgefühl zugrunde. Ihre Jugendliebe erschießt sich auf dem Grab. Maria und Klingers Heldin zerbrechen we-

niger an ihrem schrankenlosen Subjektivismus (Werther), als vielmehr an der Konvention.

In den konventionellen Herrschaftsbereich der Eltern gehörte im achtzehnten Jahrhundert die „jeglicher individueller Neigung abholde Ehevorstellung“<sup>8</sup>. In Meta Forkels Roman müssen mehrere Frauen und Männer, die sich in ihren Vorstellungen von einer durch Zuneigung und Liebe getragenen Verbindung treffen, Hindernisse überwinden und Abenteuer überstehen, müssen ihre Tugend, die die Lüge verabscheut, unter Beweis stellen, um endlich die Eltern von der Macht der

---

anzufügen. "Ein Paar Winke hintenher, wie Werther zu einem so abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen seyn müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftigt." Brief Lessings an Eschenburg vom 26. Oktober 1774, In: Lessing: Sämtliche Schriften, hrsg. von K. Lachmann (I., 80), S. 115 f.

<sup>6</sup> Maria, vom hebräischen Mirjam, bedeutet „Bitterkeit“.

<sup>7</sup> Auch Friederike H. Unger hat in "Julchen Grünthal", ebenfalls 1784 erschienen, eine Heldin vorgestellt, deren Gefühle und Verhaltensweisen nicht den moralischen Vorstellungen der Autorin entsprechen. Die Hauptfigur wird als warnendes Beispiel vorgestellt, erregt bei dem Leser aber auch Mitleid und Verständnis. Vgl. Dagmar Grenz: Mädchenliteratur (III., 41), S. 148.

<sup>8</sup> Dagmar Grenz: Mädchenliteratur (III, 41) S. 42.

Liebe zu überzeugen. Frauen müssen darüber hinaus noch ihre Tugend gegen *wollüstige Wüstlinge*, die von den Eltern als solche nicht erkannt werden, verteidigen. Das deutet darauf hin, daß sich der Tugendbegriff innerhalb der Diskussion im achtzehnten Jahrhundert verändert hat. Mehr und mehr wird die autoritäre Gewalt der Eltern problematisiert, die Tugend mit Gehorsam gleichsetzen. Schon Sophie La Roches standhafte Heldin widersetzte sich unbilligen Autoritätsansprüchen und nahm lieber Leid auf sich, als sich zu unterwerfen. Die in Selbstbewußtsein und Gefühlsüberschwang aufbegehrende Jugend wandte sich gegen die für das neue Empfinden unzeitgemäßen normativen Standpunkte der älteren Generation hinsichtlich der Eheschließung, wonach Liebe keine Rolle spielte. Friedrich Schleiermacher konstatiert in einem Brief an seine Schwester 1801: „Wenn ich alle meine Bekannte in der Nähe und Ferne betrachte, so thut mir das Herz weh darüber, wie wenig glückliche Ehen es unter ihnen gibt.“<sup>9</sup>

Die Bedrängnisse, in die Jugendliche durch falsches oder einfach nur traditionsgebundenes Verhalten von Eltern gerieten, wurden in Richardsons »Clarissa«<sup>10</sup>, 1748 erschienen, gestaltet und werden in unzähligen Abwandlungen bis ins späte 19. Jahrhundert immer wieder behandelt. Wie man 1770 über Frauen dachte, die es sich erlaubten, einen Antrag abzulehnen, zeigt Timotheus Hermes in »Sophies Reise von Memel nach Sachsen«, wo Pastor Gros sagt: „Wenn ein Mädchen Heiratsanträge aus Übermut ausschlägt, so kann sie nicht Achtung der Menschen fordern; denn eine alte Jungfer ist in der Tat eine Sünde wider die Theologie.“<sup>11</sup>

Metas Roman *Maria* ist ein Plädoyer für die selbstgewählte Liebesverbindung<sup>12</sup>, aber auch für einen vernünftigen Umgang der Geschlechter miteinander, der sich auf Achtung, gemeinsame Interessen und Vernunft begründen soll. Daneben wird Metas Lieblingsthema, die Erziehung und die Notwendigkeit weiblicher Bildung, ausführlich behandelt. Die Heldin Maria teilt mit Sophie La Roches »Fräulein von Sternheim« die „ungeheuchelte Frömmigkeit, das zärtliche, mitleidvolle, wohlthätige Herz“ und die Bildung.<sup>13</sup> Wie die La Roche will Meta „Weisheit und Tugend unter dem weiblichen Geschlecht „(Wieland) fördern.“<sup>14</sup> Dieser Anspruch wurde für die schreibenden Frauen in der Nachfolge der La Roche programmatisch. Die Tugend als positive Eigenschaft gerät allerdings bei den Nachfolgerinnen unter einen neuen Blickwinkel. Tugend, gepaart mit Empfindsamkeit, wird dort nicht mehr als tragend empfunden, wo sie zur reinen Selbstverwirklichung gedeiht. Gefordert wird vielmehr eine Tugendhaftigkeit, die Selbstreflektion und die Reflektion der gesellschaftlichen Bedingungen und Möglichkeiten umfaßt.

Die Form, in der Meta Forkel ihre Gedanken präsentiert, ist die des Briefromans. Richardson wählte diese Form, um die Wahrscheinlichkeit des Erzählten zu erhöhen. Die Forderung nach

<sup>9</sup> Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, Brief vom 10. Nov. 1801. Abgedruckt in: Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Erster Band, (I. 15).

<sup>10</sup> Samuel Richardson: *Clarissa; or the History of a Young Lady* (I., 98) war erstmals 1748 ff. in der Übersetzung von J. Mattheson (1681-1764) in Göttingen erschienen. Der Roman erlebte bis 1793 neun Neuauflagen. (IV., 29) "Clarissa" ist der zweite Roman von Samuel Richardson (1689-1761). Die Hauptfigur, Clarissa Harlowe, stammt wie Metas „Maria“ aus bürgerlichem Hause und ist tugendhaft, schön und intelligent.

<sup>11</sup> Johann Timotheus Hermes (1738-1821): *Sophiens Reise von Memel nach Sachsen*, Bd. IV. (I. 45), S. 83.

<sup>12</sup> Jean-Jacques Rousseau ist der geistige Mentor dieser neuen Ehevorstellung. Er verkündet: „Nicht Elternwille, sondern Liebe solle die wichtigste Voraussetzung der Ehe sein. Vgl. Carola Stern: *Das Leben der Dorothea Schlegel* (III., 158), S. 8.

<sup>13</sup> Christoph Martin Wieland in der Vorrede zu *Sophie von La Roche: Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (I., 82), S. 7.

<sup>14</sup> Zit. nach Dagmar Grenz: *Mädchenliteratur* (III., 41), S. 114.

Wirklichkeitsbezug wird seit Richardson durch den Hinweis im Vorwort auf die Echtheit der Briefe verstärkt. Zu diesem weitverbreiteten Mittel greift auch Meta bei ihrem *Vorbericht*<sup>15</sup>, wo es heißt: „Folgende Briefe sind von einem Frauenzimmer geschrieben, und würden wohl schwerlich jemals vor die Augen des Publikums gekommen seyn, wenn der Vorredner die Verfasserin nicht dazu ermuntert, und die Besorgung der Herausgabe übernommen hätte“. (Maria, S. 2, I.) Darüber hinaus kommt der Briefroman der Verbindung von subjektiven Erlebnissen, der Kultur der psychologischen Gestimmtheit, mit Tugendlehre und Sachwissen sehr entgegen.<sup>16</sup>

Ort der Handlung wie auch die Zeit bleiben in Metas Roman ungenannt. Aus den Milieuschilderungen kann auf eine mittlere Universitätsstadt nebst Umland und einigen benachbarten Städten in Deutschland geschlossen werden. Die Protagonisten gehören dem gehobenen Bürgertum an. Die Briefe sind undatiert, können aber aufgrund der diskutierten Themen der aktuellen Entstehungszeit des Romans zugeordnet werden. Der Zeitraum der Briefe erstreckt sich über mehrere Jahre.

Sprachlich ist der Roman ganz im Stil der *Empfindsamkeit* abgefaßt; inhaltlich zeigt er stark rationalistische Tendenzen. Die Orientierung an Richardson, Gellert und Hermes ist insgesamt stärker als an Metas jüngeren Zeitgenossen. Ihre Sprache ist empfindsam, nie aber leidenschaftlich wie die der *Stürmer und Dränger*.

### 3.3 Personen und Handlung

Die Hauptfigur des Romans, Maria, ist mit Albrecht verheiratet und wird aufgrund ihrer Eheerfahrungen zur Beraterin der Freundin Sophie, die noch jugendlich frech gegen das Ansinnen ihres Onkels, der sie verehelicht sehen will, argumentiert: „Ich betrachte die Männer als Geschöpfe, die zum Scherzen und Tändeln in müßigen Stunden recht gut sind, die man aber ja nicht darf zu nahe kommen lassen.“ (S. 8, I)

Maria kann die Freundin zwar verstehen, preist aber dennoch den Ehestand als einzige Möglichkeit *weiblicher Erfüllung*. Auf einen Brief, in dem sich Sophie über einen Ehe Kandidaten lustig macht, antwortet Maria: „Sie werden sich gewiß durch nachgebende Aufmerksamkeit und durch eine genaue Erfüllung Ihrer Pflichten die Achtung Ihres Gatten zu erhalten wissen.“ (S. 10 f., I.) Mit diesem Satz ist Maria charakterisiert: *Nachgebende Aufmerksamkeit* und *Pflicht* werden ihr mehr

<sup>15</sup> Der Vorberichts ist mit "der Herausgeber" unterzeichnet. Auch bei Sophie La Roches „Fräulein von Sternheim" (I., 82), bleibt der Herausgeber ungenannt. Der Briefwechsel zwischen Sophie La Roche und Wieland zeigt, daß er den Roman in vollem Einverständnis mit seiner Freundin herausgegeben hat. Vgl. Günter Häntzschel (Hrsg.) Sophie La Roches: Geschichte des Fräulein von Sternheim (I., 53). Frauen veröffentlichten bis weit nach Achtzehnhundert anonym oder gaben ihre Werke unter dem Namen ihres Mannes oder eines befreundeten Schriftstellers heraus. Amalie von Helvig (1776-1831), die Gedichte in Schillers Musenalmanach und den "Horen" veröffentlichte, schreibt in einem Brief an Schiller: "Sie begreifen vielleicht meine abermalige Ängstlichkeit nicht, meinen Namen als Autor zu nennen, deßhalb erbitte ich mir ihre Nachsicht dafür. Die Männer gehen ihren freien stolzen Schritt, ohne sich umschauen zu dürfen, ob Beifall oder Tadel ihnen folgt, sie sind nur sich selbst Rechenschaft schuldig und behaupten dieses schöne glückliche Recht. - Anders wir Frauen, und glücklich ist diejenige, welche bald die Notwendigkeit der Schranken, die unser Dasein begrenzen, einsieht und da ihr Glück findet, wo die Natur es ihr anwies." (Brief vom September 1797) Zit. nach: Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff, hrsg. von Henriette Bissing (I., 7), S. 21. Aber auch eine Vielzahl von Männern veröffentlichte anonym. Dies hängt damit zusammen, daß es den Berufsschriftsteller damals kaum gab. Beamte, die in ihrer Freizeit Romane oder Zeitschriftenartikel veröffentlichten, wollten häufig ihren Namen nicht preisgeben, weil sie befürchteten, bei ihrem Dienstherrn den Eindruck zu erwecken, sie seien nicht ausgelastet.

<sup>16</sup> Vgl. Dagmar Grenz: Mädchenliteratur (III., 41), S. 66.



und mehr zum Lebensersatz. Die meisten Frauen im achtzehnten Jahrhundert teilten dieses Schicksal. Marias übergroße Anpassung verweist auf eine allgemeine Identitäts- und Wertekrise. Der bis zur vollkommenen Selbstverleugnung ausgeprägte Pflichtethos geht, wie der nachfolgende Satz zeigt, in Richtung Selbstvernichtung: „Aber es ist Pflicht für die Frau, sich nach der Denkart ihres Mannes zu bilden, und ihn den Unterschied ihrer Gefühle so wenig als möglich fühlen zu lassen“. (S. 15, I.) Schon damals mußten derartige Denk- und Verhaltensweisen als selbstgewählte Sklaverei empfunden werden, denn in der Stilisierung von Marias Charakter übertreibt die Autorin, wie in der Vorrede ausgesagt wird, ganz bewußt. Es heißt dort: „Einige Hauptcharaktere wird man vielleicht für übertrieben und unnatürlich halten, weil sich die Originale dazu in dieser Welt selten finden lassen. Ob es aber überhaupt eine billige Forderung sey, die man in den neuesten Zeiten an diese Gattung der Dichtungsarten macht, daß sie nämlich bloß kopieren, nie aber sich zu nachahmungswürdigen Idealen hinaus schwingen soll, will ich hier unausgemacht lassen.“ (S. 3 f.) Der zweite Teil dieses Zitats erinnert an Opitz, den wichtigsten Verfasser der deutschen Poetik vor Gottsched, der proklamierte: „Und soll man auch wissen, daß die ganze Poeterey im Nachäffen der Natur bestehe und die Dinge nicht so sehr beschreibe, wie sie seyn, als wie sie etwa sein könnten und sollten.“<sup>17</sup> Meta entwickelt zwar in der Figur Maria kein nachahmungswürdiges Ideal, aber durchaus ein Ideal. Sie beschreibt einen Frauentypus, der in einer idealen Welt wohl existieren könnte, nicht aber in der vorgefundenen Realität. Gerade durch die Doppeldeutigkeit der Figur Maria, die zum einen als Negativbeispiel für übertriebene Empfindsamkeit dient, gleichzeitig aber auch Sympathie erweckt, sensibilisiert Meta ihre Leserinnen und eröffnet die Möglichkeit für eine diffizile Zeit- und Gesellschaftskritik. Der Theorie, daß der Roman einen belehrenden Charakter haben müsse, ist damit Genüge getan.

Meta versucht „die Gefahren und Nachtheile einer allzu großen Empfindsamkeit, auch selbst dann, wenn sie von den allervorzüglichsten Tugenden des Herzens, Verstandes, und sogar der Religion begleitet wird“, zu zeigen. (S. 6, I.) Diese Aussage macht deutlich, daß die beschwörende Rückversicherung in tugendhaftem Verhalten brüchig geworden ist und nicht mehr zu den festen, verallgemeinerbaren Sinnangeboten gehört. Der an Shakespeare und Herder geschulte Entwicklungs- und Individualitätsgedanke, wie ihn Goethe später im »Wilhelm Meister« (erschien 1795/96) oder Karl Philipp Moritz im »Anton Reiser« (in vier Teilen zwischen 1785 und 1790 erschienen) entfalten, fehlt hier freilich noch, vielmehr haben wir es mit verschiedenen überindividuellen Prototypen zu tun. Wie sollte auch sonst die von Meta überzeichnete Protagonistin auf empfindsame Seelen abschreckend und belehrend wirken.

Maria hatte ihren Gatten Albrecht nur ihrer Mutter zuliebe geheiratet und versucht nun mit Hilfe der verinnerlichten Ideologie von der idealen Ehefrau, ihren Pflichten gerecht zu werden. Dies gelingt ihr jedoch nur formal. Zum einen sagt sie: „Mein Albrecht ist ein guter Mann“ und im nächsten Satz artikuliert sie die Differenz zu ihm: „Er ist zwar etwas zu kalt, um alle Forderungen meines Herzens zu befriedigen, das so ganz zur innigsten Liebe geschaffen ist. <...>- mein Mann kränkt mich oft dadurch, daß er dieses übertriebene Empfindsamkeit nennt.“ (S. 14, I.) Dennoch hält sie an der Hoffnung fest, daß wenn sie nur erst ihr „Herz ganz unter die Herrschaft der Vernunft“ beugen würde, der „Ehestand einer der glücklichsten seyn“ (S. 14 f., I.) müßte. Damit ist das konfliktträchtige Thema, das in Abwandlungen den gesamten Roman durchziehen wird, angedeutet: Es geht um das Maß der Empfindsamkeit in Korrelation zu den gegebenen Verhältnissen.

Vor ihrer Heirat mit Albrecht hatte Maria Eduard geliebt. Die Eindrücke vergangener Leidenschaft und zärtlicher Liebe lassen sie nicht los. Sie versucht sie „völlig zu verbannen, die gar große

---

<sup>17</sup> Martin Opitz (1597-1639): *Prosodia Germanica, oder Buch von der deutschen Poeterey*, Breslau 1624, zit. nach Eduard Engel: *Geschichte der Deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart*, Bd. I., S. 264.

Empfänglichkeit [ihrer] Empfindungen zu mäßigen“ (S. 14, I.), aber es gelingt ihr nicht, obwohl sie die personifizierte Demut und Tugend ist. Albrecht wird mehr und mehr zum Antipoden des ehemaligen Geliebten Marias. Der von kalten Überlegungen beherrschte Ehemann füllt einen Teil ihrer Seele nicht aus, so daß sie sich zunehmend in Erinnerungen ergeht, die immer neue Schuldgefühle wecken: „Ich weiß, ich fühle, daß es Sünde ist, mich diesem Gedanken zu überlassen, sträfliches Vergehen gegen Albrecht.“ (S. 129, I.) Eduard ist dagegen in seiner seelischen Konstitution Werther<sup>18</sup> vergleichbar, wenn er erklärt: „Was kümmert mich die Welt mit allen den kalten fühllosen Menschen, die darauf herum wandeln?“ (S. 240, I.) Sein schwärmerisch empfindsames und verträumtes Wesen korrespondiert vollkommen mit dem Marias. Durch eine für beide schicksalhafte Intrige, von einem weiteren Verehrer Marias (Wildberg) in Gang gesetzt, werden die glücklich Liebenden getrennt.

Eduard hatte Maria aus den Augen verloren, nachdem er seinen Studienort verließ. Er nahm in einer anderen Universitätsstadt eine Stelle an und schrieb mehrere Briefe an Maria, die jedoch, weil sie durch Wildberg abgefangen worden sind, unbeantwortet blieben. Beide glaubten daraufhin an die Untreue des anderen und begaben sich unwillig in ihr Schicksal. Wenig später lernte Maria ihren zukünftigen Ehemann in einer Gesellschaft kennen. Albrecht verliebte sich sofort in sie, nicht zuletzt, weil er „von ihrem vortrefflichen, reellen Geist und Charakter bezaubert war“. Dieser *reele Geist* kommt Maria mit der Zeit aber mehr und mehr abhanden, weil sie mit einem Teil ihres Wesens der Vergangenheit nachhängt.

Ihre Freundin Sophie ist das unsentimentale, recht selbstbewußte, von Männern noch ganz unabhängige Pendant zu Maria. In einem Brief nennt sie sich eine „flüchtige Person“. Flüchtig kann hier ganz wörtlich verstanden werden. Sophie flüchtet vor den ihr zgedachten Männern. Auf einer übertragenen Ebene ist sie flüchtig im Sinne von oberflächlich, insofern als sie die Situation einer unverheirateten Frau in ihrem Jahrhundert mit jugendlichem Leichtsinn ignoriert. Dazu ist sie gebildet<sup>19</sup> und eigensinnig. Ihren Eigensinn beweist sie, indem sie mehrere gute Partien, die Onkel und Tante, bei denen sie lebt, für sie arrangierten, zurückgewiesen hat. Der Onkel, ein sonst witziger, gutherziger, großzügiger Mensch, ganz im Stil von Sternes Onkel Toby<sup>20</sup>, verliert mit der Zeit die Geduld und meint: „Lege nun deine Grillen ab, mein Kind und denke ernsthaft daran, daß eine alte Jungfer, die es aus eigener Schuld wurde, eine erbärmliche Creatur ist.“ (S. 2, I.) Dieses Motiv der *alten Jungfer* begegnet uns noch häufiger in Metas Roman. Zum einen wird die Angst der Eltern oder erziehenden Anverwandten geschildert, die sich in dem Gedanken, die Tochter unversorgt zurückzulassen, begründet. Zum anderen verführt dieses immer wieder *an die Wand gemalte* Schicksal die jungen Mädchen dazu, in einem Alter zu heiraten, wo ihnen ein Mann noch gänzlich fremd sein mußte, zumal sie sich selbst noch kaum kannten. - Und schließlich schildert Meta das Leid, dem Frauen ausgesetzt waren, die das ideale Heiratsalter bereits überschritten hatten, am Beispiel von „Mamsell Berg - ein Frauenzimmer von sieben und dreyßig Jahren, die jetzt, da sie sich nicht mehr für einige zwanzig jährig ausgeben kann, wie sie sonst noch immer that, anfängt die Prüde zu spielen.“ (S. 121 f., I.) Eine unverheiratete Frau wurde in diesem Alter von ihren weiblichen Konkurrentinnen verspottet und von den Eltern als finanzielle Belastung angese-

<sup>18</sup> Wie Werther ist Eduard von dem Gefühl schwärmerischer unbedingter Liebe beseelt, das seine gesamten gesellschaftlichen Energien aufzehrt. Von Werther heißt es: „Die Beängstigung seines Herzens zehrte die übrigen Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn auf, er ward ein trauriger Gesellschafter ...“ J. W. Goethe: Die Leiden des jungen Werthers, nach der von Paul Stapf besorgten Edition, Tübingen o. J., S. 163.

<sup>19</sup> In dem gleichen Brief erwähnt sie Lehrer bzw. „Informator“, Maria, S. 2, I.

<sup>20</sup> Laurence Sterne (1713-1768): The Life and Opinions of Tristram Shandy Gentleman, 9 Bände, erschienen 1759-1767.

hen. Die Beschäftigung als Gouvernante oder Gesellschaftsdame dürfte ebensowenig attraktiv wie eine unglückliche Ehe gewesen sein, aber als gesellschaftlicher Status galten sie noch weniger. In diesem Kontext kann auch Marias, der Ehe zuratende Haltung gegenüber der übermütigen jungen Freundin verstanden werden.

Marias Freundin Sophie gehört der neuen selbstbewußteren Frauengeneration an. Gegen männliche Liebesbezeugungen bleibt sie lange Zeit äußerst reserviert und bemerkt altklug: „Nein, Marie, Freyheit ist das edelste Gut, und ich will dessen genießen, so lange ich kann. Ach! ich kenne die Männer: als Liebhaber sind sie schmeichelnd und kriechend, wie die Schoßhündchen; aber nach der Trauung verändert sich die Scene“. (S. 8, I.) Aber auch Sophie, die sich über einen albernem, im Rokoko-Geschmack gekleideten Jüngling, den der Onkel ihr zugeordnet hatte, lustig machte, entgeht nicht ihrem weiblichen Schicksal. Sie verliebt sich in Karlsheim, den sie in einem Brief wie folgt schildert: „Er ist ein sehr angenehmer Mensch: schlank gewachsen, blondes Haar, blaue schöne Augen, die etwas schmachtenes haben, und oft sehr viel sagen, einen allerliebsten Mund, eine griechische Nase und Stirn, eine sanfte, liebliche Sprache <...> (S. 29, I., Karlsheim gehört zu den wenigen Figuren im Roman, deren Aussehen genauer beschrieben wird). Zwischen beiden kommt es zu einer sehr rührseligen, theaterreifen Liebesszene: „Er faßte meine Hand, ich war zu sehr gerührt, um sie wegzuziehen. Mit dem Ton der stärksten Leidenschaft sagte er: 'Sophie!' 'Karlsheim!' 'Gott! ist es möglich, bin ich der Seligkeit werth?' Und nun fühlte ich zum erstenmal, da unsere Lippen sich begegneten, was der Kuß der reinen Liebe ist“. (S. 84 f., I.) Zu Karlsheims Gunsten muß gesagt werden, daß er zum damaligen Zeitpunkt seine Liebeserklärung ernst meinte. Die glückliche Verlobungszeit sollte allerdings ein jähes Ende nehmen, nachdem eine ehemalige Freundin von Karlsheim mit einem etwa zweijährigen Kind bei Sophie auftaucht. Karlsheim hatte seine Freundin Julie aus den Augen verloren, nachdem diese mit ihrer Tante das Land verlassen mußte und dann in Holland wohnte. Als er sie selbst nach angestrengten Nachforschungen nicht fand, glaubte er sich von der früheren Freundin Julie verraten und verliebte sich in Sophie.

Als die Tante den Zustand von Julie erkannte, warf sie die Schwangere aus dem Haus. Nach zwei Jahren (das Kind war nun kräftig genug zum Reisen) macht sich Julie auf den Weg, um Karlsheim zu suchen und trifft zunächst mit Sophie, der Verlobten, zusammen. Sophie erfährt von dem grausamen Leidensweg Julies und reagiert darauf unglaublich gefaßt, zumal sie schon zuvor Karlsheims Stirn gelegentlich von Schatten umwölkt gesehen hatte. Sie verzichtet auf Karlsheim und transformiert ihren Schmerz in höchste Selbstlosigkeit: „Alles, was ich je in Karlsheims Armen empfand, war nichts gegen die Zufriedenheit, die ich jetzt fühlte, als er bald mit Thränen der Zärtlichkeit das Kind an seine Brust drückte, bald wieder zur Mutter gieng“. (S. 201, I.) Selbst ihre Aussteuer und das fertige Brautkleid tritt Sophie an die Rivalin ab. Soviel Selbstaufopferung, Tugend und Mitleid wirkt psychologisch nicht sehr glaubhaft, entsprechen aber ganz dem Vernunftideal, das die Romane im achtzehnten Jahrhundert gerne thematisierten. Meta bewegt sich mit dieser, nach heutigem Empfinden übertriebenen Tugendschilderung durchaus im Rahmen der literarischen Tradition. Die Selbstlosigkeit Sophies erinnert an Gellerts Herrn R. in der »Schwedischen Gräfin«<sup>21</sup>, der, nachdem der tot geglaubte Ehemann überraschend aus sibirischer Gefangenschaft zurückgekehrt, auf seine Rechte verzichtet. In Metas Roman beweist nun auch eine Frau diese überlegte und hochmoralische Haltung.

Betrachtet man die bislang beschriebenen Figuren, so wird die Konstruktion des Romans deutlich. Wir haben es mit zwei Dreieckskonstellationen zu tun, die unvermeidlich für Unglück sorgen. Während jedoch das Verhältnis zwischen Maria, Albrecht und Eduard Motive wie Intrige als Trennungsgrund, Heirat aus Gehorsam gegenüber der Mutter und Entsagung aus Tugendhaftigkeit

<sup>21</sup> Christian Fürchtegott Gellert: Das Leben der schwedischen Gräfin von G\*“, 1747/48 anonym erschienen.

umspannt, tritt in der zweiten Konstellation zwischen Sophie, Karlsheim und Julie, Entsagung aufgrund von Vernunft und Edelmut, letztlich auch gelungene Selbstüberwindung in den Vordergrund.

Die geschilderten sechs Personen vertreten Idealtypen der Tugend, Moral, Empfindsamkeit und Vernunft; sie reflektieren intensiv ihre Handlungen, sind gebildet und großherzig. Diese positiven Figuren werden durch den rücksichtslosen und intriganten Verführer Wildberg, der Valmont in Choderlos de Laclos »Les liaisons dangereuses« (1782) verwandt ist, kontrastiert. Die mit Wildberg befreundete Amalie hat zwar nicht das Format der Marquise de Merteuil, ist aber mit einem ähnlichen Machtstreben und Vernichtungswillen ausgestattet. Amalie unterscheidet sich außerdem durch ihre einfache Herkunft von der Marquise, so daß sich ihr Machthunger weniger auf intellektuelle Genugtuung begründet als auf die Macht der Verführung, deren Erfolg sie am finanziellen Vorteil und der Verbesserung des gesellschaftlichen Status mißt. Mit dem Bekenntnis an Wildberg: „Sie wissen, daß ich den adelichen Stand sehr liebe“ (S. 242 f., II.), ist Amalie weitgehend charakterisiert. Sie verbindet mit dieser Vorliebe Wohlhabenheit, Verfügungsgewalt über Bedienstete, Ansehen und Macht.

Wildberg war schon seit seiner Jugendzeit in Maria verliebt. Sie wies ihn zurück, woraufhin er Rache schwor und eine bitterböse Intrige ausheckte. Um Eduard als Konkurrenten auszuschalten, fing er dessen Briefe ab.

Albrecht, der ebenfalls mit Wildberg schon seit seiner Jugend befreundet war, ahnte nichts von dessen Hinterlist, auch dann noch nicht, als diese sich schon gegen ihn selbst richtete. Während sich Albrecht auf einer Geschäftsreise befand, versuchte Wildberg die Situation Marias auszunutzen und wurde zudringlich<sup>22</sup>. Nachdem sie ihn erneut abgewiesen hatte, setzte er zu seinem letzten Rachefeldzug an. Er entwendete durch Bestechung einer Hausangestellten<sup>23</sup> Marias ein Briefblatt aus einem früheren Liebesbrief Eduards und übermittelte es an Albrecht. Wildbergs Plan bestand darin, den von Maria vollkommen enttäuschten Albrecht zur Scheidung zu treiben und mit seiner Freundin Amalie zu verkuppeln. Er glaubte dann freie Hand bei der Eroberung Marias zu haben.

Ein Zufall kommt ihm bei der Verwirklichung seines Planes zur Hilfe. Eduard, der ehemalige Geliebte Marias, hatte in der Universitätsstadt, wo er als *Sekretair* beschäftigt ist, Karoline kennengelernt. Er fand sie hübsch und reizend, so daß sich eine sehr zarte Beziehung zwischen beiden anspannt, die sich im wesentlichen aber auf Blickkontakte beschränkte und in gelegentlichem Erröten Karolines bemerkbar machte. Der Onkel Karolines, Professor und Vorgesetzter Eduards, deutete die Unruhe seiner Nichte „mit scharfem Auge“. In Eduards Zurückhaltung vermutete er Schüchternheit. Eduard erzählt seinem Freund Barthold: „Er [der Onkel] hat viel Neigung für mich, und wünschte unsre Verbindung, ob gleich Karolinens Schönheit und Vermögen auf die glänzendste Parthie Anspruch machen können. <...> Nach einem Räuspern fieng er nach Tische an: „Sie haben nun lange genug dem Posten eines Sekretairs mit Fleiß und Treue vorgestanden. Ihre Geschicklichkeit macht sie einer andern Versorgung werth, in der Sie Ihre Talente besser und thätiger nützen können. Die \*\* Stelle ist jetzt an unserm Kollegio offen. Unser Fürst hat mir aufgetragen, ein Subjekt dazu vorzuschlagen. Ich weiß keinen jungen Mann, der fähiger wäre sie so gut zu bekleiden“. (S. 233, II.) Eduard, der noch immer Maria liebte, mußte nun etwas tun, um Klarheit in sein Leben zu bringen. Er ließ sich beurlauben um Maria zu suchen. Der grausame

<sup>22</sup> Auch hier findet sich eine Anleihe an Gellerts „Prinzen“, der durch eine Intrige den Ehemann der Gräfin von G. ausschaltet, um sich der begehrten Frau zudringlich zu nähern.

<sup>23</sup> Meta gibt weder Beruf noch Titel von Albrecht bekannt. Wir wissen nur, daß er ein gutes Auskommen hat (S. 247 f.), und daß er über Hausangestellte verfügt.

Zufall will es, daß er gerade als er sie gefunden hat, vom Ehemann ertappt wird. Der eifersüchtige Ehemann beschimpft Maria und verjagt beide aus dem Haus. Tatsächlich aber hatte Maria keinen Ehebruch begangen, sondern Eduard erklärt, daß sie ihm aus Pflicht für immer entsagen müsse. Der Ehemann hat sie also zu Unrecht verdächtigt, zu Unrecht ein „nichtswürdiges Weib“ geschimpft und aus dem Haus gejagt. Aber selbst in dieser moralisch unantastbaren Position, wo sie sich ohne Gewissensbisse hätte frei fühlen können, bleibt Maria ihren tugendhaften Grundsätzen treu. Sie weigert sich, mit dem Geliebten zu gehen und sagt: „Halt, Eduard. Den Sie jetzt Ungeheuer nennen, der ist mein Mann, vor Gottes Altar mir angetraut. Wenn ich Ihnen folgte, so würde ich die Behandlung verdienen, die er jetzt ungerecht mich empfinden läßt“. (S. 40, II.) Diese Aussage entbehrt zwar nicht einer gewissen Logik, soweit es Maria daran gelegen sein konnte, einen Beweis ihrer Unschuld zu erbringen. Aber wozu sollte der gut sein? Schließlich liebte sie ihren Mann weniger als Eduard, so daß allein das Ehesakrament sie von einer Veränderung ihrer leidvollen Wirklichkeit zwischen Pflicht und Wollen abhielt. Zuletzt entzieht sie sich jeder Verantwortung und läßt Eduard wissen: „Die wenigen Tage meines Lebens sollen in stiller Einsamkeit dahin fließen, und der Gedanke soll mich trösten, daß einst mitleidige Thränen mein Grab benetzen werden!“ (S. 40, II.)

Wildbergs Plan war somit ohne große Komplikationen schon sehr weit gediehen. Seine buhlerische Freundin Amalie, die vor Albrechts Ehe mit Maria schon einmal mit diesem eine Affäre hatte, wendete sich ihm mit gespielter Leidenschaft wieder zu. Damals hatte sie „Titel und Rang einem guten Auskommen“ vorgezogen und sich für die Ehe mit einem Hauptmann entschieden, der sie allerdings bald darauf verließ. Albrecht fällt zunächst auf die Schmeicheleien Amaliens erneut herein. Auf die Dauer fühlen sich aber weder Amalie noch Albrecht in der wiederaufgenommenen Beziehung wohl. Die recht lebenslustige Amalie gibt Wildberg zu erkennen: „Ich bin es auch beynahe müde, mich in seiner Gesellschaft zu ennuyieren<sup>24</sup>, und so genirt zu leben, wie ich jetzt thun muß.“ (S. 203, II.) Schon allein durch die Unstetigkeit Amaliens droht das Kalkül Wildbergs zu scheitern. Zum eigentlichen Verlierer wird er aber durch den Tod Marias.

Maria hatte sich nach der Trennung von ihrem Mann aufs Land begeben und dort bei einer Pfarrersfamilie Unterschlupf gefunden. Eduard blieb in ihrer Nähe und quartierte sich in einem Gasthof ein. Seinem Freund berichtet er: „Ich lebe in einer Bauerrhütte, einsam und unerkannt, und suche die einzige Wollust bey meinen Leiden darinn, daß ich des Abends um das Pfarrhaus herum gehe, und dann durch das Dunkle den Schein ihrer Lampe schimmern sehe. <...> In ein weißes Gewand gekleidet, schien sie mir ein schon verklärter Engel zu seyn.“ (S. 70, II.) Maria wird hier als ätherisches Wesen wiedergegeben, das mit Eduard durch das Lustgefühl der sich im Leid selbst fühlenden Seele und durch das Wissen um das beiderseitige passive Schmerzempfinden verbunden bleibt. Während sie aber mehr und mehr die *Heiterkeit der Seele* zurückgewinnt, rebelliert Eduards Seele noch ein wenig gegen diese affektlose Tugendhaftigkeit. Er gerät in die Nähe des Wahnsinns. Rückschauend heißt es: „Sein Wirth hat ihn sonst für wahnsinnig gehalten und ist einige mal im Begriff gewesen, ihn binden zu lassen; <...> aber jetzt ist er ganz ruhig. <...> Alle seine Handlungen haben das Gepräge einer stillen Melancholie, ohne die rasende Heftigkeit die er sonst zeigte.“ (S. 218, II.)

Diese Gelassenheit ist ein wesentlicher Zug, der die *schöne Seele* ausmacht. Für Opitz<sup>25</sup> bildete die *schöne Seele* ein Konglomerat aus unschuldiger, affektloser Tugendhaftigkeit, pietistischer Fröm-

<sup>24</sup> ennuyieren; veraltet für langweilen.

<sup>25</sup> Martin Opitz (1597-1639), Dichter und Philosoph, theoretisches Hauptwerk „Buch von der deutschen Poeterey“.

26  
 migkeit, demutsvoller Passivität, allgemeiner Menschenliebe und bürgerlicher Weltanschauung. Wir finden dieses Ideal der Widerstandslosigkeit gegen die göttliche Fügung in der schicksalsergebenen Haltung der *Schwedischen Gräfin*, bei Richardsons *Pamela* und *Clarissa* sowie der *Sternheim*. Literarische Träger dieser als moralisch empfundenen Seelenhaltung sind fast ausschließlich Frauengestalten. Sie sind Märtyrerinnen für das Ideal der Tugend, während Werthers Tod als Weltflucht, Lebensüberdruß und Lebensangst gedeutet werden muß. Eduard ist der typische Vertreter dieses sentimental Melancholikers, bei dem sich alles Denken und Fühlen in eine Verengung des inneren Blickfeldes verirrt. Maria und Eduard sind Ausnahmemenschen, die durch eine Leidenschaft aneinander gebunden, das normale Leben als belanglos zu empfinden beginnen.

Sophie verbringt die letzten Wochen bei ihrer Freundin Maria und wird damit zur Berichterstatterin über deren Tod. Zunächst eilt Albrecht zur sterbenden Maria und sucht ihre Vergebung. Sie antwortet ihm: „O Albrecht! nicht Du, die gar zu große Empfindlichkeit meines Herzens hat meinen schwachen Körper zu Grunde gerichtet. (S. 270, II.) Am Sarg treffen sich auch Eduard und Wildberg. Eduard, der noch einmal ihre Leiche zu sehen gekommen war, lag sinnlos auf der Erde neben dem Sarg.“ (S. 277 f., II.) Sein weiteres Schicksal bleibt der Phantasie des Lesers überlassen. Wildberg, dem Maria längst verziehen hatte, verzweifelte so sehr über die mißlungene Intrige, daß er völlig außer sich geriet. „Er eilte auf den Sarg zu, stieß ein schreckliches Geschrey aus, und prallte zurück <...> Ein eben gegenwärtiger Arzt sagt, seine Tollheit sey unheilbar. Er wird in ein Haus gebracht werden, wo mehr solcher Unglücklichen sind.“ (S. 279, II.) Mit diesem grausamen Fatum endet der Roman - fast möchte man sagen, trivial.

Marias und Eduards sich selbstverzehrende Empfindsamkeit, Liebes- und Leidensfähigkeit enden dramatisch und werden keinesfalls als nachahmungswürdig geschildert. Dem kühlen und vernünftigen Albrecht gebricht es umgekehrt an einfühlsamen psychologischen Strukturen, was schon allein darin sichtbar wird, daß er auf Wildberg und Amalie hereinfliegen konnte. Der Sinn, der dieser Geschichte zugrunde liegt, ist pessimistisch. Der Glaube an den Optimismus der Aufklärung scheint verloren. In der durch die Leidenschaft verursachten Grenzsituation gerieten die Gefühle zwischen Pflicht und Neigung ins Wanken. Maria und Eduard hatten hohe Ideale, die sie bei ihrem privilegierten Status ein Stück weit leben konnten, und mußten zuletzt erkennen, daß auch hohe Ideale an den vorgegebenen gesellschaftlichen Strukturen scheitern. Den Zusammenhang von Vernunft und Tugend beschreibt Wieland in seinen »Platonischen Betrachtungen über den Menschen« (1755): „Durch den Einfluss der Vernunft in das Herz wird die Tugend hervorgebracht, die allein das ist, was den Menschen seines Urhebers würdig machen kann; diese Güte, die ihre höchste Freude im Glück aller Geschöpfe findet; diese liebevollen Neigungen, welche immer beschäftigt sind, wohl zu thun; diese Liebe zu allem, was uns durch Schönheit oder Vollkommenheit an unsern Schöpfer erinnert; diese richtige Stimmung der Affekten und Empfindungen, welche mit der Vernunft, oder den ewigen Gesetzen der Ordnung, die angenehmste Symphonie machen.“<sup>27</sup> Ein solches Ideal, so darf man den Tod Marias interpretieren, war in ihrer Welt und zu ihrer Zeit nicht lebbar. Vielmehr galt im achtzehnten Jahrhundert eine Ehe als

---

<sup>26</sup> Vgl. Lillie Rahn-Bechmann: Der Darmstädter Freundeskreis. Ein Beitrag zum Verständnis der empfindsamen Seelenhaltung des 18. Jahrhunderts. (III., 122), S. 59 f. Die "schöne Seele" beschreibt Wieland im Agathon (II., S. 188 ff): "Eine schöne Seele, welcher die Natur die Lineamenten der Tugend eingezeichnet hat, begabt mit der zartesten Empfindlichkeit für das Schöne und Gute, und mit angeborener Leichtigkeit jede gesellschaftliche Tugend auszuüben, kann durch einen Zusammenfluß ungünstiger Zufälle an ihrer Entwicklung gehindert, oder an ihrer ursprünglichen Bildung verunstaltet werden ... Eine schöne Seele kann sich verirren, kann durch Blendwerk getäuscht werden, aber sie kann nicht aufhören, eine schöne Seele zu sein." Zit. nach Jörg-Ulrich Fechner: "Ein seltenes Schauspiel", die Empfindsamen in Darmstadt, Darmstadt 1981, S. 59.

<sup>27</sup> Christoph Martin Wieland: Sämtliche Werke, Bd. XIV (I., 130) S. 72.

vernünftig, in die sich beide Teile *schickten* und einen *vernünftigen Umgang* miteinander suchten. Meta sah in der Nachfolge des Sturm und Drang und der Bewegung der Empfindsamkeit in der Liebe nicht mehr ein willensmäßig beeinflussbares Werk, sondern stellte das Leid der mißglückten Liebesverbindung in den Vordergrund. Die schleichende Selbstvernichtung Marias und ihre Gelassenheit gegenüber dem Tod diente Meta nicht zuletzt dazu, beim Leser Empörung gegen dieses ungerechte Schicksal zu wecken, damit er auch die entgegengesetzte Möglichkeit, die des unbefangeneren Reagierens, in Betracht ziehen sollte.

Trotz aller Übertreibungen müssen wir, was das mehrheitliche Personal angeht, auf die Wiedergabe von ganz realen Seelenzuständen schließen. Die insgesamt starke Figurentypisierung verweist auf kollektive Konflikte und Neurosen. Die einzelnen Themen werden im Roman plakativ geschildert und in die Form von Briefen gezwängt, so daß der literarische Rahmen, der ästhetische Rahmen vor allem, gesprengt wird. Von Wahrscheinlichkeit kann insofern keine Rede mehr sein. Aber hinter jeder Zeile über Kindererziehung steht die Klage über das Kinderelend, hinter jeder Zeile von „schmachtenden Liebesworten“ steht die ungeheure Realität der heiratsfähigen Töchter, die noch keinen Mann gefunden haben. Und hinter der Freundlichkeit der Landbevölkerung wird die abgrundtiefe Ungerechtigkeit und Ignoranz sowohl der bürgerlichen als auch der herrschaftlichen Schicht durchsichtig. Besonders in der Pfarrhausepisode wird Metas pädagogisches Engagement für Volksschichten sichtbar, die ohne eigenes Verschulden hinter den Entwicklungsmöglichkeiten zurückgeblieben sind. Diese These, daß Meta trotz aller Übertreibungen Realität abbildet, soll durch die folgenden Ausführungen gestützt werden.

### 3.4 Romanmotive aus Metas Lese- und Erfahrungswelt

Wer den Roman liest, mit Metas Lebensgeschichte und ihrem Umfeld ein wenig vertraut ist, kommt nicht umhin, die Stadt Göttingen wiederzuerkennen. In Einbeck holte sich Meta ihr Göttingen, so wie sie es kannte, zurück und gestaltete ihre Beobachtungen und Erfahrungen zum Teil idealisiert, teilweise aber auch bissig und ironisch.

Um die oben beschriebene Handlung gruppieren sich episodisch erzählte Ausschnitte aus weiteren Lebensgeschichten, die zum Teil die Aufgabe haben, einen der Briefschreiber zu charakterisieren und vor allem dessen edles, mitleidiges Verhalten zu verdeutlichen. Daneben stellen diese Episoden eine Anklage gegen alle möglichen Arten menschlichen Fehlverhaltens dar. Solche Passagen richten sich gegen kleinbürgerliches utilitaristisches Denken, legen Herzlosigkeit, bornierte Dummheit und Klassen- oder Standesdünkel bloß. Insbesondere diese, in die Form von Erlebnissen gekleidete, in Briefen verarbeiteten Erzählungen, wirken zum Teil sehr konstruiert. Ganz unverhohlen tritt hier die Lehrhaftigkeit der Autorin in den Vordergrund. In geraffter Form wird beispielsweise in der *Katharinen-Episode* die nichtkorrumpierbare Liebe eines jungen Paares und die geld- und machtgierige Verhaltensweise eines Amtmannes sowie die bornierte Selbstgefälligkeit der Eltern Katharinas geschildert. Ihr Vater will Jacob, den Sohn des Schulmeisters, der ohne Vermögen ist, keinesfalls zum Schwiegersohn. Jacob ist unablässig um eine Anstellung und eigenes Einkommen bemüht. Die vakante Stelle will ihm aber ein eigenmächtiger Amtmann nur dann geben, wenn Jacob bereit ist, dessen Köchin – „die schon seit einigen Jahren seine [des Amtmannes] bekannte Hure war“ (S. 105, II.), zu heiraten. Diese seltsame Episode ist in einem Brief von Eduard an seinen Freund Barthold zu lesen. Selbstverständlich hat sich Eduard erfolgreich für das liebenswerte Paar Katharina und Jacob eingesetzt.

Solche Teile lesen sich wie eine Parodie auf die Gesellschaft. *Ehrenwerte Amtmänner* werden als korrupt, eitel und selbstherrlich beschrieben, beuten Untergebene sexuell aus, und nutzen zuletzt

noch ihre Machtposition, zur Minimierung der eigenen Schuldgefühle. (Schließlich sollte die nicht mehr ganz so attraktive Köchin nicht unverheiratet bleiben). In anderen dieser Miniaturerzählungen begegnen wir einem „durch seine Lebensart <...> heruntergekommenen Studenten“ (S. 146, II.), einem hübschen Mädchen, das sich in die *Halbwelt* verirrt und einem Räuberhauptmann, der intelligent ist und in seinem Verständnis auch gerecht handelt. Abgesehen davon, daß diese Miniaturerzählungen den Rahmen der Briefform sprengen, zeugen gerade sie von der inneren Distanz der Autorin, so daß ihr wunderbar parodistische Sequenzen gelingen. Auffällig ist, daß Meta in der Beschreibung der Negativ-Figuren sehr viel mehr Humor beweist. Einmal läßt sie zum Beispiel die *verbuhlte* Amalie den Satz sagen: „Ich möchte nur wissen was das wimmernde, moralisierende Geschöpf [Maria] Anzügliches für Männer haben kann.“ (S. 258, II.) Natürlich meint Amalie Anziehendes. In diesem Satz macht sich die Autorin sowohl über Maria als auch Amalie lustig. Solche ironisierenden Einschübe zeigen, daß die Trennlinie zwischen Gut und Böse zwar ganz moralisch gemeint ist, aber auch geschmeidig gehandhabt wird. Und als versteckte Selbstironie der Autorin muß der folgende Satz gewertet werden, ebenfalls von Amalie ausgesprochen: „Wollen Sie die Liebe genießen: so will ich Ihnen einen anderen Gegenstand vorschlagen, der Ihnen die Zeit besser vertreiben wird, als diese Romanheldinn.“ (S. 106, II.)

In der Folge sollen noch einige derartige Episoden und Nebenstränge der Handlung wiedergegeben werden, die zum Teil den emanzipatorischen Tendenzen der Aufklärung entgegenlaufen und die als negative Beispiele von Meta beschrieben werden. Daneben dienen andere Episoden wie die der ländlichen Idylle oder des Pfarrhauses, der positiven Entgegensetzung.



## • Ein Studentenleben

Einen nicht unbedeutenden Raum nimmt im Roman die Schilderung der Gefahren ein, denen ein junger Student in einer Universitätsstadt ausgesetzt ist. Der Student heißt Ferdinand, ist mit Eduard befreundet und aus gutem Hause. Ferdinand ist jung und naiv; er fällt demgemäß in so ziemlich alle Gruben, die sich vor einem Studenten damals auftun konnten. Zuerst läßt er sich mit einem in den universitären, studentischen Freizeitbeschäftigungen erfahrenen, ihm sein Geld *abzockenden* Studenten ein, dann mit einer Dirne, die er als solche nicht erkennt. Der ältere Student heißt Klinge und „ist ein ausgelerner Bösewicht. Er ist schon lange auf Universitäten und kennt alle Burschenränke genau. Er hat von Natur viel Verstand, ist aber im ersten Jahre seines akademischen Lebens so ausschweifend geworden, daß er durch die äußerste Lüderlichkeit sowohl seinen außerordentlichen starken Körper, als auch seine Geisteskräfte ruiniert hat: er besitzt aber doch List und Bosheit genug, um unter seinen Bekannten ein gewisses Ansehen zu behaupten, und die jungen Ankömmlinge, deren Bekanntschaft er sucht, zu verführen.“ (S. 145, I.) Klinge hatte zuvor in Jena studiert und war „durch seine Lebensart so sehr heruntergekommen, daß er keinen Pfennig Geld, und, was noch schlimmer war, auch keinen Credit<sup>28</sup> mehr hatte.“ (S. 146, I.)

Meta greift bei solchen Schilderungen auf ganz reale Verhältnisse in Göttingen zurück. Der Student L. Wallis gibt in seinen Aufzeichnungen von 1813 folgenden Rat: „Man halte sich zu seinen Landsleuten, und suche nicht, unter Unbekannten sich einen Kreis von Freunden oder steten Gesellschaftern zu bilden. <...> In der Regel gerathen diejenigen, welche sich von ihren Jugendfreunden, Schul-Kameraden, und Landsleuten abziehen, auf Abwege, werden liederlich, verschwenderisch und ruiniren Geist und Körper.“<sup>29</sup>

Ferdinand begeht genau diesen Fehler. Er schlägt die Warnungen seines ehemaligen Freundes, Barthold, der sich in Göttingen schon etwas besser auskennt, in den Wind. Nach einem halben Jahr besucht Ferdinand die Kollegien überhaupt nicht mehr und verbringt den größten Teil des Tages bei Henriette, bei der er durch Klinge eingeführt wurde. „Abends wird getrunken, gespielt, geschwärmt, und Ferdinand muß die Zeche bezahlen.“ (S. 144 f., I.) Henriette, die Ferdinand mit der Zeit als seine Freundin betrachtet, spielt gekonnt den Unschuldengel und weiß ihre Reize raffiniert einzusetzen. Sie ist zu dem Zeitpunkt 25 Jahre alt, gibt sich aber noch immer für achtzehnjährig aus. Barthold, der Erkundigungen über sie eingezogen hat, nennt sie „eine verschmitzte Buhlerin, die mit Liebhabern wie mit Spielzeug wechselt.“ Er beschreibt Henriettes Karriere von dem lebenswürdigen vierzehnjährigen „Mädchen voller Geist und Schönheit“ bis hin zur gefährlichsten Coketten: Sie erregte allenthalben Aufmerksamkeit, und zog durch die allgemeine Bewunderung der Mannspersonen gar bald den Neid ihrer Gespielinnen auf sich. Sie selbst wurde bald durch die Schmeicheleien der jungen Herrn verwöhnt <...> Sie fieng viele der reichsten jungen Leute in ihr

Netz, erschöpfte sie durch unmäßige Geschenke, die sie ihr machen mußten, und wenn sie dann den einen ganz ausgesogen hatte, so gab sie ihm den Abschied und wählte einen anderen.“ (S. 158 f., I.)

<sup>28</sup> Im achtzehnten Jahrhundert war es im allgemeinen an den Universitätsstädten üblich, daß die Ausgaben, die ein Student hatte, auf ein Vierteljahr vorgelegt wurden. Um das Kreditwesen und die Burschenschulden einzudämmen, wurden akademische Gesetze erlassen, die drei Klassen von Schulden und detailliert die maximale Höhe des Kredites festsetzten. Schulden aus der Klasse 2 waren nur zum Teil und die aus der Klasse 3 nicht einklagbar. Lediglich die vorgelegten Kosten aus der ersten Klasse, das waren alle für das Studieren notwendigen Ausgaben wie Kollegiangelder, Wohnung und Essen, konnten voll einklagt werden. Vgl. Fr. Chr. Willich (Hrsg.): Churfürstliche Braunschweig-Lüneburgische Landes-Gesetze und Verordnungen ..., Göttingen 1801, abgedruckt in: Hans-Heinrich Himme (VI., 6), S. 161.

<sup>29</sup> Zit. nach Himme (VI., 6), S. 165. L. Wallis: Der Göttinger Student. Oder Bemerkungen, Rathschläge und Belehrungen über Göttingen und das Studentenleben auf der Georgia Augusta, Göttingen 1813, S. 105 ff.

Es ist von daher nicht verwunderlich, daß der unerfahrene Ferdinand für Liebe hält, was in Wirklichkeit ein übles Komplott darstellt. Henriette ist von Klinge schwanger, und dieser denkt keinesfalls an Heirat.

Es kommt zu einer für Ferdinand folgenreichen Verführungsszene: „Sie schlummerte auf einem Ruhebett. Die schönste Röthe auf ihrem Gesicht, ihr wollüstiger Busen fast ganz entschleiert, ihr schlanker Leib nur von einem dünnen Gewand umgeben; so lag sie reizend, wie eine Göttinn. Entzückt näherte ich mich ihr. Sie erwachte von meinen feurigen Küssen. Beschämt verwies sie mir



Abb.7: Titelvignette aus „Sturm und Drang“ von Maximilian Klingner

meine Dreistigkeit, und hieß mich fortgehen. Ich schloß sie fester in meine Arme. Meine Einbildungskraft war entflammt: sie wider setzte sich meinen Liebkosungen, aber vergebens. Ich besiegte sie.“ (S. 155 f., I.) Diese sowohl von Henriette, als auch von der Autorin perfekt inszenierte erotische Szene ist in mehrfacher Hinsicht für die Literatur im achtzehnten Jahrhundert ungewöhnlich. Zum einen werden in den Frauenromanen üblicherweise Frauen verführt. Buhlerinnen kommen zwar vor, selten erfährt aber der Leser etwas von derart expressiven Methoden.

Meta gebraucht Worte wie *wollüstiger Busen* und inszeniert einen fast nackten weiblichen Körper als Mittel der Verführung. Hinzu kommt die Lächerlichkeit Ferdinands, der tatsächlich glaubt, seiner männlichen Kraft sei der Sieg zu verdanken. In einer Welt, in der weibliche Begierde ohnehin nicht geäußert werden durfte und damit nicht zu existieren hatte, ist Ferdinands Einbildung natürlich verständlich.

Klinge hatte den Plan ausgeheckt, durch Ferdinands vermeintliche Vaterschaft dessen reichem Vater eine anständige Abfindung zu entlocken. Mit diesem Geld wollte Klinge sich mit Henriette zusammentun und sie und das Kind ernähren. Aber auch in dieser Geschichte müssen wir erkennen, daß das männliche Kalkül auf unerwartete Hindernisse stößt. Henriette gedachte schon längst nicht mehr, sich mit Klinge zusammen zu tun: „Sie war seiner Liebe satt, empfand mehr Wollust in Ferdinands Armen, als bey ihm, den die Folgen eines schlecht geführten Lebens matt und kraftlos gemacht hatten.“ (S. 162, I.)

Henriette wird in dem Roman nicht nur als seelenlose Kokotte geschildert, sondern erweckt auch Mitgefühl. Sie ist in jugendlichem Alter in eine Welt des Scheins abgeglitten, mit zunehmendem Alter sieht sie das Damoklesschwert, das ihren Leichtsinns richten wird. Henriettes Erfahrung ist der Ferdinands in einem Punkt ähnlich. In der gleichen Weise, wie Ferdinand von Klinge finanziell ausgenommen wurde, verführte dieser destruktive Mensch Henriette. Ferdinand und Henriette haben das Naive, Natürliche, Unverdorbene ihres Wesens in einer Welt voll Intrige, Vergnügungssucht und Gier verloren.

Als Ferdinand von dem Komplott, das Klinge gegen ihn geschmiedet hatte, durch seinen Freund Barthold erfährt, will er Genugtuung und geht unbewaffnet und vollkommen kopflos auf Klinge los. Klinge fügt ihm mit seinem Degen eine Verletzung zu, wird aber auf der Flucht von der *Jägerwache* überwältigt. Klinge und Ferdinand werden im Karzer festgesetzt. Barthold berichtet an Eduard: „Klinge wird wohl relegirt werden: auch fürchte ich, daß das Schicksal des armen

Ferdinands schwerlich viel besser seyn wird; denn man straft den Zweykampf hier sehr strenge.<sup>30</sup> (S. 226, I.) Ferdinand kann sich von seiner Verwundung bald erholen, nicht aber von der erlittenen Schmach. Als sein Vater von dem Unglück seines Sohnes hört, von dessen Schulden und Relegierung, will er ihn nicht mehr seinen Sohn nennen und enterbt ihn kurzerhand. Erst nach mehreren Prüfungen kommt es zu einer Versöhnung zwischen Vater und Sohn. Das biblische Motiv des verlorenen Sohnes wird hier variiert.

Nachdem Ferdinand aus dem Karzer entlassen ist, irrt er eine Weile ziellos durch die Gegend und gerät an die Räuberbande des Hauptmann Brand.

Eine noch härtere Strafe muß Henriette hinnehmen. Sie wird nach dem Tod ihrer Mutter von Gläubigern aus dem Haus getrieben und ist „auf einem elenden Dachkämmerchen mit einem erbärmlichen Knaben niedergekommen. Sie lebt in äußerster Armuth und Verzweiflung fast ohne alle Unterstützung.“ (S. 244, II.) Damit hat die Figur Henriette ihre Schuldigkeit als schlechtes Beispiel getan und wird mit den Worten: „Gott! wie folgt doch schon hier die Strafe dem Verbrechen so bald nach! Oder vielmehr: wie führt jedes Vergehen seine natürlichen harten Folgen hinter sich!“ (S. 244, II.) von der Autorin entlassen.

#### • Räuberhauptmann Brand

Die in den Roman eingearbeitete abenteuerliche Geschichte des Räuberhauptmanns Brand erinnert stark an Schillers Trauerspiel »Die Räuber«. Brand stammt wie Schillers Hauptmann Moor aus gutem Hause; sein Vater ist zwar nicht *gräflichen Geblüts*, aber immerhin Justizrat.

Meta versucht mit dieser Gestalt aufzuzeigen, welche Monster aus verzogenen Kindern werden. Er war des Vaters *Augapfel* und der *Mutter Herzblättchen*. Brand erzählt von seiner Kindheit: „Ich übte alle möglichen Tyranneyen an meinen Geschwistern, Gesinde, Hunden und Katzen, ja zuweilen auch an meinen liebwerthesten Eltern selbst aus. Diese freuthen sich denn immer gewaltig über meine witzigen Einfälle, wie sie es nannten.“ (S. 54 f., II.) Durch ein Zuviel an Aufmerksamkeit und mütterlicher Zärtlichkeit, so lautet hier die Lehre, erziehen die Eltern einen kleinen Tyrannen. Seine Universitätszeit verbrachte dieser verzogene Sohn ähnlich wie Ferdinand am Spieltisch und im Wirtshaus. Nach dem Tod seines Vaters schloß er sich einer Truppe von Komödianten an. Er verliebte sich in die Frau des Direktors und mußte somit die Schauspieler verlassen. Danach geriet er an eine Räuberbande und wurde aufgrund seiner „Geschicklichkeit im Beutelschneiden“ zum Anführer bestimmt. Der Doppelcharakter des Räuberhauptmanns wird in einer Ansprache deutlich, mit der er sich an den gerade aufgegriffenen Ferdinand wendet: „Sie haben gewiß auch das Vorurtheil der Welt gegen uns, und doch sind wir verdienstliche Leute. Wir halten manche durch unsre Beraubung von einer schlechten Anwendung ihres Geldes ab. Wir bringen manchen Müßiggänger zur Arbeit zurück, und wahrhaftig, wir wissen sein Geld gut zu gebrauchen. Sagen Sie mir, handeln wir schlechter, als viele angesehene Männer, die sich durch List und Betrug ein großes Vermögen sammeln? Ist es rechtmäßiger, durch List, als durch Gewalt rauben? Nein, die Welt ist gewiß ungerecht, uns den Namen Diebe und Räuber zu geben, und jene größern Spitzbuben ruhig im Besitz ihres Vermögens zu lassen.“ (S. 50 f., I.)

<sup>30</sup> Der Zweikampf (auch Duell oder Recontre genannt) war generell verboten, kam aber immer wieder vor. 1740 wandte sich die Regierung an die Universitätsleitung mit der Mahnung: "Wir mögen euch hier nicht vorenthalten, was ... wir mißfälligst vernommen, daß auf unserer dortigen Universität, das heimliche Duellieren und sogenannte Recontres, seit einiger Zeit mercklich einzureissen beginne, und Unserm unter 18. Jul. 1735 herausgelassenem Duell-Edikt strafbarer Weise entgegen gehandelt werde. ... Gegen Übertretung aber, habt ihr ohne einige Nachsicht oder Ansehn der Person nach Inhalts mehrberührtes Edicts zu verfahren." Zit. nach Hans-Heinrich Himme (VI., 6), S. 25.

In dieser Passage wird schonungslos der Riß aufgedeckt, der durch die Ordnung der Welt geht. Brand lernte die bürgerliche Doppelmoral von der Wiege an kennen und machte sie sich später notgedrungen<sup>31</sup> zunutze. In seinem Janushaupt sind die Zeichen der Erziehung, die zu großen Freiräume, die ihm die Eltern zugestanden und die daraus resultierenden zerstörerischen Kräfte gleichermaßen wirksam, wie das kritische Bewußtsein, mit dem er die Eltern betrachtet. Er lernte eine zivilisierte Welt kennen, die er mehr verabscheute, als die Gesellschaft der Gassenjungen: „hievon versuchte er vergeblich [der Informator] mich zurückzuhalten.“ (S. 57, II.)

Für die Pädagogen des achtzehnten Jahrhunderts war es unvorstellbar, daß aus einem Kind ohne die notwendige Fron der Erziehung ein anständiger Mensch werden könne. Elterliche Verzärtelung mußte nach dieser Auffassung zwangsläufig zu Charakterlosigkeit und Destruktivität führen. Meta schildert angesichts solcher pädagogischer Gewißheit Brand als haltlosen, liederlichen Menschen. Auf der anderen Seite ist er aber nicht nur das *verzogene* Ungeheuer, sondern ergreift Partei für die Entrechteten und denunziert seine eigene Klasse.

Brand ist neben Henriette die zweite Figur, die zwar der menschlichen und göttlichen Gerechtigkeit überführt wird, deren Schilderung aber auch Zweifel an dieser Gerechtigkeit zuläßt. Bei einem seiner Raubzüge wird ihm Ferdinand, den er in seine Bande aufgenommen hatte und eine als Mann verkleidete weibliche Person<sup>32</sup> zum Schicksal. Beide zusammen hatten ein Komplott gegen Brand geschmiedet, das seine Gefangennahme und die seiner Mitstreiter bewirkte.

Der Leser respektive die Leserin darf daraus lernen, daß das Böse immer besiegt wird, nicht aber immer abgrundtief böse ist.

#### • Zwischen ländlicher Idylle und Bauernelend

Ganz in der Mode ihrer Zeit beschreibt Meta das Landleben in ihrem Roman rousseauistisch als Naturerlebnis. Die Romanfiguren, Julie und Karlsheim, leben dieses Ideal. Nach getaner Arbeit sorgt der gemeinsame Spaziergang mit der Ehefrau, „auf welchem wir nur von unsrem kleinen Gustav begleitet werden“ (S. 277, I.), für die notwendige Entspannung. Beim Sonntagsausflug ergötzt man sich bei Milch und anderen ländlichen Köstlichkeiten, von denen Julie schwärmt: „Aldann gehen wir auf einem schönen Wege nach einem etwas entlegnen Dorfe, wo wir bey einer Schaale Milch oder einem andern ländlichen Gerichte, im Schatten einer dunklen Linde verzehrt, königlich vergnügt sind.“ (S. 277, I.) Diesem Teil der Beschreibung des Landlebens hängt der flüchtige, idealisierende Blickwinkel des Städters an, der die Ergänzung zu seinem als entfremdet empfundenen Leben sucht.

Neben dieser Idylle klingt aber auch die harte Realität in Metas Roman immer wieder an. In der oben in Kürze wiedergegebenen Räubergeschichte sollen einmal die Bauern gegen Lohn mithelfen,

---

<sup>31</sup> Seine bürgerliche Karriere scheiterte an fehlendem Fleiß. Meta Forkel bringt diese Entwicklung in Verbindung mit der Unentschiedenheit der Eltern, der fehlenden Konsistenz der Erziehung. In einem Gespräch können sie sich noch nicht einmal darüber einigen, ob der Sohn Jurist oder Superintendent werden soll.

<sup>32</sup> Bettine Brentano, spätere von Arnim, reiste mit ihrem Schwager in Männerkleidern zu Goethe. Das Reisen in Männerkleidern diente den Frauen als Schutz bei Überfällen. Nicolai berichtet in seiner "Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" über die allgemein verbreitete Angst vor Räubern: "Hier in Dachau hielten wir Kriegs Rath wegen fernerer Fortsetzung unserer Reise. Man hatte uns nemlich in München sehr widerrathen, des Nachts bis nach Augsburg zu reisen; denn das Publikum in München war ganz voll Furcht vor Räubern, von welchen man glaubte, daß sie die Wege unsicher machten, weil vor kurzer Zeit einige zwanzig waren eingezogen worden." Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz 1781 (I., 86), S. 30.

die Räuber hinter *Schloß und Riegel* zu bringen. Die Bauern denken aber gar nicht daran, an einer solchen Aktion teilzunehmen. Einer aus ihrer Mitte argumentiert: „Uns können sie nichts nehmen, dafür sorgt unser gnädiger Landesherr und unser Herr Amtmann. Die Abgaben, die wir zahlen müssen, die Haasen und andres Wildbret, das unsere Feldfrüchte verdirbt, und das wir doch bey Lebensstrafe nicht erschießen dürfen, machen, daß wir selbst kaum das liebe Leben durchschleppen, geschweige denn, daß wir noch was für Diebe übrig haben sollten.“ (S. 156, II.) Das soziale Problem der Bauern als unterdrückte Klasse wird hier scharf akzentuiert. Noch 1788 kann Adolf Freiherr von Knigge über das Los der Bauern resümieren: „In den meisten Provinzen von Deutschland lebt der Bauer in einer Art von Druck und Sklaverei, die wahrlich oft härter ist wie die Leibeigenschaft <...> in anderen Ländern. Mit Abgaben überhäuft, zu schweren Diensten verurteilt, unter dem Joche grausamer, rauherziger Beamter seufzend, werden sie des Lebens nie froh, haben keinen Schatten von Freiheit, kein sicheres Einkommen und arbeiten nicht für sich und die ihrigen, sondern nur für ihre Tyrannen.“<sup>33</sup> In welcher bedrückender Enge die Bauern lebten, erfahren wir aus einer weiteren Romanschilderung: „Aber dieses Haus hatte nur eine Stube, und diese Stube war so voll von Alten und Kindern, von Knechten und Mägden, daß es unmöglich war, noch ein Plätzchen für uns darinn zu finden.“ (S. 259, I.) Die Bauern hatten selten mehr als unbedingt nötig war, um sich und ihre Familie am Leben zu halten und mußten dabei die Verachtung der übrigen Klassen, denen sie unlegbar die materielle Grundlage lieferten, ertragen.

### • Das Pfarrhaus

Der Pfarrer war neben dem Schulmeister der wichtigste Kulturträger auf dem Land. Literarisch spielt der Landpastor in Fieldings »Joseph Andrews«<sup>34</sup>, in Goldsmiths »Vicar of Wakefield«<sup>35</sup> und in Thümmels Prosagedicht »Wilhelmine«<sup>36</sup> eine große Rolle. In den genannten Werken tritt der Pfarrer leicht karikiert als moralisches Vorbild auf oder wird als pittoresker Held eingesetzt, der die *menschliche Größe* entlarvt. In allen Fällen dient er dazu, ein soziales Panorama subtil zu veranschaulichen. Metas Landpfarrer hat mit diesen humorvoll geschilderten Kirchendienern gemeinsam, daß er als moralisches Vorbild dient und auf seinen dörflichen Mikrokosmos mit den religiösen und weltlichen Inhalten seiner früheren Universitätsstudien und seinem humanen Wirklichkeitssinn einwirkt.

In der Pfarrhaus-Episode entwirft Meta ein liebenswürdiges, kleinbürgerlich gediegenes, aber auch musisches und gelehrtes Milieu. Das stark idealisierte Pastorenehepaar setzt seine humanistischen Ideale unermüdlich in die Tat um und tritt damit für eine vernünftige Verbesserung der Lebensumstände der Landbevölkerung ein.

In der Figur des Pfarrers verbinden sich Heiterkeit, „heller Verstand und Leutseeligkeit. Er hatte erst einige saure Jahre; aber zuletzt gelang es ihm, durch unermüdeten Fleiß <...> und vorzüglich durch seinen frommen Wandel, die Herzen seiner Bauern zu gewinnen. Er gieng oft selbst zu ihnen, erzählte von seinen Universitätsjahren, von seinen Reisen, und, ohne daß sie selbst seine Absicht merkten, wußte er beständig gute Lehren in seine Erzählungen zu mischen, und so besserte er

<sup>33</sup> Adolph Freiherr von Knigge: Über den Umgang mit Menschen, hrsg. von Karl-Heinz Göttert (I. 45), S. 389 f.

<sup>34</sup> Henry Fielding (1707-1754): The History of the Adventures of Joseph Andrews and of his Friend Mr. Abraham Adams. Written in Imitation of the Manner of Cervantes, Author of 'Don Quixote', 1742 erschienen. Der heimliche Held dieser Geschichte ist Pastor Adams.

<sup>35</sup> Oliver Goldsmith (1728-1774): The Vicar of Wakefield. A Tale, 1766 erschienen.

<sup>36</sup> Moritz August von Thümmel (1738-1817): Wilhelmine oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches comisches Gedicht, 1764 erschienen.

zugleich ihr Herz, und klärte ihren Verstand auf.“ (S. 261, I.) Einen nicht weniger hohen erzieherischen und gemeinnützigen Stellenwert nimmt die Frau Pastorin in dem beschriebenen Dorf ein. Sie pflegte die Kranken „mit unermüdeter Sorgfalt <...> und war bemüht die Vorurtheile auszurotten, welche gewöhnlich die Krankheiten dieser Leute hartnäckig zu machen pflegen.“ Sie gab Ratschläge in der Kindererziehung und „lehrte zu gewissen Stunden des Tags die Mädchen allerlei weibliche Arbeiten, und sie hat die jungen Bäuerinnen wirklich so weit gebracht, daß sie jetzt jährlich durch Weißnähen große Summen aus der Stadt verdienen. Auch verfertigen alle ihre Kleidungsstücke selbst.“ (S. 263, I.) Der Pfarrer sorgte für die Anstellung eines Lehrers, der den Bauernsöhnen neben Schreiben und Rechnen die neueren Erkenntnisse über landwirtschaftliche Anbaumethoden vermittelte, so daß bald das „ganze Dorf <...> in einem blühenden Zustand [war].“ (S. 269, I.) Selbst der Verkauf des Überschusses und der Einkauf notwendiger Produkte wurde unter der Anleitung des Pfarrerehepaars neu organisiert.

Diese evangelische Landgeistlichen-Idylle, in der Häuslichkeitskult und Arbeitsethos als Palliativmittel gegen Hunger und Armut verordnet werden, erinnert insgesamt an die Themen in den moralischen Wochenschriften.<sup>37</sup> In Metas Forkels Gesamtkonzept haben sie aber noch eine andere Aufgabe. Insbesondere die Person der Pfarrersfrau dient der Kontrastierung des bürgerlichen Empfindsamkeitskultus, der die Personen abhält, einem geregelten Arbeitsleben nachzugehen und sie sich in narzißtischer Selbstbespiegelung und Rührseligkeitspose gefallen läßt. Empfindung als lebhaftes, bewußtes Fühlen erhält nach Metas Ansicht erst durch das gemäßige Handeln ihren Wert. Emphatisch ergreift sie für die Pfarrersfrau Partei, wenn sie schreibt: „Gott, was ist doch eine solche Person, die mit vernünftig geleiteten Empfindungen dem menschlichen Uebel abzuhelfen sucht, gegen eine empfindsame Seele, wie es deren so viele giebt, die zwar aufs innigste von dem Elend ihrer Nebenmenschen gerührt werden, und deren Herz allen Eindrücken des Guten offen steht, die es aber bloß beym Empfinden bewenden lassen, ohne durch thätige Hülfe dem Nächsten beyzustehen!“ (S. 270, I.) Eine ähnliches Lob spendet Theodor Gottlieb Hippel, selbst Sohn eines Pfarrers, in seiner Autobiographie: „Unter Predigerfrauen habe ich bis jetzt noch die einsichtsvollsten des Geschlechts gefunden <...> Ihr, die ihr das andere Geschlecht in den Puppengesellschaften der Höfe sucht, oder euch am Marzipan der weiblichen Empfindeley verschleimt, kommt und sehet ein Predigerweib in Denkart und Pracht, in Werken und Worten.“<sup>38</sup>

Die in der oben beschriebenen Pfarrhausidylle innewohnende hohe moralische und religiöse Gestimmtheit wird im Roman atmosphärisch<sup>39</sup> durch das Spielen und Singen von Gellertschen Oden in *Bachscher Vertonung* verstärkt: „Es stand ein Klavier im Zimmer, auf dem die Gellertschen Oden mit der Bachischen Composition aufgeschlagen lagen.“ (S. 271, I.). Ein zweites Mal begegnen uns diese Gellert-Lieder am Ende des Romans, wo Maria in einem Pfarrhaus ähnlicher Prägung ihre letzten Lebenswochen verbringt. Kurz bevor Maria starb, so berichtet ihre Freundin Sophie, legte sie, „matt vom Reden, ihr Haupt aufs Kissen, und bat mich, die Bachische Composition

<sup>37</sup> Friedrich II. schreibt am 8. September 1775 an Voltaire: „Erst muß man etwas zu leben haben, ehe man sich unterrichten und frei denken kann.“ - Und bedauert im gleichen Brief, daß er „zwei Drittheile seines Lebens hindurch von unaufhörlichen Kriegen geplagt wurde, oder die Uebel, die sie verursacht hatten, wieder gut machen mußte ...“ Zit. nach Ludwig Pflaum, hrsg. der »Palmblätter«, März 1813, S. 290f.

<sup>38</sup> Biographie des Königl. Preuß. Geheimenkriegsraths zu Königsberg Theodor Gottlieb von Hippel zum Theil von ihm selbst verfaßt, hrsg. von F. Schlichtegroll, Gotha 1801, S. 60.

<sup>39</sup> Die atmosphärische Verstärkung durch Lieder finden wir auch in Johann Martin Millers "Siegwart. Eine Klostergeschichte" (1776). Miller schrieb Nonnenlieder.

einiger herrlichen Gellertschen Lieder zu spielen, und dazu zu singen. Dieses war seit ihrer Krankheit ihre liebste Erquickung gewesen.“ (S. 270, II.)<sup>40</sup>

Der Topos „Gellerts Oden, von Bach fürs Klavier vertont“ steht bei Meta ganz offenbar für eine mit den gesellschaftlichen Veränderungen verloren gegangene Harmonie. In Gellerts Vorrede zu den »Geistlichen Oden und Liedern« ist zu lesen: „Wenn die Sprache der Poesie vorzüglich geschickt ist, die Einbildungskraft zu beleben, den Verstand auf eine angenehme Weise zu beschäftigen und dem Gedächtnisse die Arbeit zu erleichtern; wenn sie geschickt ist, das Herz in Bewegung zu setzen und die Empfindung der Freude, der Liebe, der Bewunderung, des Mitleidens, des Schmerzes zu erwecken <...> : so ist es unstreitig eine große Pflicht der Dichter, diese Kraft der Poesie vornehmlich den Wahrheiten der Empfindungen der Religion zu widmen“.<sup>41</sup>

Parallel dazu setzt Meta Bachs Musik, „Musik zur Ehre Gottes und Recreation des Gemüts“<sup>42</sup>, deren barocke Monumentalität das schuldbewußte, erlösungsbedürftige und empfindsame Ich frei werden läßt. Am Beispiel *Gellert-Bach* deutet Meta das Maß an Empfindsamkeit an, das die Harmonie zwischen Verstand und Emotion herstellen kann. Es ist eine Harmonie, die jeweils nur dort entsteht, wo sie sich im tätigen Leben (Pastorenehepaar, Sophie und Julie) oder im Genie (Gellert und Bach) entwickelt. Die empfindsame Maria erfährt die Harmonie, nach der sie sich gesehnt hat, und die für sie im wirklichen Leben nicht erreichbar war, erst mit ihrem Tod. Das Vernichten der Persönlichkeit im Liebestod ist die Konsequenz einer ganz elementar ausgelebten Empfindsamkeit. Gellert und Bach unterstützen diese Jenseitigkeitssehnsüchte poetisch und musikalisch.

## • Kindererziehung

Das lebhafteste Interesse an ihrer Gegenwart drückt Meta im Roman am stärksten in der Diskussion über die Kindererziehung aus. Die Überzeugung des großen Erziehungstheoretikers John Locke: „Die Menschen sind, was sie sind, zu neunzig Prozent durch Erziehung!“<sup>43</sup> wurde im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts auch für Mütter<sup>44</sup> programmatisch. Sie wirkten mit, das Leben der Kinder leichter und glücklicher, schwerer und unglücklicher zu machen. Die im *Hannoverschen Magazin* postulierten Grundsätze, wie das *Selbststillen* und ein - in Rousseaus Sinne - *harter Erziehungswille*, werden von Meta im Roman durch eine Vielzahl von Beispielen erhärtet und erweitert. Von der idealen Mutter werden darüber hinaus Standhaftigkeit und Zärtlichkeit gefordert, allerdings eine Zärtlichkeit, die der heutige Leser als Grausamkeit empfinden würde.

<sup>40</sup> Eigenartig ist dabei, daß Gellerts Lieder von Beethoven, nicht von Bach vertont sind. Johann Sebastian Bach war zur Zeit, als Gellert seine Oden veröffentlichte (1759) schon längst tot. Er kann es also nicht gewesen sein, der sie vertonte. Tatsächlich wurden sie durch Beethoven (1803) in Noten gesetzt. Meta hat hier wahrscheinlich zwei Künstler, mit denen sie von Jugend an durch ihren Vater und durch Forkel vertraut war, in ihren literarischen Stoff verwoben. Möglich ist auch, daß Forkel die Gellertschen Oden vertont hat, ohne sie zu veröffentlichen. Vgl. Emil Naumann: Allgemeine Musikgeschichte (IV., 29) S. 572.

<sup>41</sup> Poetische und prosaische Werke von Chr. F. Gellert. Zweiter Theil, Berlin, o.J., S. 9

<sup>42</sup> Johann Sebastian Bach, zit. nach K. Renner, K. Schweizer, Reclams Konzertführer, Orchestermusik, S. 21.

<sup>43</sup> John Locke (1632-1704); sein Hauptwerk "An Essay Concerning Human Understanding" (1690) und die Schrift "Some Thoughts Concerning Education" (1693) haben stark auf Rousseau gewirkt. John Locke, zit. nach Marie Louise Plessen/Peter von Zahn: Zwei Jahrtausende Kindheit (III., 117), S. 93.

<sup>44</sup> Der Großteil der Roman- und Zeitschriftenautorinnen im 18. Jahrhundert leitet die Berechtigung zum Schreiben aus der Beschäftigung mit der Wirkung der Frau innerhalb der bürgerlichen Familie ab. Liebe, Ehe und Erziehung sind die Hauptthemen.

Im Roman schildert Meta eine Szene, in der Julie bei einem Spaziergang mit ihrem Sohn eine weitere Mutter (Kriegsrätin)<sup>45</sup> mit Kleinkind kennenlernt, von der sie berichtet: „Und was mich am meisten befremdete, das war die Standhaftigkeit dieser so zärtlichen Mutter, beynahe schien es Härte zu seyn. Der kleine Wilhelm - ein Kind von fünf Vierteljahren, begehrte etwas, das er nicht haben sollte, und fieng an zu weinen. Man hörte gar nicht auf ihn. Als er stärker schrie, gab ihm seine Mutter ein paar Schläge mit der Ruthe, und legte ihn ganz gelassen in eine entfernte Ecke.“ (S. 283 f., I.) Selbst als das Kind sich nach einer Weile wieder der Mutter nähert, kennt diese kein Erbarmen: „er <...> flehte mit den schmeichelndsten Geberden sie an, ihn auf den Schooß zu nehmen. Sie wies ihn ab; er zog ein weinerliches Gesicht; sie drohte ihm mit dem Finger, sagte ein ernsthaftes Wilhelm! und der Junge spielte auf der Erde so vergnügt, wie vorher.“ (S. 284, I.) Die weichherzigere Julie, die auch bei ihrem Sohn Gustav den wachsenden *Eigensinn*<sup>46</sup> kennengelernt hat, wendet zunächst ein: „Aber mein Gott, wie ist es möglich? Die Tränen eines so hülflosen Geschöpfes zu sehen, ohne sie zu trocknen!“ (S. 285, I.) Sie bekommt zur Antwort: „Diese Weichheit dient gewiß nur dazu, dem Uebel einen Augenblick abzuhelpfen, um es nachher desto stärker zu machen.“ (S. 285, I.) Die hier angedeuteten und gefürchteten Übel heißen *Eigensinn*<sup>47</sup> und Ungehorsam<sup>48</sup>. Die geschilderte Szene zeigt deutlich, daß die Erziehung im 18. Jahrhundert eine der

---

<sup>45</sup> Die beschriebene Romanfigur trägt Züge der Fürstin Amalia von Gallitzin (1748-1806), die im Jahre 1781 Göttingen besucht hatte und dort einiges Aufsehen erregte. Lichtenberg hatte eigens für sie eine Sternbeobachtung im Observatorium arrangiert, Heyne ihr die Bibliothek gezeigt und Pütter sie zu Vorlesungen eingeladen. Vgl. Siegfried Sudhof: Von der Aufklärung zur Romantik. (III., 162), S. 173. Es ist möglich, daß Meta zu dem damaligen Zeitpunkt Genaueres über die Erziehungsmethode der Fürstin erfahren hatte. Die Gallitzin war mit dem russischen Fürsten Dimitry von Gallitzin verheiratet. 1774 traf sie mit dem Philosophen Hemsterhuis zusammen, mit dem sie eine Zeitlang zusammen lebte. Durch ihn lernte sie den Staatsminister von Fürstenberg kennen, der für seine Schulreformen berühmt war. Es entstand eine enge Freundschaft, so daß die Fürstin 1780 ganz nach Münster übersiedelte. Bekannt wurde die Gallitzin, neben ihrer Zugehörigkeit zum "Münsterer Kreis" (weitere Mitglieder sind Dohm, Overberg, Stolberg, Jacobi und Sprickmann), durch ihre erzieherischen Versuche. Vgl. Marianne Beyer: Aus den Tagebüchern der Fürstin Amalia von Gallitzin, in: *Empfindsamkeit, Sturm und Drang*, (VI., 15), S. 64 f.

<sup>46</sup> Das Wort EIGENSINN begegnet uns in Metas Roman zum einen bei Sophie, die sich weigert, einen ungeliebten Mann zum Ehemann zu nehmen, und es begegnet uns wiederholt in Diskussionen über Kindererziehung. Innerhalb der Art wie Sophie charakterisiert wird, kommt dem Eigensinn eine unbedingt positive Bewertung zu. Bei dem Gespräch über Erfahrungen mit ungehorsamen Kindern wird er zumindest von einer Mutter, der Kriegsrätin, als auszutreibende Unart betrachtet. Metas eigene Wertung scheint in diesem Zusammenhang sehr gespalten.

<sup>47</sup> Johann Georg Sulzer befindet nach der Lektüre von Rousseaus "Träumereien eines einsamen Spaziergängers": "Wo der infantile EIGENSINN, der sich mit dem Weinen und Schreien der Kinder zu zeigen beginnt und damit endet, daß sie sich zu „Meistern ihrer Eltern“ aufschwingen, nicht schon im Säuglingsalter ausgetrieben wird, „da kann man unmöglich einem Kinde eine gute Erziehung geben.“. Zit. nach Christian Begemann (III., 7), S. 176. Carl Friedrich Pockels, der Mitarbeiter von Karl Philipp Moritz am "Magazin für Erfahrungsseelenkunde" äußert, daß man "noch immer" den "gewöhnlichen Hange zum Eigensinn" für "ein schweres Problem in der Erziehungskunst" halte. Zit. nach Christian Begemann (III., 7), S. 176. Johann Heinrich Voß sagt über Charlotte von Einem, die mit Johann Martin Miller befreundet war, daß ihre „Fehler, Fehler der Erziehung wesentlich, Eigensinn, Unehrenerbietigkeit gegen den Vater seien und daß sie dem Lustigen den Vorzug gebe, und höchstens bis zum Naiven nachempfinde“. Zit. nach Erich Schmidt: *Charakteristiken* (III., 139), S. 182.

<sup>48</sup> Die Pädagogen im 18. Jahrhundert empfanden zwischen dem Zugeständnis eines eigenen kindlichen Willens (Villaume) und der Einübung von Gehorsam keinen wirklichen Widerspruch. Die Aufklärer sahen eine moralische Erziehung, menschliche und staatsbürgerliche Tugenden, notwendig an das Erlernen von Gehorsam gebunden. Der postulierte Eigenwille mußte zunächst aufgeklärt werden, um entsprechend den Ideen in selbstbewußtes Handeln überzugehen. Vgl. Christian Begemann (III., 7), S. 177



Bestrafung war. Der kindliche Wille, der nicht auf wesentliche Bedürfnisse gerichtet war, wurde ignoriert und sollte damit zum Nützlichen hin orientiert werden.

Aufschluß über zum Teil sehr harte Exerzitien geben die Tagebücher der Fürstin Amalia von Gallitzin, wo zu lesen ist: „Man muß den Kindern nicht oft mit Sachen drohen, die man nicht gesonnen ist, zu vollziehen, insonderheit, wenn man sie <...> an Strafen gewöhnt hat, die alle nur Folgen ihres Fehlers scheinen, und die Ressource des um Verzeihungsbittens benommen hat, damit sie sich nämlich nicht angewöhnten zu glauben, sie beleidigten jemand anders als sich selbst durch ihre Fehler, oder aber die Strafe sei nicht Folge des Fehlers, weil Abbitten sie nachlassen kann <...> Wenn sie die dumme Ressource des Abbittens nicht haben, so verfallen sie entweder durch solche Drohungen in eine Art von Verzweiflung und gewöhnen sich, diese Idee dieser Strafe, z.B. des Wegschickens, des Verlassens usw. als möglich zu ertragen, oder aber kommt's oft, so glauben sie's nicht mehr, und werden auf alle Drohungen ungläubig und folglich unachtsam.“<sup>49</sup> Das Kind soll die Strafe als eigenes Fehlverhalten empfinden. Die Richtlinien, nach denen es gestraft wird, sind aber die des Pädagogen und müssen dem Kind lange Zeit undurchschaubar bleiben. Die Mechanismen kindlichen Verhaltens werden hier durchaus sensibel geschildert. Das erzieherische Kalkül aber entbehrt jeglicher Einfühlsamkeit. Von der erziehenden Person wird verlangt, daß sie in völliger Reglosigkeit zu verharren hat, wenn das Kind sein Fehlverhalten einsieht und um Verzeihung bittet. Diese Erziehungsmethode, die das kindliche Gemüt zerstört zugunsten einer Idee von Perfektion<sup>50</sup>, ist nur mit der „scrupellosen Auffassung der Gewissensforschung“, wie sie die Gallitzin auch mit sich selbst betrieb, zu erklären. Jegliche sinnliche Regung verbannte sie durch die Anrufung Gottes: „Schweiget, erwecket in meiner Seele nicht schmerzende Angedenken, ruft nicht hervor schlummernde Bedürfnisse, schmachtende Wünsche, vergebliche Hoffnungen, zerreiet dies Herz nicht, das sich verschließen muß. Ewige Liebe, gib, daß ich nach dir allein verlange und strebe, du allein kannst füllen - Gott!“<sup>51</sup> Dieser Kampf gegen die eigene Sinnlichkeit führte zu einer Unerbittlichkeit in den Forderungen gegenüber ihren Zöglingen, mit der sie vordergründig Stolz, Eitelkeit und Langeweile auszutreiben versuchte. - Alles scheinbare Sünden, die sie sich mit Akribie selbst auszutreiben suchte, nachdem sie, von der Liebe enttäuscht, sich auch die längst ausgetrieben hatte.<sup>52</sup>

*Zärtlich* würden wir diese Mütter nicht nennen. Und von Friedrich Daniel Schleiermachers Auffassung war auch Meta Forkel noch meilenweit entfernt. Schleiermacher schreibt 1802 an eine Freundin: „Aber ich mache mir aus dem Mangel des Gefühls nicht viel bei Kindern, sondern schätze mehr an ihnen den Verstand und den Eigensinn <...> Ich glaube, es hängt genau damit zusammen, daß ich eben das echte Gefühl für das beste im Menschen halte <...>. Der Verstand und der Eigensinn aber sind mir Vorboten der Vernunft und der Selbständigkeit, und mit der Phantasie kann man dann erwarten, daß das Gefühl auch kommen wird, wenn man nur die Phantasie nicht unterdrückt.“<sup>53</sup>

Immerhin verdient aber die Eigenverantwortung dieser Frauen einiges Lob. Die Gallitzin wie auch die oben kurz skizzierte Romanmutter kümmern sich selbst um das Kind und überlassen es nicht

<sup>49</sup> Aus den Tagebüchern der Fürstin Amalia von Gallitzin (VI., 15), S. 70.

<sup>50</sup> Amalia von Gallitzin geht es durchaus um eine Erziehung von Geist und Gemüt. Beide menschlichen Fähigkeiten werden jedoch ständigen Exerzitien unterworfen, um den Ansprüchen des Erziehers, zu genügen. Vgl. Tagebücher der Fürstin Gallitzin (VI., 15), S. 64 f.

<sup>51</sup> Vgl. Tagebücher der Fürstin Gallitzin (VI., 15), S. 77.

<sup>52</sup> Aus den Tagebüchern geht hervor, daß die Gallitzin Fürstenberg mehr liebte, als sie sich selbst eingestand. Er begegnete ihr mit Freundschaft, ließ aber Liebe offenbar nicht zu.

<sup>53</sup> Aus Schleiermachers Leben ..., hrsg. von Wilhelm Dilthey (I., 15), S. 317.

einer *ungebildeten*<sup>54</sup> Amme. Das Kind nimmt somit einen höheren Stellenwert innerhalb der Familienstruktur ein, als dies in der vorbürgerlichen Kultur üblich war. Wichtiger noch ist, daß in Metas Roman eine Mutter dargestellt wird, die den vernünftigen und tiefreichenden Erziehungsprozeß gestaltet, wo sonst nach Salzmanns »Moralischem Elementarbuch«, Campes »Robinson« oder Felix Weisses »Kinderfreund« immer nur der Vater Garant und Koordinator der Erziehung zu sein hatte. In einem Lexikon der damaligen Zeit wird ausgesagt, daß die Mutter dem Mann in der Kinderzucht lediglich *beystehen* soll.<sup>55</sup> Die klare Rollenzuweisung bei der Erziehung finden wir auch im EMIL, wo zu lesen ist: „Wie die Mutter die eigentliche Amme ist, so ist der Vater der eigentliche Lehrer.“<sup>56</sup> Die erzieherische Bedeutung der Mutter war demgemäß gering. Eine Mutter, die dazu neigte, ihr Kind zu verhätscheln und seinen Launen nachzugeben, wurde als nicht weniger erziehungsbedürftig angesehen als das Kind selbst.<sup>57</sup>

Sicher ist eine charakterlich schwache und ständig dem Willen des Kindes nachgebende Mutter nicht die Person, die gesellschaftlich tragbare Individuen erziehen kann. Die aufgeklärten Mütter wollten keine Tyrannen erziehen. Die Verbindung von frühzeitiger Abhärtung für die gesellschaftlichen Aufgaben mit der Erziehungspraxis wird in den folgenden Überlegungen deutlich: „Ueberhaupt, dünkt mich, ist es sehr vortheilhaft für die Kinder selbst, wenn man sie daran gewöhnt, ihre Wünsche oft unbefriedigt zu sehen. Gewöhnt man sie, alle thörichte Neigungen zu erfüllen: so macht man sie in ältern Jahren unglücklich. Denn es wird sich doch oft bey ihnen zutragen, daß Menschen oder Umstände nicht die unweise Nachgiebigkeit ihrer Eltern gegen sie haben, und dann werden sie unwillig und ungeduldig werden, und unfähig seyn, das geringste Leiden zu ertragen.“ (S. 290, I.)

In dem Gespräch zwischen Julie und der Kriegerin sind die im achtzehnten Jahrhundert dominanten pädagogischen Richtungen, Philanthropismus und Neuhumanismus, die allerdings erst viel später in Breite diskutiert werden, angedeutet. In Metas Darstellung trägt die Kriegerin mit ihren strengen Maximen den Sieg davon und überzeugt zuletzt Julie von ihrer Methode. Der Philanthropismus war bei allen positiven Veränderungen, wie beispielsweise der *Ertüchtigung aller Kräfte des Menschen*, als standesgemäße Erziehung angelegt. Mit zunehmender Praxis wurde die philanthropische Erziehung inhuman. Der zu jener Zeit ebenfalls diskutierte Widerspruch von Mensch und Bürger, wie ihn Rousseau thematisierte, wurde nicht aufgenommen.<sup>58</sup> Die Philan-

<sup>54</sup> Ein Teil der gebildeten jungen Mütter war von den neuen Erziehungsidealen, wie sie beispielsweise Rousseau verkörperte, so begeistert, daß sie die Kinder einer Amme, die den neuen pädagogischen Errungenschaften lediglich den gesamten Fundus ihrer Erfahrung entgegen setzte, nicht mehr anvertrauen wollten. Selbst wenn die Amme eine warmherzige und erfahrene Frau war, wurden diese Eigenschaften häufig nur noch bedingt als positiv empfunden. Der negativ besetzte Ausdruck „Ammenmärchen“ ist Ausdruck dieser aufgeklärt-mütterlichen Rigorosität, die einzig den eigenen planvollen Erziehungswillen durchgesetzt sehen wollte. Kinderlieder und Märchen wurden dem Diktat von Schriftstellern und Pädagogen unterworfen und dienten der "Intellektualisierung des Menschengeschlechts" (Irmischer), Vgl. Wolfgang Promies: *Kinderliteratur im späten 18. Jahrhundert* (III., 119), S. 823.

<sup>55</sup> Zedlers Lexikon, Artikel Kinderzucht, Bd. 15, Sp. 659, zit. nach Christian Begemann: *Furcht und Angst im Prozeß der Aufklärung* (III., 7), S. 244.

<sup>56</sup> Jean Jacques Rousseau: *Emil* (I., 119), S. 10.

<sup>57</sup> Vgl. Christian Begemann, *Furcht und Angst ...* (III., 7), S. 244.

<sup>58</sup> Peter Villeaume (1746-1825) stellt ausdrücklich die Frage, „ob und inwieweit bei der Erziehung die Vollkommenheit des einzelnen Menschen aufzuopfern sei“ (im Revisionswerk abgedruckt) und rechtfertigt die Erziehung zur Brauchbarkeit mit dem Utilitarismus, der die gesamte Aufklärungspädagogik durchzieht. Zit. nach Herwig Blankertz: *Die Geschichte der Pädagogik*. (III., 13), S. 81.

thropen, besonders Joachim Heinrich Campe<sup>59</sup>, wollten die natürliche Entwicklung den aktuellen Möglichkeiten des Kindes angepaßt wissen. Dieses Ideal kollidierte aber mit den gesellschaftlichen Erfordernissen. Die Wechselbeziehung zwischen individueller Entfaltungsfreiheit und gesellschaftlicher Angewiesenheit wurde im historischen Prozeß mehr und mehr zu einer korrigierten Größe. Korrigiert wurde jedoch nicht in Richtung FREIHEIT, vielmehr wurde die Forderung nach GEHORSAM lauter. Die Bildung einer harmonischen Persönlichkeit stieß überall dort an Grenzen, wo der junge Mensch für den Erwerb oder generell zum Mitglied der gegebenen Gesellschaftsformation ABGERICHTET werden mußte. Gesellschaftliche Konditionierung und der humane Glücks- und Vollkommenheitsanspruch der Pädagogen ließen sich nur schwerlich harmonisieren. Erst Humboldts Bildungsideal versucht zwischen Pflicht und Neigung zu vermitteln. Dahinter steht die Erkenntnis, daß Selbstverwirklichung nur einem letzten, unbedingten und absoluten Ziel folgen darf, das in der Einheit der inneren Natur des Menschen liege. Humboldt hebt die sinnliche Natur des Menschen als Träger der moralischen Kraft hervor und sieht die Pflege der Sinnlichkeit als Bedingung der Möglichkeit von Pflichterfüllung an.<sup>60</sup> In einem Brief an Georg Forster von 1791 verleiht er seiner Überzeugung Ausdruck: „Mir heißt ins Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloß auf sich wirkt. Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des andren; wollte jeder nie mehr in andre übertragen, nie mehr aus andren nehmen, als von selbst aus ihm in andre, und aus andren in ihn übergeht; so wäre die höchste Moral, die konsequenteste Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Gesetzgebung den Herzen der Menschen einverleibt.“<sup>61</sup> Die innere Natur wird in Humboldts Denken erst eigentlich befreit, indem in ihr nicht mehr nur der trotzig Egoismus vermutet wird, sondern der Wille zum Austausch. Um dieses Empfinden zu kultivieren, fordert Humboldt „ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken“. Vor allem die Rolle des Erziehers ist damit eine andere. Es geht nicht mehr nur darum, „<...> damit einer ersetze, was dem Anderen mangelt, sondern damit die gelingende Tätigkeit des Einen den Anderen begeistere und Allen die allgemeine, ursprüngliche in den Einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde.“<sup>62</sup>

Das Erziehungsideal, das Meta in ihrem Roman beschreibt, ist noch weit von Humboldt entfernt und stark an den Philanthropisten orientiert, vor allem von der Überlegung Campes geprägt, die besagt, daß das Maß menschlicher Bestimmung in der Gemeinnützigkeit liegt. Campes Schülern wird der Gedanke von Gemeinnützigkeit nicht nur als moralische Tugend angeboten, sondern zur moralischen Kategorie erklärt, so daß das Kind oder der Jugendliche damit jeglicher Selbstbestimmung von früh an beraubt werden.<sup>63</sup> „Die sowohl protestantisch-moralische wie auch kleinbürgerliche Prägung der deutschen Aufklärung hat vermutlich dazu beigetragen, daß sich in der angewandten Literatur und der Pädagogik jener Zeit nicht die Selbstbestimmung des Individuums

<sup>59</sup> Joachim Heinrich Campe (1746-1818) war seit 1776 Lehrer am Dessauer Philanthropin, 1777 Leiter desselben. Zwischen 1774 und 1775 unterrichtete er Wilhelm und Alexander von Humboldt. Zu den Philanthropen im engeren Sinn gehören Basedow, Salzmann und Campe.

<sup>60</sup> Vgl. Christoph Hubig: "Genie" - Typus oder Original? Vom Paradigma der Kreativität zum Kult des Individuums, in: Propyläen Geschichte der Literatur, vierter Band, Aufklärung und Romantik 1700-1830, S. 207 f.

<sup>61</sup> Brief Nr. 251 vom 8. Februar 1790, Georg Forsters Werke. Briefe an Forster. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe (I., 31), S.386.

<sup>62</sup> Aus: Wilhelm von Humboldts Aufsatz: „Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin (1810)“ in: Studienausgabe, hrsg. von Kurt Müller-Vollmer (I., 100) Bd. 2, S. 133 f.

<sup>63</sup> Vgl. zu Campe Herwig Blankertz: Die Geschichte der Pädagogik (III., 13), S. 83.

in Freiheit <...> durchgesetzt hat, sondern das gemeinnützige Wesen, das nur beschränkt mündig gemacht wurde.“<sup>64</sup>

Das Bedürfnis nach Korrektur am Geschöpflichen wird vor allem in der seit 1772 weitverbreiteten Kinderzeitschrift mit dem etwas irreführenden<sup>65</sup> Titel »Der Kinderfreund« von Christian Felix Weiße deutlich. Der Autor unternimmt darin, neben der Vermittlung der notwendigen Fähigkeiten in Rechnen, Schreiben und Lesen, die Aufgabe, den Kindern durch vordergründig unterhaltende Lektüre Eigensinn auszutreiben und absoluten Gehorsam beizubringen.<sup>66</sup> Die Angst vor Entartung der bürgerlichen Tugenden wird im folgenden Satz Felix Weißes deutlich, der allerdings keinem Kind mehr gilt, sondern einem Studenten, der der Spielleidenschaft verfallen war: „Aber ich denke, wo kein Gefühl von Ehre und Schande ist, da setzt man sich auch wohl über das Gefühl der Stockschläge weg.“<sup>67</sup> Dies sind die Worte des Professors an den armen Vater, der seine letzten Ersparnisse für den Sohn geopfert hatte, um ihn zur Heimreise zu bewegen. Mehrmals verspielte der Sohn das Geld, welches für die Reise bestimmt war. Der Sohn war faul, womit er die erste bürgerliche Tugend, den Fleiß, nicht achtete, die zweite Tugend, die Sparsamkeit, konnte er aufgrund seiner Leidenschaft nicht genügend wichtig nehmen. Insgesamt wirft ihm Weiße drei Verfehlungen vor: Faulheit, Verschwendung und fehlende Selbstdisziplin.

Nebenbei sei noch erwähnt, daß junge Frauen zur bevorzugten Zielgruppe Felix Weißes gehörten. Als Herausgeber und Übersetzer gab er 1780-1782 einen Dramenkomplex unter dem Titel: »Erziehungstheater für junge Frauenzimmer« heraus, der einzig dazu diente, vorbildliche Verhaltensmuster für Mädchen, wie Unterwürfigkeit, Nützlichkeit und Betriebsamkeit, zu entwickeln.<sup>68</sup>

Das oberste Leitziel, die Vermittlung der bürgerlichen Tugenden, wollten auch die Mütter verteidigen, um im aufgeklärten Kontext passende Überlebensstrategien für ihre Kinder zu entwickeln.

Daß die oben beschriebene Mutter den Zwang und die Strafe als Erziehungsmittel einsetzt, basiert auf der damals verbreiteten Einsicht, „daß es eine Thorheit sey, ein Kind in den Jahren, wo es noch keine Vernunft hat, durch vernünftige Vorstellungen leiten zu wollen.“ (S. 291, I.) Die Mutter erkennt zwar, daß der vernünftige Appell an das kindliche Gemüt fehlschlagen würde, zweifelt aber keineswegs daran, daß das Kind in dieser sehr frühen Entwicklungsphase dem absoluten Willen des Erziehers respektive der Erzieherin unterworfen werden muß. Die Mutter gebraucht sogar offen das Wort *Dressur* und vergleicht das Kleinkind mit einem Tier. „Ihn [Wilhelm] ohne Schläge erziehen zu wollen, wäre eben so thöricht, als wenn ich einen Jagdhund - verzeihen Sie das Unedle des Gleichnisses - zu dressiren dächte, ohne den Stock zu gebrauchen. <...> Aber ohne dieses Mittel ist es nicht möglich, dem Kinde Gehorsam gegen die Eltern einzuprägen. Und strenger Gehorsam muß die Hauptstütze der Erziehung seyn.“ (S. 292, I.)<sup>69</sup>

Hat das Kind endlich zu gehorchen gelernt, wird es angehalten, die Normen und Werte der Eltern zu verinnerlichen. Zu diesem Prozeß, darüber waren sich die Pädagogen von Basedow bis Pestalozzi einig, bedurfte es auch der Liebe und Zuwendung, denn Liebesentzug galt neben den flankie-

<sup>64</sup> Wolfgang Promies: Kinderliteratur im späten 18. Jahrhundert (III., 119), S. 781.

<sup>65</sup> "Der Kinderfreund" diente weniger der Unterhaltung der Kinder als vielmehr der Durchsetzung der Erziehungsziele der Eltern: an erster Stelle der Einübung des Gehorsams.

<sup>66</sup> Vgl. Felix Weisse. Der Kinderfreund (I., 158), S. 773 f.

<sup>67</sup> Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes von Christian Felix Weisse, (I., 158), S. 6.

<sup>68</sup> Vgl. Dagmar von Hoff: Dramen des Weiblichen (III., 61), S. 43 ff.

<sup>69</sup> In Moses Mendelssohns Schrift "Über die Empfindungen" (1771) heißt es: ... Gehorsam ist so wichtig, daß eigentlich die ganze Erziehung nichts anderes ist, als die Erlernung des Gehorsams." in: Gesammelte Schriften, Bd. 1, S. 286 (12. Brief), zit. nach Christian Begemann (III., 7), S. 176.

renden Maßnahmen wie Drohung und Bestrafung als das probateste Mittel für den Internalisierungsvorgang. Der ideale pädagogisch geschulte Vater war zwar streng, forderte totalen Gehorsam und drohte, wo das Kind dem nicht nachkam, mit physischer Gewalt; insgesamt aber ist die Prügelstrafe im achtzehnten Jahrhundert rückläufig. Die Pädagogen hatten erkannt, daß die absolute elterliche Gewalt den Erziehungsprozeß beeinträchtigen kann, sofern sie den Haß und Widerstand des Kindes hervorruft.<sup>70</sup> Im Roman wendet die Mutter ein: „Es versteht sich, daß man nur wenn es nothwendig ist, und ohne Hitze, schlagen muß.“ (S. 292, I.) Das Kind als erziehbares Wesen wird im achtzehnten Jahrhundert wichtiger als das Kind als Persönlichkeit. Was hier eingeübt werden soll, ist ein Selbstzwangmechanismus, der im Bürgertum die historisch ältere Verhaltensorientierung des Fremdzwanges ersetzte. Erziehung diente damals noch nicht dazu, das Kind „<...> in dem Bewußtsein seiner selbst zu bestärken, sondern präparierte es auf den späteren Zustand.“<sup>71</sup> Diesen späteren Zustand benennt Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann: „Ich brauche nur in unserem lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. <...>. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen oder singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrigbleibt als der Philister.“<sup>72</sup> Nicht nur der Philister, auch der Versager ist Produkt der ständigen Verbote - und nicht nur Goethe empfand die ewigen erzieherischen Einsprüche der Erwachsenen gegen die kindliche Natur gerichtet: Im »Journal für deutsche Frauen« schreibt Minna von Mädlar: „Wie oft hab' ich mich im Stillen - ein wenig darüber lustig gemacht, daß viele Väter, wenn sie recht konsequent seyn wollen, gewöhnlich schon vor der Geburt des Säuglings, den Rousseau nachschlagen, um den Plan zu entwerfen, wie und wozu sie das kleine hülflose Wesen bilden wollen? Doch es liegt ein furchtbarer Ernst darin, meiner jetzigen Ansicht nach. Fast alle Aeltern sprechen davon, was ihre Kinder werden sollen; daß sie bereits etwas sind - darauf fallen die wenigsten.“<sup>73</sup> Meta war von derartig diffizilen Erkenntnissen vollkommen frei, als sie ihren Roman schrieb. Die Überlegung, daß aus einem Kind nicht unbedingt das wird, was der Erzieher mit all seinen pädagogischen Eingriffen beabsichtigt, war der damals erst Neunzehnjährigen noch fremd. Die im Roman beschriebenen Grundsätze sind, wenn man sie auf die Ebene der damaligen Verhältnisse rückt, dennoch außergewöhnlich fortschrittlich.

Meta Forkel verlangt, wie das vorgestellte Erziehungsmodell zeigt, ein hohes Maß an mütterlicher Autorität, aber auch an mütterlicher Zuwendung. Es geht ihr dabei vor allem um die Konsistenz der erzieherischen Maßnahmen. Auf Julies Frage, ob denn nicht die „Neigung des Kindes durch solche harte Mittel von der Mutter abgewandt“ würde, erwidert die Kriegsärztin: „Das war auch meine Besorgniß. Allein ich habe sie dadurch vernichtet, daß ich mich selbst zur einzigen Wärterin meiner Kinder machte, sie fütterte, kurz, daß ich auch das, was sie vergnügte, durch niemand anders ihnen thun ließ, als durch mich, und dafür hängen auch meine Kinder mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an mir.“ (S. 293, I.) Die Einsicht, die diese Mutter veranlaßt, sich selbst um ihr Kind zu kümmern, ist nicht hoch genug anzusetzen. Das Zusammenwirken von der Kinderversorgung durch

<sup>70</sup> Vgl. Christian Begemann (III., 7), S. 292.

<sup>71</sup> Wolfgang Promies: Kinderliteratur im späten 18. Jahrhundert (III., 119), S. 766.

<sup>72</sup> Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe, zit. nach Renate Möhrmann: Die andere Frau. (III., 102), S. 11.

<sup>73</sup> Der Aufsatzes „Weiblicher Genius. Ein Fragment“ ist mit Minna-r unterzeichnet (Pseudonym für Minna von Mädlar) erschienen 1805 im sechsten Heft (Juni) des „Journal für deutsche Frauen ...“ (V., 10), erster Jahrgang, zweiter Band, Leipzig 1805.

Ammen und einer hohen Kindersterblichkeit wird in einer Zählung von Ende 1796 bestätigt, wonach 98 Prozent der Säuglinge von ihren Müttern ernährt wurden und gleichzeitig die Kindersterblichkeit deutlich zurückgegangen war. Die Untersuchung schließt mit dem Satz: „Ohne Zweifel ist diese Unterwerfung unter die Gebote der Natur eine der Ursachen für die deutliche Senkung der Kindersterblichkeit.“<sup>74</sup> Diese Daten gelten zwar nur für Frankreich und sicher sind die statistischen Daten für die gleiche Zeit in Deutschland weniger aufsehenerregend, aber ohne Wirkung sind die in Romanen, Zeitschriften und Aufsätzen vorgetragene Vorschläge zur Verbesserung der Erziehung auch in Deutschland nicht geblieben.<sup>75</sup> Zumindest die bürgerliche Bildungsschicht profitierte von englischen und französischen Erfahrungen und ließ sie mit der entsprechenden zeitlichen Verzögerung auch ihren Sprößlingen angeeignen.

Neben der seelisch-geistigen Entwicklung der Kinder nahm die körperliche Ertüchtigung in den Schriften der Pädagogen des 18. Jahrhunderts einen großen Stellenwert ein. Die zu Metas Epoche noch weitverbreitete Unsitte des *festen Wickelns* der Kinder geht auf eine Zeit zurück, wo die Mütter ihre Kinder auf dem Rücken trugen, weil die schwer arbeitende Bauersfrau es anders nicht besser beaufsichtigen konnte. Der Arzt Gilibert<sup>76</sup> beschreibt in seiner Schrift »L'Anarchie médicinale« (1772) den Vorgang des Wickelns detailliert: „Die Amme streckt den Säugling auf einem Brett oder einer Strohmattatze aus und zieht ihm ein kleines Hemd oder eine grobe zerknitterte Windel an, über die sie die Wickelbänder anzulegen beginnt. Sie drückt die Arme des Säuglings gegen die Brust, zieht dann das Band unter den Achselhöhlen durch, wodurch die Arme fest an ihren Platz gedrückt werden. Immer herum und immer enger wickelt sie das Band bis hinunter zum Gesäß, wo sie die Windel zwischen Oberschenkel des Säuglings drückt, und dann die kleinen Geschlechtsteile mit dem großen Wickeltuch umhüllt. Sie wickelt es bis ganz hinunter zu den Füßen und bedeckt nach dieser gründlichen Arbeit den Kopf des Babys mit einer Haube <...>“<sup>77</sup>.

Eine kritische Haltung gegenüber der körperlicher Einengung von Babys vertritt Sophie im Roman: „Hier ist die Erziehung im kläglichsten Zustande. Man zwingt die kleinen Kinder gleich nach ihrer Geburt in feste Windeln. Das erste Vierteljahr kommen sie nicht aus der Kinderstube, woselbst man stets beschäftigt ist, sie zu tragen, und wenn dann der Wärterin die Arme weh thun, so packt sie es in die Wiege, und schaukelt es so, daß ihm Hören und Sehen vergeht, bis es vor Betäubung einschläft.“ (S. 302, I.) Der erste, der diese Mißhandlung von Kleinkindern als solche empfand und beschrieb, war Rousseau. In seinem Emil ist zu lesen: „Das Wickeln der Kinder ist die unnatürlichste Marter, es hemmt alle notwendige Bewegung der Glieder und des Blutes. Wärterinnen haben es aus Bequemlichkeit erfunden.“<sup>78</sup>

Die neue an Rousseau gebildete Mutter war zwar in dem Maß ihrer liebevollen Zuwendung gegenüber dem Kind noch unsicher, aber sie wußte, daß, „wenn sie alle Sorgfalt darauf wendet, es

<sup>74</sup> Marqius, Memoire statistique du department de lat Meurthe, Paris 1805, zit. nach Marie Louise Plessen/Peter von Zahn (III., 93) S. 102.

<sup>75</sup> Das "Allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten" von 1794 verpflichtete die Mütter, ihre Kinder selbst zu stillen. "Wie lange sie aber dem Kinde die Brust reichen solle, hängt von der Bestimmung des Vaters ab." Zit. nach Carola Stern: Das Leben der Dorothea Schlegel (III., 158), S. 48 f. Insgesamt war die Kindersterblichkeit in Deutschland bis weit ins 19. Jahrhundert hinein sehr hoch. Die Überlebenschancen der unehelich geborenen Kinder war besonders gering. Dies zeigt unter anderem der große Anteil der Waisenhauskinder an den verstorbenen Kindern in Eichstätt. Vgl. Intelligenz-Blatt für das königl.-Baierische Fürstenthum Eichstätt von 1806.

<sup>76</sup> Jean Emanuel Gilibert (1741-1814), Arzt und Botaniker, Professor in Wilna, später in Lyon.

<sup>77</sup> Zit. nach Marie Louise Plessen/Peter von Zahn (III., 117), S. 101.

<sup>78</sup> Zit. nach Robert Niedergesäß: Geschichte der Pädagogik ... (III., 108), S. 166.

stets reinlich zu halten, und durch trockne Wäsche und öfteres kaltes Waschen es für Wundwerden zu hüten, und überhaupt bemüht ist, seinen Körper durch ein harte Erziehung abzuhärten“, (S. 288, I.) das Kind sich in physischer Hinsicht wohler fühlen würde. Zur Zeit, als Meta ihren Roman schrieb, gehörten die Themen Selbststillen, Wickeln und körperliche Abhärtung zum erziehungstheoretischen Kanon. Hippel reflektiert darüber in den »Lebensläufen in aufsteigender Linie« und ruft selbst den Lesern und Leserinnen in seiner Lebensgeschichte zu: „Erzieht Eure Kinder hart, setzt sie jeder Luft aus, verhüllt sie nicht vor der Sonne, damit sie sich gewöhnen, auch Königen ins Gesicht zu sehen; badet sie, selbst wenn sie noch klein sind, in kaltem Wasser, damit sie einen festen gesunden Körper erhalten.“<sup>79</sup> Während jedoch das Wickeln in England zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bereits der Vergangenheit angehörte, blieb es in Deutschland bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts allgemeiner Brauch.<sup>80</sup>

Jeder Leser, der mit den strengen Methoden ein wenig vertraut ist, mit denen die Lehrer, Mütter und Väter ihre Kindern im achtzehnten Jahrhundert zur Vernunft bringen wollten, wird Hippel zustimmen, der resümiert: „Übrigens bin ich mit denen nicht einstimmig, welche die Kinderjahre für die glücklichsten des Lebens halten, in dem ich so oft die Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt, daß diese Jahre gemeinhin wahrhafte ägyptische Dienstjahre zu seyn pflegen, wo man, wenn Kinder besonders in die Hände der Miethlinge kommen, und nicht unter der Aufsicht der guten Hirten Vater und Mutter bleiben, außerordentlich tyrannisirt wird.“<sup>81</sup>

### • Weibliche Bildung

Im Roman *Maria* findet sich eine Stelle, wo Meta fast wörtlich August Ludwig von Schlözers Plädoyer für weibliche Bildung übernimmt: „Wenn ein Frauenzimmer Zeit und Anlage hat, so wird es für sie in vielem Betracht gut seyn, ihren Geist mit Kenntnissen zu bereichern. Nur wünschte ich nicht, daß sie Dinge wählte, die bloß für Männer sind, und weiter gar keinen Nutzen für sie haben. Naturgeschichte, das Interessanteste der Historie, Musik, Malerey, Lektüre von solchen Büchern, die den Geist und das Nachdenken schärfen, und unsern moralischen Charakter bilden; sehen Sie, daß sind meiner Meynung nach Dinge, die auch für unser Geschlecht von großem Nutzen sind, und ihm Gelegenheit geben, die Zeit, die ihm von weiblichen Geschäften übrig bleibt, angenehm und nützlich anzuwenden.“ (S. 96, II.) Meta bleibt jedoch hinter Schlözer zurück, wenn sie die Trennung zwischen „Dingen die bloß für Männer sind“ und schöngeistigen Beschäftigungen zieht. Schlözer ersparte seiner Tochter weder Mathematik noch Physik, sogar in der Mineralogie durfte sich Dorothea Schlözer bewähren, alles wissenschaftliche Disziplinen, wie sie auch Männern abverlangt wurden. Daß Meta sich in ihrem Roman nicht zu solchen Forderungen aufrafft, mag damit zusammenhängen, daß sie glaubte, nur mit weiblicher List und in kleinen Schritten sich dem Ziel von mehr Gleichberechtigung nähern zu dürfen.

Um ihrem Bildungsinteresse Ausdruck zu verleihen, griffen Frauen häufig zu einem Argumentationsmuster, das selbst Vertretern männlicher Superioritätsvorstellungen den Einspruch schwer machte. Die Frau will demgemäß den ihr traditionell zugewiesenen Radius nicht um ihrer selbst willen erweitert wissen, sondern zugunsten der Kinder und des Ehegatten. Eine mit K. zeichnende Autorin, die sich mit der Beantwortung der Frage: „Dürfen Weiber gelehrte Kenntnisse haben?“ beschäftigt, teilt die Ansichten der Männer in zwei Gruppen: „Besorget den Haushalt, wachet über Küch' und Keller, nährt und reinigt eure Kinder <...>“, so werden die Pflichten und der

<sup>79</sup> Theodor Gottlieb Hippel, *Biographie* (I., 60), S. 51 f.

<sup>80</sup> Vgl. Marie Louise Plessen/Peter von Zahn (III., 117), S. 102.

<sup>81</sup> Theodor Gottlieb von Hippel, *Biographie* (I., 60), S. 78.

Schauplatz der Frau von dem einen Teil der Männer beschrieben. Die darüber hinaus gehende Forderung des zweiten Teiles lautet: „Sei deines Erwählten höchste Freude während deines Blütenalters, und seine traueste Freundin während deines ganzen Lebens. Sei Bildnerin deiner Kinder.“ Die Autorin empfiehlt den Leserinnen des »Journal für deutsche Frauen von deutschen Frauen geschrieben«, sich das Frauenbild der zweiten Männergruppe zu nutze zu machen.<sup>82</sup> Ein Teil der Männer hatte erkannt, daß eine gebildete Gattin befähigter ist, die Kinder zu erziehen, und dem Ehemann die Abende in *verständigem* Gespräch angenehmer zu gestalten weiß. Diese geschlechtsspezifischen Eigenschaften, die „schöne Weiblichkeit in familiärer Harmonie“, degradierten aber gerade die Frauen von vornherein zum *zweiten* Geschlecht, da dieses Bild allein auf den Mann hin konzipiert war.<sup>83</sup> Dieser Typ Mann wird in Metas Roman wie folgt beschrieben: „Sie suchen in einer Gattinn keine starke Denkerinn, sondern ein holdes Geschöpf, das ihnen die lästigen Sorgen der Haushaltung abnimmt, und durch gefälligen Scherz ihren Geist aufheitert, wenn er vom Nachdenken ermüdet ist. (S. 95, I.) Eine Frau hatte dem Mann *hold* (geneigt) zu sein, und sie sollte *gefällig*, das heißt dienstfertig und bereitwillig für seine *Recreation* zur Verfügung stehen.

Die Frau im achtzehnten Jahrhundert wußte darüber hinaus genau, was den Männern unangenehm war: „Den meisten Männern <...> ist die sogenannte Gelehrsamkeit an uns verhaßt, weil sie glauben, daß unser Verstand nicht dazu bestimmt ist, um über schwere tiefsinnige Materien nachzudenken und eine Halbgelehrte, voll Stolz und Einbildung auf ihr Bißchen Wissen, ist ihnen mit Recht ein unausstehliches Geschöpf.“ (S. 95, I.) In der Regel kamen Frauen über die Aneignung von Halbwissen aufgrund der Erziehungsinhalte verständlicherweise nicht hinaus. Waren sie wirklich klug und gelehrt, so entsprachen sie nicht dem Wunschbild des Mannes. Kluge Frauen befanden sich in einer unlösbaren Konfliktsituation. Mischten sie sich gelegentlich mit ihren weiblich gefärbten Argumenten in die Diskussion ein, so wurde ihre Halbbildung belächelt, verschafften sie sich längere Redezeiten und war ihre Rede fundiert, so galten sie als gelehrt - und *Gelehrsamkeit* war den meisten Männern verhaßt. Kluge Frauen mußten gleichzeitig ein hohes Maß an Intelligenz und Sensibilität aufbringen, um in der männlich strukturierten Gesellschaft ihren Platz zu finden, der neben der Heirat kaum Alternativen zuließ, und diesen in Richtung Selbständigkeit so weit als möglich auszubauen.

Die auffällige Beschneidung der Betätigungsfelder, die weibliche Erziehung, der Drill zur Häuslichkeit, vor allem aber das Bild vom *Idealweib* führten faktisch zur psychischen Unterdrückung, die einem *Circulus vitiosus* gleicht. Für die eigenen Gedanken, für das eigene Wollen der Frau brachten weder die Eltern, noch der Ehemann, noch die Gesellschaft Verständnis auf. Zuerst mußten die als weiblich suggerierten Werte erfüllt sein, um einen Freiraum für neue Werte zu schaffen. Mit Männern intellektuell in Konkurrenz zu treten war zum einen objektiv schwierig und stieß zum anderen auf Widerstände, die mit dem Frauenbild als solchem zusammenhängen. Metas Empfehlung, aus dieser doppelten Behinderung herauszukommen lautet, keine „Wettstreite mit Männern einzugehen, am wenigsten mit <...> [dem] eigenen Gatten“. Diese Aussage wird mit der Hoffnung

---

<sup>82</sup> Journal für deutsche Frauen von deutschen Frauen geschrieben: Hrsg. von Wieland, Rochlitz und Seume. Viertes Heft, 1805 (V., 10), S. 25 f. Zu der zweiten Männergruppe dürfen wir Wilhelm Heine zählen, der schreibt: "Weswegen soll ein Frauenzimmer lesen? eine Tochter, eine Frau von Stande? Ohne Zweifel für ihr Herz, ihren Geist, für ihre Glückseligkeit, die Glückseligkeit ihres Gemahls und ihrer Kinder." Wilhelm Heine's Schriften, hrsg. von Heinrich Laube, Zehnter Band (I., 71), S. 337.

<sup>83</sup> Vgl. Gisela Brinker-Gabler: Zur Psychologie der Frau (III., 19), S. 14. Ganz unverhohlen bekennt sich Johann Gottlieb Fichte zur Aufopferungsideologie: "Die Ruhe des Weibes hängt davon ab, daß sie ihrem Gatten unterworfen sei, und keinen anderen Willen habe als den seinigen. ... Je größer das Opfer, desto vollkommener ist die Befriedigung ihres Herzens" (Grundlage des Naturrechts ...), zit. nach Carola Stern: Das Leben der Dorothea Schlegel (III., 158), S. 112.



verbunden, daß er „diese Vorzüge zeitig genug an ihr entdecken, und die Bescheidenheit seiner Gattinn <...> ihren Werth verdoppeln“ wird. Meta schildert ein realistisches Männerbild von der Idealfrau und konterkariert dieses einen Satz später: „Die Mannspersonen haben nun einmal eine höhere Meynung von ihren Geisteskräften, als von den unsrigen. Sie sehen es also lieber, daß wir von ihnen zu lernen scheinen, als daß wir Miene machen, sie belehren zu wollen.“ (S. 97, I.) Männer werden in solchen Sätzen persifliert und Ehefrauen dazu aufgerufen, ihre Überlegenheit zu verbergen. Die ideale Frau beläßt den Mann in seinem Glauben an die männliche Superiorität und freut sich heimlich über ihr doppeltes Spiel. Aber auch Frauen werden in ihrem *lächerlichen Gehabe* von Metas Kritik nicht ausgespart. Zu diesem lächerlichen Figurenarsenal gehören von Nervenschwäche geplagte Damen, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit in Ohnmacht fallen. Einmal heißt es von einer Frau: „Man hört sie auch nie über Kopfweh, Nervenschwäche und dergleichen klagen, wie es doch bey uns der gute Ton erfordert.“ (S. 58, I.) Eine Seite später erfahren wir von der gleichen Dame, wie sie über ihre gebildeteren Geschlechtsgenossinnen denkt: „Und was noch das Aergste ist, oft spricht sie in Gesellschaft wie das Buch der Weisheit selbst, ohne daß jemand sie dazu auffordert.“ (S. 59, I.) Eine Dame in Gesellschaft sollte „<...> nicht gar zu originell, nicht allzu übergeistigt, mit rosigem Ernst und einer gewissen Anmuth in der Langsamkeit des Begreifens, sinnig zuhörend und auf die Reden der Männer lauschend, aus tiefster Naivität zuweilen dialektische Momente spenden, die der Debatte eine neue Wendung geben.“<sup>84</sup>

Einer der wenigen Pädagogen, der sich dezidiert mit weiblicher Bildung beschäftigte, ist François Fénelon<sup>85</sup>. In der Abhandlung »De l'éducation des filles« (1687) referiert er über die Wichtigkeit der Frauenbildung für die Kindererziehung: „Was soll aus den Kindern, der Pflanzschule künftiger Geschlechter werden, wenn schon ihre Mütter sie von frühester Jugend an verderben? Daher sind denn die Beschäftigungen der Frauen nicht minder wichtig als die der Männer.“<sup>86</sup> Es geht Fénelon nicht um das Glück der einzelnen Frau, sondern um deren Rolle in der Gemeinschaft. Um diese Rolle auszufüllen, müssen seines Erachtens Mädchen sorgfältig erzogen werden und sich mit ernsthaften Dingen beschäftigen. Dieser Aspekt der Mädchenerziehung wird von Rousseau völlig vernachlässigt, und nicht zufällig wird der Musterzögling *Emil* von einem jungen Mann erzogen. Rousseaus Mädchenerziehung orientiert sich an den hergebrachten Mustern. Sie bestimmt die Frau dazu, dem Manne zu gefallen und zu gehorchen. Fügsamkeit, Sanftmut und Anmut sind ihre Haupttugenden.<sup>87</sup> Das gleiche gilt für die Philanthropen. Ihre Erziehungsmodelle galten vorrangig für das männliche Geschlecht. Die weibliche Erziehung blieb wesentlich auf die Schaffung der Voraussetzungen für häusliche und mütterliche Tüchtigkeit beschränkt und verstärkte damit die periphere Stellung der Frau.<sup>88</sup>

<sup>84</sup> Mit diesen Worten beschreibt Feodor Wehl die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, in: *Das Junge Deutschland*. (III., 172), S. 46.

<sup>85</sup> François de Salignac de Lamoignon Fénelon (1651-1715) kümmerte sich nach den Hugenottenkriegen um junge Protestantinnen, um ihnen eine "schützende Zuflucht zu verschaffen" und sie in besonderen Erziehungshäusern im katholischen Glauben unterrichten zu lassen.

<sup>86</sup> Fénelon, zit. nach Robert Niedergesäß, *Geschichte der Pädagogik in Biographien* (III., 108), S. 185.

<sup>87</sup> "Das Erforschen der abstrakten und spekulativen Wahrheiten, der Prinzipien und Axiome der Wissenschaft, alles, was darauf abzielt, die Begriffe zu verallgemeinern, ist nicht Sache der Frauen. Ihre Studien müssen sich alle auf das Praktische beziehen" (Rousseau), zit. nach Karl Knoop, *Martin Schwab: Einführung in die Geschichte der Pädagogik*. (III. 85), S. 53.

<sup>88</sup> Vgl. Helga Gantschnig: *Liebe als Dressur*. (III., 39), S. 149. Glantschnig erwähnt Karoline Rudolphi, die in enger Verbindung zu Campe stand und bei Hamburg ein Mädchenpensionat gegründet hatte. Karoline Rudolphi zeichnet in ihrem "Gemälde weiblicher Erziehung" die Frau als einzig zur Mutterliebe

Metas Idealbild einer Frau wird in folgender Beschreibung einer Freundin Julies deutlich: „Ich finde stets viel Nutzen und Vergnügen in ihrem Umgang, denn sie ist eine liebe Frau, von großem Verstande und mancherley Kenntnissen, und dabey ganz ohne den falschen Stolz, der oft an Frauenzimmern die schönsten Vorzüge des Geistes verdunkelt.“ (II., S. 94.) Warum sollte eine Frau auf ihre Geistesgaben nicht stolz sein dürfen? Das von Meta beschriebene weibliche Ideal ist Ausdruck der Verunsicherung, mit der sich gebildete Frauen in der Gesellschaft bewegten. Immerzu müssen sie nach Motiven für ihre Bildung suchen, den Nutzen einer solchen proklamieren und beteuern, daß sie ihre eigentliche Zeit ohne Einschränkung den *weiblichen Geschäften* widmen. Vielleicht hatte man die Mädchen zulange ihren unverständigen Müttern überlassen. Fénelon benennt dieses Problem fast hundert Jahre früher: „Die Mädchen, sagt man, sollen nicht gelehrt sein, die Wißbegier macht sie eitel und geziert; es genügt, wenn sie eines Tages ihr Hauswesen zu leiten und ihren Ehegatten ohne viele Worte zu gehorchen wissen. Man vergißt auch nicht auf die Erfahrung hinzuweisen, daß viele Frauen durch Gelehrsamkeit sich lächerlich gemacht haben; und damit glaubt man sich dann berechtigt, die Mädchen blindlings der Leitung unwissender und unverständiger Mütter zu überlassen.“<sup>89</sup>

---

bestimmt. Salzmann, der Mary Wollstonecrafts Schrift zur "Rettung des Weibes" übersetzt hat, distanziert sich von den Forderungen nach weiblicher Unabhängigkeit. Vgl. S. 153.

<sup>89</sup> Fénelon, zit. nach August Schorn u.a.: Geschichte der Pädagogik in Vorbildern und Bildern (III., 143), S. 115.

## 4. Verlorene Illusionen und die Unruhe des Herzens

### 4.1 Die Rezeption des Romandebüts

Obwohl der Roman anonym erschienen war, sprach sich Meta Forkels Autorenschaft schnell in Göttingen herum. Nur wenige Wochen nach Erscheinen schreibt Abraham Gotthelf Kästner an Friederika Baldinger<sup>1</sup>: „Fr. [Forkel] verdiente seiner Gelehrsamkeit wegen ein besser Glück, er hat sich aber wohl durch seine Aufführung geschadet, wie mehr sonst verdiente Gelehrte. Seine Frau soll in E. [Einbeck] einen Roman geschrieben haben darinn sie viel dasige<sup>2</sup> Damen geschildert. Es ist für eine Dame gefährlicher Romane zu schreiben als zu spielen. Denn im ersten Falle können ja die meisten ihrer Colleginnen Steine wieder [wider] sie aufheben.“<sup>3</sup> Womit sich Forkel geschadet und welcher Sache seine unangemessene *Aufführung* gegolten hat, wird aus dem Brief nicht deutlich. Da gleich im nächsten Satz Metas Roman erwähnt wird, ist es möglich, daß Forkel seine Frau gegen die Göttinger *beau monde und Gelehrtenwelt*, die sich im Roman wiedererkannte und angegriffen fühlte, mit dem ihm eigenen Rigorismus verteidigt hat.<sup>4</sup>

Wie insbesondere aus den Schilderungen des *Studentenlebens* im Roman deutlich wird, finden sich tatsächlich Parallelen zu Göttinger Lebensgewohnheiten und universitären Gepflogenheiten. Auch in der Wiedergabe einzelner Randfiguren, unter anderem den Negativbeispielen von Müttern, konnten sich sicher einige Göttingerinnen wiedererkennen. Richtig ärgern mußten sich die Damen der Gesellschaft über Sätze wie: „Die schalen Witzeleien unsrer Damen erfüllen mich mit Ekel, wenn ich den lebhaften ungekünstelten Witz meiner Sophie mit ihrem Geplapper vergleiche.“ (S. 221, I.) Diesen Satz läßt Meta einen Studenten aussprechen. An anderer Stelle ist die Ironie noch unverhohlener und trägt stark autobiographische Züge: „Aber im Ganzen stehen doch, wie Sie selbst mir oft sagten, Ihre Landsmänninnen nicht eben im besten Ruf. <...> Einige Familien begegnen uns zwar mit Achtung, die anderen aber rümpfen doch noch immer das vornehme Näschen, wenn sie mich sehen.“ (S. 98, II.) Darin könnte eine Anspielung auf die Professorenfamilien versteckt sein, bei deren Einladungen die extraordinierten Professoren nur be-

<sup>1</sup> Friederika Baldinger ist die Ehefrau von Ernst Gottfried Baldinger (1738-1803), einem "Mediziner von hoher Originalität, gebildet, geistreich, voll vernünftiger und praktischer Einsichten, den der Neid seiner Kollegen von Göttingen nach Kassel getrieben hatte". Baldinger lehrte von 1773-1782 in Göttingen.

<sup>2</sup> dasig; an einem vorher bezeichneten Ort befindlich. Kästner hätte allerdings „hiesige Damen“ sagen müssen, denn betroffen fühlten sich nicht die Einbeckerinnen, sondern die Göttingerinnen.

<sup>3</sup> Brief an Friederika Baldinger vom 26. April 1784, in: Abraham Gotthelf Kästner's Selbstbiographie und Verzeichnis seiner Schriften nebst Heyne's Lobrede auf Kästner, hrsg. von Rudolf Eckart (I., 25).

<sup>4</sup> Die zitierte Briefstelle ist insgesamt nebulös, denn der schreibenden "Colleginnen", die Steine wider Meta hätten aufheben könnten, dürften in Göttingen nicht allzu zahlreich gewesen sein. In Kästners Brief wird noch "Mde. Albrecht" erwähnt, die Gedichte für den Musenalmanach schrieb. Von den angesprochenen Göttinger Dichterinnen käme ansonsten noch Philippine Gatterer in Frage. Ein Grund dafür, daß Forkel sich über die Ignoranz der Göttinger gegenüber dem Roman seiner Ehefrau ärgerte, könnte darin zu suchen sein, daß Meta den Roman, wie Schindel aussagt, "nach dem Wunsch ihres Gatten" geschrieben hatte und sich dieser dadurch auch für den Mißerfolg verantwortlich fühlte. Carl August von Schindel: Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts (IV.,36), S. 313. Schindel war zwischen 1821 und 1822 mit Helmina von Chézy, befreundet und besuchte sie des öfteren in Dresden. Er stand damals "im Begriff, sein Lexikon deutscher Schriftstellerinnen herauszugeben", und wie Helminas Sohn Wilhelm angibt, verhalf sie ihm "zu mancherlei Angaben für sein Werk." Wilhelm von Chézy: Aus dem Leben einer Dichterin (I., 11), S. 1038. Denkbar ist auch, daß Forkel Meta zu ihrem Romanprojekt anregte, um die finanzielle Lage der jungen Familie aufzubessern. In jedem Falle fühlte er sich mitverantwortlich.

dingt berücksichtigt wurden und der Musikdirektor vielleicht öfters übergangen wurde.<sup>5</sup> Direkte autobiographische Rückschlüsse läßt folgende Aussage aus Metas Roman zu: „Karlsheim und Julie sind zwar über diese kleinen Geister zu sehr erhaben; um nur im mindesten auf sie zu hören; um sich aber doch gar keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, wird ihre Hochzeit bey einem Pächter meines Onkels, eine Stunde weit von hier, gefeyert werden.“ (S. 209, I.) Man erinnere sich an Meta Forkels Trauungsort, das ehemalige Kloster Mariengarten. Es liegt außerhalb von Göttingen und wurde von einem Herrn Schwickart, der in zweiter Ehe eine Tante Metas geheiratet hatte, bewirtschaftet.

Neben gezielten Bemerkungen gegen die Göttinger Damenwelt und bissigen Bonmots gegen das gesamtgesellschaftliche Treiben hat sich Meta Forkel in ihrem Roman eines weiteren *Vergehens* schuldig gemacht, das sogar Georg Christoph Lichtenberg gegen sie aufbrachte. Sie verspottete die Kontrahenten im sogenannten *Beh, Beh- und Bäh, Bäh-Streit*. Dieser hitzige Disput wurde von dem ehemaligen Hainbündler Johann Heinrich Voß<sup>6</sup> und dessen Lehrer Gottlob Heyne geführt, und hatte nichts anderes zum Gegenstand als die Schreibweise und Aussprache des griechischen Eta. Voß plädierte in seinen Vorarbeiten für die Homer-Übersetzung für die deutsche Wiedergabe des Eta in Abgrenzung zum Epsilon in Form eines *ä* statt *e*. Heyne hatte Voß dafür in den »Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen« gerügt, und zwar nicht in einer Rezension, sondern mit der ganz beiläufigen Anzeige: „Eine genauere Prüfung und Auseinandersetzung erlaubt der Ort und die Absicht nicht; genug die Abhandlung dient zur Empfehlung der angekündigten Übersetzung der Odyssee, welche auch gelehrte Anmerkungen enthalten wird. Wir beklagen nur, daß Hr. Voß die Freunde der Litteratur durch seine sonderbare, zum Theil so gar grundlose, Rechtschreibung der griechischen Namen, selbst abschreckt, ungeachtet er dieser Rechtschreibung nicht einmal treu zu bleiben wagt: denn wäre Härä ('prh) richtig, so müßte ja auch Homär, Häsiod, Härodot s.w. geschrieben werden <...>.“<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Von Tatter, der Begleiter der englischen Prinzen in Göttingen, erzählt in einem Brief an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer einmal, daß Gottfried August Bürger "jetzt in den Cirkel von Richter's, Marten's u.s.w. hinein gekommen". Es scheint also für einen Lehrbeauftragten wie Bürger nicht leicht gewesen zu sein, in den Kreisen der Professoren zu verkehren. Brief vom 27. Februar 1791, abgedruckt in: Zur Erinnerung an F.L.W. Meyer den Bioraphen Schröder's, (I., 95), S. 319.

<sup>6</sup> Der "Hainbund" wurde am 12.9.1772 von einer Gruppe Göttinger Studenten ins Leben gerufen. Der Name "Hain" nimmt zunächst direkten Bezug auf den Gründungsort, einen Eichenhain in der Nähe des Dorfes Weende, zum anderen steht das in Klopstocks Dichtung oft wiederkehrende Wort Hain als Sinnbild deutscher Poesie und für das Programm des Dichterbundes. Das älteste Mitglied des „Göttinger Hain“ war der für Jura immatrikulierte Heinrich Christian Boie (1744-1806), dessen jüngste Schwester, Marie Christine Ernestine, Johann Heinrich Voß 1777 heiratete. Zu dem Bund gehörten Christoph Heinrich Hölty (1748-1776), Johann Martin Miller (1750-1814), die Brüder Christian (1748-1821) und Friedrich Leopold Stolberg (1750-1819). Der von Boie gegründete „Musenalmanach“ erschien seit Ende 1769 bei dem Göttinger Verleger J. C. Dieterich und wurde zum Organ, in dem die jungen Haindichter debütierten. Johann Gottfried Herder nannte Boie in seiner Rolle als Vermittler- und Förderer einen "Musenaccoucheur". G. A. Bürger stand in lockerer Verbindung zu den Hainbrüdern, war aber vor allem nicht gewillt, "das Klopstocksche Joch in Tendenzen und Formen zu tragen". (Herbst, S. 88) Lichtenberg sprach von "rasendem Odengeschnaube". Klopstocks Apotheose wurde neben Wielands Verdammung gefeiert, die in dem Ausspruch "es sterbe der Sittenverderber Wieland, es sterbe Voltaire", gipfelte. Vgl. Jürgen Behrens: Der Göttinger Hain, in: Sturm und Drang (VI., 15), S. 1 ff. und Johann Heinrich Voß. Hrsg. von Wilhelm Herbst (I., 57), S. 86 ff. Der mittellose Voß (1751-1826) kam auf Einladung Boies nach Göttingen und begann Ostern 1772 dort ein Theologiestudium, wechselte aber schon bald zur Altphilologie als Schüler Heynes über. Vgl. Karl von Raumer: Johann Heinrich Voß. Zeitgenossen. Dritter Band (I., 114), S. 187.

<sup>7</sup> Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen vom 3. April 1780, zit. nach Joachim Kalka: "To bäh or not to bäh". (III., 72) In: Georg Lichtenberg 1724-1799. (VI., 4), S. 186. In dem kurzen Abriß seines Lebens, der für das Brockhaus Conversationslexikon bestimmt war, schreibt Voß, daß Lichtenberg, um

Voß antwortete darauf im September 1780 im »Deutschen Museum« mit einer Rechtfertigung. Ausweglos wurde der Streit für Voß, als Lichtenberg sich im »Göttingischen Magazin« mit dem ironischen Untertitel „To bäh or not to bäh, that is the question“<sup>8</sup> einmischte. Voß' Haltung wurde daraufhin noch rechthaberischer und unbeugsamer. Was als kleiner ironischer Hinweis begonnen hatte, wuchs sich in eine erregte exzentrische Auseinandersetzung aus. Voß' Position ist philologisch betrachtet nicht ganz von der Hand zu weisen. Sie mißfiel Heyne und Lichtenberg aber aufgrund der Pedanterie, mit der sie von Voß vorgetragen wurde. Lichtenberg ärgerte darüber hinaus, daß Voß den eigenen „Lehrer und Wohlthäter auf die schändlichste Weise ohne Ursache so angeht.“<sup>9</sup>

In ihrem Roman schreibt Meta Forkel über den Gelehrtenstreit: „Es ist sehr lustig, diesen gelehrten Streitigkeiten beyzuwohnen, und zu sehen, wie sich diese Leute mit den wichtigsten Mienen von der Welt über Kleinigkeiten zanken, die andern nicht einmal der Rede werth scheinen. Ich vergleiche sie mit unsern Gelehrten, die über ein beh und bäh, und oft über noch geringfügigere Sachen ganze Stöße von Streitschriften schreiben, die zuweiter nichts dienen, als dem Verleger Absatz zu verschaffen, wenn nämlich recht grobe persönliche Anzüglichkeiten darinn stehen.“ (S. 154 f., II.)

Lichtenberg rächte sich dafür in einem Brief an Friedrich Nicolai vom 20. März 1785, worin er Meta sehr unfreundlich titulierte: „Eine Gans unsrer Stadt, die Frau Music Director Forkel, hat einen Roman in Leipzig drucken lassen, worin sie ebenfalls die Sache so vorstellt, als hätte ich so für e wie Voß für ä gestritten.“<sup>10</sup> Sollte Lichtenberg sich etwa die Mühe gemacht haben, den Roman zu lesen? Darin werden nämlich die *Gänschen* der *Stadt* Göttingen beschrieben. Meta bezeichnet mit diesem Schimpfwort junge Damen der Gesellschaft, die geschwätzig über alle Tagesneuigkeiten herfallen und aus Neid und Mißgunst Rufmord begehen. Sie läßt Julie sagen: „Der Beyfall dieser vortrefflichen Matrone [die alte geheimde Rätinn B.<sup>11</sup>] ist mir wichtiger, als aller Spott und Tadel der Gänschen unserer Stadt. Man läßt sie schnattern, ohne auf sie zu hören, und dann verstummen sie bald.“ (S. 209, I.) An anderer Stelle spricht Meta von einer Mutter, die von der „thörichte[n] Kinderzucht der hiesigen Damen“ noch nicht abgekommen ist. Ihre Mädchen erzog diese Mutter zu „unerträglichen Zieraffen“ und die Söhne wurden entweder „roh und ungeschliffen“ oder „fade Stutzer“<sup>12</sup>. Auch diese, dem aufgeklärten Frauenbild nicht entsprechende Mutter, bezeichnet Meta als Gans: „Vor einigen Tagen waren wir zum Besuch bey einer solchen Gans gebeten“ (S. 306, I.) heißt es in ihrem Roman. Was Lichtenberg unter einer *Gans* verstand, mag dahingestellt bleiben.

---

seinen Angriff zu rechtfertigen, behauptet habe „er [Voß] sei ein Bauernjunge“ (I., 114), S. 12 f. Rechthaberei und ein häufig verletzender Ausschließlichkeitsanspruch waren eine Charaktereigenschaft von Voß, mit der selbst der tolerante und nachgiebige Leopold Friedrich Günter Goecking (Mithrsg. des *Musen Almanachs*) gelegentlich nur schwer umgehen konnte. Als Gottfried August Bürger den Almanach als Redakteur übernahm, sprach Voß von Verrat. Vgl. Johann Heinrich Voß: *Briefe an Goecking 1775-1786*, hrsg. von Gerhard Hay (I., 55), S. 11 f.

<sup>8</sup> Göttingisches Magazin, 1. Stück 1782, zit. nach Joachim Kalka (III., 72), S. 186.

<sup>9</sup> Georg Christoph Lichtenberg: *Briefwechsel*, Bd. II. Brief Nr. 1366 an Friedrich Nicolai vom 20. März 1785 (I., 68), S. 69.

<sup>10</sup> Georg Christoph Lichtenberg: *Briefwechsel*, Bd. II. Brief Nr. 1366 an Friedrich Nicolai vom 20. März 1785 (I., 68), S. 69.

<sup>11</sup> Mit der im Roman beschriebenen Frau B. „eine verehrungswürdige Frau, von allen Guten geliebt, und von den Bösen gefürchtet“, könnte Friederika Baldinger gemeint sein. Die Lebensbeschreibung von Friederika Baldinger datiert auf "den 15ten Mai 1783", wurde 1791 von Sophie von La Roche herausgegeben (I., 81).

<sup>12</sup> Stutzer; eitler junger Mann.

Vielleicht vermutete er in Meta tatsächlich eine *Gans* in dem von ihr beschriebenen Sinne. Dies ließe dann aber eher vermuten, daß er den Roman nicht gelesen hat.

In Göttingen stieß der Roman allgemein auf Ablehnung. Von zustimmenden Äußerungen ist zumindest nichts bekannt. Es verwundert von daher nicht, wenn er weder in den »Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen« noch in Nicolais »Allgemeiner Deutschen Bibliothek« rezensiert wurde.<sup>13</sup> Die »Göttinger Anzeigen« verstanden sich zwar in erster Linie als Universitäts- und Bibliotheksorgan<sup>14</sup> und sahen in der Rezension von wissenschaftlicher Literatur ihre eigentliche Aufgabe, dennoch wurden immer wieder auch literarische Werke angezeigt oder besprochen. Selbst eine *Mde. Sophie Albrecht*, die im Musenalmanach von 1785 ein Gedicht veröffentlicht hatte, fand Erwähnung. Ausführlich besprochen wurden auch die Jamben von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, die im gleichen Jahr und im gleichen Verlag wie Metas Roman erschienen waren. Meta Forkel jedoch ignorierte man.<sup>15</sup>

Der Roman erfuhr keine Neuauflage, und Meta Forkel trat in den nächsten Jahren mit keinen weiteren literarischen Produkten an die Öffentlichkeit. Daß ihre Seitenhiebe auf gesellschaftliche Konventionen nicht ohne Wirkung bleiben würden, muß Meta gehnt haben. In der Vorrede erfährt der sonst meist als *geneigter Leser* Angesprochene die Warnung: „Es kann seyn, daß ein Theil des lesenden Publikums mir für diese Mühe wenig Dank weiß.“ (Vorbericht, S. 1) Dennoch hat Meta die vollkommene Mißachtung ihres Romandebüts den Göttingern nie verziehen. Jahre später schreibt sie in einem Brief an Elisabeth Stägemann: „Recht in der Seele zuwider sind mir die Menschen, die kalt und ohne Scheu nichts schonen, an alles hinaufreichen, alles betasten und beleuchten, um den Makel jedes Kunstwerks, jedes großen Menschen aufzuspüren und in die Welt auszuschreiben! - Ich kann es schon nicht dulden, wenn man auch nur etwas Mittelmäßiges verwirft, das doch auch seinen Theil Mühe gekostet, und wie will der Laie die Vollendeten schätzen lernen, wenn er nicht darauf angewiesen wird, auch ein nur halb gelungenes Bemühen zu einem schönen Zwecke zu erkennen?“<sup>16</sup>

Meta Forkels gesellschaftliche Stellung in Göttingen hat sich mit ihrer neuen Rolle als Schriftstellerin zweifellos verändert, und sie fühlte sich ungerecht behandelt. Sie fühlte sich fremd in der Welt der Bürger, aber auch nicht beheimatet in der der Intellektuellen und Kunstschaffenden. Als Person entsprach sie nicht dem herrschenden Weiblichkeitsideal, als Schriftstellerin blieb sie Dilettantin, man nahm sie nicht ernst. In dieser Isolation entwickelte sie allmählich eine eigenwillige, auf sich selbst bauende Persönlichkeit und lebte in der Folge nach eigenen Maximen. Ihr Selbstbehauptungswille drückte sich daraufhin für die Göttinger noch unübersehbarer aus, denn Meta arbeitete intensiv an der unverfälschten Durchsetzung der eigenen Glücksvorstellung, die mit ihrer Ehe und dem Moralkodex ihrer Zeitgenossen kollidieren mußte. Sie stürzte sich nach dem mißlungenen Versuch, sich in die bürgerliche Welt Göttingens einzuordnen, in mehrere Liebesabenteuer.

<sup>13</sup> Eine lobende Erwähnung findet der Roman bei Samuel Baur: Deutschlands Schriftstellerinnen (IV., 1), Ulm 1790, S. 26. Baur zitiert in seiner Besprechung große Teile aus Metas Vorrede und kommt zu dem Schluß, daß jeder diese Bemerkungen "bestätigt finden wird, der den Roman ... liebt, den wir der Frau Forkelin zu danken haben." Der kleine Aufsatz endet mit dem Satz: "Wir wünschten von allen schreibenden Damen so viel Gutes sagen zu können, als wir hier noch von der Frau Forkelin sagen könnten".

<sup>14</sup> Die rezensierten und für gut befundenen Bücher wurden in der Regel auch für den Bibliotheksbestand erworben. Tatsächlich ist Metas Roman in der Göttinger Bibliothek vorhanden.

<sup>15</sup> Überprüft wurden die „Göttingische Anzeigen für gelehrte Sachen“ aus den Jahren 1784, 1785 und das erste Halbjahr 1786. Die Rezension zu Stolberg ist im 197. St., 9. Dezember 1784, abgedruckt.

<sup>16</sup> Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann, Bd. II (I., 18), S. 15 f.

## 4.2 Gottfried August Bürger - Eine Affaire

Über Eheprobleme schweigen sich die Biographen Johann Nikolaus Forkels verständlicherweise aus, zumal Forkel die häuslichen Zwistigkeiten wohl eher mit vermehrter Arbeitsenergie bewältigt haben wird. Hinzu kommt, daß Forkel kaum enge private Kontakte hatte, so daß man auf *Herzensergüsse* gegenüber Freunden nicht zurückgreifen kann. Einer der wenigen Biographen Forkels, der auch die Ehefrau erwähnt, ist Heinrich Edelhoff. Er sieht in den Konflikten zwischen beiden ein Abbild von Forkels Auseinandersetzung mit der romantischen Musikkrichtung. Forkels rationalem Musikverständnis widerstrebte die *romantische Rebellion*, die er als ungezügelter Willkür gegen *den guten Geschmack* empfand. Wie Wackenroder und Tieck dürfte sich Meta durch Forkels Pedanterie, Abgrenzung und Strenge in ständigem Kontrast befunden haben, der sich mehr und mehr zum Konflikt ausweitete. Forkel gehörte dabei durchaus nicht zu den Männern, die weibliche Empfindung, Urteil und Geschmack schlechthin ignorierten - immerhin fand Meta seine absolute Unterstützung bei ihrem Romanprojekt. Vielmehr sah er in ihr eine junge Frau, die sich nach seinen Vorstellungen entwickeln sollte. Und genau das tat Meta Forkel nicht. Mit ihrem Romanschreiben hatte sie die *Konturen einer weiblichen Identität* entwickelt, die ihr eigenes Begehren virulent machten.<sup>17</sup>

Die gegenseitige Rollenakzeptanz gestaltete sich nach Metas Talentprobe schwieriger, und wahrscheinlich ließ es Forkel aufgrund seiner Arbeitsbelastung und seines herben Wesens auch an Zuwendung fehlen, so daß er die in Meta vorgehenden Veränderungen gar nicht gleich bemerkte. Vielleicht glich er in seiner Liebe zu Meta der Romanfigur Albrecht, von der ausgesagt wurde: „Es ist die Art solcher Leute, die kälteres Blut haben als wir andern, das, was ihnen einmal gefällt, mit weit mehr Beharrlichkeit zu lieben.“ (S. 104, II.)

Im Roman versteckt findet sich ein weiterer autobiographischer Hinweis, in dem sich Meta Forkel als eine am Weltgeschehen interessierte junge Frau und gleichzeitig als schlechte Hausfrau ausweist: „Nun wahrhaftig, ich habe große Anlage zur Philosophie. Schade, daß mir die Gründlichkeit fehlt. Ich muß gestehen, daß solche Betrachtungen noch immer einen gewissen Reiz für mich haben; und dazu liegt wohl der Grund in meiner ersten Erziehung. Mein Vater ließ mich Sprachen und andre dergleichen Kenntnisse lernen. Das hatte nun aber die schädliche Wirkung auf mich, daß ich im zwölften Jahre ein unerträgliches Geschöpf war. Voll Stolz und Einbildung auf mein Bißchen Wissen, sah ich verächtlich auf andre Mädchen herab, die nur von ihrem Nähzeug reden konnten. Mein sonst so vernünftiger Vater hatte die Schwachheit gegen mich, meinen Einfällen und Urtheilen oft lauten Beyfall zu geben, und dieß brachte mir eine große Meynung von meinem Verstande bei. Meine vortreffliche Mutter heilte mich zwar von diesem thörichten Stolze gänzlich, aber es blieb mir doch bis zu meiner Verheyrathung noch immer eine gewisse Abneigung vor häuslichen Geschäften. Ich hielt es für sehr unwürdig, den ganzen Morgen auf die Zubereitung einer Mahlzeit zu wenden, die der wollüstige Gaumen in so kurzer Zeit verschlingt. Auch das Mechanische der meisten weiblichen Arbeiten war mir verhaßt.“ (S. 67 f., I.)

Meta Forkel beschreibt hier ihren eigenen Zwiespalt, ihr Leiden an einer weiblichen Rolle, der sie zeitlebens nicht gerecht wurde. Die nachlässige Haushaltsführung steht dabei auch für ihre Weigerung, das System der gesellschaftlichen Wirklichkeit als vernünftige oder sinnvolle Einrichtung zu

---

<sup>17</sup> Helga Meise entwickelt in ihrem Aufsatz: „*Papierne Mädchen. Ansichten von der Unschuld im Frauenroman des 18. Jahrhunderts*“ die Idee von einer doppelten Struktur der Unschuld. Neben dem Entwurf eines Frauenbildes, das im wesentlichen die Gegensatzpaare "Kokette und Tugendsame" oder "Mitleidige" ins Zentrum stellt, werden die Dissonanzen zur Realität, die in der Erprobung dieser Rollen sichtbar werden, in den Vordergrund gestellt. Helga Meise (III., 97), S. 19 ff. Dies korrespondiert mit der Rolle der Schriftstellerin, betrachtet man deren Produkt als Ausdruck einer allgemeinen und persönlichen Unzufriedenheit. In dem Moment, wo die eigene Betroffenheit in literarische Selbstverständigung einfließt, verändert sich die Identität der Schriftstellerin.

akzeptieren. Welch hohe Wertschätzung guter Haushaltsführung seitens der Ehemänner und der Gesellschaft zukam, wird in den Belehrungen und Vorhaltungen deutlich, die Gottfried August Bürger seiner dritten Ehefrau, Elise Hahn, ein Jahr vor der Scheidung zukommen ließ: „Einer guten Hausfrau gebührt es durch die ganze Welt, auf Küche, Keller, Vorrathskammer, kurz auf alles zu achten, was sie im Hause hat, damit sowohl die Consumtibilien gehörig zu Rath gehalten<sup>18</sup>, als auch andere Sachen so lange erhalten werden wie möglich.“<sup>19</sup> Selbst das Geld für die Köchin, die sich Elise angesichts der acht bis zehn Kostgänger<sup>20</sup> besorgt hatte, empfand der Hausherr als Verschwendung. Bei seinen Anschuldigungen hatte er einen großen Teil der Göttinger Gesellschaft auf seiner Seite. Im gleichen Brief steht: „So schlecht du nach dem allgemeinen, und leider! begründeten Urtheile der Stadt, die Rolle der Hausfrau spielst, so schlecht spielst du auch nach dem Urtheil eben derselben zweytens die Rolle der Mutter.“<sup>21</sup>

Gottfried August Bürger war dabei ganz ein Mann seiner Zeit und forderte kaum mehr als andere Männer, die ihre Ehefrauen gleichermaßen an solch strikter Aufgabenerfüllung maßen. Darüber hinaus trafen sich Männer- und Frauensozialisation verständlicherweise genau an den Punkten, auf die sie jahrelang präpariert wurden, so daß sie jeweils ihre Identität nur in diesen gegensätzlichen Polen finden konnten. Denn nicht nur Männer, sondern auch der weibliche Teil der Gesellschaft richtete über hausfrauliche Verfehlungen und eheliche Untreue. Caroline Michaelis-Böhmer, die Elise Hahn im wesentlichen nur aus Beschreibungen ihrer Geschwister und denen Gottfried Bürgers kannte, urteilt in einem Brief an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer<sup>22</sup> streng über sie: „Es ist ein kleines niedliches Figürchen, mit einem artigen Gesicht und Gabe zu schwatzen - empfindsam wo es noth thut, intriguensüchtig im höchsten Grad - und die gehaltloseste Coquetterie - der es nicht um einen Liebhaber so wohl - ungeachtet sie auch da so weit geht, wie man gehn kan - sondern um den Schwarm unbedeutender Anbeter zu thun ist, die ihre ganze Zeit damit verdirbt, und den Kopf dabei verliert. Mir thuts sehr weh für Bürger - eine vernünftige Frau, seinen Jahren angemessen, hätte ihn noch zum ordentlichen Mann gemacht - aber jezt droht seiner Haushaltung ein völliger Untergang, weil sie sich um nichts bekümmert - nicht einmal um ihr Kind- den kleinen Agathon.“<sup>23</sup> Carolines Sprache deutet darauf hin, daß sie Elise mehr als Kind, denn als Frau ansah. - Und vermutlich war Elise tatsächlich die falsche Frau für Gottfried August Bürger. Nur müßte hier eigentlich die Frage gestellt werden, wie ein vernünftiger Mann, ein *solches Kind* 1790 ziemlich unüberlegt heiraten konnte. Letztlich wird aber nicht Bürger für dieses Eheabenteuer zur Rechenschaft gezogen, sondern seine junge, lebenslustige und für prude Zeitgenossen ein wenig zu

<sup>18</sup> "Consumtibilien gehörig zu Rath halten"; Lebensmittel auf Vorrat halten.

<sup>19</sup> Brief vom 29. November 1791, in: Bürgers unglückliche Liebe, hrsg. von Hermann Kinder (I., 71), S.82.

<sup>20</sup> Bürger hatte diese aus der Zahl der vornehmen und reichen Studierenden gewählt, um seine pecuniären Verhältnisse aufzubessern.

<sup>21</sup> Brief vom 29. November 1791, in: Bürgers unglückliche Liebe (I., 71), S. 86.

<sup>22</sup> Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1759-1840), seit 1785 Bibliothekar in Göttingen, Verfasser von Theaterstücken und der Biographie des Schauspielers Schröder. Mit Lichtenberg, Heyne und Georg Forster befreundet, von Goethe, Schiller und Herder geschätzt.

<sup>23</sup> Briefe von und an Gottfried August Bürger, hrsg. von Adolf Strodtmann, 4. Bd. (I., 139), S. 157. Caroline Michaelis-Böhmer war mit Dr. med. Johann Franz Wilhelm Böhmer in Clausthal verheiratet. Als ihr Mann am 4. Februar 1788 starb, kam sie in ihr Elternhaus nach Göttingen zurück. Ihr Bruder, Christian Philipp Michaelis, wurde ein Verhältnis zu Elise Hahn nachgesagt. Außerdem hatte Elise den Zorn des Verlegers und Hauswirts Bürgers, J. C. Dieterichs, auf sich gezogen, weil sie in der Liebesverbindung zwischen Carolines Schwester, Lotte Michaelis, und dem Sohn Dieterichs vermittelt hatte. Dieterich war gegen diese Ehe. Vgl. Bürgers unglückliche Liebe (I., 71), S. 183 f.



*coquette*<sup>24</sup> Ehefrau, die ihren ehelichen Pflichten nur ungenügend nachkam. Von daher verwundert es nicht, wenn Frauen, die wenig Neigung und Organisationstalent zur Hausfrau aufbrachten, aus dem für die Mehrheit der bürgerlichen Gesellschaft sakrosankten Wertekanon herausfielen. Erlaubten sie sich gar wie Elise Hahn-Bürger, Liebhaber zu halten, so mußten sie mit einem grausamen Schicksal rechnen. Nach der Scheidung *tingelte* Elise durch die Lande und *dilettierte* als Schauspielerin und Deklamatorin. Meta Forkel hatte, wie wir noch sehen werden, etwas mehr Glück. Bürgers Klagen und Elises Versagen sind aber symptomatisch für die Eindimensionalität, in die Frauen gedrängt wurden. Noch Ende des 19. Jahrhunderts halten Männer an diesem Hausfrauenideal fest. Heinrich Gross, der die „weibliche Schriftstellerei“ vehement gegen andere Stimmen verteidigt und die Meinung vertritt, „dass es der Frau trotz ihres leichteren Gehirnes an Talent und Begabung nicht fehlt“ und in diesem Zusammenhang die griechische Philosophin Hypatia anführt, übernimmt ausgerechnet folgende Argumentation von Barthel, um den Frauen das Recht auf Schreiben zuzusprechen. Barthel schreibt: „Die Frauensphäre ist die enge Häuslichkeit, das Familientum; der Frauen nächster Beruf ist und bleibt es immer, dieses zu verklären als Priesterinnen der Sitte, der Ordnung und der Zucht, und ihr eigentümliches Talent ist das der stillen sinnigen Beobachtung. Halten sie als Schriftstellerinnen die Schranken dieses Berufes und die Befähigung inne, so werden sie immer als naturgemässe Ergänzung der schriftstellernden Männerwelt gelten müssen; gehen sie aber als solche darüber hinaus, so fallen sie damit ohne weiters in die Kategorie der emanzipirten d.h. der von ihrer wahren Natur abgefallenen Weiber und erregen mit Recht mehr oder minder Anstoss.“<sup>25</sup> Gross spricht also den Frauen nur bedingt das Recht auf Schreiben zu, um sie mit Barthel erneut auf ihre Hausfrauenrolle zurückzuverweisen. Falls sie beide Metiers perfekt beherrschen und erfüllen, so sein anmaßendes und überhebliches männliches Credo, sei es der einen oder anderen erlaubt, sich auch als Schriftstellerin hervorzutun.

Weder Meta Forkel als Hausfrau und Schriftstellerin, noch Elise Hahn-Bürger fanden sich in dieser abgezielten Welt der weiblichen Pflichten zurecht und erregten demgemäß Anstoß. Gemeinsam ist ihnen darüber hinaus der von den Zeitgenossen als besonders verwerflich empfundene Ehebruch. In Bezug auf Meta Forkel finden sich für die Zeit nach 1784 Hinweise darauf, daß sie *mehrere Liebeshändel* gleichzeitig pflegte. Dieses intime Wissen wird zum einen durch eine Briefstelle von Caroline Michaelis-Böhmer belegt, zum anderen begegnet uns Meta in Bürgers Rechenschaftsbericht an die Schwiegermutter Hahn, in dem er akribisch die Gründe für das Scheitern seiner dritten Ehe mit Elise aufzählt. Aufschlußreich ist darüber hinaus der vertraute Briefwechsel Bürgers mit seinem Freund Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer.<sup>26</sup>

Gottfried August Bürger hatte sich nach dem Tod seiner ersten Frau Dorette (am 30. Juli 1784) auf Vermittlung von Lichtenberg und Heyne in Göttingen als Privatgelehrter niedergelassen. Nach knapp einem Jahr, am 17. Juni 1785, heiratete er Dorettes Schwester Auguste, von Bürger poetisch *Molly* genannt. Diese glückliche Ehe war jedoch nicht von Dauer, schon im Januar 1786 starb Molly an den Folgen der Geburt einer Tochter. Seinem Freund Boie schreibt Bürger: „Eben so tief als einst meine unendliche Liebe, eben so tief mußte sich nun mein unendlicher Schmerz in meine

<sup>24</sup> Von Tatten schreibt in einem Brief an Meyer: "Bürger's Frau, wenn ich recht gesehen habe, ist ein bisschen coquetter als wohl gut wäre. ... Die Frau ist immer schön gekleidet, ich fürchte, das nimmt nicht die beste Wendung". Brief vom 27. Februar 1791, abgedruckt in: Zur Erinnerung an F.L.W. Meyer den Biographen Schröder's (I., 95), S. 319.

<sup>25</sup> Barthel: Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, S. 362, zit. nach Heinrich Gross: Deutschlands Dichterinnen und Schriftstellerinnen, (IV., 15), S. 3.

<sup>26</sup> Zwischen 1789 und 1794 ist er Carolines intensivster Brieffartner.

Seele graben.“<sup>27</sup> In dieser für Bürger verzweifelten Lebensphase muß er seinen Kontakt zu Meta intensiviert haben. Er und Johann Nikolaus Forkel waren seit 1781 näher bekannt und besuchten sich gegenseitig, so daß er Meta häufiger im familiären Rahmen begegnet war und sie vor 1786 bereits gekannt haben mußte.<sup>28</sup> Wie aus dem Brief Bürgers *An Elisen's Mutter*<sup>29</sup> hervorgeht, ist Metas Affaire mit ihm spätestens mit Ende 1787 anzusetzen. Dieser Brief enthält verschiedene Einlagen von Elise aus der Zeit, als das eheliche Zerwürfnis dem letzten Akt, der Scheidung, zustrebte. In einem solchen Brief rechtfertigt Elise ihre eigenen *Verfehlungen* damit, daß ihr kurz nach ihrer Ankunft in Göttingen von verschiedenen Personen zugetragen worden sei, daß Bürger eine Liaison mit einer verheirateten Frau gehabt habe. Bürger sah darin allerdings kein großes Vergehen und argumentierte im Brief an die Schwiegermutter: „Alles, was nachher sowohl ich, als mein Freund, Doctor A[lthof], über die angeblichen unangemessenen Entdeckungen von ihr haben heraus bringen können, besteht in einem ehemaligen vertrauten Umgange mit einer hiesigen verheiratheten Dame, deren Umgange ich aber schon vor fast vier Jahren gänzlich entsagt, nachdem ich überzeugt wurde, daß sie eine liederliche Frau zu war, die im Stande war, ein halbes Dutzend Liebes-Intriguen gleicher Zeit zu unterhalten.“<sup>30</sup>

Bei dieser *liederlichen Frau* handelt es sich um Meta Forkel. In den Briefen an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer und August Wilhlem Schlegel nennt Bürger sie *Furciferaria*<sup>31</sup>. Wie Meyer über Meta dachte, erfahren wir aus einem Brief aus London vom 14. April 1789: „Ueber die Furciferaria, die ich freylich nicht mag, weil sie mir immer zu schmutzig<sup>32</sup> war, auch nicht verstand sich zu kleiden, kan ich dennoch nicht urtheilen wie ihr. Daß sie mehrere zugleich geliebt und genoßen hat, harmonirt sehr mit meinen Grundsätzen; ich thue das nemliche so gut ich kan und weiß, und gestehe euch ich finde ein solches Behagen daran, daß ich ordentlich seitdem ich dieses erfahren eine Art Estime<sup>33</sup> für sie gefaßt habe. Das einzige ungrosmüthige ihres Verfahrens liegt darin, daß sie diese ihre Seelengröße vor euch verbarg, und euch nicht zu ähnlichen Exertionen aufforderte, damit ihr euch von Zeit zu Zeit als Sieger begegnen, und der betrogenen einseitigen Liebe andrer spotten könntet.“<sup>34</sup> Meyer bringt den Liebesabenteuern Metas also durchaus Ver-

<sup>27</sup> Brief an Christian Boie vom 16. März 1796, Briefe von und an Gottfried August Bürger, hrsg. von Adolf Strodtmann, dritter Band, (I., 139), S. 168.

<sup>28</sup> Vgl. Brief vom 9. August 1781, den Bürger aus Appenrode an Dieterich schreibt: "Ich war gestern schon mehr als halb entschlossen, zu kommen, als ein Besuch erst von HE. Forkeln <...> mich zurückhielt." Strodtmann (I., 139), S. 49. Forkel lieferte Bürger Kompositionen zum Musenalmanach. Vgl. Ernst Consensus (Hrsg.): Bürgers Gedichte (I., 13), S. 366.

<sup>29</sup> Brief an die Schwiegermutter Hahn vom 3. bis 12. Februar 1792, abgedruckt in Gottfried August Bürgers Werke, hrsg. von Eduard Griesebach (I., 47), S. 47 ff.

<sup>30</sup> Brief an die Schwiegermutter Hahn vom 3. bis 12. Februar 1792, S. 69, Anmerkung im Brief an die Schwiegermutter zur Einlage von Elise sowie Anmerkung in Strodtmann, vierter Band (I., 139), S. 168.

<sup>31</sup> 'furciferaria', lat. abgeleitet von 'furca'. Bürger latinisiert den Zunamen Metas als verheiratete Frau Forkel, einen Namen, den er von dem Lehnwort Forke ableitet. Im alten Rom bezeichnete man als „furcifer“ Sklaven, die zur Strafe ein gabelförmiges Werkzeug tragen mußten, das in Gestalt eines ∇ zusammengefügt auf den Nacken des zu Betreffenden gelegt wurde, während seine Hände an die beiden Enden gebunden waren. Im Falle der Frau Forkel war es von Bürger eine zweideutige Anspielung auf deren Geschlechtsteil.

<sup>32</sup> Schmutzig ist hier im Sinne von fehlender Reinlichkeit im Haushalt zu verstehen, denn im nächsten Satz schreibt Meyer, wie er sich eine ideale Frau vorstellt: sie "muß reinlich seyn". Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer an Bürger, London, den 14. April 1789, in: Strodtmann, dritter Band (I., 139), S. 225.

<sup>33</sup> estime; Schätzung, Achtung.

<sup>34</sup> Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer an Bürger, London, den 14. April 1789, in: Strodtmann, dritter Band, (I., 139), S. 225. Die in dem Brief geäußerte Ansicht über freiere Liebesbeziehungen meint Meyer durchaus ernst. Auf die Frage, warum er unverheiratet geblieben ist, antwortete er, er habe sich nie

ständnis entgegen, ja er macht sich sogar über seinen betrogenen Freund lustig, kennt aber kein Pardon gegenüber ihm für seine Begriffe schlampigen Äußeren. Anders als Caroline Michaelis-Böhmer, die es liebte, sich hübsch zu machen und den Männern zu gefallen, ging Meta diese Eigenschaft vollkommen ab. Ihr fehlte das Adrette. Aber auch Meta scheint von Meyer, der sonst über Erfolge bei Frauen nicht klagen konnte, nicht übermäßig begeistert gewesen zu sein. In einem Brief bezeichnet ihn Bürger einmal als „einen Purschen, der nach dem Urtheil der Furciferaria für <...> ätherische Götterspeiße gar keinen Sinn hat.“<sup>35</sup> Gemeint ist, daß es Meyer in seinem Umgang an Sensibilität und Einfühlungsvermögen und Geschmack fehlen ließ. Meyer selbst bestätigt diese Wirkung später in einem Brief an seinen Freund Perthes<sup>36</sup>, wo er bekennt: „Es hat mir früher an Geschicklichkeit gefehlt, auf das Publikum einen vortheilhaften Eindruck zu machen. Es muß eine Kälte in mir liegen, die keine Funken herauslocken kann.“<sup>37</sup> Im Brief Bürgers an seinen ehemaligen Schüler August Wilhelm Schlegel, in dem er von seinem ehelichen Unglück mit Elise Hahn berichtet, bedenkt er Meta mit milderer Worten: „Die Furciferaria war ein wahrer Tugendspiegel dagegen.“<sup>38</sup>

1788 aber scheute der wahrscheinlich in seiner Männlichkeit verletzte Bürger vor *trüben Spottversen* nicht zurück: „Die stolze Meta wollt' im Siegeswagen fahren,/ Den sollten Genien ein wenig schon bei Jahren/ Und bei Verstand, wie Roß und Mäuler ziehn./ Der ganze Schwarm von unsern Matadoren,/ Für ernste Wissenschaft und schöne Kunst geboren./ Ward angepackt; doch keiner wollte dran. <...> / Zuletzt ging doch guter Thor ins Joch -/ Wer? - Bürger noch.“<sup>39</sup> In zwei weiteren Epigrammen nennt er Meta "Fulvia". Das 1788 im Göttinger Musenalmanach erschienene Gedicht "Hum!" sei hier noch vorgestellt: „(A) Freund, meide doch die Fulvia<sup>40</sup> !/ Denn sieh! Mit Händen greift sich's ja:/ Die Falsche gibt vor allen Gästen/ Dich immer ohne Scheu zum Besten./ (B) Hum! Mag sie doch! Man weiß es ja:/ Gefällig gibt Frau Fulvia/ Gern alles, was sie hat, zum Besten.“<sup>41</sup> Von dem Geist, der zuweilen aus Bürgers Gedichten hervorbricht und den Heinrich Heine in seiner Elementarität hoch lobte, ist hier wenig zu spüren. Schiller charakterisiert Bürger 1789 in einem Brief an Caroline Wolzogen sicher ganz treffend und keinesweg ungerecht: „Er hat gar nichts Auszeichnendes in seinem Äußeren und in seinem Umgang - aber ein gerader, guter Mensch scheint er zu sein. Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verleugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgange, und hier wie dort, verliert er sich zuweilen in das Platte.“<sup>42</sup> In dem Gedicht Hum! überwiegen die Schmerzenslaute und der Haß des einsamen

---

entschließen können, um einer Einzigen willen dem ganzen Geschlechte ungetreu zu werden. Vgl. Zur Erinnerung an F.L.W. Meyer den Biographen Schröder's (I., 95), S. 35.

<sup>35</sup> Bürger an F.L.W. Meyer, 1. März 1789, Strodtmann, dritter Band (I., 139), S. 213.

<sup>36</sup> Friedrich Christoph Perthes (1772-1843), Buchhändler in Hamburg und Autor der Schrift "Das deutsche Staatsleben vor der Revolution".

<sup>37</sup> Brief vom 11. September 1812, in: Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer (I., 95), S. 223.

<sup>38</sup> Brief vom 30. Juli 1792, Strodtmann, vierter Band (I., 139), S. 209.

<sup>39</sup> Verse aus dem Gedicht "Hört Enkel, hört unglaubliches Bemühn! Das Gedicht wurde posthum veröffentlicht. Neben einem Angriff auf Meta ist das Gedicht ein Satire auf Göttinger Professoren. Consensus datiert die Entstehung des Gedichts auf spätestens 1788.

<sup>40</sup> Fulvia ist die Tochter des 40 v. Chr. verstorbenen Marcus Fulvius Bambalio. Sie war dreimal verheiratet.

<sup>41</sup> Gottfried August Bürger. Sämtliche Werke, hrsg. von Günter und Hiltrud Häntzschel (I., 54), S. 336.

<sup>42</sup> Brief vom 30. April 1789, in: Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. Erster Band (I., 166), S. 270.

Mannes<sup>43</sup>. Nur so viel zur Rechtfertigung Bürgers, denn eigentlich ist den oben zitierten Geschmacklosigkeiten eines verlassenen Liebhabers nichts hinzuzufügen.

Die Liaison mit Gottfried August Bürger hatte Meta Forkels Ruf in Göttingen vollends in den Schmutz gezogen, so daß an ein weiteres Bleiben nicht zu denken war. Selbst ansonsten liberal denkende Männer kannten für weibliche Untreue kein Pardon. Adolf Freiherr von Knigge schreibt in seinem Hauptwerk: <...> in Rücksicht auf die Folgen <...> ist <...> die Unkeuschheit einer Frau weit strafbarer, als die eines Mannes. Jene zerreisst die Familienbande, <...> zerstört die heiligen Rechte des Eigentums und widerspricht laut den Gesetzen der Natur. <...>. Der Mann ist das Haupt der Familie; die schlechte Aufführung seiner Frau wirft zugleich Schande auf ihn als den Hausregenten.<sup>44</sup>

Von Caroline Michaelis-Böhmer wissen wir, daß Meta Ende 1788 die Stadt, ihren Mann und ihren Sohn in Richtung Berlin verließ. Im Brief an die Freundin Luise Gotter schreibt Caroline: „Mad. Forkel ist sicher in Berlin, und ein gewißer Herr Seydel ist ihr sodann dahin gefolgt - er ist der Unglückliche unter vielen andern, die gleiches Recht dazu hätten.“<sup>45</sup>

Auch Caroline fühlte sich in Göttingen nicht sehr wohl. Auf Luise Gotters Mann, den Gothaer Theaterdichter, bezogen schreibt sie: „Ich will zwar keinen schönen Geist und Dichter nach Göttingen einladen, wo eine wahre Auswanderung seit kurzem vorgegangen ist, es muß also nicht ihr gelobtes Land seyn, wie könnte man das auch da vermuthen, wo Wißen allein interreßant macht <...>“<sup>46</sup> Noch im gleichen Jahr verließ auch Caroline Göttingen und zog zu ihrem Bruder, Friedrich Michaelis, der in Marburg Professor war.

---

<sup>43</sup> Wenige Jahre später wird Schillers Urteil allerdings heftiger. Bürger wurde durch eine Rezension Schillers in der »Allgemeinen Literatur-Zeitung« (1791) sehr zugesetzt, und selbst der ehemalige Schüler A. W. Schlegel distanzierte sich von seinem Lehrer. Nur innerhalb der Volkspoesie blieb Bürger populär. Heine versuchte dieses Urteil der Klassiker und Romantiker zu revidieren, indem er darauf hinwies, daß Bürger den Geist seiner Zeit kraftvoll und lebendig wiedergab. Daneben wies er auf die zeitlebens schwierige finanzielle Lage und das bornierte Kastenwesen der Göttinger Professoren hin, die den „genialen“ Bürger verkümmern ließen. Heine schreibt: "Diesen Geist begriff Herr Schlegel nicht; sonst würde er in dem Ungestüm, womit dieser Geist zuweilen aus den Bürgerschen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei eines ungebildeten Magisters gehört haben." Zitiert nach Günter Häntzschel, (I., 54), S. 91. Dieser einfühlsamen Rechtfertigung Heines ist unbedingt zuzustimmen. Die fehlende Sensibilität für das Leid, das Bürger seinen Geliebten und Ehefrauen zufügte, ist sicher damit zu erklären, daß er zu sehr an sich selbst litt. Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer urteilt über Bürger: "Hätte er in ... sich selbst zu beherrschen verstanden, wäre er nicht immer nur der Mann des Augenblicks, der Sklave seiner Neigungen gewesen, so würden seine Lebensschicksale sich auch anders gestaltet haben, und die Gaben des Geistes, ihm so reichlich verliehen, hätten zu seinem eigenen, wie zu Anderer Gewinn, sich noch schöner entfalten ... können." Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer den Biographen Schröder's (I. 95), S. 322. Diese letztgenannte Charakterisierung wird Bürger nicht gerecht, da sie vollkommen verkennt, daß „Schillersches Maßhalten“ und Bürgersche Produktivität nicht zusammenpassen. Unmäßigkeit, Leidenschaft und Haß, Eitelkeit, überhöhtes Selbstwertgefühl und Depressionen ziehen den Leser von Bürgers Gedichten in seinen Bann und schaffen Nähe. Für die realen Menschen seiner Umgebung waren diese Eigenschaften und Gefühlslagen bestimmt unerträglich.

<sup>44</sup> aus: Über den Umgang mit Menschen, hrsg. von Karl-Heinz Göttert (I., 45), S. 182.

<sup>45</sup> Brief vom 8. März 1789. Caroline. Briefe aus der Frühromantik, hrsg. von Erich Schmidt/Georg Waitz (I., 125), S. 181.

<sup>46</sup> Brief vom 8. März 1789. Caroline. Briefe aus der Frühromantik (I., 125), S. 181.

## 5. Neuorientierung

### 5.1 Bei Johann Jacob Engel in Berlin

Die Ehekrise, die üble Nachrede Bürgers, und die feindlichen Blicke der Göttinger *Sittenwächter* stürzten Meta in eine verzweifelte Lage, die für eine Frau ihrer Zeit kaum zu meistern war. Dabei hatte sie keineswegs leichtsinnig die Grenzen des Gebotenen und Erlaubten überschritten, sondern rebellierte gerade aufgrund ihrer Vernunft und Empfindung gegen die heuchlerischen gesellschaftlichen Regeln, wonach das Unglück junger Frauen im Namen der Tugend und Pflichterfüllung hingenommen wurde. Wie wir wissen, hat Meta aus freien Stücken geheiratet und fühlte sich auch später für ihr eigenes Lebensglück verantwortlich. Vor einer Lüge nahm sie lieber den Klatsch der selbstgefälligen Mitmenschen in Kauf. Sie wollte sich nicht der spießigen öffentlichen Meinung beugen, die alles Ungewohnte und nicht Alltägliche an Frauen mit einem Bann belegte. Ihre Auflehnung galt der weiblichen Rolle. Sie war eine schlechte Hausfrau und verwickelte sich in mehrere Liebesabenteuer - Vergehen, die ihren Ruf vollständig untergruben. Ehebruch war damals wie wir durch Freiherrn von Knigge erfahren haben eine weibliche Todsünde und sollte es noch lange bleiben. Knigge sei allerdings verzeihen, denn er befand auch *Vielweiberei* seitens der Männer für unmoralisch, „in Rücksicht auf die Folgen hingegen weniger strafbar“<sup>1</sup>. Ein halbes Menschenalter später beklagt George Sand: „In unserer Gesellschaft mit ihren Vorurteilen und Sitten wird einem Manne, je mehr es von ihm heißt, er sei ein Don Juan, ein zustimmendes Lächeln zuteil <...> Ganz anders aber ist die Lage der Frau.“<sup>2</sup> Die nicht durch Liebe gerechtfertigte Ehe und die *Güter-Ehe* bezeichnet Sand als eine schlecht maskierte Prostitution. Diesem Urteil würde Meta unbedingt zugestimmt haben. Ihre Situation in Göttingen war prekär - und mit einem anderen Mann als Forkel hätte sie dieser Skandal vernichtet.

In Berlin suchte sie eine vorurteilsfreiere Umgebung und ein neues Betätigungsfeld. Im Herbst 1788 verließ Meta Forkel Göttingen und lebte für ein knappes Jahr in Berlin, wo sie bei dem Schriftsteller und Theaterdirektor Johann Jacob Engel<sup>3</sup> Literaturunterricht nahm. Ihr folgte der ehemalige Göttinger Theologiestudent Karl Günther Friedrich Seidel<sup>4</sup>, der uns später als Übersetzer unter Forsters Regie wieder begegnen wird.<sup>5</sup>

Woher Meta den damals berühmten und angesehenen Johann Jacob Engel kannte, ist ungewiß. Engel ist vor allem als Herausgeber des »Philosophen für die Welt« (1775, 1777 und 1800) bekannt geworden. In diesen drei Bänden, die mehrere Neuauflagen erfuhren, versucht Engel die philosophische Materie in faßlicher Darstellung zu vermitteln. Populärphilosophische Fragestellungen sind in Erzählungen, philosophische Dialoge, Allegorien, Charakterschilderungen und Briefe eingekleidet. Den Großteil der Aufsätze schrieb der Herausgeber selbst. Daneben lieferten

<sup>1</sup> Adolf Freiherr von Knigge (I., 45), S. 182.

<sup>2</sup> Fritz J. Raddatz: "Ist's denn wirklich eine Frau?" Über Georges Sand, in: Zeit-Magazin Nr. 44, 26. Oktober 1990, S. 76.

<sup>3</sup> Neben seiner Professur in Moralphilosophie unterrichtete Engel (1741-1802) die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Friedrich Wilhelm III. gehörte zu seinen Schülern. Vgl. Karl Heinrich Jördens (Hrsg.): Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Erster Band (IV, 20), S. 444 ff.

<sup>4</sup> Carl Günther Friedrich Seidel aus Hannover hat sich am 8. Mai 1783 in Göttingen für Theologie eingeschrieben. Vgl. Matrikel der Göttinger Georg-August-Universität zu Göttingen, hrsg. von Götz von Selle (IV., 39).

<sup>5</sup> Daß Meta bei Engel in Berlin war, geht u.a. aus einem Brief von Georg Forster aus Mainz an seinen Schwiegervater Christian Gottlob Heyne vom 6. Oktober 1789 hervor: "Sie ist in Berlin bey Engeln und durch seine Hilfe Schriftstellerin geworden." Georg Forsters Werke: Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. Fünfzehnter Band: Briefe Juli 1787-1789 (I., 31), S. 345.

Eberhard, Friedländer, Garve und Moses Mendelssohn Beiträge.<sup>6</sup> Den Göttinger Professoren war Engel jedenfalls ein Begriff. 1784 wurden seine »Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus deutschen Mustern entwickelt« in den »Göttinger Anzeigen von gelehrten Sachen« lobend rezensiert.<sup>7</sup> Ein Jahr später hieß es zu Engels »Ideen einer Mimik« in den Anzeigen: „Wir danken dem Verfasser dieses vortrefflichen Werks für das Vergnügen, was er uns verschafft, für die vielen neuen Seiten der menschlichen Natur, worauf er uns aufmerksam macht, und für lehrreiche Aufschlüsse, die er darüber gegeben.“<sup>8</sup> Bereits 1776 hatte Johann Jacob Engel den Ruf als Professor nach Göttingen zugunsten Berlins ausgeschlagen, wo er von 1776 bis 1787 als außerordentlicher Professor am Joachimsthalschen Gymnasium lehrte. Seit 1786 war Engel Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften und Mentor für angehende Schriftsteller, unter anderem für den jungen Bernhardi.<sup>9</sup> Es ist deshalb möglich, daß Meta durch ihren Verleger, Weidmanns Erben und Reich, an Engel empfohlen worden war. Denkbar ist auch, daß sie durch Georg und Therese Forster von Engel gehört hat. Die Forsters hatten ihn 1785 auf ihrer Reise nach Wilna in Berlin kennengelernt. 1787 waren die beiden nach Göttingen zurückgekehrt.<sup>10</sup> Darüber hinaus könnte der oben genannte Karl Günther Friedrich Seidel den Kontakt zu Johann Jacob Engel vermittelt haben. Dafür spricht, daß Engel in einem Brief an seine Mutter den Bruder Heinrich Gotthelf Seidel mit Grüßen bedenkt. Heinrich Gotthelf Seidel lebte damals wie die Mutter Engels in Parchim, bei Schwerin.<sup>11</sup>

Zur Zeit von Meta Forkels Berlinbesuch oblag Johann Jacob Engel neben Karl Wilhelm Ramler die künstlerische Leitung des *Königlichen Nationaltheaters*.<sup>12</sup> Man hatte gerade Kotzebues »Menschenhaß und Reue« erfolgreich inszeniert, wobei das Stück weniger von der Kritik als vom

<sup>6</sup> Welcher Reputation sich Engel in Berlin erfreute, ist aus einem Brief von Johann Erich Biester (1749-1816) an Gottfried August Bürger zu entnehmen: „Nicolai und Engel, die so ziemlich den Ton angeben, schelten oft im Anfall des Verdrusses über die vielen schlechten Dichter, auf alle überhaupt; Ramler wird nur allein noch respektiert.“ Brief vom 17. September 1777, Strodtmann, Bd. II (I., 139), S. 134. Biester hatte in Göttingen studiert. Seit 1777 war er Sekretär im Büro des Staatsministers von Zedlitz. Bekannt wurde Biester als Herausgeber der »Berliner Monatsschrift«.

<sup>7</sup> Im 86. Stück, den 29. Mai 1784 (V., 5). Die Schrift war 1783 bei Friedrich Nicolai erschienen.

<sup>8</sup> Göttinger Anzeigen von gelehrten Sachen, 19. Stück, den 5. Februar 1785 (V., 5).

<sup>9</sup> August Ferdinand Bernhardi (1769-1820), Sprachforscher und Dichter, Direktor des Friedrich Werderschen Gymnasiums in Berlin, verfaßte eine "Sprachlehre" (1801-1803) und zusammen mit Ludwig Tieck die satirischen "Bamboccaden" (1797-1800). Die Schwester Tiecks, Sophie, heiratete 1798 den ehemaligen Lehrer und Freund des Bruders.

<sup>10</sup> Vgl. Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer (I., 95), S. 203.

Forster hatte im Frühjahr 1784 das Angebot für Wilna erhalten, wo er eine Lehrtätigkeit übernahm und darüber hinaus die einheimischen Natur- und Bodenschätze untersuchen sollte. 1785 heiratete er Therese Heyne und begab sich bald darauf nach Wilna. Der Vertrag lautete ursprünglich auf acht Jahre. Therese fühlte sich in Wilna nicht wohl und Forster litt unter dem Mangel an wissenschaftlichen Einrichtungen und Hilfsmitteln, was auch ihm den Aufenthalt verdarb. Er hatte Glück, nicht die ganzen acht Jahre dort ausharren zu müssen. Während seines Aufenthaltes hatte ihm die russische Regierung die Leitung einer Forschungsreise angeboten und ihn damit aus seinem Vertrag befreit. Die russische Regierung übernahm sogar die Vorschüsse, die er aus Wilna bezogen hatte. Die Reise fand jedoch nicht statt, da mittlerweile der russisch-türkische Krieg ausgebrochen war. Vgl. Georg Forster, Naturforscher, Weltreisender, Humanist und Revolutionär. (VI., 9), S. 20 ff.

<sup>11</sup> Brief an Marie Elisabeth Engel vom 25.8.1798, in: Johann Jacob Engels Briefwechsel aus den Jahren 1765-1802, hrsg. von Alexander Kosenina (I., 76), S. 194.

<sup>12</sup> Friedrich Wilhelm II. hatte das seit Jahren leerstehende französische Komödienhaus zunächst der Döbbelinschen Truppe zur Verfügung gestellt. Das Theater erhielt zwar kleine Beihilfen, mußte sich aber weitgehend aus eigenen Einnahmen erhalten. Als Döbbelin über seine Schulden nicht mehr Herr werden konnte, wurde die Direktion an Ramler und Engel übertragen. Engel führte das Abonnement, also die Vorausbuchung gegen geringeren Preis, mit Erfolg ins Theaterwesen ein. Vgl. Klaus Hermsdorf: Literarisches Leben in Berlin (III., 57), S. 183 f.

Publikum gefeiert wurde, und die königliche Familie veranlaßte, dem Autor durch Engel ein Geschenk von 20 Friedrichsdor zukommen zu lassen<sup>13</sup>. Die Vermutung, daß Meta zunächst mit dem Theater geliebäugelt hat, liegt von daher nahe. Vielleicht gedachte sie Dramen oder Komödien zu schreiben. Es kam jedoch anders. Es waren ihre brillanten Sprachkenntnisse, die es ihr ermöglichten, in Berlin ein wenig Geld zu verdienen. Ihre vor allem außerordentlich guten Englischkenntnisse verdankten sich nicht zuletzt der politischen Konstellation ihres Heimatlandes. Der Kurfürst von Hannover war gleichzeitig englischer König - und Französisch, die Sprache des Hofes, war in gebildeten Schichten ohnehin unerläßlich. Während ihres knapp einjährigen Aufenthalts übersetzte sie die »Skizze der Regierung Georg III.«<sup>14</sup> aus dem Englischen und das »Leben der Königin Elisabeth von England« von Luise Félicité Kéralio aus dem Französischen. Die aus acht Bänden bestehende Übertragung der »Histoire d'Elisabeth, Reine d'Angleterre, tirée des écrits originaux anglois« erschien 1789-1793 in Berlin, so daß wir davon ausgehen dürfen, daß Meta Forkel nicht alle Bände übersetzt hat, sondern wie Meusel in seinem »Gelehrtem Teutschland« aussagt, die letzten vier Bände von Heinrich Würtzer<sup>15</sup> übersetzt wurden. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß auch Würtzer 1788 Göttingen verlassen hatte, wo er bis dahin als Privatdozent gewirkt hatte und nach Berlin übersiedelte.

Auch Metas Lehrer Engel hatte sich nach dem Studium in Leipzig durch Übersetzungen seinen Lebensunterhalt verdient. Wir dürfen deshalb davon ausgehen, daß sie unter seiner Anleitung übersetzte.

Ein wenig läßt sich aufgrund der Bekanntschaft mit Engel auch über Metas Freizeitbeschäftigung spekulieren, denn höchstwahrscheinlich verkehrte sie in der 1785 in Berlin gebildeten Lesegesellschaft beim Kastelan des Königlichen Schlosses, Hofrat Bauer, „dessen Frau ihrer Zeit den Anspruch machte, ein bel-esprit zu sein“.<sup>16</sup> Zu den Teilnehmern dieser Gesellschaft gehörten Karl Wilhelm Ramler, Carl Philipp Moritz, die Humboldts, Henriette Herz und Christian Wilhelm von Dohm. Meta könnte dort Henriette, mit der sie 1798 noch einmal zusammentreffen wird, kennengelernt haben. Henriette Herz jedenfalls nahm regen Anteil an dieser Gesellschaft und gibt in ihren Erinnerungen einen kleinen Einblick in das dortige Treiben: Gelesen wurden abwechselnd „kleinere und größere Aufsätze, lyrische und epische Dichtungen, Dramatisches usw. Es gab ein frugales Abendessen, im Sommer wurden danach gesellige Spiele im Freien gespielt, im Winter getanzt“<sup>17</sup>. Johann Jacob Engel präsierte in dieser Lesegesellschaft.

<sup>13</sup> Das Geschenk sollte den Autor ermuntern, weitere Stücke für Berlin zu schreiben. Vgl. Peter Kaeding: August von Kotzebue (III., 69), S. 85

<sup>14</sup> Horace Walpoles (1717-1797) Lebenserinnerungen, 1847 in deutscher Sprache erschienen, enthalten Beiträge zur Geschichte der Regierung Georgs II. und Georgs III. Bei Metas Übersetzung handelt es sich um einen Ausschnitt dieses Werks, den Walpole selbst noch zu Lebzeiten veröffentlicht hatte.

<sup>15</sup> Heinrich Würtzer (1751-1835) wurde als Verfechter von Gewissens- und Religionsfreiheit populär, nachdem er mit einer Schrift leidenschaftlich gegen das preußische Edikt von 1788, das unter Justizminister Cramer herausgekommen war, auftrat. Diese Schrift sandte er, mit einem Begleitschreiben versehen, unter seinem vollen Namen an König Friedrich Wilhelm II., worauf ihm postwendend der Prozeß gemacht wurde. Würtzer, Dr. der Philosophie und studierter Jurist (seit 1772 in Göttingen), hielt eine so glänzende Verteidigungsrede, daß er freigesprochen wurde. Als politischer Publizist und Anhänger der Französischen Revolution verfaßt Würtzer später folgende Schriften: Revolutionskatechismus (Berlin 1793); Neue hyperboräische Briefe (Altona 1796); Der patriotische Volksredner (Altona 1796). Vgl. Friedrich Eberle; Theo Stammen (Hrsg.): Die Französische Revolution in Deutschland, (I., 21), S. 485 f.

<sup>16</sup> J. Fürst (Hrsg.): Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen (I., 33), S. 101.

<sup>17</sup> J. Fürst (Hrsg.): Henriette Herz. ... (I., 33), S. 101 f.

Einen Einblick in die Persönlichkeit Engels vermittelt Karl Friedrich Zelter<sup>18</sup>, der ihn als Anekdotenerzähler in den einschlägigen Berliner Kreisen kennengelernt hatte. Vor allem in der Berliner Mittwochsgesellschaft<sup>19</sup> erfreute sich Engel großer Beliebtheit. Im Brief vom 22. Januar 1826 erzählt Zelter seinem Freund Goethe eine für Engel typische Anekdote und schließt mit einer witzigen Charakterisierung desselben: „Es war lustig, vom Prof. Engel diese und ähnliche Geschichten erzählen zu hören, der im Gutessen Trinken und Schlafen ein ausgemachter Cyniker war. Nach dem alten Döbbelin übernahm er die Theaterdirection, das war sein Tod. Er engagierte allerliebste Mädchen und wollte selber mitspielen. Mir hat er auch eine weggekapt, worüber ich mich lange geirrt habe.“<sup>20</sup> Heinrich August Oskar Reichard bestätigt dieses Bild eines das Leben voll genießenden Mannes und witzigen Gesellschafters und relativiert es zugleich. In seinen Lebenserinnerungen berichtet er von einem Abend bei Direktor Seyler, dem Begründer der damals weithin bekannten *Seylerschen Schauspieltruppe*, in dessen Verlauf er Engel kennenlernte. Reichard charakterisiert ihn dabei wie folgt: „Trotzdem er von <...> Scherzen vollsteckte, plagten den armen Engel dennoch zuweilen die Dämonen der Schwermuth.“<sup>21</sup> Engel war bei Metas Besuch in Berlin 47 Jahre alt. Über beider persönliche Beziehung ist nichts bekannt. Der Hinweis von Meusel, daß Meta lediglich die ersten vier Bände des »Lebens der Königin Elisabeth von England« übersetzt hat und Heinrich Würtzer den Rest, deutet jedoch daraufhin, daß sie Berlin früher verließ, als sie ursprünglich vorhatte.

## 5.2 Mitarbeiterin in „Forsters Übersetzungsfabrik“

Den Sommer 1789 verbrachte Meta zusammen mit ihrem Sohn Carl Gottlieb und ihrer Mutter in Mainz, im Hause ihres Bruders Georg, der seit Mai 1787 zu den Leibärzten des Kurfürsten Erthal gehörte und eine Professur für Medizin an der Mainzer Universität innehatte.<sup>22</sup> Während dieses Besuches trat Meta in engeren Kontakt mit Therese und Georg Forster. Forster war im gleichen Jahr in Nachfolge von Johannes Müller<sup>23</sup> als Universitätsbibliothekar des Kurfürsten Friedrich Karl

<sup>18</sup> Karl Friedrich Zelter (1758-1832) war seit 1796 mit Goethe befreundet und vertonte dessen Lieder und Balladen (neben Reichardt). Zelter hatte sich wie Forkel um die Händel- und Bachpflege sehr verdient gemacht.

<sup>19</sup> Die Mittwochsgesellschaft war 1783 als eine "Gesellschaft von Freunden der Aufklärung" gegründet worden. Ihr gehörten neben Nicolai, Mendelssohn und Leopold Friedrich Günther Goeckingk auch Kirchenmänner wie die Oberkonsistorialräte Wilhelm Abraham Teller und Johann Friedrich Zöllner an. Weitere Mitglieder waren der Pädagoge Gedike, der Mediziner und Leibarzt Friedrich II., Christian Gottlieb Selle und hohe Staatsbeamte wie der Diplomat Wilhelm von Dohm und August von Struensee. Kants 1784 in der Berlinischen Monatsschrift erschienener Aufsatz "Was ist Aufklärung?" ist eine Stellungnahme zu den Debatten der Mittwochsgesellschaft. Vgl. Klaus Hermsdorf, *Aufklärer und Romantiker* (III., 57), S. 151.

<sup>20</sup> Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1799 bis 1832, hrsg. von Ludwig Geiger, zweiter Band, (I., 37), S. 379.

<sup>21</sup> Heinrich August Oskar Reichard (1751-1828), aus: "Seine Selbstbiographie", hrsg. von Hermann Uhde (I., 143), S. 112. Von 1775-1779 war Reichard Leiter des Gothaer Hoftheaters. Autor verschiedener Theaterkalender und -journale. Reichard gab zwischen 1778 und 1783 die »Bibliothek der Romane« in Berlin und später in Riga in 20 Teilen heraus. Er versuchte damit alte Volksbücher dem Publikum neu zugänglich zu machen.

<sup>22</sup> Vgl. Martin Weber: *Georg Wedekind* (III., 171), S. 84 f.

Johannes von Müller (1752-1809), Schweizer Historiker, hatte in Göttingen unter anderem bei Schlözer studiert, war 1781-1783 in Kassel als Bibliothekar und Professor für Geschichte angestellt, seit 1786 Bibliothekar in Mainz. Zum Zeitpunkt von Forsters Anstellung war Müller offiziell als Geheimer Konferenzrat in Mainz beschäftigt. Im November 1789 schreibt Forster an Heyne: "Müller wird in Kurzem aus Strasburg zurückerwartet, und zwar wie man sagt, vollkommen geheilt. Das gebe der Himmel, denn der arme Mann hat viel gelitten, und ist dem Kurfürsten unentbehrlich." Georg Forsters



Josef von Erthal (1719-1802) in Mainz angestellt worden. Forster kannte Johannes von Müller bereits aus Kassel, und dieser hat sich neben dem Schwiegervater Gottlob Heyne, für Forsters Berufung nach Mainz eingesetzt. Entscheidend war darüber hinaus seine Reputation als Weltreisender. Erthal, seit 1774 Kurfürst und Erzbischof in Mainz, gehörte zu den gebildeten, aufgeklärt-absolutistischen Landesherren, die für ihre angestrebten Reformen auch nach landesfremden Koryphäen und Akademikern Ausschau hielten. Forster und Wedekind waren protestantischen Glaubens, was den Kurfürsten nicht abhielt, sie für die Universität in Mainz zu gewinnen<sup>24</sup>. Der gute Wille und die Toleranz des Landesherrn reichten jedoch nicht aus, um Forster und Wedekind konfliktfrei in die angestrebte Synthese aus Katholizismus und Aufklärung zu integrieren. Verschwendung und Prunk des Hofes kontrastierten stark mit dem Geldmangel bei Anschaffungen für die Bibliothek und den notwendigsten Verbesserungen innerhalb der Universität. Die Bemühungen liberaler Beamter gingen im Intrigenspiel der konkurrierenden Adelsparteien unter.

Georg Wedekind und Georg Forster wirkten somit in unmittelbarer Nähe an der 1784 gegründeten Universität und fühlten sich durch ihre fortschrittliche Geisteshaltung und nicht zuletzt durch ihre schwierige Situation zwischen aufgeklärtem Katholizismus und den Intrigen der Konservativen verbunden. Diese identitätsstiftenden Gemeinsamkeiten erstreckten sich auch auf den privaten Bereich. Wedekind war Hausarzt der Familie Forster, und seine kleine Tochter Sophie und Forsters Tochter Therese waren Freundinnen. 1791 wurde Wedekind Pate bei Forsters Tochter Johanna, und acht Wochen später übernahm Forster dieses Amt bei Wedekinds Sohn Georg.<sup>25</sup> Verstärkt wurden die Wedekind-Forsterschen Familienbeziehungen noch durch Metas Eintreffen in Mainz, denn Forster erkannte sofort ihr Talent zum Übersetzen und verschaffte ihr sogleich Arbeit. Für Meta bedeutete die Verbindung mit Forster umgekehrt die Möglichkeit, über weitere zwei Jahre ihre finanzielle Unabhängigkeit zu beweisen. Unter Forsters Regie nutzte sie den Aufenthalt in Mainz, um »Brissons Reisen und Schiffbruch«<sup>26</sup> aus dem Französischen zu übersetzen.

Meta Forkel sollte in der Folge noch sehr viele Übersetzungen unter Forsters Namen und Revision erledigen. Meta verfügte neben hervorragenden Sprachkenntnissen und der relativ fundierten Ausbildung durch den Vater über fast alle Voraussetzungen, die ein guter Übersetzer mitbringen muß. Sie war mit den intellektuellen Diskussionen, die in der Universitätsstadt Göttingen ausgetragen wurden, vertraut, lebte sozusagen in Tuchfühlung mit der Gelehrtenwelt. Darüber hinaus versprachen ihre schriftstellerischen Ambitionen und ihre ersten Übungen bei Jakob Engel ein handwerkliches Können. Forster mußte also auf dieses Talent aufmerksam werden. Er wurde nicht enttäuscht, Meta wird nach kurzer Zeit zu seiner wichtigsten und zuverlässigsten Mitarbeiterin.

---

Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. Fünftehnter Band. Briefe Juli 1787-1789 (I., 31), S. 374.

<sup>24</sup> Zu den namhaften Gelehrten, die mit der Gründung der Universität 1784 nach Mainz gezogen worden waren, gehörten die Mathematiker Matthias Metternich (1758-1825) und Rudolf Eickemeyer (1753-1825), der Professor für Naturrecht Andreas Hofmann (1752-1849), der Theologe Felix Anton Blau (1754-1798) und der Kantianer Joseph Dorsch (1758-1819). In einem Brief an Johannes von Müller erinnert sich der ehemalige Geschichtspräsident Niklas Vogt an die vorrevolutionäre Zeit in Mainz: "Da war noch Raum und Stoff in der Welt. Da konnte man in einem kleinen Kurfürstenthum noch mehr wirken, als jetzt in großen Reichen. Wenn ich mir den alten Fürsten denke mit seiner Größe und Menschlichkeit, die talentvollen Menschen, die er um sich zog, und welche jüngere weckten" (Brief vom 28. Februar 1806, zitiert nach Hermann Weber: Mainz am Vorabend der Französischen Revolution, S. 127). Forster war bereits im Frühjahr 1788 für die Mainzer Universitätsbibliothek engagiert worden. Er blieb jedoch noch eine geraume Zeit in Göttingen, um sich mit dem dortigen Bibliothekswesen vertraut zu machen. Mit ausschlaggebend für Forsters Zustimmung war, daß auch sein Freund Soemmering an der Mainzer Universität wirkte. Vgl. Horst Fiedler, Siegfried Scheibe u.a.: Georg Forster. Naturforscher, Weltreisender ... (VI., 9), S. 22 f.

<sup>25</sup> Vgl. Martin Weber: Georg Wedekind (III., 171), S. 161.

<sup>26</sup> Geschichte des Schiffbruchs und der Gefangenschaft des Herrn von Brisson, aus dem Französischen, erschienen 1790 in Frankfurt.

Das Übersetzen war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so sehr in Mode geraten, daß es an Konkurrenz nicht fehlte. Sowohl die wirtschaftlich schlechte Lage der Gelehrten als auch die Konkurrenz zwischen den Verlegern führte zu einem Übersetzerboom. Dies hängt zum einen mit dem deutschen Buchmarkt selbst zusammen, der die Bedürfnisse vor allem nach Sachliteratur nur unzureichend bediente und der noch immer starken kulturellen Auslandsbezogenheit der Deutschen. Die Anpassung an die Lese- und Informationsbedürfnisse eines breiter werdenden Lesepublikums führte zum serienmäßigen Übersetzen, so daß man etwas abwertend von *Übersetzungsfabriken* sprach. Der Verleger und Buchhändler Nicolai hat dieses manufakturartige Übersetzen in seiner Sartire »Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldu Nothankers« 1773 bissig angeprangert. Der Magister spricht von berühmten Leuten, „<...> die die Uebersetzungen im Großen entrepreniren <...>, und die sie hernach wieder an ihre Unterübersetzer austheilen. Diese Leute haben von allen neuen übersetzbaren Büchern, in Frankreich, Italien und England die erste Nachricht <...>. An diese wenden sich alle Buchhändler, die Uebersetzungen haben wollen <...> sie wenden ihnen Arbeit zu <...>, märzen die Fehler ihrer Uebersetzungen aus, oder bemänteln sie mit ihren vornehmen Namen; denn mehrentheils sind Entrepreneurere von dieser Art stark im Vordenschreiben <...>.“<sup>27</sup> Die Beschreibung trifft durchaus auf Forster zu. Die eigentliche Übersetzungsarbeit erfolgte in mehr oder minder enger Zusammenarbeit mit dem Unterübersetzer. Andererseits darf man die Beziehung zu seinen Mitarbeitern, zu ihnen gehörten unter anderen auch Ludwig Ferdinand Huber, nicht als einseitiges Geschäftsverhältnis betrachten. Forster zieht Literaten<sup>28</sup> aus dem engsten Freundeskreis für seine Übersetzungen heran und pflegt mit ihnen einen regen geistigen und seelischen Austausch. Sein Hauptmotiv für den Einsatz fremder Mitarbeit war zweifelsohne Zeitmangel.

Die Ferien in Mainz und die neugegründete Arbeitsgemeinschaft und Freundschaft mit Forster eröffneten Meta eine erweiterte Lebensperspektive, die ihr letztendlich auch den Mut gab, nach Göttingen zurückzukehren. Mit einem um Verständnis werbenden Brief versuchte Forster, seinen Schwiegervater Heyne für Meta einzunehmen und ihr damit ein wenig die Rückkehr zu erleichtern.

Nach den vergnügten und arbeitsreichen Wochen in Mainz fiel es ihr bestimmt nicht leicht, mit ihrem Sohn und ihrer Mutter im September 1789 die Reise nach Göttingen anzutreten. Forster schreibt: „Wegen der Madam Forkel erlauben Sie mir, ein Vorwort bey Ihnen einzulegen. Die Arme Frau hat sich während ihres hiesigen Aufenthaltes äußerst gut aufgeführt, und ist sehr oft in meinem Hause gewesen. Sie ist gewis ungleich mehr zu beklagen als zu verurtheilen. Wenn Sie davon nähere Belege wünschten, könnte Therese oder ich, Ihnen ihre Geschichte und Verhältnisse mit dem Egoisten den sie zum Manne hat, erzählen. Herr Bürger und Hr. Sartorius<sup>29</sup> und HE.Schlegel<sup>30</sup> sind auch unverantwortlich mit ihrem Namen umgegangen.“<sup>31</sup> Wie Forster weiter

<sup>27</sup> Nicolai, Christoph Friedrich: *Leben und Meinungen des Magisters Sebaldu Nothanker*, Berlin/Stettin 1773-1776, zit. nach Roche, Geneviève: „Völlig nach Fabrikenart“ (VI., 11), S. 102.

<sup>28</sup> Neben Ferdinand Huber und Meta, die zu den Hausfreunden gehörten, beschäftigte Forster J. D. Sander, den er für die Übersetzung von Robertsons »Historical Disquisition« herangezogen hatte. Auch Therese und Nachwuchsübersetzer halfen gelegentlich, so hat er zum Beispiel dem jungen Studenten Dulaures die »Histoire critique de la Noblesse« übertragen. Vgl. Roche, Geneviève: *Handwerk und Kunst der Übersetzung ...* (VI., 11), S. 103.

<sup>29</sup> Georg Sartorius (1766-1828), Professor der Geschichte in Göttingen.

<sup>30</sup> Gemeint ist August Wilhelm Schlegel, Schüler von Gottfried Bürger, durch welchen er von Meta gehört hatte.

<sup>31</sup> Brief vom 6. Oktober 1789. *Georg Forsters Werke. Fünftehnter Band* (I., 31), S. 345.



Abb.8.: Der Übersetzer Georg Forster? Karikatur, ca. 1785

berichtet, hatte Meta allerdings einen gewichtigen Grund für diese Reise und war ohne Illusionen darüber, was sie dort erwarten würde. Forster schreibt: „<...> jetzt, da sie sich wegen ihrer Verwandten und weil HE. Forkel mit ihrem Vermögen nicht zum Besten gewirthschaftet hat, entschließen müssen, zu ihm nach Göttingen zurückzukehren, wo sie nun wohl wenig Freunde außer dem Hause, und wenig Schonung von der Prüderie und der Bosheit der göttingischen Frauenzimmer zu hoffen hat, wünscht sie in dieser Carriere [im Übersetzen] fortzufahren. Ich habe jetzt hier eine Uebersetzung von Brissons Nachricht seiner Gefangenschaft unter den Arabern in Afrika durchgesehen, und ihr jetzt die Mrs. Piozzi<sup>32</sup> zu übersetzen gegeben. Sehr wünscht es Sie, daß Sie

<sup>32</sup>

Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland, von Miss. Esther Lynch Piozzi, aus dem Englischen, erschienen 1790 in Frankfurt und Mainz. Mit Metas Übersetzung war Forster nicht ganz zufrieden. In einem Brief an Christian Gottfried Körner (1756-1831) schreibt er am 25. November 1789: "Sie sind allzu gütig, daß sie wegen der Piozzi ein Wort verlieren. Ich sehe mich auch genöthigt, die Sache ihrem Schicksal zu überlassen, so gern ich abstehe möchte, denn unter uns gesagt, welches Sie doch vor der Hand bey sich behalten wollen, ich revidire bloß die Uebersetzung einer andern Hand,

die Güte hätten, ihr den Gebrauch der Göttinger Bibliothek zu erleichtern, und diesen Wunsch, liebster Vater, wage ich mit meiner Vorbitte zu unterstützen.“<sup>33</sup>

Der Brief Forsters konnte nicht verhindern, daß seine und Metas düstere Prognosen von der Realität eingeholt wurden. Mit einem Brief von Anfang Oktober 1789 meldet Gottfried August Bürger Metas Rückkehr an Charlotte Hamberger<sup>34</sup>: Von Neuigkeiten dient hiermit folgendes zu wissen, seit ohngefähr 14 Tagen galt hier das Verslein: Wo nur ein Bär den andern sah / So hies es Betze ist wieder da. Bei Gellert liest man zwar Petz, weil von einem Männlein die Rede ist. Da aber in der Parodie ein Weiblein, nemlich Domina Furciferaria gemeint ist, so wird das harte P der Zärtlichkeit gemäß in ein weiches B. verwandelt <...>.“<sup>35</sup>

Christian Gottlob Heyne bemängelt bei allem Verständnis: „Der Mde. Forkel will ich gern mit den nöthigen Büchern helfen. Die gute Frau! wenn das Übersetzen sie nur zu einer guten Haußfrau machte! Von daher kam doch der erste Quell des Übels! Das Forkel nicht weniger Schuld haben mag, zweifle ich gar nicht; daß sie auch selbst mehr zu bedauern als anzuklagen ist, gebe ich zu. Sie konnte auch ihre Intriguen spielen. Aber sie sollte doch den äusserlichen Wohlstand beobachten, und nicht den Tag zehnenmal als eine Schlumpe und Bacchante über die Straße laufen.“<sup>36</sup> Natürlich entsprach Meta Forkel keinesfalls dem weiblichen Idealbild Prof. Heynes, welches er in einem Brief an Forster 1791 skizziert: „Eine Frau mit schlichtem Verstande muß für einen lebhaften Geist ein großes Glück seyn; Einen glänzenden Verstand, zumal an einer Frau, seh ich nie für ein Glück an, einer der glänzen will, ist mir ein Jammer.“<sup>37</sup>

Meta dachte offenbar nicht daran, sich in Göttingen zu verstecken. Abgesehen davon, daß sie gelegentlich im unpassenden Straßenkleid das Haus verließ, arbeitete sie unermüdlich für Forster. Sofort nach der *Piozzi* übersetzte sie »Benjowsky's Reise durch Sibirien und Kamschatka«, die ebenfalls in Herbst 1790 erschien. Georg Forster hatte die »Memoirs and Travels of Maritius Augustus Count de Benyowsky; written by himself« bereits während seiner mehrmonatigen Reise

der ich auf diese Art einen Vortheil zuwende, deßen sie bedürftig ist. Dieser Grund wird mich bey Ihnen rechtfertigen. Die Uebersetzerin ist schon mit ihrer Arbeit weit vorgerückt, und ich würde es hart finden, sie jezt stecken zu laßen." Forsters Briefe, Fünftehnter Band (I., 31), S. 377. Bei obigem Körner handelt es sich um den Freund Schillers. Seit 1783 war er Oberkonsistorialrat in Sachsen, seit 1815 Staatsrat in preußischen Diensten. Die Verbindung zwischen Forster und Körner dürfte durch Ferdinand Huber zustande gekommen sein, der damals mit einer Schwägerin Körners verlobt war. Auch dem Verleger Spener klagt Forster, daß die Überarbeitung der Übersetzung sehr zeitraubend für ihn war. Aber er lobt Meta schon einen Satz weiter: "Die Frau hat Talent <...> und arbeitet für 4 Reichsthaler den Bogen ziemlich gut, aber mit unglaublicher Schnelligkeit." Brief an Karl Philip Spener (1749-1827) vom 2. Januar 1790. Forsters Werke. Sechzehnter Band. (I., 31), S. 16 f.

Im Brief vom 4./5. März 1790 schreibt Forster an Heyne: "Die Übersetzung der *Piozzi* erscheint Ostern. Leider hat sie mehr Zeit gekostet, als wenn ich sie selbst gemacht hätte, denn die gute Forkel arbeitet zu flüchtig." Forsters Werke. Sechzehnter Band (I., 31), S. 26.

<sup>33</sup> Brief vom 6. Oktober 1789. Georg Forsters Werke. Fünftehnter Band (I., 31), S. 345.

<sup>34</sup> Charlotte Hamberger, Frau von Julius Wilhelm Hamberger (1754-1813), geb. in Göttingen, Bibliothekarin in Gotha, Mitarbeit bei der »Gothaer Gelehrten Zeitung«. J. W. Hamberger ist der Sohn von Professor Georg Christoph Hamberger (1726-1773) aus Göttingen.

<sup>35</sup> Konzept aus Bürgers Nachlaß, Strodtmann, dritter Band (I., 139), S. 257.

<sup>36</sup> Brief vom 18. Oktober 1789. Forsters Werke. Briefe an Forster. Achtehnter Band (I., 31), S. 359.

<sup>37</sup> Forsters Werke. Sechzehnter Band (I., 31), S. 458. Dieses Frauenbild Heynes korrespondiert mit den Klagen seiner Tochter Therese, die sich später über ihre vernachlässigte intellektuelle Ausbildung beklagte. Auch Caroline Böhmer fand vor seinen Augen keine Gnade. Im Brief vom 17. Februar 1792 schreibt Heyne an Forster: „M<sup>c</sup> Böhmer wird doch nun endlich Ernst machen abzureisen. Das ist auch ein Weib ohne Herz, und blos ein Köpfchen, voll Eitelkeit und Falschheit; ihrer Schwester [Charlotte Michaelis] Verdorbenheit hat doch Grund noch im Temperament. Aber auch das hat sie nicht.“ (Die Schwester heiratet wenig später Heinrich Dieterich, den Sohn des Göttinger Verlegers). Forsters Werke ..., Achtehnter Band (I., 31), S. 501.

in England angekündigt. Forsters Abwesenheit deutet daraufhin, daß Meta Forkel als Autorin dieser Übertragung anzusehen ist.<sup>38</sup> Die Vorrede ist natürlich von Forster selbst. Er hegte starke Zweifel an der Authentizität der Erzählung und reflektiert in der Vorrede über die schriftstellerische Glaubwürdigkeit. Als Essay erschien diese Vorrede in den *Kleinen Schriften*, Berlin 1795. Forster selbst bezeichnete sie als „ganz besondere Vorrede, als Vertheidigung aller Aufschneider und Biographen ihrer eigenen Thaten.“<sup>39</sup> Georg Forster hat wohl die Übersetzung überarbeitet und mit dem Vorwort versehen, der Vater, Reinhold Forster, fügte einige Anmerkungen bei und firmiert als einziger gleich nach dem Titel. Meta als Hauptakteurin wird verschwiegen; aber das war in den damaligen Übersetzerfabriken üblich. Das aus heutiger Sicht nicht ganz korrekte Verhalten geht dabei weniger auf Forsters Eitelkeit zurück, als auf verlegerische Interessen. Forsters und seines Vaters Ruf in der Fachwelt standen für wissenschaftliche Kompetenz.<sup>40</sup>

Johann Nikolaus Forkel hatte sich 1789, wohl nicht zuletzt aufgrund der auch für ihn unerträglichen Situation in Göttingen, um die Carl Philipp Emanuel Bach-Nachfolge in Hamburg beworben. Leider ohne Erfolg, so daß auch er in Göttingen ausharren mußte. Mit ein Grund für die sich verschärfenden ehelichen Auseinandersetzungen war, wie oben schon kurz erwähnt, Forkels verantwortungsloser Umgang mit Metas väterlichem Erbe. Für seine großangelegte Musikgeschichte sammelte er Musikalien aus unterschiedlichen Ländern und allen Jahrhunderten, *ein nicht unbedeutender Schatz seltener Kunstwerke*, wie in einer Enzyklopädie von 1837 vermerkt ist. Darüber hinaus besaß er eine Anzahl Kupferstiche *berühmter Contrapunctisten* und mehr als 500 größere musikalische Werke in seiner Bibliothek.<sup>41</sup> Die Mitgift diente bürgerlichen Mädchen zwar durchaus auch als Unterhaltsabsicherung während der Ehe, das heißt sie schloß den Gatten nicht aus, gedacht war sie aber in erster Linie für die Absicherung der Frau bei eventueller Witwenschaft. Der sonst so pedantische Forkel sah das wohl anders. Nicht nur, daß Forkel sich Metas Mitgift und Erbe bemächtigte, er schreckte auch nicht davor zurück, ihre Übersetzungshonorare zu unterschlagen. Um dies zu verhindern, begann Forster bei seinem Schwiegervater darauf zu dringen, Meta das Honorar direkt auszuhändigen. Im Brief vom 22. März 1790 schreibt er:<sup>42</sup> „Aus Forsters Zeilen

<sup>38</sup> Im Brief vom 4. September 1790 schreibt Forster an Voß: „Meine Herausgabe des Benjowski kommt mit der Ihrigen im Magazin nun eher in Collision ... Dafür kann ich aber wieder nicht; denn ich lies das Werk, während daß ich in England war, ankündigen; mein Commiſionair ward mit dem Verleger einig; ein Gehülfe, dem ich die Arbeiten dieser Art anvertrauen kann, hatte den ersten Band absolvirt, ehe ich wieder nach Hause kam, und so war es zu spät die Arbeit aufzugeben.“ Forsters Werke, Sechzehnter Band (I, 31), S. 181. Mit der Collision meint Forster den Umstand, daß Benjowskys Reisebeschreibung gleich dreimal erschien und zwar 1790 im 3. Band des »Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen« von J.R. Forster bei Voß in Berlin; eine zweite von Georg Forster (Schicksale und Reisen) 1791 in Leipzig bei Spener und eine dritte von Ebeling (Begebenheiten und Reisen) 1791 bei Hoffmann in Hamburg. Dies zeigt, unter welchem Zeitdruck sowohl Verleger als auch Übersetzer standen. Da der deutsche Buchmarkt der Zeit noch keinen festen Strukturen unterlag, war es häufig nur dem Zufall zu verdanken, wenn der Verleger oder Übersetzer von konkurrierenden Vorhaben erfuhr. Vgl. Geneviève Roche: Völlig nach Fabrikart (VI., 11), S. 106.

<sup>39</sup> Brief an Jacobi vom 18. Sept. 1970, in: Forsters Werke, Sechzehnter Band (I., 31), S. 191.

<sup>40</sup> Benjowsky's Reise durch Sibirien und Kamschatka, über Japan und China nach Europa; nebst eine Auszug seiner übrigen Lebensgeschichte. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen von Johann Reinhold Forster ... , erschienen 1790. Vgl. Geneviève Roche: Völlig nach Fabrikart. ... (VI., 11), S. 126. Diese Reisebeschreibung muß die Menschen damals ungeheuer beeindruckt haben. Sie behandelt einen fast zeitgenössischen Stoff, nämlich Benjowskys Ausbruch und den einzelner Mitverschworener aus dem Gefängnis Kamschatka und seine Flucht mit der Gouverneurstochter. Kotzebue hatte diese Geschichte für das Theater bearbeitet. Nachdem 1796 Iffland die Direktion des Berliner Theaters übernahm, erlebte Kotzebues Bearbeitung "Graf Benjowsky auf Kamschatka" 40 Aufführungen. Vgl. Klaus Hermsdorf (III., 57), S. 186 f.

<sup>41</sup> Enzyklopädie der gesammelten musikalischen Wissenschaften oder Universal-Lexikon der Tonkunst. Bearbeitet von M. Fink u.a., Dritter Band (IV., 12), S. 8.

<sup>42</sup> Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 35 f.

können wir entnehmen, daß Johann Nikolaus Forkel seine Ehefrau Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen mit fahrender Post das übrige baare Geld, welches Mad. Forkel zu empfangen hat, zuschicke. Ich fürchte, gäbe ich es auf die Post an diese gute Frau adressirt, so könnte es ihrem gewissenlosen Manne in die Hände fallen, der es ihr nicht nur vorenthalten, sondern vielleicht gar den Empfang abläugnen könnte. Eine ordentliche, mit gegenseitiger Bewilligung vorzunehmende Trennung dieser beiden Menschen ist durchaus nöthig, wenn nicht der ganze Ueberrest ihres kleinen Vermögens von diesem Menschen aufgezehrt werden und sie die Gefahr laufen soll, alsdenn, wenn sie nichts mehr hat, von ihm mit der äußersten Fühllosigkeit behandelt oder gar verstossen zu werden“ - nicht gerade sanft behandelte, und daß sie bereits 1789/90 auf eine Trennung in *beiderseitigem Einvernehmen* gehofft hatte. Mit Forkels projektierter Anstellung in Hamburg hätte dieser Wunsch auch leicht in Erfüllung gehen können. Nachdem aber auch Forkel an Göttingen gebunden blieb, wurde beider Situation und die Auflösung ihrer Ehe, wollten sie nicht vollends ins Gerede kommen, schwieriger. Mehr noch als Meta mußte Forkel um sein Ansehen als Universitätslehrer in Göttingen fürchten.

Noch im Jahre 1790 begann Meta mit der Übersetzung von »D. Ramsays Geschichte der Amerikanischen Revolution«.<sup>43</sup> Auch Therese Forster bemühte sich offenbar um Übersetzungsaufträge für Meta. In einem Brief an Bertuch vom 11. Mai 1790, möchte sie einer jungen Frau Übersetzungsaufträge verschaffen.<sup>44</sup>

Im Mai 1791 reiste Meta Forkel, um in Forsters Nähe zu sein, erneut nach Mainz. Schon zu Beginn des Jahres, am 8. Januar, hatte Forster gegenüber seinem Verleger Voß von einem *sehr guten Gehülfen* berichtet. Am 28. Mai des Jahres schreibt er: „Ich arbeite jezt 2 Stunden am Tage mit Madam Forkel an der Uebersetzung des Ramsay, die ganz umgearbeitet wird. Ich laße sie sodann abschreiben, und hiernächst soll sie nach der Druckerey gehen. - Es ist eine böse Arbeit; allein ich hoffe dadurch die wahrhaft talentvolle junge Frau, die übrigens wegen ihrer unglücklichen Ehe zu diesem Mittel sich zu betäuben greifen muß, zu einer geschickten Uebersetzerin zu bilden.“<sup>45</sup>

Voß war zunächst nicht mit der Übersetzung einverstanden und verlangte von Forster eine zweite Revision, für die dieser jedoch keine Zeit fand, so daß Metas alter Freund aus Göttingen und Berlin, Günther Friedrich Seidel, die restlichen zwei Bände übernahm. In dieser Form wurde »David Ramsays Geschichte« 1794 bei Voß verlegt.<sup>46</sup>

Im Juni 1791 unternahm Forster mit Meta zusammen eine kleine Erholungsreise nach Karlsruhe<sup>47</sup> - und überhaupt intensivierte sich ihre Beziehung in diesem Sommer, wurde noch enger und freundschaftlicher.<sup>48</sup> Abgesehen davon, daß Meta eine enorm fleißige Mitarbeiterin war, von der Forster nicht wenig profitierte, rührt es an, wie sehr er sich um die Verbesserung ihrer finanziellen

<sup>43</sup> David Ramsay: Geschichte der amerikanischen Revolution, aus dem Englischen, Bd. 1, verlegt bei Christian Friedrich Voß, Berlin 1791.

<sup>44</sup> Handschrift in Mainz, Stadtarchiv, der Name wird leider nicht genannt. Zit. nach Brigitte Leuschner: Therese Huber als Brieffschreiberin (III., 93), S. 211.

<sup>45</sup> Forsters Werke. Sechzehnter Band (I., 31), S. 294.

<sup>46</sup> Vgl. Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 466. Wahrscheinlich hat Meta selbst die Verbindung zwischen dem Verleger Voß und dem neuen Übersetzer C. F. G. Seidel, der ihr ja schon nach Berlin gefolgt war, hergestellt.

<sup>47</sup> Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 536.

<sup>48</sup> Wie Klaus Harpprecht in seiner Forster-Biographie vermerkt, soll sich Georg unterwegs als "Stiefvater seiner 26jährigen Gehilfin" ausgegeben haben. Bei dem "Altersunterschied von Jahren eine etwas fragwürdige Tarnung". Klaus Harpprecht: Georg Forster oder die Liebe zur Welt (III., 51), S. 251. Ein erotisches Abenteuer zwischen Meta und Forster scheint mir dennoch unwahrscheinlich. Therese Forster zeigte, anders als bei Caroline Michaelis-Böhmer, keinerlei eifersüchtige Regung.

Situation kümmerte und den Göttingern immer wieder kleine Verteidigungsreden hält, die ihr das alltägliche Leben in dieser Stadt erleichtern sollten. In einem Brief an den Verleger Voß bittet er um weitere Übersetzungsaufträge: „Wenn ich einmal Gehülpen an der Hand hat, so wollen sie beschäftigt seyn, ich habe außer diesem Beweggrund noch einen der besonderen Achtung und Freundschaft für Madame Forkel, deren häusliches oder Familienverhältnis sie in die Notwendigkeit versetzt, sich ganz zur Schriftstellerin bilden zu müßen. Den Sommer den sie jezt hier zugebracht hat, hat sie mit unablässigem Eifer und ich kann sagen mit dem besten Erfolg benützt, um sich zu vervollständigen.“<sup>49</sup> Kurze Zeit später bittet Forster sogar um eine Gehaltserhöhung für Meta auf 5 Reichsthaler pro Bogen.<sup>50</sup>

An Jeremias Reuß<sup>51</sup>, den damaligen Bibliothekar in Göttingen, richtet Forster die Bitte, Meta Bücher auszuleihen und versucht gleichzeitig ihren Ruf in Göttingen zu rehabilitieren: „Erlauben Sie mir, mein Bester, daß ich Ihnen dieses Frauenzimmer hierdurch als meine Freundin empfehle. Ihre Lage in Göttingen ist traurig und unangenehm; ihr häusliches Verhältnis ist von der Beschaffenheit, daß es ihr kein Glück geben kann; <...> Ist sie ehemals als ein junges, von ihrem Manne vernachlässigtes und übelbehandeltes Weib unbesonnen genug gewesen sich in der Zerstreung eines Umgangs, der keinem Frauenzimmer vorteilhaft seyn kann, wenn er auch unschuldig bleibt, - ist sie sage ich unbesonnen genug gewesen darin Erholung und Entschädigung zu suchen, daß sie sich daß Bewußtseyn verschaffte, wenigstens auf andre wirken zu können, so hat sie für diese Thorheit genug gebüßt. <...> Sie sucht keinen Umgang mehr, sondern ihre Ressource ist Arbeit.“<sup>52</sup> Die Bekanntschaft mit Georg Forster war in vieler Hinsicht für Meta ein großes Glück. Sie fand in ihm einen verständnisvollen Freund, lernte durch ihn und ihre Übersetzungen andere Kulturen kennen, die ihr die provinzielle Enge und Borniertheit ihrer übrigen Umgebung zwar noch deutlicher werden liesen, zugleich aber auch halfen, sie leichter zu ertragen.

Einen Einblick in Forsters privates Verhältnis zu Meta gibt der Brief vom 12. Dezember 1791, in dem er ihr gesteht, wie sehr er sie vermisst: „Ich wollte, Dein Vortheil und Dein Vergnügen wären einverstanden, Dich den Aufenthalt in Mainz vor dem in Göttingen wählen zu lassen; so füllte sich für mich wieder eine Lücke, die ich noch seit Deiner Abreise nicht ersetzt finde. Du bist mir eine nachsichtsvollere Freundin als alle andere um mich her, und soviel Selbstverläugnung habe ich noch nicht gelernt, das Angenehme dieser Empfindung entbehren zu mögen, wenn ich es genießen kann. Das schlimme von der Sache ist, daß ich Dir dagegen so unnütz bin. - Weg damit! <...> und so freu ich mich dann dunkel des kommenden Sommers. <...> Lebwohl und schreibe mir bald. Ich bin unveränderlich und innig Dein F.“<sup>53</sup> Meta wurde mehr und mehr zu Forsters vertrauten Freundin, ohne Therese dabei zu verärgern. Sie kannte seinen Kummer mit Therese, die sich wegen eines anderen Mannes von ihm trennen wollte. Doch Forster zog eine *ménage à trois* mit Ferdinand Huber vor. Dieser Charakterzug Forsters, sich mit dem Unabwendbaren lieber zu arrangieren und es hinauszuzögern, anstatt der Beziehung ein Ende zu setzen, mutet seltsam an. Bereits 1788 drohte seine Ehe durch einen Dritten, damals war es Friedrich Wilhelm Meyer, zu zerbrechen. Therese hoffte auf Scheidung, doch Meyer zog sich nach England zurück.<sup>54</sup> Lichtenberg, für den Forster

<sup>49</sup> Brief vom 24. September 1791. Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 563.

<sup>50</sup> Vgl. Brief vom 11. November 1791, Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 356. Das Durchschnittsgehalt für einen Übersetzer betrug um 1780 2 Reichstaler pro Bogen, sehr begehrte Übersetzer erhielten 5 - 15 Taler. Geneviève Roche veranschlagt Forsters Honorar auf 10, bei Voß vielleicht 15 Taler.

<sup>51</sup> Jeremias David Reuß (1750-1837), Professor für Philosophie und Bibliothekar in Göttingen.

<sup>52</sup> Brief vom 13.10.1791, Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 364.

<sup>53</sup> Brief vom 13.10.1791, Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 399.

<sup>54</sup> Vgl. Andrea Hahn (Hrsg.): Therese Huber (I., 52), S. 49. Gegenüber dem Vater rechtfertigte Therese 1788 die Trennung von Forster und ihre erneute Annäherung an Meyer und schreibt kurz nach ihrer Rückkehr aus Wilna am 27. Januar 1788: „Ich hatte Achtung und Zärtlichkeit für ihn [Forster], allein ich

einige Beiträge für den Göttinger Taschenkalender geschrieben hatte und ein wissenschaftliches Magazin mitherausgab, erahnte für diese Ehe, die 1785 geschlossen wurde, nichts Gutes. Noch vor der Eheschließung verweist er in einem Brief an Sömmerring vom 7. Januar 1785 auf Thereses sinnliches Temperament, das nicht mit dem Forsters harmonieren würde: „F. ist für die Liebe im eigentlichen Verstand: Th. für die à la Grenadiere.“<sup>55</sup>

Was veranlaßte Forster, eine für beide Seiten leidvolle und unerträgliche eheliche Verbindung aufrecht zu halten? Von ihm selbst wissen wir um seine entbehrensreiche Kindheit und Jugend, von einem tyrannischen und eitlen Vater. Auch von der Mutter wenig verwöhnt, hatte er früh gelernt, auf emotionale Zuwendung zu verzichten. In Mainz schickte er sich in das häusliche Unglück und versuchte sich mit Arbeit zu betäuben. Therese spricht dieses Unglück deutlich aus. Nach dem Tod von Huber, am 24. Februar 1806, schreibt sie einen sehr offenen Brief an Johann Gotthard von Reinhold, in dem sie beteuert: „<...> ich liebte Forster mit jedem Gefühl, nur nicht mit meinen Sinnen. <...> Forster nahm den unseligsten Weg, er wollte die Liebe erzwingen, die ihm die Natur versagte.“<sup>56</sup> Therese achtete ihren Mann, liebte ihn aber nicht, ein für die damalige Zeit nicht unübliches Schicksal. In dieser gespannten Atmosphäre im Hause Forster scheint sich Meta sehr einfühlsam bewegt zu haben, zumal sie die Zwänge einer unbefriedigten Ehe aus eigener Erfahrung kannte.

Forster jedenfalls sprach mit Meta sogar über seine finanziellen Verhältnisse, die er zu Hause peinlichst verchwieg und liebte sich einmal von ihr Geld. Im Brief vom 12. Dezember 1791 an Meta heißt es: „Meine Geldverengheit dauert fort. An Voß kann ich mich vor Ostern, d.h. ehe ich ihm wieder Manuskript geliefert habe, nicht wenden, denn er ist noch im Vorschuß. Könnt' ich nur irgendwo bis Ostern 2 bis 300 Reichsthaler aufnehmen <...>“<sup>57</sup>. Im Jahr zuvor scheint sie Forster 65 Reichsthaler geliehen zu haben. Heyne schreibt am 28. November 1790 an Forster: „Eben erhalte ich von M<sup>e</sup> Forkel 65 Reichsthaler in Gelde für Sie, mein lieber Forster: wie soll ich dieß an Sie übermachen?“<sup>58</sup>

Besonders im Brief vom 11. August 1792 an Meta wirkt Forster äußerst deprimiert. Er beklagt sich darin über die viele Arbeit und lobt seinen Verleger Voß, der ihn *wie noch kein deutscher Verleger bezahlte*. Der Briefschluß lautet: „Dabei bin ich ärmer als ichs je in meinem Leben war. Mit einem Worte, alles geht rückwärts. Das sind allemal die Nachwehen der Disharmonie im Hause!“<sup>59</sup> Georg Forster bezog das Geld aus seinem *Brotberuf* Bibliothekar quartalsweise und gab es sehr schnell aus. Wie Franz von Dumont in dem Aufsatz »Forsters Finanzen« ausführt, war dieser nach Sömmerring der bestbezahlteste Professor der Mainzer Universität und verdiente mit seinen Übersetzungen ein Erkleckliches dazu. Sein sogenanntes *Quartal* wurde zwar häufig mit Verzögerungen ausgezahlt, dennoch beruht Forsters ständiger Geldmangel in erster Linie darauf, daß er mit seinen Einkünften nicht wirtschaftlich umgehen konnte. Dumont erklärt dies mit der „Prosperität einer Residenz“ und dem damit verbundenen „Zugzwang zum aristokratischen

---

schwärmte mich bei unserm Briefwechsel in Liebe hinein. Wie meine Hochzeit war, war ich sehr vergnügt, ihn zu heiraten, und eh er kam, war meine Idee, mit Herrn Meyer einen freundschaftlichen Briefwechsel fortzusetzen ... Forster brachte zuerst die Idee einer dreifachen Verbindung vor ... Es tat meinem Herzen wohl, und meine Einbildungskraft dächte so etwas Romanmäßiges wie Forsters Anerbieten gar schön“.

<sup>55</sup> Georg Christoph Lichtenberg: Briefwechsel, hrsg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne, Bd. 3 (I., 67), S. 12. Zitiert nach Wolfgang Promies: Weltbürger oder vaterlandsloser Geselle? Georg Forsters eingedenk. Aufsatz in: Lichtenberg Jahrbuch 1995, S. 238.

<sup>56</sup> Zit. nach Andrea Hahn (Hrsg.): Therese Huber. ... (I., 52), S. 147 f.

<sup>57</sup> Forsters Werke, Sechzehnter Band (I, 31), S. 396.

<sup>58</sup> Forster Werke, Achtzehnter Band. (I, 31), S. 440.

<sup>59</sup> Forsters Werke, Siebzehnter Band. (I, 31), S. 158.



Lebensstil“. Außerdem erwähnt er die vielen auswärtigen Gäste, die in seinem Haus großzügig bewirtet wurden.<sup>60</sup>

Zu diesen Gästen gehörte der junge Justus Erich Bollmann<sup>61</sup>. Er entwirft von Meta und dem Mainzer Kreis ein gleichermaßen verständnisvolles als liebenswürdiges Bild. In einem Brief an seinen Vater, worin er seinen längeren Aufenthalt in Mainz rechtfertigt, schreibt er: „Diese drei [Georg und Therese Forster sowie Ferdinand Huber] und eine gewisse Madam Forkel von Göttingen, ein Frauenzimmer, von dem ich nichts sagen will, als daß man sie überall, außer in Göttingen, wo sie einige schlechte Menschen zu unerbittlichen Feinden hat, hochschätzt, eine Frau, die außerordentlich schief beurtheilt wird, weil sie niemand beurtheilen kann, außer der ganz genau ihre Geschichte kennt, die jene drei Menschen lieben, und deren hervorstechendes Talent eine vorzügliche Behendigkeit im Umgang mit Menschen ist - waren die Menschen, in deren Gesellschaft ich jeden Abend zubrachte. Man versammelte sich nemlich um sieben Uhr, nach geschehener Arbeit, um eine Theemaschine, nach englischer Sitte, und blieb bis gegen neun Uhr beisammen.“<sup>62</sup>

Die Atmosphäre im Hause Forster, die vielen durchreisenden Gelehrten, die sich dort versammelten, unter anderem die Brüder Humboldt<sup>63</sup>, trugen nicht wenig zu Metas Wohlbefinden bei. „Für Reisende, die einige intellektuelle Neugier durch die Welt trugen, war es gleichsam Routine, sich in Frankfurt bei den Bankhäusern Willemer oder Bethmann mit Geld zu versorgen, um schon am Abend den Tee in der Mainzer Universitäts-Gasse zu nehmen.“<sup>64</sup>

Als überaus heiter schildert der Theologieprofessor aus Gotha und Wahldäne Friedrich Münter die Atmosphäre des *Mainzer Kleeblatts*: „Forster und der Legationsrat [Huber] machten sich die Mühe, dem Fremden die Sehenswürdigkeiten von Mainz zu zeigen. Abends las man bei Forster die neueste Ausgabe des 'Moniteur' mit den Nachrichten aus Paris. In heller Frühe ein Bad im Rhein, das Forster und Huber bei gutem Wetter nie versäumten. Danach Frühstück in der „Allee“, wo sich Madame Forkel einfach und der ganze beau monde von Mainz <...> im Negligé versammelt.“<sup>65</sup>

---

<sup>60</sup> „Rechnet man noch die Zulagen hinzu, die er schon bald auf Betreiben von Madame Coudenhoven, der Mätresse des Kurfürsten erhielt, dann gehörte Georg mit über 2000 Gulden zu den gutsituierten Mainzern, denn er war weit besser gestellt als mancher kus“. Franz von Dumont: Forsters Finanzen (VI., 11), S. 91 f.

<sup>61</sup> Justus Erich Bollmann (1769-1821) in Hoya an der Weser als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren. Nach dem Gymnasium in Karlsruhe besuchte er 1787 die Göttinger Universität. Er studierte Medizin und spezialisierte sich auf Augenheilkunde, praktizierte 1792-93 in Paris und London. Ab 1796 ließ er sich als Handelskaufmann und Fabrikant in Amerika nieder. Bollmann war mit Varnhagen und Jean Paul befreundet. Varnhagen lernte Bollmann während des Wiener Kongresses 1815 kennen. Vgl. *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens von Karl. August Varnhagen von Ense*, hrsg. von Joachim Kühn (I., 78), S. 321. Für Jean Paul hat Bollmann die Revision für die "Unsichtbare Loge" übernommen. Vgl. Jean Paul an Bollmann, Bayreuth vom 20. November 1821, in: *Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten*, hrsg. von Karl Holtei (I., 63), S. 23.

<sup>62</sup> Justus Erich Bollmann, Karlsruhe, 26. Oktober 1791 an seinen Vater. In: F. Kapp, J.E. Bollmann, ein Lebensbild aus zwei Weltteilen (III., 73), S. 26 f.

<sup>63</sup> Wilhelm von Humboldt, der Anfang Dezember 1789 im Haus Forsters verkehrte, hat Meta nicht getroffen. Ob sie Alexander von Humboldt kennengelernt hat, der sich im Herbst 1789 eine Woche lang bei Forsters aufhielt, ist nicht überliefert.

<sup>64</sup> Klaus Harpprecht, Georg Forster (III., 51), S. 481 f.

<sup>65</sup> Klaus Harpprecht, Georg Forster (III., 51), S. 482. Friedrich Münter (1761-1793), lutherischer Theologe und Altertumsforscher, Sohn des Pfarrers Balthasar Münter, der Superintendent in Gotha war und später als Prediger der deutschen Petrigemeinde in Kopenhagen wirkte. Die Schwester von Friedrich Münter ist Friederike Brun, die zahlreiche Reisebeschreibungen und Gedichte verfaßte. Vgl. Carl Ramshorn: *Geschichte der merkwürdigsten deutschen Frauen* (IV., 31).

Trotz all dieser vergnügten und ausgelassenen Stunden hat Meta sich die meiste Zeit des Tages ihrer Profession gewidmet. 1791 erschien ihre Übersetzung »Anburys Reisen in das Innere von Nordamerika«<sup>66</sup>. Zu Beginn des Jahres hatte sie mit der Übertragung von Thomas Paines »The Rights of Man«<sup>67</sup> begonnen, wobei sich die Verhandlungen mit Voß recht schwierig gestalteten, obwohl es sich um ein Werk handelte, das Meta auch inhaltlich begeisterte. So empfand es auch Forster - und mehr zu seiner eigenen als zu Metas Verteidigung schrieb er an Voß, daß „Mad.<sup>e</sup> von dem Paine ganz bezaubert war.“<sup>68</sup>

Wie sehr sich Meta Forkel für diese Schrift engagierte zeigt ein Begleitbrief an Voß vom 24. September 1791, mit dem sie ihre ersten Bogen versendet. Sie spricht darin von der *Constitution* und nennt sie ein „bleibendes Gesetzbuch für Frankreich, das in jedes Politikers Archiv gehört.“<sup>69</sup> Drei Tage später schickt Meta

weitere Seiten der *Constitution* mit dem selbstbewußten Hinweis: „An der Übersetzung selbst wird man, wie ich mir schmeichle, und wie auch HE. Forster mir schmeichelt, keine Spuren von Eile finden: denn bei einem Stük, das als Urkunde der Menschheit anzusehn ist, habe ich es mir zur Pflicht gemacht, jeden Ausdruck sorgfältig zu wiegen.“<sup>70</sup> Ungewöhnlich mag zunächst auch Metas eigenständiges Verhandeln um das Honorar anmuten. Bis zu diesem Zeitpunkt war ihre Tätigkeit, deutlich die einer angestellten Übersetzerkraft. In dem gleichen Brief heißt es weiter: „Sie haben Herrn Forster sehr gütig geschrieben, ich möchte das Honorar für den Bogen bestimmen, allein Sie werden mir verzeihn, wenn ich das nicht thue. Ich schrieb Ihnen gleich anfangs, daß ich das Schicksal dieser Übersetzung, unter allen Bedingungen, gern Ihnen überlassen wollte: der vorzügliche Fleiß den ich darauf gewandt habe, hat mir zum eignen Vergnügen gereicht, und mir durch die Erfüllung meines Wunsches, es unter Ihren Auspicien erscheinen zu sehn, wäre mir sehr angenehm belohnt. Wäre ich nicht in der Lage, wo es mir Pflicht ist, meine Zeit auch in anderer Hinsicht einträglich zu benutzen, so würd ich ein ganz eignes Vergnügen drein setzen, diese Arbeit ohne jede Vergütung als die meines eignen Wohlgefallens daran, gemacht zu haben, so aber überlasse ich es ganz und gar Ihnen selbst, was sie an jenem Ersatz mir bestimmen. Forster, der Paines Rights of Man“ sehr preist, hielt sich als Übersetzer dieser demokratischen Schrift lieber



Abb. : Therese Heyne nach Tischbein d. J. zugeschriebenem Gemälde, ca. 1778 verschollen.

<sup>66</sup> Anbureys: »Travels in the Interior Parts of America« erschienen im »Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen«, 1792, 6 Bde.

<sup>67</sup> Paines »The Rights of Man« war am 16. Februar 1791 bei dem Verleger J. Johnson erschienen, der es jedoch aus Furcht vor Repressalien nicht auslieferte. Der mutigere Verleger J. S. Jordan brachte es am 16. März 1791 heraus. Vgl. Thomas Paine: Die Rechte des Menschen. In der zeitgenössischen Übertragung von D.M. Forkel. Bearbeitet und eingeleitet von Theo Stemmler (I., 137), S. 14.

<sup>68</sup> Brief vom 21.11.91, Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 380.

<sup>69</sup> Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31) S. 563.

<sup>70</sup> Brief vom 27.09.1791. M. Forkel an Voß. Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 564.

bedeckt. Bereits im Juni 1791 bedeutete er Voß: „<...>sie ist so demokratisch, daß ich sie wegen meiner Verhältniße nicht übersetzen kann.“<sup>71</sup>

Die Veröffentlichung Thomas Paines hat Voß zunächst unter dem Vorwand, die Übersetzung sei nicht gut, abgelehnt. Forster gab in einem Antwortbrief zu, daß er lediglich die *Constitution* revidiert hätte und entschuldigte sich für Metas *schlechte Leistung*, ohne ihren deutschen Text genau zu kennen. Darüber hinaus bat er *die unnütze Ausgabe zu verzeihen*, die er durch die Empfehlung von Meta verursacht habe. Forster zweifelte keine Sekunde am Urteil von Voß und entschuldigt sich und Meta mit den Worten: „Mad. Forkel ist allerdings von vielen Seiten eine sehr schätzenswerte, wackere und zugleich sehr unglückliche Frau deren ich mich nicht weniger als sonst annehmen werde, wenn ich auch nicht mehr wagen darf, sie eine gewisse Klasse von Übersetzungen machen zu lassen. Sie ist so bedrückt, daß ich ihr nicht einmal die traurige Empfindung machen kann, mich durch ihre fehlerhafte Arbeit compromittirt zu haben, und ich bitte Sie daher, mein werthester Freund, wo möglich, ihr auch nichts von Ihrem Misvergnügen merken zu lassen. Das Uebel ist einmal geschehen und geschieht nicht wieder; ein Vorwurf, den sie sich gewis hundertmal stärker machen würde, als man ihr merken ließe, würde ihr in ihrer traurigen Lage den Muth benehmen, in ihrer gewöhnlichen Arbeit, der Uebersetzung englischer Romane<sup>72</sup> fortzufahren, von der sie sich und ihren Sohn ernähren muß.“<sup>73</sup>

Ganz so zartbesaitet, wie Meta von Forster im Brief geschildert wird, war sie nicht. Nachdem sie davon erfuhr, daß *ihr Paine* nicht veröffentlicht werden sollte, wandte sie sich direkt an Voß und erklärte ganz rigoros: „Also gleich zur Sache: Sie haben den Paine abgewiesen, und der gute Forster hat mir das mit einem Jammergesicht kund gethan, als spräche er ein Todesurtheil <...> Doch nebenher, mich hat Ihre Weigerung nicht betrübt, weil ich fest überzeugt bin, wenn Sie das Buch sehen, so können Sie nichts weiter als es drucken, und wenn Hochverrath drauf stünde“.<sup>74</sup> Tatsächlich hatte Voß Angst vor der Zensur. Die für die Französische Revolution eintretende und gegen Edmund Burke<sup>75</sup> gerichtete Schrift stieß in Deutschland auf geteilte Meinung<sup>76</sup>, und selbst im liberalen England scheute Paines Verleger Johnson vor der Auslieferung der schon gedruckten Exemplare zurück. Der erste Teil der deutschen Ausgabe erschien 1792 bei Voß in Berlin und enthielt eine Vorrede Forsters, in der er für Paine klar Partei ergreift. Die für das Buch Verantwortlichen, Forster und Forkel, werden aus Angst vor Repressalien nicht erwähnt. Später trat Voß das Verlagsobjekt an einen Verleger namens Proft in Kopenhagen ab, der 1793 den zweiten Teil in

<sup>71</sup> Brief an Voß vom 04.06.1791. Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 299.

<sup>72</sup> In Metas Übersetzung erschienen 1791 *Honorie Sommerville* aus dem Englischen, 4 Bände (bei Karl Goedeke steht *Summerville*) und *Euphemia* von Mrs. Lennox, Berlin und Küstrin. Wahrscheinlich übersetzte sie damals gerade "A simple Story", eine Prosaromanze von Elizabeth Inchbald (1753-1821) aus dem Englischen. Der Roman erschien zu Beginn 1791. Metas Übersetzung "Eine einfache Geschichte" erschien 1792 in Leipzig bei Johann Samuel Heinsius.

<sup>73</sup> Brief vom 21.11.91, Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 380.

<sup>74</sup> Brief vom 21.11.91, Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 563.

<sup>75</sup> Edmund Burke (1729-1797) veröffentlichte 1790 seine »Reflections of the revolution in France« (deutsch von Gentz 1793). Thomas Paine (1737-1809) wählte für seine Schrift den Untertitel »Eine Antwort auf Herrn Burkes Angriff gegen die Französische Revolution«.

<sup>76</sup> Die Spaltung zwischen Burke und Paine zog sich sogar durch die Verwandtschaftsbeziehungen Forsters. Ernst Brandes (1758-1810), der Bruder von Heynes zweiter Ehefrau, der noch vor der Eheschließung zwischen Heyne und Georgine bei Heyne studiert und zwischen 1775 und 1778 in dessen Haus gewohnt hatte, war ein großer Verehrer Burkes, den er 1784/85 auf seiner Englandreise persönlich kennengelernt hatte. Vgl. Christian Gottlob Heyne. Biographisch dargestellt von Arnold Hermann Ludwig Heeren (I., 56), S. 391.

einer Neuübersetzung zusammen mit einem dritten Teil, der eine Auswahl von politischen Schriften Thomas Paines enthält, herausgab.<sup>77</sup>

Ein weiteres wichtiges Buch, »Volney's Ruinen oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche«<sup>78</sup>, wurde 1791 von Meta aus dem Französischen übertragen. Forster steuerte zu dieser Übersetzung die berühmte Vorrede *Über den gelehrten Zunftzwang* bei. Auch diese Übersetzung erforderte einigen verlegerischen Mut, denn *Volney* war in Leipzig noch vor Erscheinen verboten worden.<sup>79</sup>

Betrachtet man nur die Anzahl der zwischen 1788 und Anfang 1792 von Meta übersetzten Bücher, so werden selbst Kritiker, die sich an kleinen Details festhalten und ihr gelegentliche Ungenauigkeiten vorwerfen, zugeben müssen, daß Meta eine kongeniale Übersetzerin war. Georg Forster befürwortete nicht das wortgetreue, sondern das sinngemäße Übersetzen. Im Vorbericht zu der Übersetzung von Buffons »Histoire des Quadrupèdes« erklärt er: „<...> eine knechtische wörtliche Uebersetzung halte ich für weniger zweckmäßig, als eine solche, wodurch man hauptsächlich nur den Sinn des Verfassers zu treffen und überzutragen sucht.“<sup>80</sup> Außerdem war es durchaus üblich, entbehrliche Teile auszusparen. Zum Beispiel werden in der deutschen Fassung von Anbureys »Travels in the Interior Parts of America« alle Stellen getilgt, die scheinbar keinen unmittelbaren Bezug zum Thema haben, wie zum Beispiel Höflichkeitsfloskeln in Briefen. Dennoch beweist die Textautopsie, daß Forster in der Praxis ein sehr gewissenhafter Übersetzer war.<sup>81</sup> Gleichmaßen muß dies für Meta Forkel gelten, die in unglaublicher Geschwindigkeit und zum Teil selbständig die Übertragungen übernahm. Neben den beiden für Engel übersetzten Titeln, hat Meta zwischen 1788-1791 sieben Bücher für Forster<sup>82</sup> sowie drei Romane und die im Anschluß noch zu besprechende Schrift von Lady Carlisle<sup>83</sup> in eigener Regie übersetzt. Auf diese Schrift möchte ich etwas näher eingehen, weil sie einen kleinen Einblick in Metas psychologische Verfassung nach der Trennung von Forkel gibt.

Die 1791 in Leipzig erschiene Übersetzung von Gräfin Carlisles Ratgeber: »Für junge Frauenzimmer sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen« muß den mit Metas Biographie vertrauten Leser durch das Thema zunächst irritieren. Diese Schrift, für die Meta allein zeichnet, behandelt die *Grundsätze* weiblichen Verhaltens, die den Eintritt *junger Mädchen in die große und scharf richtende Welt* erleichtern und die Ehe erträglicher gestalten sollen. An der Überlegenheit des Mannes wird dabei nicht gezweifelt. Es heißt: „Das zugestandne Uebergewicht des andern Geschlechts; die Freiheiten ihrer Erziehung, heischen unzählige Duldungen des unsrigen, wenn wir nach Achtung und Einfluß trachten.“<sup>84</sup> Es mutet seltsam an, daß ausgerechnet Meta, die bewußt eine ganz andere Haltung angestrebt hatte, der jedenfalls die Rolle der *Dulderin* nicht gelungen

<sup>77</sup> Vgl. Thomas Paine: Die Rechte des Menschen (I. 137), S. 27.

<sup>78</sup> Constantin François Chasseboeuf, Comte de Volney (1757-1820). Das Original »Les Ruines: ou Méditation sur les révolutions des Empires Par M. Volney, Député« war 1790 in Paris erschienen.

<sup>79</sup> Vgl. Forsters Werke. Achtzehnter Band (I, 31), S. 786.

<sup>80</sup> Zit. nach Geneviève Roche: Völlig nach Fabrikart (VI., 11), S. 109.

<sup>81</sup> Vgl. Geneviève Roche: Völlig nach Fabrikart (VI., 11), S. 110.

<sup>82</sup> Nicht mitgerechnet wurde die Übersetzung John Longs: Voyages an Travels of an Indian Interpreter and Trader ..., bei der Meta Forkel wie aus einem Brief an Voß vom 21.08.1791 hervorgeht, mitgearbeitet hatte. Forsters Werke. Sechzehnter Band, (I, 31), S. 554.

<sup>83</sup> Bei Frau von Carlisle handelt es sich wahrscheinlich um die Ehefrau von Frederick Howard Graf Carlisle (1748-1825), den Onkel von Lord Byron.

<sup>84</sup> Für junge Frauenzimmer sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen. Nach dem Englischen der Gräfin von Carlisle. Nebst einem Versuch der Uebersetzerin über weibliche Delikatesse, Leipzig 1791 bei Friedrich Gotthold Jacobaer erschienen, S. 15, StadtA Soest. In der Folge werden die Seitenzahlen direkt hinter dem zitierten Text angegeben.

war, die die Marotten ihres Mannes nicht ertrug und die in Göttingen keine Achtung mehr genoß, dieses Buch übersetzte. An die von Gräfin Carlisle beschriebenen Grundsätze hat sich Meta nie gehalten und sich selbst vielmehr durch ihr Temperament und ihren Drang nach geistiger Unabhängigkeit in eine heillose Lage verstrickt. Dennoch steht sie den Ratschlägen, die die Carlisle erteilt und denen nur ganz versteckt ein emanzipatorisches Anliegen abgewonnen werden kann, keineswegs befremdet gegenüber, sondern fügt der Übersetzung noch eigene Vorstellungen von *weiblicher Delikatesse* bei, die in gleicher Manier wie Carlisle vor unweiblichem Verhalten warnen und das Pathos weiblicher Entsagung predigen. Sollte Meta etwa so schnell resigniert und ihr eigenes Verhalten selbst verurteilt haben? Wenigstens sieht es so aus, als suchte sie mit Hilfe dieses *Ratgebers* ihr eigenes Mißgeschick besser zu verstehen.

Die Schrift wendet sich an junge Frauen aus dem Adel und der oberen Bürgerschicht und warnt vor Oberflächlichkeit, Schmeichelei, Eitelkeit, Klatsch und Eifersucht: „Wenn Ihre Lage, oder Ihr Stand Ihnen auflegt, Ihr Leben unter Leuten nach der Mode, oder vom sogenannten guten Ton hinzubringen, so bewaffnen Sie sich mit einer starken Rüstung von Vernunft und Entschlossenheit. Nehmen Sie so wenig als möglich von den Modethorheiten an, womit diese Zirkel Sie bekannt machen werden. <...> Lassen Sie sich durch keine feine Schmeichelei zu einer Sonderbarkeit in der Kleidung, in den Sitten und Betragen verleiten.“ (S. 15 f.) Solche Warnungen sind uns aus Metas Roman vertraut, und darin liegt auch die Vielschichtigkeit der Carlisle. Der emanzipatorische Anspruch ist in diesen Predigten von gesellschaftlichem Wohlverhalten versteckt. In dem sich die jungen Frauen ihrer gesellschaftlichen Rolle deutlich bewußt werden, können sie die aufgestellten Verhaltensmaßregeln als Präventivmaßnahme gegen noch schlimmeren Kummer nutzen.

In allen Punkten konnte Meta der Gräfin aber nicht zustimmen. An Stellen, die ihrer Erfahrung oder Denkweise zuwiderlaufen, gibt sie in den Anmerkungen ihre eigene Meinung wieder.

Carlisle empfiehlt beispielsweise, daß es vorteilhafter sei, „<...> mit Höhern, oder unsers Gleichen, als mit Geringern umzugehn; weil jene nicht so viel Interesse dabey haben, unsern Schwächen zu schmeicheln.“ (S. 16 f.) Meta lehnt diesen Grundsatz mit der Begründung ab: „<...>so laufen wir <...> Gefahr, einen gewissen Sklavensinn anzunehmen, und uns an Duldungen zu gewöhnen, welche das feine Ehrgefühl schwächen; auch machen wir uns den Umgang von Personen aus niedrigeren Klassen zu unschmackhaft, wenn wir ausschliessend in höhern Kreisen leben; sind verlegen und unbehaglich in ihrer Gesellschaft, wenn wir sie einmal nicht vermeiden können und verlieren das Gefühl für ihren wirklichen Werth, weil wir jene feinere Politur und höhere Eleganz der Sitten, die wir uns zum Bedürfniß gemacht haben, an ihnen vermissen.“ (S. 17.) Sie schließt mit der Überzeugung: „<...> nichts entstellt einen weiblichen Mund mehr als jene wegwerfenden Benennungen.“ (S. 18)

Die Carlisle sieht im Besuch des Theaters für junge Damen einen *großen Nutzen*, weil deren *Mitgefühl fürs wirkliche Leiden* in *einem gut aufgeführten Trauerspiele* rege würde. Meta schreibt dazu in der Anmerkung: „Gerade hier wage ich das Gegenteil zu behaupten. Nur zu oft geht der, dessen Empfindbarkeit für Theaterleiden aufgeregt wurde, vor wirklichem Leiden vorüber, oder wendet sich wohl gar mit Ekel ab, weil sein verwöhntes Gefühl es hier nicht in so eleganter Gestalt als auf der Bühne vorgestellt sieht.“ (S. 80) In solchen Anmerkungen wird Metas protestantische Erziehung sinnfällig. Wie der Vater wendet sie sich gegen jeglichen Dünkel und plädiert für tätiges Mitgefühl.

Diese Gedanken *über weibliche Delikatesse*<sup>85</sup> sind, wie sie selbst aussagt „an einem auswärtigen Ort im ersten Aufwallen einer gekränkten Empfindung für mein Geschlecht, die ich aus einem gewissen Zirkel mit zu Hause brachte“, entstanden (S. 108). Der Ort ist also Berlin und der *gewisse Zirkel* muß sich in Göttingen befunden haben. Meta Forkel preist in diesem Anhang die weibliche Gefühlsdomäne, die „Unschuld, Schaamhaftigkeit und Reinheit des Herzens <...>, die mächtiger

---

<sup>85</sup> Weibliche Delikatesse; meint Feinheit, Zartheit des Gefühls.

aller Verführung [widersteht] als alle räsønnirende Vernunft.“ Im spannungsreichen Widerstreit zwischen Vernunft und Gefühl entscheidet sich Meta nun ganz kompromißlos für die Seite des Gefühls. Sie schreibt: „Ein Frauenzimmer, das über solche Dinge gedacht zu haben, nicht verheelt, das frei mit Männern über die Gränzen des Erlaubten philosophiert, mag immerhin unter den starken Geistern einen ehrenvollen Platz behaupten.“ (S. 114) Aber sie kommt zu dem Schluß, daß sie damit die „Waffen von sich wirft, [womit] sie ihrem Gegner überlegen war“. Die Waffen im Geschlechterkampf sind ihres Erachtens nicht gleich: „Philosophie ist das Gebiet des Mannes, feines Gefühl die angeborene Stärke des Weibes.“ (S. 115.) Man kann vermuten, daß Meta nun mehr als bislang dazu bereit war, ihre weibliche Rolle im Rousseauschen und später romantischen Sinne *als Hohepriesterin der Liebe* zu definieren, während der Mann nach wie vor den Geist repräsentieren sollte. Ein wenig schwingt in dieser Äußerung auch Resignation und Schmerz mit, denn sie schreibt: „Zu den übrigen wichtigen Bewegungsgründen, junge Mädgen von allen Unvorsichtigkeiten im Betragen zurück zu halten, gehört noch ihr Ruf in den Augen der Welt, dem auch eine leise Verletzung des Wohlstandes unersetzlichen Schaden bringen kann.“ (S. 121)

Im Umgang mit Forster und dem Mainzer Zirkel, mit ihrer Anerkennung als Übersetzerin, hatte Meta ein neues Terrain erobert, das die *Göttinger Skandale* ein wenig in den Hintergrund treten liesen. Gleichzeitig wird ein verdrängtes Bedürfnis nach weiblicher Anerkennung spürbar. Den Brief vom 24. September 1791 an den Verleger Voß hatte sie mit folgenden Worten beendet: „Verzeihn Sie meine weibliche Plauderei: wenn ich sie nicht beibehielte, so möchte ich bei meinen pedantischen Beschäftigungen endlich gar vergessen, daß ich ein Weib bin.“<sup>86</sup>

Mit diesem Teil ihrer Seele sollte sie nun bald wieder konfrontiert werden.

---

<sup>86</sup> Forsters Werke. Sechzehnter Band (I, 31), S. 564.

## 6. Neubeginn

### 6.1 Johann Heinrich Liebeskind

Am 14. Oktober 1791 war Meta von Mainz nach Göttingen zurückgereist. Spätestens in diesem Herbst muß sie den drei Jahre jüngeren, an der Universität Göttingen eingeschriebenen Johann Heinrich Liebeskind kennengelernt haben. Drei Jahre später wird sie mit ihm eine zweite Ehe eingehen.

Auch Liebeskind entstammt einer Musikerfamilie, schon der Großvater war Fagottist in Altenburg, und der Enkel hat diese Tradition nicht eigentlich unterbrochen. Er soll zusammen mit seinem Vater zu den besten Flötisten Deutschlands gehört haben.<sup>1</sup> Erfolgreiche Musiker wurden damals zwar von einigen Fürsten hofiert, finanzielle Sicherheit gewährten sie den am Hof beschäftigten Musikern aber nicht. Aussichtsreicher erschien da das Jurastudium, so daß die Musik für Johann Heinrich ganz in die Mußestunden verbannt wurde.<sup>2</sup> Mit Hilfe eines Stipendiums aus der „Skatul des MarkGrafen auf 3 Jahre“ (gemeint ist Markgraf Friedrich von Bayreuth) hatte Johann Heinrich zunächst in Erlangen<sup>3</sup> Jura studiert. 1790 wechselte er als Hofmeister und Begleiter des Sohnes von Minister von Gemmingen aus Ansbach an die Universität Göttingen, wo er am 24. Oktober zusammen mit seinem Schützling das Studium aufnahm.<sup>4</sup>

Johann Heinrich wurde am 24. April 1768 in Bayreuth<sup>5</sup> als Sohn von Georg Gotthelf Liebeskind<sup>6</sup> geboren, der dort als *KammerMusikus* angestellt war. Ein Jahr nach der Geburt des Sohnes wurde

---

<sup>1</sup> Anmerkung zu Matrikel-Verzeichnis Erlangen: Fikenscher B 5, 288. 11.79. Nekrolog 25, 931.

<sup>2</sup> Johann Heinrich Liebeskind veröffentlichte in der Allgemeinen musikalischen Zeitschrift, Jahrgang 9, Nr. 6 und 7 den Aufsatz: »Versuch einer Akustik der Teutschen Flöte, als Beytrag zu einer philosophischen Theorie des Flötenspiels«. Ein weiterer Aufsatz mit dem Titel: »Bruchstücke aus einem noch ungedruckten philosophisch praktischen Versuches über die Natur und das Tonspiel der Teutschen Flöte« erschien in der gleichen Zeitschrift, Jahrgang 10 in Nr. 7-10.

<sup>3</sup> Einschreibedatum war der 13. April 1787. Register zur Matrikel der Universität Erlangen 1743-1843 (IV., 40), S. 291. Die Universität Erlangen war 1742 von Markgraf Friedrich gestiftet und ein Jahr später von Bayreuth nach Erlangen verlegt worden. In Erlangen lebten viele „refugierte Franzosen“ und fremde Arbeiter in den Manufakturen (es wurden Hüte, Strümpfe, Handschuhe, Kattun- und Leinwanddruckereien, Seide und Samt hergestellt). Die Zahl der Studenten lag zur Zeit von Liebeskind zwischen 250 und 300, darunter waren besonders viele Kurländer und Ungarn. 1782 wurde ein Lehrstuhl für Ökonomie angegliedert. Vgl. Friedrich Nicolai, Beschreibung einer Reise... (I., 101), S. 166 f.

<sup>4</sup> Vgl. Lebenslauf von Johann Heinrich Liebeskind, Bestand HB X 10a15, LKA Nü. Zuerst erwähnt bei Koppe: Juristischer Almanach, 1794, S. 88. Von G.W.A. Fikenscher erweitert bis zum Jahre 1803, in: Gelehrtes Fürstenthum Baireut, Band 5, Nürnberg 1803, S. 288 f. Bis Wintersemester 1792 wohnten beide bei Bödiker im Sumpfebiel. Für das Wintersemester 1793 mietete sich von Gemmingen bei Mad. Schwebpefer in der Weender Straße ein, da Liebeskind im Januar seine Studien mit der Doktorarbeit abgeschlossen hatte. Im Göttinger Matrikelverzeichnis ist J. H. Liebeskind unter der Nr. 15773 (1790) Baireut, jur., ex ac. Erlang. vermerkt. Karl von Gemmingen ist unter der Nr. 15772, Odenwald, ex ac. Erlangensi, eingetragen. Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734-1837, hrsg. von Götz von Selle (IV., 39).

<sup>5</sup> Johann Heinrich Liebeskind ist am 27. April 1768 getauft worden. (Gem. Taufbuch der Hofgemeinde Bayreuth 1768 / 124 / 27) Evang.-luth. Pfarramt Bayreuth-Stadtkirche.

<sup>6</sup> Georg Gotthelf Liebeskind (1733-1795) war der Sohn eines Fagottisten in Altenburg. Der Vater unterrichtete ihn zunächst auf diesem Instrument. Mit acht Jahren spielte Georg Gotthelf Liebeskind schon Fagott, fühlte sich aber noch mehr zur Flöte hingezogen. Die Markgräfin von Bayreuth war auf ihn aufmerksam geworden und veranlaßte seine Ausbildung bei dem berühmten Flötisten Quanz in Potsdam.

dem Vater eine Stelle als Flötist in der Hofkapelle in Ansbach angeboten. Die Mutter, Carolina Eleonora Brigitta<sup>7</sup>, geborene Wiedhaupt, war schon kurz nach der Geburt gestorben, so daß Johann Heinrich als Halbweise die ersten vier Jahre bei Verwandten aufwuchs. 1772 holte ihn der Vater nach Ansbach, wo er im Dezember 1771 eine zweite Ehe mit Martha Boller<sup>8</sup> eingegangen war. Ab 1776 besuchte Johann Heinrich das Gymnasium in Ansbach. Seine Lehrer waren Degen, Glandorf und Faber, die für eine hervorragende Schulbildung sorgten. Besonders in Mathematik soll sich Liebeskind ausgezeichnet haben. Aber auch in anderen Fächern erhielt er mehrere Prämien. Das Einkommen des Vaters reichte jedoch für ein Studium nicht aus<sup>9</sup>. Insbesondere seinem Lehrer Glandorf<sup>10</sup> hatte es Johann Heinrich zu verdanken, daß er dennoch studieren durfte. An der Universität Erlangen hörte er juristische Vorlesungen bei Rudolph, Geiger, Glück und Klüber und Geschichte bei dem berühmten Hofrat Meusel<sup>11</sup>. Im Februar 1788 wurde Liebeskind als Mitglied in die *Deutsche Gesellschaft*<sup>12</sup>, genauer: in das »Institut der Moral und der schönen Wissenschaften«, aufgenommen.

In Göttingen hörte Johann Heinrich Liebeskind bei Pütter, Klaproth, Runde und Feder. Professor Johann Stephan Pütter - wir haben ihn bereits als Kollegen von Rudolf Wedekind kennengelernt - war als Staatsrechtslehrer für einen zukünftigen Juristen unumgänglich; ebenso Justus Friedrich

Zu den begeisterten Gönnerinnen Georg Gotthelf Liebeskinds gehörte die Herzogin von Württemberg, die ihn oft auf dem Lustschloß „Phantasie“ empfing und ihn 1778 von May malen ließ. Sein Bildnis hing in ihrem Konzertsaal neben Graun, von Benda und Quanz. Vgl. Keferstein: Encyclopädie der gesammelten musikalischen Wissenschaften (IV., 12), S. 381.

<sup>7</sup> Die Mutter Carolina Brigitta Eleonora Liebeskind, geborene Wiedhaupt, starb am 6. Juni 1768 im Alter von 21 Jahren und wurde am 8.6.1768 beerdigt. (Sterberegister der Hofgemeinde Bayreuth, 1768 / 85 / 111). Evang.-luth. Pfarramt, Bayreuth-Stadtkirche.

<sup>8</sup> Der Traueintrag im Hochzeitsregister des Stadtkirchners (K 28) lautet: „S.T. Herr Georg Gotthelf Liebeskind, hochfürstl. Cammer Musicus mit Margaretha Marie Bollerin privatim Copulirt d. 10 D 1771“. Siehe auch Eintrag im Hochzeitsregister der Stadtpfarrei St. Johannis, wo der Vorname der Mutter abweicht und mit Martha M. Boller vermerkt ist. StadtA Ansbach „Brenner Kartei“.

<sup>9</sup> Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, daß Musiker im 18. und bis weit ins 19. Jahrhundert mit wenigen Ausnahmen außerordentlich schlecht bezahlt wurden. Hinzu kommt, daß die soziale Stellung von Berufsmusikern eher niedrig war. Der in Schillers "Kabale und Liebe" dargestellte Musiker Miller veranschaulicht deren gesellschaftliche Rangordnung. Forkel und der Vater von Liebeskind wurden für ihre Leistungen schlecht besoldet. Aber auch berühmtere Künstler und Komponisten wie Haydn, Mozart und Beethoven waren extrem abhängig von ihren Gönnern und damit existentiell ständig bedroht, mehr noch aber die zurückbleibende Familie. Eine Tochter von Johann Sebastian Bach lebte beispielsweise in so bitterer Armut, daß Forkel, Beethoven und andere Musiker eine Sammlung veranstalteten.

<sup>10</sup> Glandorf hatte das markgräfliche Stipendium organisiert. Vgl. Lebenslauf von Johann Heinrich Liebeskind bis 1803, S. 289.

<sup>11</sup> Meusel, Johann Georg (1743-1820) war seit 1779 Professor für Geschichte in Erlangen. Bereits zu Lebzeiten nannte man ihn einen „hochverdienten Registrator alles historischen Wissens“. Als Georg Christian Hamberger 1773 gestorben war, lieferte Meusel zunächst einen Nachtrag zur zweiten Ausgabe von dessen Lexikon »Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller« und übernahm die Fortführung dieses für die Forschung unverzichtbaren Unternehmens. Hinzu traten weitere biographische Sammelwerke wie das 15bändige »Lexikon der von 1750 bis 1800 gestorbenen teutschen Schriftsteller« (1802-1816) und das »Teutsche Künstlerlexikon«.

<sup>12</sup> Vgl. Mitgliedsregister, Universitätsarchiv Erlangen. Die Erlanger „Deutsche Gesellschaft“ ging aus einem durch Professor Schierschmidt gegründeten Kreis zur Förderung der deutschen Sprache hervor und entstand 1755. Die Mitglieder der Gesellschaft mußten den Beweis literarischer Tätigkeit erbringen und sich bei ihrer Aufnahme verpflichten, eine Antrittsrede zu halten. Einmal wöchentlich fand man sich in einem kleinen Hörsaal zusammen, um Ausarbeitungen in Prosa und Poesie zu hören und zu kritisieren.



Runde<sup>13</sup>, der für das Privatrecht verantwortlich war. Der Besuch der Vorlesungen des Orientalisten Heinrich Julius Klaproth<sup>14</sup> dürfte jedoch mehr von persönlichem Interesse geleitet gewesen sein. Dies mag ein wenig auch für die Philosophievorlesungen, die Liebeskind bei Professor Feder hörte, gelten. Wie er über Johann Georg Heinrich Feder dachte<sup>15</sup>, ist leider nicht überliefert, und zu dem Zeitpunkt konnte Liebeskind auch noch nicht wissen, daß Feder als PROREKTOR für Metas Scheidungsprozedur, und damit für seine Heirat noch einmal sehr wichtig werden würde.

Der Autor der Liebeskindschen »Lebensbeschreibung bis 1803« fügt neben der Göttingischen Professorenriege noch an, daß Johann Heinrich seiner damaligen Freundin (Meta Forkel) einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Bildung seines literarischen Geschmacks zu verdanken habe.

Am 30. Januar 1793 beendete Liebeskind sein Studium an der juristischen Fakultät mit der Abhandlung »de iusta in iure facienda explicatidue canonis, cessante caussa, cessat effectus« und erhielt die Doktorwürde.<sup>16</sup>

Liebeskind hatte wohl schon während seiner Göttinger Studienjahre geplant, in russische Dienste zu treten. Seit August Ludwig Schölzers Aufenthalt in Petersburg von 1762-1769 bestand zwischen Göttingen und Rußland eine Art intellektueller Austausch. „Göttingen war die Universität der Russen. Hier haben alle diejenigen, die auf die russische Entwicklung Einfluß genommen haben, studiert, und es bestand geradezu ein persönlicher Zusammenhang zwischen Göttingen und Moskau“, so ein späterer Historiker.<sup>17</sup>

<sup>13</sup> Runde, Justus Friedrich (1741 -1807) war seit 1785 Professor mit Hofrattitel an der Universität Göttingen. Zuvor unterrichtete er am Carolinum in Kassel, wo er mit Johannes von Müller, Georg Forster, Sömmerring und Dohm während deren Kasseler Aufhalten verkehrte. Sein Hauptwerk ist das »Allgemeine deutsche Privatrecht« (1791), das acht Auflagen erreichte.

<sup>14</sup> Klaproth, Heinrich Julius (1783-1835), Professor für Orientalistik in Göttingen, begleitete 1805 den Gesandten Grafen Golowkin bis an die chinesische Grenze um seine Forschungen über die Völker Asiens in den Kaukasusländern fortzusetzen.

<sup>15</sup> Feder, Johann Georg Heinrich (1740 - 1821) war seit 1765 Professor für Metaphysik und hebräische Sprache in Coburg. Auf Empfehlung von Ernesti wurde er 1768 nach Göttingen berufen. Aufmerksamkeit erregte er durch seine Schrift »Der neue Emil oder von der Erziehung nach bewährten Grundsätzen« (1768-71), in der er sich, wie der Titel schon andeutet, mit Rousseau auseinandersetzte. Eine weitere Schrift »Grundriß der philosophischen Wissenschaften nebst der nöthigen Geschichte« schloß er in Göttingen ab. Feder gehörte zu den „Bekämpfern des Kritizismus“, was zu dem späteren Kant-Verehrer Liebeskind nicht ganz paßte. Sicher hatte Liebeskind von dem Streit gehört, der sich 1781 zwischen Feder, Garve und Kant entsponnen hatte, nachdem Feder meinte, die Rezension der »Kritik der reinen Vernunft« von Christian Garve für die »Göttinger Anzeigen« überarbeiten zu müssen. Kant warf ihm daraufhin „Geringschätzung und Arroganz“ vor. In einem Brief an Garve vom 7. Mai 1782 versucht Feder sein Vorgehen so zu rechtfertigen: „Ich stellte mir sehr gut vor, wie nahe es ihnen gehen müsse, ihre mühsame Arbeit so reducirt, vielleicht den Geist ihrer Gedanken so verdorben zu sehen; und ich habe sie oft beklagt. Aber kürzer, um vieles kürzer als sie gemacht hatten, mußte die Recension werden. Nach H.[eynes] Urteile, und wirklich auch nach der Gemeinnützigkeit des Buchs zu urteilen, hätte ich sie noch kürzer machen sollen. Bey dieser Abkürzung nun aber Ründe und Zusammenhang zu erhalten, mußte ich manches umwandeln. An Stellen, besonders am Ende, erlaubte ich mir auch einiges hinzuzusetzen, was sie vielleicht nicht ganz billigen; was mir aber um einige Leser doch gut zu seyn schien“. Zitiert nach Götz von Selle: Universität Göttingen. (III., 149), S. 69.

<sup>16</sup> Lebenslauf von Joh. H. Liebeskind bis 1803, S. 289 f.

<sup>17</sup> Zitiert nach Hans H. Gerth: Die sozialgeschichtliche Lage der bürgerlichen Intelligenz ... Diss. Frankfurt am Main 1935 (III., 38), S. 325. Gerth zitiert aus Du Moulin Eckart's »Geschichte der deutschen Universitäten«, mit dem er keinesfalls sympathisierte. Du Moulin-Eckhart, Richard, Graf (1864-1938), seit 1898 Prof. an der Technischen Universität [damals noch TH] München. Seine Schriften sind mit nationalistischem Gedankengut durchsetzt, zum Beispiel die historisch-politische Schrift »Vom alten

Liebeskind dürfte darüber hinaus aber auch ganz persönliche Gründe für seine Auswanderung gehabt haben, denn längst war Rußland nicht mehr das Land der aufgeklärt-absolutistischen Reformen, und gab sich auch nicht mehr den Anschein. Liebeskind zitiert in diesem Zusammenhang die Worte, die Pompejus auf der Flucht vor Cäsar an seine Frau richtete: „<...> wisse, meine Liebe, der freie Mann, der seinen Fuß auf das Land eines Despoten setzt, wird ein Sklav!“ und erklärt weiter: „Aber auf der andern Seite zeigte sich Rußland unter Catharine der Zweiten, dieser nordischen Pallas, in meiner Einbildungskraft gleichsam wie eine Gegend, in der man mitten im Winter durch künstliche Kornfelder und Obstalleen lustwandeln könnte.“<sup>18</sup> Liebeskinds Entschluß hatte darüber hinaus etwas mit Meta zu tun, die Anfang 1792 schwanger geworden war und sich, als dies für die Göttinger unübersehbar zu werden drohte, eine Weile nach Frensdorf, etwa 15 Kilometer südlich von Bamberg gelegen, zurückziehen mußte. Trotz dieser nicht gewünschten Schwangerschaft vernachlässigte Meta keineswegs ihre Arbeit, zumal Liebeskind zu diesem Zeitpunkt noch nicht promoviert hatte, so daß beider Zukunftsperspektiven und die des Kindes nicht besonders verheißungsvoll aussahen. Im Jahre 1792 übersetzte sie die Romane »Die nächtlichen Erscheinungen im Schlosse Mazzini« (1792) von Ann Radcliffe<sup>19</sup>, »Celestine« (1792) und »Desmond« von Charlotte Smith, der 1793 erschien<sup>20</sup>. Am 2. Oktober, hatte sie ihren Sohn Adalbert zur Welt gebracht<sup>21</sup> und reiste schon wenige Tage später nach Mainz, wo sie etwa am 19. Oktober ankam. In einem Brief Forsters an Christian Friedrich Voß vom 1. November heißt es: „Madame Forkel ist endlich von ihrer Reise hierher zurückgekommen und bleibt nun hier wohnen. Ich habe eine Beschäftigung für sie, welche ihren Fähigkeiten angemessen ist, und wobei ich zugleich Ihnen, liebster Freund, einen Dienst zu erweisen hoffe.“<sup>22</sup> Zu den geplanten Übersetzungen, »Bartram's Travels in Virginia« und »Imlay's Topographical Description of the Western Territory«, kam es nicht mehr. Die politischen Ereignisse überstürzten sich und Forster widmete sich ganz der Aufbauarbeit der ersten Republik auf deutschem Boden.

Meta wohnte diesmal bei Caroline Michaelis-Böhmer, die nach der Eheschließung ihres Bruders in Marburg keine Veranlassung mehr sah, dort zu bleiben. Auf Einladung ihrer alten Freundin Therese siedelte sie im Frühjahr 1792 nach Mainz über. Caroline hatte im Reidtschen Haus in der Welschnonnengasse an der St. Emmeran Kirche, fünf Minuten vom Haus der Forsters entfernt, eine hübsche Wohnung gefunden.<sup>23</sup> Im Brief vom 27. Oktober schreibt sie an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer: „Ich habe eine Hausgenößin, lieber M., seit 8 Tagen - eine Landsmännin - die Forkel. Man hat sie mir nicht aufgedrungen - ich habe selbst die erste Idee gehabt. Sie wissen vielleicht, daß sie unter Protektion des Forsterschen Hauses steht. Ich kante sie beynah gar nicht - hab aber keinen Haß gegen Sünder, und keine Furcht für mich. Was sagen Sie dazu? Sie hat sich hier

---

Germanien bis zum neuen Reich«, 1926. Du Moulin-Eckhart war Vorsitzender des „Deutschen Kampfbundes gegen die Kriegsschuldlüge“.

<sup>18</sup> Johann Heinrich Liebeskind: *Rückerinnerungen von einer Reise...* (I., 91), S. 184.

<sup>19</sup> Ann Radcliffe (1765-1823) verfaßte Schauerromane im Stil Horace Walpoles, jedoch mit konsequent eingehaltenem rationalen Bezugsrahmen, insofern alles eine natürliche Erklärung findet. In ihren Romanen verbinden sich Empfindsamkeit mit romantischem Naturgefühl und einer großartigen Spannungstechnik.

<sup>20</sup> Brief von Forster an Meta, Mainz den 11. August 1792, Sonnenabend: "Soviel ich mich erinnern kann, liebe Meta heißt der eine neue verschriebene Roman Desmond, und ist, wo ich nicht irre von Mrs. Charlotte Smith", (I., 31), S. 158.

<sup>21</sup> BHSTA München. Kriegsarchiv. Bestand OP 55324.

<sup>22</sup> Georg Forsters Werke. Briefe 1792-1794 und Nachträge. Siebzehnter Band (I., 31), S. 229 f.

<sup>23</sup> Vgl. Klaus Harpprecht (III., 51), S. 501.

immer gut aufgeführt - hat sie je ganz ein solches Urtheil verdient wie in Bürgers Brief stand? - Und doch ist mir kaum daran gelegen das zu wissen - das kan mir ja einerley seyn - aber haben Sie sie außer Liebeshändeln falsch und intriguant gefunden? Das könnte mich inkommodiren - denn ich weiß nicht, ob meine schlichte und ununternehmende Ehrlichkeit hinreicht, da Spize zu bieten. Die Frau gefällt mir bis jezt - ich bin gut mit ihr - <...> Sie kennen sie, und können mir mehr Licht geben.“<sup>24</sup> Die Antwort Meyers ist leider nicht überliefert.

## 6.2 In den Wirren der Mainzer Republik

Als am 14. Juli 1789 in Paris die Bastille gestürmt wurde, ließen sich die deutschen Intellektuellen und Poeten zu hymnischen *Sentiments de liberté* hinreissen.<sup>25</sup> Bei Klopstock können wir lesen: „Frankreich schuf sich frei. Des Jahrhunderts edelste Tat hub / Da sich zu dem Olympus empor.“<sup>26</sup> Man feierte Bastillefeste, stellte Freiheitsbäume auf, schmückte sich mit der dreifarbigem Kokarde und bezeichnete sich voller Stolz als *Citoyen*. Zwischen 1789 und 1793 erschienen Augenzeugenberichte wie Campes<sup>27</sup> »Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution«, Hales<sup>28</sup> »Blicke auf einen Teil Deutschlands, der Schweiz und Frankreich« (1791), Johann Friedrich Reichardts »Vertraute Briefe über Frankreich« (1792-93) und Georg Forsters »Erinnerungen aus dem Jahre 1790«, um nur einige zu nennen. Eine Flut von Zeitschriften nahm sich den revolutionären Ideen an. Die radikalsten Blätter gaben Rebmann<sup>29</sup>, Archenholtz<sup>30</sup>, Hennings<sup>31</sup>, Wekhrin<sup>32</sup> und

<sup>24</sup> Brief vom 27. Oktober 1792, in: Sigrid Damm (Hrsg.): Begegnung mit Caroline. Briefe von Caroline Schlegel-Schelling (I., 14), S. 153.

<sup>25</sup> Vgl. Jost Hermand: Von Mainz nach Weimar (III., 55), S. 37.

<sup>26</sup> Klopstock aus dem Gedicht „Kennet euch selbst“ (1789), zit. nach: Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur, hrsg. von Karl Träger, Frauke Schäfer, Leipzig 1979, S. 27.

<sup>27</sup> Joachim Heinrich Campe (1746-1818), der uns schon als bedeutender Philanthropist begegnet ist, war Anhänger der Französischen Revolution. Er erhielt 1792 mit Klopstock, Schiller und fünfzehn weiteren Ausländern das Ehrendiplom als französischer Bürger.

<sup>28</sup> Gerhard Anton von Halem (1752-1819), Jurist und Schriftsteller, Herausgeber und Mitarbeiter von zahlreichen Zeitschriften. 1807 als Direktor der Justizkanzlei und des Konsistoriums in Oldenburg berufen. 1811 bis 1813 Mitglied des kaiserlichen Gerichtshofes in Hamburg.

<sup>29</sup> Georg Friedrich Rebmann (1768-1824), satirischer Schriftsteller und Publizist, war Schüler von Schiller in Jena. Rebmann publizierte zunächst in Dresden und Dessau, wurde dort wegen seiner Parteinahme für die Französische Revolution verfolgt und gab in Erfurt das "Neue graue Ungeheuer" in Fortsetzung zu Wekhrins "Grauem Ungeheuer" heraus. 1795 mußte er auch von dort fliehen und ging nach Paris, wo er im Auftrag des Direktoriums das Amt eines Richters in Mainz übernahm; später Gerichtspräsident in Kaiserslautern, danach Oberpräsident des Appellationsgerichtes in Zweibrücken. Die späten Journale, die er in Paris und nach seiner Rückkehr nach Deutschland herausgab, waren außerordentlich pessimistisch in Hinsicht auf eine Veränderung der Verhältnisse in Deutschland. „Der Traum, Deutschland zu einer Republik und die Deutsche zu einer Nation werden zu sehen, mußte aufgegeben werden“ schreibt Rebmann 1798 in der „Geißel“, zitiert nach Inge Stephan: Literarischer Jakobinismus in Deutschland (III., 157), S. 132.

<sup>30</sup> Johann Wilhelm von Archenholtz (1743-1812) besuchte Forster am 12. Juni 1792 in Mainz auf seiner Rückreise von Paris. Archenholtz war zunächst preußischer Offizier. Nach seiner fristlosen Entlassung begab er sich auf Reisen. Zwischen 1792 und 1812 gab er die Zeitschrift »Minerva« heraus.

<sup>31</sup> August von Hennings (1746-1826), seit 1768 als Jurist im dänischen Staatsdienst, mußte 1787 aufgrund seiner Angriffe gegen den Adel als Amtmann nach Plön gehen. Er war Herausgeber des »Schleswigschen Journals«, das 1793 verboten wurde. Zwischen 1794 und 1800 gab er die Zeitschrift »Genius der Zeit« heraus und ab 1795 bis 1801 die »Annalen der leidenden Menschheit«.

Reichardt<sup>33</sup> heraus. Johann Friedrich Reichardt kosteten seine Sympathien für die Französische Revolution damals das Amt als *Kapellmeister* in Berlin. Außerdem muß der junge Görres<sup>34</sup> mit dem »Roten Blatt« und »Rübezahl« noch erwähnt werden. Einen größeren Abstand zur Revolution hielten Wielands »Teutscher Merkur«, Schlözers »Staatsanzeiger«<sup>35</sup>, »Das deutsche Museum« und die »Berlinische Monatsschrift«.<sup>36</sup>

Die Revolution mit ihren Freiheitsideen wurde selbst von ganz unpolitisch anmutenden Schriftstellern wie Wackenroder begrüßt. Die deutschen Fürsten reagierten auf so viel Sympathien mit Zensur und Gewalt. In einem Brief vom 30. November 1792 schreibt Tieck an Wackenroder: „Ich bin mit Göttingen in allen Sachen zufrieden, nur damit nicht, daß ich die Briefe hier ungleich später erhalte als in Halle - Hier werden seit einiger Zeit alle Briefe, die etwas stärker als gewöhnlich sind, eröffnet, um zu sehn, ob sie nicht gedruckte rebellische Sachen enthalten, ist dies der Fall, so behält der Postmeister diese zurück, eine schöne Wirtschaft!“<sup>37</sup> Einen Monat später gibt Tieck trotz der zuvor beschriebenen Gefahr noch ein politisches Geständnis ab, er schreibt: „Du sprichst ja gar nichts von den Franzosen? Ich will nicht hoffen, daß sie Dir gleichgültig geworden sind, daß Du wirklich Dich nicht dafür interessierst? O, wenn ich izt ein Franzose wäre! Dann wollt' ich nicht hier sitzen, dann --- Doch leider, bin ich in einer Monarchie geboren, die gegen die Freiheit kämpfte, unter Menschen, die noch Barbaren genug sind, die Franzosen zu verachten.“<sup>38</sup>

Am 30. Dezember 1792 beklagt sich Heyne in einem Brief an Sömmerring über Forster mit den Worten: „Wozu die Ausfälle auf die Frankfurter! die Invectiven auf seinen Churfürst!“<sup>39</sup> Sömmerring hatte sich von Forster wegen dessen revolutionärer Ansichten entfremdet, und auch der Schwiegervater hatte wenig Verständnis für Forsters offene Parteinahme.

<sup>32</sup> Wilhelm Ludwig Weckhlin (1739-1792) war einer der mutigsten demokratisch gesinnten deutschen Publizisten. Mehrmals wurde Weckhlin des Landes verwiesen. »Das graue Ungeheuer« erschien zwischen 1784 und 1787. In Frankfurt am Main und in Leipzig gab er seine »Hyperboräischen Briefe« und 1791 den »Paragraphen« heraus. Seine Verhaftung in Ansbach, wo ihm der Verdacht auf Zusammenarbeit mit Jakobinern zur Last gelegt wurde, überlebte er nicht.

<sup>33</sup> Johann Friedrich Reichardts Zeitschrift »Deutschland« erschien 1796 bei dem engagierten Verleger Johann Friedrich Unger in Berlin, der zuvor schon die wegen ihrer politischen Brisanz pseudonym veröffentlichten »Vertrauten Briefe über Frankreich, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1792«, verlegerisch betreut hatte. Vgl. Deutschland. Eine Zeitschrift. Hrsg. von Gerda Heinrich (V., 3), S. 317.

<sup>34</sup> Joseph Görres (1776-1848), ursprünglich revolutionär gesinnter Publizist. In dem später gegründeten »Rheinischen Merkur« (1814-1816) bekämpfte er die revolutionären Ideen im Sinne der Befreiungskriege. Später Propagandist des ultramontanen Katholizismus, seit 1826 Professor für Geschichte in München.

<sup>35</sup> Schlözer trat zunächst für die französische Revolution ein. Die Einberufung der Reichsstände pries er als größte Begebenheit der Zeit, den Tag, als in Paris die Bastille gestürmt wurde, nannte er einen für die Menschheit Europas unvergeßlichen. Aber der Schlußbericht des Jahres 1789 klingt schon ernüchert. Dennoch veröffentlichte er im April 1791 als erster in Deutschland die „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen“ (vom August 1789), die er als „Kodex der Menschheit“ bezeichnete. Vgl. Marianne Beyer-Fröhlich (Hrsg.): Höhe und Krise der Aufklärung, S. 7.

<sup>36</sup> Vgl. Hans Gerth (III., 38), S. 68.

<sup>37</sup> Wilhelm Heinrich Wackenroder. Werke und Briefe. Zweiter Band. Briefwechsel mit Ludwig Tieck, hrsg. von Friedrich von der Leyen (I., 89), S. 112.

<sup>38</sup> Brief vom 28. Dezember 1792, Tieck an Wackenroder (I., 89), S. 161.

<sup>39</sup> Samuel Thomas von Sömmerring's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen, hrsg. von Rudolf Wagner (I., 153), S. 87.

Franz II. war am 14. Juli 1792 in Frankfurt zum Kaiser gekrönt worden. Unter den Zuschauern auf dem Römer hatte sich auch Georg Forster befunden. Nach der Krönung waren alliierte Truppen in Frankfurt eingerückt und marschierten an den Rhein.<sup>40</sup> In Mainz fanden die letzten und entscheidenden Konferenzen des alliierten Militärs und der Diplomaten statt. Der Kurfürst gab seine Neutralität auf. Forster schrieb damals: „Wir hätten noch ein Jahrhundert ohne Revolution ausgehalten, <...> allein der deutsche Adel ist ganz blind vor Wut, und statt den Zeitpunkt wahrzunehmen, um durch vernünftige Entsaugungen alles zum Vergleich zu ebnen, hetzt er die Fürsten an zum Krieg gegen Frankreich, zur Ausübung willkürlicher Gewalt gegen die Untertanen und beschleunigt so also die Gärung <...>.“<sup>41</sup>

In der berühmten Kanonade von Valmy am 20. September 1792 siegte zunächst noch die Revolution über die *Fürstendiener*<sup>42</sup>. Die von deutschen Fürsten und französischen Emigranten organisierte *Campagne in Frankreich* fiel ruhmlos aus; die preußische Armee wurde bei Valmy zum Rückzug gezwungen, die Österreicher bei Jemappes geschlagen. General Custine besetzte zwischenzeitlich im Rücken der Alliierten vom französischen Landau aus das Rheinland und am 21. Oktober 1792 wurde Mainz und Umgebung von der französischen Revolutionsarmee eingenommen. Der Kurfürst war zuvor, am 4. Oktober 1792, nach Würzburg geflohen, sein Vorleser und Privatbibliothekar Wilhelm Heinse war nach Düsseldorf zurückgekehrt<sup>43</sup>, der Anatom Sömmerring und der langjährige Hausfreund der Forsters, Ferdinand Huber, befanden sich in Frankfurt in Sicherheit.

Im gleichen Jahr noch trat Metas Bruder, Georg Wedekind<sup>44</sup>, mit dem französischen General Custine in Verbindung und forderte die Bevölkerung von Mainz zum Übertritt zu Frankreich auf, wenigstens aber die französische Verfassung zu übernehmen. Wedekinds Reden bestechen dabei durch eine kalkulierte Volksnähe, die kleinbürgerliche Hoffnungen, vor allem Wünsche nach wirtschaftlicher Verbesserung, rhetorisch zu nutzen weiß: Solange ein Monarch regiere, habe eine Freistadt wie Frankfurt, trotz unvorteilhafterer Lage, allemal den Vorsprung. In Rechnung zu ziehen sei vorab die kostspielige Hofhaltung des Kurfürsten, mit welchem die Stadt zu Frankfurt nicht belastet sei. Mit dieser ökonomischen Argumentation verbindet er eine grundsätzliche Monarchiekritik, welche die sachliche Inkompetenz des Monarchen und zugleich das Risiko des

<sup>40</sup> Österreich und Preußen hatten sich verbunden, um für die Erhaltung des Königtums zu intervenieren.

<sup>41</sup> Zitiert nach Kurt Kersten: *Der Weltumsegler* (III., 77), S. 238.

<sup>42</sup> Vgl. Jost Hermand (III., 55), S. 39. Goethe, der damals den Herzog von Weimar begleitete und Valmy miterlebt hat, notierte lakonisch: „Heute und hier beginnt eine neue Ära in der Weltgeschichte“. Zitiert nach Georg Forster 1754-1794. *Südseeforscher, Aufklärer, Revolutionär* (VI., 10), S. 477.

<sup>43</sup> Wilhelm Heinse schreibt in einem Brief an Gleim am 22. März 1794: „Forster, der Weltumsegler, hat sich wieder nach Stürmen gesehnt, und ist von der Revolution verschlungen worden. Sein Staatsschiff war kein englisches Kriegsschiff, sondern eine in der Eil elend zusammengeflückte Barke; und sein Custine kein Cook. <...> Die Zeit der Mainzer Freiheitsfarce war ich in Düsseldorf, und den Sommer auf dem Lande bei Aachen“. In: Wilhelm Heinse's sämtliche Schriften, hrsg. von Heinrich Laube, Briefe I. (I., 83), S. 251. Keinesweg hat sich Forster nach neuen Stürmen gesehnt. Wie die Geschichte seiner Ehe zeigt, hat er vielmehr versucht, Konflikte zu vermeiden und sich mit sehr viel Verständnis arrangiert. Forster und Wedekind waren von den Versprechungen des Kurfürsten enttäuscht. Schon die vorrevolutionären Briefe und Schriften Forsters zeigen ein demokratisches Grundverständnis, das in Widerspruch zur damaligen Realität stand.

<sup>44</sup> Vgl. die von Wedekind 1792 in Mainz gehaltene Rede „Über die Anstellung von Ausländern“. Ein Satz aus dieser Rede möge hier zitiert werden, er scheint mir sehr fortschrittlich, ja zeitlos: „Patriotismus, als Vorliebe für seine vaterländische Verfassung betrachtet, ist gerade ein Fehler, da man von Beamten des Staats eine unpartheiische Würdigung der Vorzüge und der Mängel desselben verlangt“. In: *Der Patriot*, S. 4. (I., 156)

Eigennutzes hervorhebt. Deftig wird die Mätressenwirtschaft und insbesondere der Einfluß von Beichtvätern und Kammerdienern auf den geistlichen Kurfürsten zu Mainz gescholten. Von einer Konstitutionalisierung der Monarchie hält Wedekind nichts. Es geht ihm um ein Entweder-Oder zwischen Volks- und Monarchensouveränität.<sup>45</sup> Für die *Mainzer Klubbisten* galt es eine Menge Überzeugungsarbeit zu leisten, denn die Widerstände in der Bevölkerung waren erheblich. Von einem Befreiungserlebnis der „Volksmassen, die unter dem Tyrannenjoch geächtet hatten“, kann keine Rede sein. Die Mehrheit begrüßte den Einmarsch der Franzosen keineswegs enthusiastisch. Georg Forster spricht von „dumpfer Passivität“.<sup>46</sup>

Forster zögerte noch eine Weile mit seinem Beitritt zu den Revolutionären, obwohl er mit den Jakobinern sympathisierte. Seit der Abreise des Kurfürsten war er wie auch seine Mitstreiter, die sich fast alle aus dem Bereich der Universität<sup>47</sup> rekrutierten, ohne Einnahmen und versuchte zunächst, sich mit Berlin zu arrangieren, wo man ihm schon früher eine Stelle an der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Aussicht gestellt hatte. Nach vier Wochen erhielt er eine eher vage gehaltene Antwort aus Berlin und einen Vorschub von seinem Verleger Voß. Zu dem Zeitpunkt, am 5. November 1792, war Georg Forster bereits den *Mainzer Klubbisten* beigetreten.

Es ist kein Zufall, daß sich die späteren *Klubbisten* insbesondere aus den Reihen der Universitätsprofessoren rekrutierten. Die Professoren waren einfach enttäuscht<sup>48</sup>. Schon 1789 verkündigte Friedrich Gedike, der Mitherausgeber von Biesters aufklärerischen Berliner Monatsschrift, der im Auftrag der preußischen Regierung die Universitäten bereiste, daß bei allen unbestreitbaren Vorzügen „<...> man in öffentlichen Schriften vielleicht etwas zu geräuschvoll und enthusiastisch von der gegenwärtigen Einrichtung“ der Mainzer Universität geredet.<sup>49</sup> Positiv zu vermerken war sicher die Zahl der Professoren und Dozenten von 55, die etwa 300 Studenten zu unterrichten hatten. Aber die bereitgestellten Mittel (laut Professor Eickemeyer wurde die Hälfte veruntreut), die auf die einzelnen Lehrstühle entfielen, flossen unregelmäßig und spärlich. Die medizinische Fakultät genoß den höchsten Ruf, nicht zuletzt dank Sömmerring und Wedekind. Beide Professoren erreichten trotz bitteren Klagen und harten Vorwürfen kaum verbesserte technische Voraussetzungen. Nicht anders ging es Georg Forster, der eine Universitätsbibliothek verwaltete, die zwar „reich an alten katholischen Werken, desto ärmer aber an neueren Schriften“<sup>50</sup> war. Zu den fortschrittlich Denkenden gehörten Professor Felix Anton Blau von der theologischen Fakultät, Andreas Joseph Hofmann, der Naturrecht und Geschichtsphilosophie las und der Kantianer Anton Joseph Dorsch.

<sup>45</sup> Vgl. Peter Schneider: *Mainzer Republik und Französische Revolution* (III., 142), S. 22

<sup>46</sup> Vgl. Peter Schneider: *Mainzer Republik ...*(III., 142), S. 26. Dies bestätigt auch ein Brief von Kanzler Albin an Kaysenberg, in dem es heißt: „Gestern musterten wir 1200 Handwerksleute, der Gouverneur hat sich gewundert wie diese Leute schon exerzieren. (Brief vom 13. Okt. 1792). Die Leute seien in keiner Weise von dem französischen Freiheitsschwindel angesteckt, sondern friedlich wie die Lämmer. Die Weiber stünden ihren Männern an Opfermut nicht nach. „Es ist jetzt wahrer Nationalismus bei uns“. Zitiert nach A. Rossberg: *Freimaurerei und Politik* (III., 128), S. 192.

<sup>47</sup> In seinen Briefen an Ferdinand Huber nennt Forster die Professoren Blau, Vogt, Eickemeyer und den Mediziner Metternich. Siehe auch FN Nr. 24, S. 106. Vgl. Stephan Padberg: *Georg Forsters Position im Mainzer Jacobinismus* (III., 111), S. 87.

<sup>48</sup> Diesen Widerstand aus der akademischen Schicht bestätigt Kanzler Albin, im Brief vom 18. Oktober 1792 an den Kurfürsten. Zunächst lobt Albin die „unglaublich determinierte Bürgerschaft“. Aber auch pessimistische Töne sind in dem Brief hörbar, wenn er schreibt, daß in den oberen Schichten leider nur sehr wenig zuverlässige Männer zu finden seien. Er müsse alle Kraft aufwenden, um die Räte aufzurichten und ihnen Mut zuzusprechen. Vgl. A. Rossberg: *Freimaurerei und Politik* (III., 128), S. 192.

<sup>49</sup> Scheel, Heinrich (Hrsg.): *Die Mainzer Republik II. Protokolle des Rheinisch-deutschen Nationalkonvents mit Quellen zu seiner Vorgeschichte* (I., 122), S. 54.

<sup>50</sup> Gedike, zit. nach Fester: *Der Universitätsbereiser*, S. 45; in: *Die Mainzer Republik ...* (I., 122), S. 54.

Alle oben genannten Professoren waren Mitglieder im Jakobiner-Club, wurden später verfolgt oder zumindest geschmäht. Selbst die Mathematiker Rudolf Eickemeyer und Matthias Metternich schlossen sich mit einer kleinen Verzögerung der revolutionären Praxis an. Einer der glühendsten Verehrer der Revolution war der junge Adam Lux, Schüler des Historikers Niklas Vogt.

Neben den Hochschullehrern und einigen Studenten traten Mitglieder der Lesegesellschaft und der ehemaligen Illuminatenloge<sup>51</sup> den Jakobinern bei; die eigentliche Mainzer Bevölkerung wurde jedoch nicht erreicht. Insbesondere die Zünfte, aber auch der Mainzer Handelsstand waren in der übergroßen Mehrheit nicht Willens bzw. in der Lage, sich von den ständischen Gesellschaftsauffassungen zu lösen. Aus einer Rede vom 21. März 1793, in der der Deputierte Adam Lux „<...> zur Vereinigung mit der fränkischen Republik rät, spricht tiefe Resignation: So muß man gestehen, daß unser Volk für die Freiheit noch nicht reif war und durch die äußeren Umstände dennoch zu einer Entscheidung dafür oder dawider genötigt wurde.“<sup>52</sup> Hinzu kommt, daß der geflohene Adel von seinem Würzburger Exil aus nichts unversucht ließ, die Bevölkerung gegen die Republikaner aufzuhetzen.<sup>53</sup>

Am 15. November 1792 hielt Georg Forster seine erste Rede in einer öffentlichen Clubversammlung mit dem Titel »Über das Verhältnis der Mainzer gegen die Franken«. Ein Kernsatz aus diesem wichtigen Dokument des deutschen Jakobinismus, das Forster von einem Tag zum anderen zu einem der meistgehaßten Deutschen machte, soll hier wiedergegeben werden: „Frei sein und gleich sein, der Sinnspruch vernünftiger und moralischer Menschen, ist nunmehr auch der unsrige geworden. Für den Gebrauch seiner Kräfte, des Körpers und des Geistes, fordert jeder gleiches Recht, gleiche Freiheit; und nur die Verschiedenheit dieser Kräfte selbst bestimmt die verschiedene Art ihrer Anwendung und Nützlichkeit.“<sup>54</sup> Ende Dezember wurde er zum Präsidenten des Jakobiner-Clubs gewählt. Zusammen mit Georg Wilhelm Böhmer<sup>55</sup>, dem Schwager Carolines, und Georg Wedekind redigierte er die Zeitschrift »Der Patriot«. Am 17. März 1793 wurde er Vizepräsident des Rheinisch-deutschen Nationalkonvents.<sup>56</sup> Von deutscher Seite, das heißt von der österreichisch-preußischen Koalition, sprach man gegen die Mainzer Jakobiner die REICHSACHT aus, drohte also Verfolgung an und setzte ein Kopfgeld von 100 Dukaten auf die wichtigsten Mitglieder aus.<sup>57</sup> Georg Forster vermerkt dazu bissig: „Also hundert Dukaten nur auf meinen Kopf? Der arme Schelm von einem General, da er nicht weiß, was so ein Kopf wert ist. Ich gäb

<sup>51</sup> In Mainz existierte zwischen 1782 und 1885 der zweitgrößte Illuminatenorden mit 50 Mitgliedern, darunter 9 spätere Jakobiner. Vgl. Stephan Padberg: Georg Forsters Position im Mainzer Jakobinismus (III., 111), S. 48. Eickemeyer, Dorsch, Wedekind und Forster gehörten dazu. Hofkanzler Albin vermutete, daß es die Illuminaten waren, die für die Übergabe der Festung Mainz Stimmung machten. Er schreibt am 11. Oktober 1792 an Kaisenberg: „Die Franzosen hatten hier ihre Intelligenzen. Sie dachten uns zu desarmieren wie den Herrn Landgrafen von Darmstadt“. Brief vom 11. Okt. 1792. Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Erzkanzlerarchiv. Militaria, fasz. 117.

<sup>52</sup> Zitiert nach Peter Schneider: Mainzer Republik ... (I., 122), S. 37.

<sup>53</sup> Vgl. Heinrich Scheel (Hrsg.): Die Mainzer Republik (I., 122), S. 57.

<sup>54</sup> Zitiert nach Georg Forster: Naturforscher, Weltreisender, Humanist und Revolutionär (VI., 9), S. 34. Vgl. auch Wolfdietrich Schmied-Kowarzik: Georg Forster (I., 141), S. 41.

<sup>55</sup> Böhmer war zuvor Professor am evangelischen Gymnasium in Worms und im Gefolge Custines nach Mainz gekommen. Böhmer fungierte als dolmetschender Sekretär des Generals Adam Philipp de Custine. Vgl. Klaus Harpprecht: Georg Forster oder die Liebe Welt (III., 51), S. 501 und Erich Schmidt/Waitz (Hrsg.): Caroline (I., 125), S. 692.

<sup>56</sup> Präsident war Professor Hofmann (1753-1849).

<sup>57</sup> Vgl. Wolfdietrich Schmied-Kowarzik: Georg Forster (III., 141), S. 40.

keine sechs Kreuzer für den seinigen.“<sup>58</sup> Noch kränkender als diese offizielle Ächtung war für Georg Forster, daß sich ehemalige Freunde<sup>59</sup> von ihm distanzieren. Unter anderen Friedrich Heinrich Jacobi, mit dem Forster in einem vertrauten Verhältnis stand und dem er im November 1791 seine verzweifelte Lage in einem Brief darlegte: „Ich habe mich vielleicht in meinem Leben in keiner drückenderen Lage befunden als jetzt. Das ganze Jahr hindurch habe ich unablässig mit eisernem Fleiß und großer Anstrengung des Geistes gearbeitet. Meine Kräfte sind erschöpft <...> nichts gedeiht mir, je mehr ich arbeite, je mehr ich hoffe zu gewinnen <...>“<sup>60</sup> Von dem sonst so „gefühlsreligiösen Jacobi“<sup>61</sup> hätte man mehr Verständnis erwarten dürfen, trotz seines politischen Konservatismus.

Friedrich Jacobis vermeintliche Güte, sein Charme, sein Wohlwollen rissen aber auch andere Zeitgenossen und Zeitgenossinnen zu emphatischen Geständnissen hin. Ein Brief von Caroline Herder zeugt von deren Vertrauen in Jacobis Gleichgestimmtheit. Sie schreibt 1792: „Die Sonne der Freiheit geht auf, das ist gewiß und daß dies nicht allein das Geschäft der Franken, sondern der Zeit ist <...>. In Deutschland werden wir noch eine Weile im Finstern sitzen, doch erhebt sich der Morgenwind hie und da“<sup>62</sup>. Herder dachte ähnlich, doch glaubte er Jacobi beschwichtigen zu müssen. Er schreibt: „Vor allen Dingen, lieber Bruder Jacobi, bitte ich, den Enthusiasmus meiner Frau nicht unrecht zu deuten <...> Die Dinge, die vorgehen, öffnen den Mund, und weil man ihr Ende nicht absieht, öffnen sie die Seele.“<sup>63</sup>

Eine Demokratie wie Caroline Herder sie denken konnte oder Georg Forster sie ersehnte war dem konservativen Friedrich Jacobi fremd.

Auch Wilhelm von Humboldt stand der Mainzer Republik skeptisch gegenüber, er schreibt am 7. Dezember 1792 an Schiller: „Ungeachtet dieser meiner Anhängigkeit an die französische Revolution kann ich es dennoch Forster nicht verzeihen, daß er in dem jetzigen Zeitpunkt auf einmal ganz öffentlich zur französischen Partei übergegangen ist <...>“<sup>64</sup>

Der Zeitpunkt war in der Tat kein sehr glücklicher, denn die Hauptschwäche der Mainzer Revolution bestand darin, daß Custine und seine Anhänger versuchten, Ideen und Einrichtungen des vierten Jahres der französischen Revolution übereilt auf ein völlig unvorbereitetes deutsches Gebiet zu übertragen. Dennoch waren die Mainzer Jakobiner bei allen Enttäuschungen darüber, daß es

---

<sup>58</sup> Brief an Therese, Paris, 1. Juli 1793. Zit. nach Gerhard Steiner, Manfred Häckel: Forster ein Lesebuch für unsere Zeit (III., 156), S. 427.

<sup>59</sup> Thomas Sömmerring, Christian Wilhelm Conrad Dohm, Johann Georg Schlosser, Georg Christoph Lichtenberg, die Brüder Humboldt.

<sup>60</sup> Zitiert nach Kurt Kersten: Der Weltumsegler (III., 77), S. 247.

<sup>61</sup> Von der Gefühlsreligion schrieb Jacobi: „was des Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduktion der Welt um mich durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neu schafft, knetet und in eigener Form, Manier, wieder herstellt, bleibt ewig“. Daß Forster alles bislang Erlebte verbinden und dort wo es gar zu marode war neu schaffen wollte, und daß die innere Welt mit der äußeren korrespondiert, hätte Friedrich Jacobi eigentlich akzeptieren müssen, wenn er seine eigenen Leitsätze wirklich ernst genommen hätte. Zitiert nach Christoph Hubig: >Genie< - Typus oder Original?, in: Propyläen Geschichte der Literatur, S. 197.

<sup>62</sup> Zit. nach Günter Jäckel; Manfred Schlösser (Hrsg.): Das Volk braucht Licht (III., 65), S. 12 f.

<sup>63</sup> Ebd., S. 13. Der erste Brief, der von Caroline Herder, ist mit 1792 datiert. Das Schreiben von Herder an Jacobi mit 11. Sept 1790. Ich gehe davon aus, daß es sich um einen Schreibfehler handelt und es eigentlich 1792 heißen muß, denn sonst wäre der hier vorgegebene Zusammenhang nicht mehr einsichtig.

<sup>64</sup> Zitiert nach Schmied-Kowarzik: Georg Forster (III., 141), S. 43.



nicht gelang, eine breitere Basis in der Bevölkerung zu finden, keine verirrten Ideologen oder gar Träumer. In einem Brief an Therese zitiert Forster den Schwiegervater und erklärt sein eigenes Handeln: „Welch ein Rasonnement wie dieses aus ebendem Brief Deines Vaters: ‚Da Sie doch nun eingesehen haben müssen, daß alle Vorstellung von Vollkommenheit der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft törichte Träume sind, daß sie am wenigsten auf einen Schlag bewirkt und auf diesem Wege das menschliche Elend unendlich mehr befördert wird (wieso), kann ich hoffen, daß Ihre Betrachtungen Sie kühler machen, und daß Sie mit mir einstimmen werden, der Beruf war für Sie nicht da, ist es jetzt noch weniger, sich und die Ihrigen einem Traume aufzuopfern.‘ - Hätten Träume von menschlicher Vollkommenheit mich geleitet, als ich wählte, was ich hier zu tun hätte, wahrlich dann wär’ ich der Narr gewesen, für den man mich hält. <...> Es ist besser frei zu sein, oder nennen wir’s nach Freiheit streben, als elend um Brot betteln bei einem Despoten; mehr war es doch nicht, was den Ausschlag gab und geben mußte.“<sup>65</sup> Georg Forster beklagt also zuallererst fürstliche Willkür und den alltäglichen Despotismus. Die Mainzer Professoren und aktiven Jakobiner waren, soviel ist aus allen Biographien herauszulesen, einem Aufklärungs- und Humanitätsgedanken verhaftet, dem der sogenannte aufgeklärte Absolutismus in keiner Weise gerecht geworden war.<sup>66</sup>

Noch während man in Mainz über die Gründung der ersten deutschen Republik nachdachte, begann die Belagerung durch die preußischen und österreichischen Truppen. Am 21. Juli 1793 wurden die Mainzer Revolutionstruppen zur endgültigen Aufgabe gezwungen. Wenige Tage später eroberten die Preußen die Feste Königstein zurück.

Forster war bereits am 25. März 1793 zusammen mit Lux vom Rheinisch-Deutschen Nationalkonvent nach Paris abgesandt worden, um der französischen Nationalversammlung den Antrag auf Angliederung zu überbringen, und kehrte aufgrund der politischen Entwicklung nicht mehr nach Mainz zurück. Therese Forster befand sich zusammen mit den Kindern in Straßburg in Sicherheit. Später wird sie in die französische Schweiz gehen, um dort mit Huber zusammenleben zu können.

Am 14. März 1793 scheint Forster in Mainz noch recht vergnügt gewesen zu sein. Er schreibt an Therese: „Des Abends sind wir jetzt öfters mit den Commissarien der National Convention und des Vollziehungsrathes zusammen; neulich tranken wir zum erstenmal den Thee bei mir, gestern bei der Böhmerin. Diese reist mit Madame Forkel in wenigen Tagen ab. So wenig sie mir waren, so zerstreuten sie mich doch und die treuherzige, ehrliche Forkeln werde ich doch vermissen.“<sup>67</sup> Die Reise der Frauen sollte sich noch verzögern, aber die Mainzer Delegation kam heil in Paris an, allerdings zu einem Zeitpunkt, wo sich die Girondisten und die Mitglieder der Bergpartei erbittert bekämpften. Forster und Adam Lux wohnten in einem Hotel in der Rue Desmoullins. Als Charlotte Corday zum Schafott geführt wurde, war Lux zufällig zugegen und von ihrem Mut, ihrer Gefaßtheit beeindruckt. Er verfaßte daraufhin eine Schrift über die erhabene Republikanerin und eine zweite über die Gegenrevolution vom 31. Mai, deren Urheber er als Feinde der Freiheit und

<sup>65</sup> Brief vom 22. Januar 1793 aus Mainz an Therese, zitiert nach Gerhard Steiner, Manfred Häckel: Forster ... (III., 156), S. 415.

<sup>66</sup> Joseph Erthals Interessen an einem aufgeklärten Image hatten mit Ausbruch der Revolution nachgelassen. Die französischen Emigranten fanden in Erthal einen idealen Gastgeber und Anwalt ihrer Pläne. In der Elsaß-Frage und bei der Besetzung des revolutionären Lüttich im Jahr 1790 betrieb Erthal einen betont aggressiven Konfrontationskurs. Den geistlichen Zensurbehörden wurde bei ihren Angriffen gegen aufgeklärte Gelehrte häufiger stattgegeben, so daß diese sich mehr in den privaten Kreis zurückzogen. Hauptsächlich kritisierten die bürgerlichen Oppositionellen die verschwenderischen Konsumgewohnheiten der reichen Emigranten, die zur Verknappung und Verteuerung von Lebensmitteln führte. Vgl. Stephan Padberg: Georg Forsters Position im Mainzer Jakobinismus (III., 111), S. 48.

<sup>67</sup> Forsters Werke, Siebzehnter Band (I., 31), S. 332.

als Verräter der Republik verabscheute und dies auch offen aussprach. Forster war es nicht gelungen, Lux von diesen Veröffentlichungen abzuhalten. Adam Lux wurde verhaftet. Georg Wedekind setzte alles daran, ihn aus dem Gefängnis zu retten, indem er Lavaux, in dessen Journal die beiden Artikel erschienen waren, dazu bewog, eine Gegendarstellung zu Gunsten Lux' einzurücken. Man schilderte seine Verdienste um die Freiheit, schrieb seine große Handlung der Liebe für Charlotte Corday zu, die ihm den *Kopf verrückt* habe, suchte ihn also als einen Narren darzustellen. Erfolglos - Adam Lux gab nicht nach und starb 28-jährig unter der Guillotine.<sup>68</sup>

Georg Wedekind war es zuvor gelungen, kurz vor der endgültigen Einschließung von Mainz, Ende März 1793, mit Hilfe eines Krankentransports nach Landau zu fliehen<sup>69</sup>. In Mainz zurückgeblieben waren Meta, ihre Mutter und Schwägerin mit den Kindern sowie Caroline Böhmer mit ihrer Tochter Auguste. Der Grund, warum Meta so lange in Mainz ausharrte, hängt wohl damit zusammen, daß sie es nicht mehr wagte, sich mit ihrem kleinen Sohn Adalbert nach Göttingen zu begeben. Sie wartete auf Liebeskind, der, wie oben erwähnt, am 30. Januar 1793 sein Studium mit der Doktorarbeit abschloß, und sie hatte, wie aus einem späteren Brief Forsters an Therese hervorgeht, kein Geld.<sup>70</sup> Daß Meta wirklich kein Geld hatte, ist aber eher unwahrscheinlich, denn 1793 erschienen von ihr mehrere Übersetzungen. Wahrscheinlicher ist, daß gerade ihre Übersetzertätigkeit sie in Mainz zurückhielt. Sie übersetzte 1792/93 »The Romance of the Forest« (1791 in England erschienen), mit dem deutschen Titel »Adeline, oder das Abenteuer im Walde« von Ann Radcliffe, »Mathilde und Elisabeth« von Elisabeth Jane Purbeck und den schon erwähnten Roman »Desmond« von Charlotte Smith aus dem Englischen.

Darüber hinaus hatten alle mit einer so schnellen Veränderung der Situation nicht gerechnet. Caroline Böhmer gibt noch einen weiteren Grund für ihr Bleiben an: „Seit Jänner war ich fest entschlossen Mainz zu verlassen und nach Gotha zu gehen <...> Theilnahme an Forster, der eben um diese Zeit erfahren sollte, daß Therese die halbe Gerechtigkeit üben wollte, sich von ihm zu trennen, hielt mich in M. Gänzliche Unbekanntheit mit allem was außerhalb Mainz vorfiel, ließ mich diese Verzögerung als eine gleichgültige Sache betrachten.“<sup>71</sup> Ende März endlich entschlossen sich

<sup>68</sup> Pörnbacher, Karl (Hrsg.): Das Leben des Justinus Kerner. Erzählt von ihm und seiner Tochter Marie. Justinus Kerner schreibt über das Schicksal von Adam Lux im Zusammenhang mit seinem Bruder Georg Kerner, der damals ebenfalls in Paris lebte und mit Lux eng befreundet war. (I., 104), Vgl. S. 58 ff.

<sup>69</sup> Es verblüfft ein wenig, daß alle Mainzer Revolutionäre mit ihrer Flucht letztendlich so lange zögerten. Ein großer Teil der Jakobiner verblieb sogar bis zum Ende in Mainz unter der Führung von Andreas Joseph Hofmann. Der Einnahme der Stadt ging eine Zeit der Aushungerung und eine einmonatige Kanonade voraus. Bereits am 8. Dezember 1792 schrieb Forster an Therese: „Wedekind wird vermuthlich seine Familie nicht lange mehr hierbehalten, um sein ganzes Haus an jemand andern zu vermieten...“. Forsters Werke. Briefe 1792 bis 1794 (I., 31), S. 264.

<sup>70</sup> Forster schreibt am 16.-19. Mai 1793 aus Paris an Therese: „Es ist mir allerdings beruhigend, daß man sich Mühe giebt, die armen Weiber zu befreien. Wenn es auch ihre, oder eigentlich der unvorsichtigen Böhmer Schuld ist, daß sie sitzen, so ist es und bleibt es doch hart, Weiber, die mit der Revolution nichts zu thun haben, die nur Mainz nicht verlassen konnten, weil sie kein Geld hatten auf einer Festung einzusperrten.“ Forsters Werke (I., 31), S. 353.

<sup>71</sup> Brief an F. L. W. Meyer, Kronberg, den 14. Juni 1793, in: Sigrid Damm, Begegnung mit Caroline (I., 14), S. 166. Was außerhalb von Mainz vorfiel, darüber berichtet Johann Heinrich Liebeskind: „Viele Anhänger der Franzosen glaubten zwar bis auf den letzten Augenblick nicht an die Möglichkeit, daß Mainz je wieder in die Hände der Deutschen fallen könne; inzwischen erregte doch die Wiedereroberung Frankfurts starke Sensation, und machte Cüstinen so verzagt, daß er Muth genug fühlte, am 19ten December proklamieren zu lassen, daß *derjenige, welcher sich unterstehen würde von der Übergabe von Mainz zu sprechen, auf der Stelle aufgeknüpft werden sollte*. ... In Hochheim verloren die Franzosen 375 Mann und 12 Kanonen“, desgleichen wurde Kostheim von den Preußen zurückerobert. Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen (I., 91), S. 128 ff.

die Frauen, die Stadt in Richtung Mannheim zu verlassen. In Oppenheim wurden sie von Preußischen Truppen angehalten und zunächst nach Hattersheim gebracht und von dort aus nach Frankfurt eskortiert. Nach einem zweitägigen Aufenthalt in Frankfurt wurden sie zusammen mit auf der Flucht aufgegriffenen Jakobinern nach Königstein deportiert. Sömmerring berichtet am 6. April an Heyne: „<...> Mad. Wedekind, die Mutter Forkel und Wittwe Böhmer [konnten] nicht weiter als Oppenheim, nun suchten letztere drei sich über Frankfurt nach Göttingen und Gotha zu begeben, allein die Böhmerin war selbst schuld, daß sie zu Hattersheim Wache bekam und so hierher gebracht wurde. Ich sah sie vor und nach dem Verhöre wo sie mir sich sehr unweiblich zu betragen schien, unter andern sagte sie in meiner Gegenwart zum General-Auditeur, ‚Er wäre ein trefflicher Redacteur, indem er alles so schön kurz zu fassen gewußt hätte‘, worauf er ihr fortschreibend ohne sie anzusehen erwiderte, ‚ich habe mich mit Fleiß nicht weitläufig einlassen mögen, um nicht odiosa<sup>72</sup> bemerken zu müssen‘. Sie kamen frei, doch sagte man ihnen, daß sie noch ein paar Tage verziehen möchten. Allein als Frau Forkel gestern anfragte, ob sie abreisen könnten, und ihr der General=Auditeur dieselbe Antwort gab, daß sie noch verziehen möchten, bis er Antwort aus dem Cabinet bekäme, so fragte sie: ‚Was es denn zu sagen gehabt hätte, wenn sie doch abgereist wären?‘ worauf man nicht antwortete, sondern jeder drei Mann Wache zuschickte; <...>“<sup>73</sup> Interessant ist, daß Sömmerring das Verhalten der Damen *unweiblich* nennt. Sie ließen sich von dem Kommandanten beziehungsweise *General-Auditeur* nicht einschüchtern und was noch schlimmer ist, sie versagten ihm den Respekt. Caroline begegnete ihm gar mit unverhohlener Ironie. Es bleibt allerdings die Frage offen, ob *devotes*, dies versteht Sömmerring wohl unter weiblichem Verhalten, nützlicher gewesen wäre. Caroline und Meta waren wohl tatsächlich etwas vorwitzig und verhielten sich nicht besonders diplomatisch, aber vermutlich wußten sie nicht recht, was man ihnen vorwerfen sollte, schließlich waren die Frauen in Mainz nicht wahlberechtigt gewesen, und auch das Statut des Jakobinerklubs sah keine Mitgliedschaft für Frauen vor. Wahrscheinlich schätzte Sömmerring die Lage falsch ein. Wieso mußte der *General-Auditeur*, auf Metas reichlich naive Frage, was er denn getan hätte, wenn sie abgereist wären, gleich mit Verhaftung reagieren? Es ist ebenso denkbar, daß die Frauen keine wirkliche Chance zur Flucht hatten. Eine erneute Festnahme hätte ihre Situation vielleicht noch verschlimmert. Wie sich später herausstellen sollte, wurden sie als Geiseln für Forster, Wedekind und Böhmer festgehalten.<sup>74</sup> Sömmerring hatte ihnen empfohlen, sich nicht länger in Frankfurt aufzuhalten und weiter nach Gotha zu gehen. Im gleichen Brief schreibt er: „Es thut mir leid, daß die superklugen Göttingerinnen meinem ernstlichen Rath nicht folgen wollten, sogleich sich nach dem Verhöre wegzumachen, weil ihre Namen hier zu gehäßig wären, wovon sie doch selbst demüthigende Proben genug erfuhren, indem sie kaum Logis finden konnten, und ihnen der Kellner Caffee zu reichen abschlug.“<sup>75</sup> Eine etwas andere Version erzählt Caroline später in einem Brief an Meyer: „Endlich mach ich mich am 30sten mit Meta und der alten Mutter auf den Weg, um über Mannheim nach Gotha zu gehn, wo Gotter schon seit langer Zeit mein Absteigequartier bereitet hatte. Wir mußten umkehren, weil die Preußen schon das Land im Besitz hatten - wir vertrauten uns einem Mann an, um nun grade zu nach Frankfurt zu reisen <...> - das war dumm, <...> - aber wie kont ich an Verrath denken <...> Sobald man uns auf unsre ominösen Nahmen hin anhält, überliefert uns dieser Mensch, um seine Loyalität zu retten - immer ohne Ahndung des schrecklichen Ausgangs bleiben wir 3 Tage in Frankfurt und

<sup>72</sup> odium (lat.): Haß, Abneigung. Odiosus; verhaßt, unangenehm.

<sup>73</sup> Samuel Thomas Sömmerring's Leben, hersg. von Wagner ... (I., 153), S. 197 f.

<sup>74</sup> Sömmerring berichtet, daß die Frauen weder ein weiteres Mal verhört wurden, noch ihnen "auch sonst eine Art die Ursache ihres Arrest's und ihres nunmehrigen Gefängnisses zu Königstein bis jetzt gesagt worden." Brief vom 8. April 1792 an Heyne, Samuel Thomas Sömmerring's Leben ... (I., 153), S. 199.

<sup>75</sup> Brief vom 8. April 1792 an Heyne, Samuel Thomas Sömmerring's Leben ..(I., 153), S. 198 f.

halten heilig den auferlegten Stadtarrest, indem er ins Hauptquartier geht, auf welche Expedition erst Bewachung im Hause und dann ein Transport nach Königstein folgt.“<sup>76</sup> Wollte Caroline mit dieser Darstellung von ihrer selbstbewußten und vielleicht auch schnippischen Art gegen die preußischen Offiziere ablenken? Die spätere Behauptung Therese Forsters, Caroline habe, um zu brillieren, unterwegs Offiziere angesprochen und in Frankfurt Visiten gemacht, ist sicher noch weniger richtig.<sup>77</sup> Auch Thereses Vater, Gottlob Heyne, richtet seinen ganzen Haß gegen Caroline, wenn er damals an die Tochter schreibt: „Caroline sitzt auch auf dem Königstein und hat andere Unschuldige in ihr unglücklich Schicksal gezogen, die arme Forkelin, die Wedekind und ihre Mutter.“<sup>78</sup> Dieser Haß gegen Caroline liegt darin begründet, daß Heyne ihr einen Teil der Schuld an der Trennung seiner Tochter von Forster gibt. In diesem Vorurteil wird er von Samuel Sömmerring bestärkt, der am 29. Januar 1794 an Heyne schreibt: „Mde. Böhmer, die Wittwe, ist an Forsters Unglück nebst Huber am meisten Schuld“ und am 6. April: „Die Böhmerin erzählte selbst, daß sie Ursache der Trennung von F. und Th. wäre und daß F. noch in den Klauen Theresens wäre. F. versicherte aber der Forkeln, daß er Huber 500 rh. geliehen, daß er die Böhmer nicht zur Frau nehmen würde, daß er in die Politik hineingehezt worden sei.“<sup>79</sup>

Ende März war nun endlich auch Johann Heinrich Liebeskind in Frankfurt eingetroffen und blieb die nächsten Wochen in Metas Nähe. Er verarbeitete seine und Metas Erlebnisse in Form eines Augenzeugenberichtes, der allerdings erst viele Jahre später dem Lesepublikum zugänglich wurde. Die Reisebeschreibung »Rückerinnerungen von einer Reise durch einen Theil von Teutschland, Preussen, Kurland und Liefland, während des Aufenthaltes in Mainz und der Unruhen in Polen« erschien 1795 in Straßburg und Königsberg. Detailliert schildert er darin den Transport der Gefangenen von Frankfurt nach Königstein: „Im April 1793 sah ich an die fünfzig Klubisten auf den Roßmarkt vor das Haus des preußischen Kommandanten in Frankfurt führen. Auf dem Balkon standen Damen und Herren, die mit eben so mitleidigen Minen auf die Gefangenen herabsahen, wie ich mir vorstelle, daß Hildebrand und Mathilde von dem Schlosse Kanossa auf den busfertigen Kaiser Heinrich mögen herabgeblikt haben. Das Häuflein Klubisten war kaum von der unabsehblichen Menge Volks zu unterscheiden, das mit tobendem Ungestüm dasselbe von allen Seiten umgab. Rache, Schadenfreude und Neugierde waren auf allen Gesichtern gleich stark ausgedrückt, und ich fand da manche Originale zu Hogarths Kopien. An der Spitze der Klubisten standen als Honoratioren der Professor Blau aus Mainz, der mit einem jungen Klubisten kreuzweise zusammengeslossen war, der Kapellan Arensberger aus Kassel, ein Hofmeister und ein Doktor Medizinä. Diese hatten vorzüglich viel von der Zügellosigkeit des Pöbels auszustehen <...>. Wo die Schimpfwörter und Verwünschungen nicht hinreichten, da traf doch sicher ein Stein, ein stinkendes Ei, ein fauler Apfel, von denen die Spuren vorzüglich auf dem dunkelblauen Frak des Professors Blau zu sehen waren.“<sup>80</sup> Liebeskind hatte nicht alles gesehen. Professor Blau war mit seinen oben genannten Mitstreitern auf der Flucht verhaftet worden. Bereits Tage zuvor waren die Gefangenen schwer mißhandelt worden. Sömmerring schreibt in dem Brief an Heyne vom 6. April: „Professor Blau, Scheurer, und Caplan von Castel, wurden heute mit Stricken zusammengebunden nebst anderen gefangenen Franzosen von den Sachsen eingebracht, gleich beim Empfange zu Gunters-

<sup>76</sup> Brief vom 15. Juni 1793 an Meyer. In: Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe ... (I., 125), S. 296.

<sup>77</sup> Vgl. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe ... (I., 125), S. 694.

<sup>78</sup> Zit. nach Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe ... (I., 125), S. 694.

<sup>79</sup> Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe ... (I., 125), S. 700.

<sup>80</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 28 ff.

blum sollen sie 50 Prügel erhalten haben, die ihnen auch für heute wieder bestimmt sind. - Sie sitzen im hiesigen Gefängnis.“<sup>81</sup>

In einem Brief vom 13. April 1793 an Heyne entrüstet sich Sömmerring ebenfalls über die grausame Behandlung der Gefangenen: „Beim Transport nach Königstein von Frankfurt wurden sie von Officers<sup>82</sup> und Gemeinen die sie begleiteten, am meisten aber von den Mainzer Bürgern so geschlagen, daß sie von Blut triefen, verschiedene keinen weißen Flecken auf den Armen und Rücken behielten, und verschiedene schon gestorben sein sollen.“<sup>83</sup> Den Frauen ging es besser. Man hatte für sie insgesamt drei Kutschen zur Verfügung gestellt, die dem Zug folgten. Im ersten Wagen saß „<...> Fr. v. Esebeck - im zweiten Mad. Forkel mit ihrer Mutter, im dritten Mad. Böhmer mit ihrer Tochter.“<sup>84</sup> Auch Liebeskind, der den gesamten Transport auf dem freien Rücksitz einer Kutsche begleitete, berichtet von Gefangenen, die den Transport nur kurz überlebten. Er fuhr auf der Kutsche, in der Meta und ihre Mutter saßen, und dies brachte auch ihn kurzfristig in Gefahr. Man hielt ihn für Wedekind und griff ihn tätlich an. Einer aus dem zügellosen Begleittrupp versicherte, „<...> daß er vier Wochen kein Fleisch essen wollte, wenn er <...> [Liebeskind] ein Messer in den Leib stoßen dürfte.“<sup>85</sup> Auf der Feste Königstein angekommen, sprach Liebeskind mit dem Kommandanten, Herrn von Blaviere<sup>86</sup>, und schaffte es, die Erlaubnis für einen dreitägigen Aufenthalt zu erwirken. In seinen Rückerinnerungen schreibt er sehr diskret: „Ich hatte meine guten Gründe, warum ich den Kommandanten bat, mich auf der Vestung zu lassen, und warum ich freiwillig auf einige Tage auf einen Theil meiner Freiheit Verzicht that.“<sup>87</sup>

Am 14. April wurde auch Wilhelmine Wedekind, Metas Schwägerin, in Frankfurt verhaftet und am 15. nach Königstein gebracht. Sömmerring schreibt: „Gestern kam auch Frau Hofrath. Wedekind mit ihren Kindern glücklich aus Mainz hierher, ein junger Westphälinger hatte sie für seine Frau ausgegeben, allein da sie sich hier zu erkennen gab, bekam sie 6 Mann Wache und ward heute auch nach Königstein gebracht.“<sup>88</sup> Aber nicht nur sie und ihre Kinder, sondern auch ihr Begleiter wurde nach Königstein verschleppt. Liebeskind berichtet: „Unter andern lernte ich einen Doktor der Arzneikunst auf Königstein kennen, der zu Mainz studiert, und in Prof. Wedekinds Hause logirt hatte. Er kam im April zu Frankfurt an, um seine Reise weiter nach Göttingen fortzusetzen. Da er aber mit Wedekinds Frau fuhr, die ebenfalls mit ihren zwei kleinen Kindern zu ihren Verwandten

<sup>81</sup> Brief vom 6. April 1793 an Heyne: Samuel Thomas Sömmerring's Leben (I., 153), S. 198 f.

<sup>82</sup> Liebeskind berichtet, daß es sich bei den Soldaten um Darmstädter gehandelt habe. Vgl. Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 30 f.

<sup>83</sup> Brief vom 13. April 1793 an Heyne: Samuel Thomas Sömmerring's Leben (I., 153), S. 201. Auch Goethe hat die Vorgänge der Belagerung genau beschrieben: „Den 25. July. Am Morgen dieses Tages bemerkt' ich, daß Leider abermals keine Anstalten auf der Chaussee gemacht waren, um Unordnungen zu verhüten. Sie scheinen heute um so nöthiger, als die armen ausgewanderten, grenzenlos unglücklichen Maynzer, von entfernteren Orten nunmehr angekommen, schaaarenweis die Chaussee umlagerten, mit Fluch- und Racheworten das gequälte und geängstigte Herz erleichternd.“ Goethe berichtet in diesem Zusammenhang, wie ein Erz-Clubist aus dem Wagen einer schönen Französin herausgezerrt und zur Unkenntlichkeit zusammengeprügelt wird. Peter Schneider: Mainzer Revolution (I., 142), S. 9 f.

<sup>84</sup> Brief vom 8. April 1793 an Heyne: Samuel Thomas Sömmerring's Leben (I., 153), S. 199.

<sup>85</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen (I., 91), S. 40.

<sup>86</sup> Liebeskind spricht von einem Kommandanten B. In einem Brief von Luise Michaelis an August Wilhelm Schlegel vom 7. Mai 1793 wird der Name "Herr von Blaviere zu Königstein" genannt, an den Schlegel Briefe ungefährlichen Inhalts direkt adressieren kann. Vgl. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe ... (I., 125), S. 649.

<sup>87</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen (I., 91), S. 44.

<sup>88</sup> Brief vom 15. April 1793 an Heyne, in: Samuel Thomas Sömmerrings Leben ... (I., 153), S. 202.

ins Hannöberische reisen wollte, so wurde er als verdächtig angehalten und ausgefragt. Ungeachtet nun seine Antworten keinen Verdacht übrig lassen konnten, und er sich vollkommen legitimiert hatte, so wurde er doch nach Königstein gebracht und vier Monate daselbst in Verhaft behalten.<sup>89</sup> Durch all diese Erlebnisse beginnt Liebeskind als promovierter Jurist am praktizierten preußischen Recht zu zweifeln. Er beklagt zunächst, daß die Gefangenen vier Wochen ohne Verhör eingesperrt wurden, und zieht daraus den Schluß: „Das war wirklich hart und unpolitisch. Der Gefangene, der noch kein Demokrat war, mußte es durch eine solche Behandlung werden. Wie sehr wünschte ich damals meinem Vaterlande eine Habeas corpus Akte<sup>90</sup> und wahrhaftig! wenn nicht die dringendsten Umstände vorhanden waren, die mir aber niemals bekannt geworden sind, so weiß ich nicht, wie man ein solches Verfahren verantworten will.“<sup>91</sup> Darüber hinaus entrüstete er sich über die Korruption der Wachhabenden, die sich für jede Erleichterung im Strafvollzug außerordentlich gut bezahlen ließen. Die Gefangenen mußten ohnehin für ihre Strohschüttung und ihr Essen bei der Entlassung selbst aufkommen und mittellose Häftlinge saßen oft viel länger ein als begüterte. Zu den widerwärtigsten Einnahmequellen des Festungspersonals gehörte die regelrechte Ausstellung der Gefangenen. Liebeskind schreibt: „Fast jede Woche meldeten sich mehrere Personen bei dem Kommandanten um die Erlaubniß auf die Festung zu gehen. Sehr viele unter ihnen waren Leute, die noch keine Jacobiner gesehen hatten, <...> und man dergleichen Leute doch nicht alle Tage sieht; so war es natürlich, daß sichs mancher Hausvater einen Thaler kosten ließ, um sich und seinen Kindern dieses unschuldige Vergnügen zu verschaffen.“<sup>92</sup> Die meisten der unglückseligen, schadenfrohen und gewalttätigen Begleiter des Gefangenenzuges waren nach Liebeskinds Aussage Mainzer. Es dürften die gleichen Menschen gewesen sein, die sich die Gefangenen gegen ein Eintrittsgeld etwas näher anschauen wollten. Das Gebahren erinnert an Jahrmarktsfeste, wo man seltene Tiere und Menschen, die Anomalien aufwiesen, ausstellte. Jakobiner waren für sie Aufsässige gegen Gott, Kirche und die staatliche Ordnung. Sie galten als Schädlinge, die Institutionen wie beispielsweise das althergebrachte Zunftwesen bedrohten oder die mit kurfürstlichen Privilegien ausgestatteten Kaufleute empfindlich störten. Andere fürchteten um ihre sozialen Bindungen, die sie eine reaktionäre Stellung beziehen ließ. Mit Ironie spricht Liebeskind von dem *unschuldigen Vergnügen*, das man den Kindern gewährte. Dieser Anschauungsunterricht war natürlich geeignet, Gehorsam und Anpassung zu lernen. Wie weit die Furcht vor Jakobinern ging und welche wirklichkeitsentstellende Gerüchte damals kursierten, davon gibt Lili von Türckheim, die ehemalige Verlobte Goethes (Schönemann), ein gutes Beispiel. Sie glaubte den maßlosen Greueln, die Emigranten schilderten, unter anderem, daß sich Jakobiner mit den herausgerissenen Gedärmen von Aristokraten Gürtel für ihre Pistolen schlängeln.<sup>93</sup>

„Nach dem Abzug der Franzosen“ meldet das Frankfurter Journal vom 29. Juli 1793 „waren die Einwohner den ganzen Tag beschäftigt, die Klubisten aus den Winkeln hervorzuziehen und in Arrest zu bringen; alle Augenblicke sah man einen mit Kopfwunden bedeckt, mit zerbrochener Nase, zerkratzttem Gesicht, zerrissenen Haaren, mehr tot als lebendig durch die Straßen schleppen

<sup>89</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 82 f.

<sup>90</sup> Habeas corpus; lat.: "du habest den Körper". Habeaskorpusakte: 1679 vom englischen Oberhaus beschlossenes Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit (kein Mensch darf ohne richterlichen Haftbefehl festgehalten werden). An einer weiteren Stelle in seinen Rückerinnerungen schreibt Liebeskind: „Auch der Verbrecher bleibt Mensch; denn wenn er nicht als Mensch betrachtet würde, so könnte er gar nicht bestraft werden.“ (I., 91), S. 94.

<sup>91</sup> Johann Heinrich Liebeskind, Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 81.

<sup>92</sup> Johann Heinrich Liebeskind, Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 91.

<sup>93</sup> Günter Jäckel; Manfred Schlösser (Hrsg.): Das Volk braucht Licht (I., 65), S. 13.

und wenn dem armen Schächer auch auf einen Augenblick Ruhe gelassen wurde, riß sich ein und der andere aus der Menge und ließ aufs neue seine Wut aus.“<sup>94</sup>

Als besonders perfide dürften die Frauen und einige ihrer jakobischen Mitgefangenen das 1793 anonym erschienene Pamphlet »Die Mainzer Klubisten zu Königstein. Ein tragi=komisches Schauspiel in einem Aufzuge« empfunden haben. Der Autor des Schauspiels schreckte nicht davor zurück, die Mehrheit seines Personals mit dem richtigen Namen zu nennen oder nur geringfügig zu verschlüsseln. Um einen kleinen Einblick in diese nichtswürdige Schrift zu gewähren, möchte ich das Personal und wenige Szenen zitieren:

„Personen

Bürgerinn Böhmer, eine viel versprechend und wenig haltende Wittwe.

Bürgerinn Forkel, Tagelöhnerinn bei der englischen Uebersetzer=Fabrike des Bürgers und Mainzer Nationalkonvents Deputierten, Forster.

Bürgerinn Eßbeck, ehemals von Adel, nun Vorleserinn im Klub.

Bürgerinn Wehdekind, Mutter des großen Erzbürgers Wehdekind.

Aloysius Franziskus Xaverius Ignatius Loyola Blau, Professor der demokratischen Dogmatik zu Mainz.

Arnsperger, zügelloser Kaplan zu Kassel, Farren zu Bingen.

Scheuer, Polizeikommissair und Proklamationsreuter in Mainz.

Reit, Duodezgelehrter aus Mainz.

Arand, der gelehrteste Pfarrer im ersten Mainzer Grenzorte Nackenheim, Regens und Weinhändler im Seminar, Pfarrer zu Kristoph, Doctor baccal. Biblic. Stultiff. formatus & bombasticus, wirklicher Weihbischof, Erzbischof in petto.

Der Kommandant von Königstein

Die Wache“<sup>95</sup>

In der ersten Szene treten Caroline, Meta und Metas Mutter auf. Die Mutter wird als alte Frau vorgestellt, die nichts mit der Revolution zu tun hat, und ihre Inhaftierung „der Raserey, Blindheit, Nichtwürdigkeit“ ihres Sohnes angelastet. Caroline bzw. *Bürgerinn Böhmer* antwortet darauf: „Sie sind unwürdig, die Mutter eines so großen Mannes zu sein und Bürgerinn Forkel“ droht damit, den Kommandanten zu rufen, um die Mutter aus dem Zimmer verweisen zu lassen. Insgesamt geht es in dem Stück aber keineswegs um die revolutionären Ideologien, sondern um ganz primitiven Klatsch, wie folgender Dialog zeigt:

„Bürger. Böhmer halb laut zur Bürger. Forkel: --- Auf den hölzernen Stühlen da sitzt sich's nicht so gut, als auf Forster's Canapé.

<sup>94</sup> Zitiert nach Franz Blei, Hrsg.: Deutsche Litteraten Pasquille, Bd. 4. Die Mainzer Klubisten (I., 7), S. 37.

<sup>95</sup> Anonymus: Die Mainzer Klubisten zu Königstein. Ein tragi=komisches Schauspiel in einem Aufzug, S. 1. Die Anonymen-Lexika versagen hier. Das Stück wurde 1907 in der „Deutschen Litteraten Pasquille“ nachgedruckt. In den Anmerkungen des Hrsg. Hans Blei heißt es: „Die Pasquille der Volkswut gegen die Mainzer Klubbisten gehen alle über den nächsten Zweck nicht hinaus: die Denunziation und die alberne persönliche Verunglimpfung. Auch der unbekannt gebliebene Verfasser dieses seltenen, 'tragi=komischen Schauspiels' bringt es in keiner Zeile zu dem Witz über den Parteien.“ S. 37. In der Ausstellung zum 200. Todestag von Georg Forster in Mainz (1994) gehörte das Schauspiel zu den Exponaten. Auch hier wird kein Verfasser genannt.

Bürger. Forkel: Vor der Zeit, als seine Frau hinweg ist, mußt Du hinzusetzen, denn zuvor war dieses Plätzgen nur für die Forsterinn und Hubern vorbehalten.

Bürger. Böhmer: Wenn das Canapé sprechen könnte, was meinst Du wohl? ---

Bürger. Forkel: Daß es von Dir nicht viel weniger, als von der Forsterinn, erzählen würde.

Bürger. Böhmer: Noch lange nicht so viel, als Forsters Schreibzimmer von Dir, wenn Du ganze Stunden da zubrachtest, um Deine englischen Uebersetzungen von ihm durchgehen zu lassen. Du hattest es hierrinn noch besser, als ich, denn dies Handwerk triebst Du, wie die Forsterinn noch da war, und zwar ohne je im mindesten von ihr gestört zu werden, weil sie indeß mit Hubern desto ungestörter das ihrige treiben konnte.

Bürger. Forkel: Daß Du Dich meisterhaft auf's Verläumden verstehst, hast Du nach der Abreise der Forsterinn hinreichend bewiesen.

Bürger. Böhmer: Kannst Du etwa leugnen, daß Dich Forster, wenn er Dich so allein auf seinem Zimmer bei sich hatte, ganz unberührt gelassen?

Bürger. Forkel: Forster liebte seine Frau viel zu sehr, als daß ihm, so lange sie anwesend war, das mindeste von der Art eingefallen wäre.<sup>96</sup>

Verblüffend an diesem Pamphlet ist die intime Kenntnis des Forsterschen Hauses und des zu dem Zeitpunkt tatsächlich reichlich verstrickten Verhältnisses zwischen Therese und Forster. Die bis heute noch verbreitete These, Thereses Beziehung zu Huber hätte Forster zu den Klubisten getrieben, wird bereits in diesem Schauspiel vertreten. Aber selbst Metas Ehemann, Johann Nikolaus Forkel, der kaum jemals in Mainz gewesen sein dürfte, wird in diesem Zusammenhang genannt. Als Entgegnung auf die oben geäußerte Entschuldigung für Forsters politische Agitation läßt der Autor Meta sagen: „Allein mein Mann ist ein musikalischer Rülp, mit dem solch eine platonische, demokratische Umarmung und Einimpfung gar nicht zu pflegen ist.“<sup>97</sup>

Insgesamt werden Therese und Caroline in dem Stück, neben dem männlichen Personal, am stärksten verunglimpft. Die einzigen Personen, die in dem Schauspiel vom Spott relativ unbehelligt bleiben, sind Wedekinds Mutter und Ehefrau. Am Ende heißt es: „Alle gehen ab: der Kommandant hält Wehdekind's Mutter und Schwiegertochter zurück, Sie bedaure ich, ertragen Sie Ihr Schicksal, ich werde alles zu Ihrer Erleichterung beitragen. Beide gehen weinend ab.“<sup>98</sup>

Die Frauen hatten tatsächlich Glück - bei allem Unglück. Sie wurden nur etwa acht Wochen in Königstein festgehalten und erhielten ab Juni Ortsarrest im nahegelegenen Kronberg. Liebeskind wohnte während Metas Festungshaft in dem stark zerstörten Ort Königstein und in Frankfurt.

In der schrecklichsten Lage befand sich Caroline Böhmer, die von dem jungen Franzosen Jean-Baptiste Dubois Crancé schwanger war. Sollte die Haft noch lange dauern, so wußte sie, würde ihre bürgerliche Existenz gründlich zerstört sein. Caroline hatte den neunzehnjährigen Crancé an einem privaten Abend mit den Konventskommissaren kennengelernt und ihn nach einer Ballnacht zum Geliebten genommen. Therese Forster-Huber kommentiert diesen Vorfall in einem etwas indiskretem Brief 1803 an ihre Tochter. Sie erzählt darin von einer Begegnung mit Meta Forkel-Liebeskind, die sich daran erinnert habe, mit welcher Leidenschaft Caroline bei einer *Orgie* in

---

<sup>96</sup> Anonymus: Die Mainzer Klubisten zu Königstein, S. 5f.

<sup>97</sup> Ebd., S. 9f.

<sup>98</sup> Ebd., S. 36



Mainz die *Carmagnole*<sup>99</sup> mit Franzosen getanzt hatte, und daß Crancé<sup>100</sup> ein Ereignis herbeiführte, welches so wichtig für seine Ehre wurde.<sup>101</sup>

Was Therese Forster-Huber mit diesem Briefbericht bezweckte, ist nicht eindeutig zu klären. Es mag sein, daß sie ihr eigenes schlechtes Gewissen beschwichtigen wollte. Schließlich verließ Therese Forster Mainz zusammen mit ihrem Liebhaber und späteren Ehemann. Es ist möglich, daß die Tochter, es handelt sich um die damals achtzehnjährige Therese, also ein leibliches Kind von Forster, nach Erklärungen verlangte. Diese gerieten Therese Forster-Huber entsprechend ihrem Temperament etwas überdeutlich, fast gehässig.

Caroline Böhmer war ihre Situation im Jahr 1793 mit der ganzen existentiellen Tragweite vollkommen klar. Verzweifelt wandte sie sich an ihre Freunde. Insbesondere der ihr so nahestehende Meyer ließ sie im Stich. Auch Gotter konnte in Hannover kaum etwas erwirken. Der Herzog von Braunschweig entschuldigte sich in einem Schreiben an Nikolaus Forkel, daß die Damen absichtlich „<...> von dem Officier allein gelassen sein um ihnen Zeit zu lassen sich aus dem Staube zu machen, daß sie diese Gelegenheit in Frankfurt, die man ihnen gegeben, aber nicht benutz, sei ihre Schuld, übrigens sei [weder] er noch der König von Preußen mit dem Verfahren des Churfürsten von Mainz in dieser Sache zufrieden, aber sie hätten müssen die Gefangnen übergeben, man müsse sich also an Mainz wenden <...>“. Diese Meinung des Herzogs von Braunschweig gibt die Schwester Carolines, Luise Michaelis, in einem Brief an A. W. Schlegel wieder.<sup>102</sup> Sie bittet Schlegel, in Frankfurt an Herrn „Massiair, den Sie noch kennen werden von hier aus <...> zu schreiben, denn dieser besorgt auch die Briefe an die Forkel von ihrem Mann, so daß er sie den Damens giebt, ohne daß sie gezwungen sind sie zu zeigen.“<sup>103</sup> Schlegel, der Caroline aus seinen Göttinger Studienjahren her kannte, brachte endlich den Mut auf, sich für die frühere Freundin einzusetzen. Er wandte sich zunächst an Wilhelm von Humboldt, dem es gelang, eine wesentliche Erleichterung für die gefangenen Frauen, nämlich die Verlegung nach Kronberg, zu erwirken. Humboldt hatte darüber hinaus versucht, auf die Mainzer Regierung, den Kurfürsten und den Kanzler Albini, Einfluß zu nehmen. Allerdings erfolglos. Auch Johann Nikolaus Forkel beschränkt diesen Weg. Ich zitiere seinen Brief an einen leider nicht näher benannten *Legations-Secretär*:

„Von dem harten Schicksal, welches meine Frau, ihre Mutter u. Mad. B. nun durch die Sache Wedekind betroffen hat, war ich schon am 5. April unterrichtet, auch habe ich ungesäumt beym Herzog von Braunschweig, beym General Adjut. von Mannheim und beym Churf. v. Maynz selbst um ihre Befreyung gebeten. An den Kanzler des letzten, Hrn. v. Albini habe ich sogar Auszüge aus mehren Briefen meiner Fr. gehörig vidiert<sup>104</sup> gesendet, woraus klar und deutlich ist, daß den Frauenzimmern weder Theilnahme an den Schritten ihrer Maynzer Verwandten, noch Billigung derselben zur Last gelegt werden kann. Allein hierauf scheint es jetzt nicht anzukommen.

<sup>99</sup> Carmagnole: Tanz aus der französischen. Revolutionszeit, benannt nach der italienischen Stadt Carmagnola.

<sup>100</sup> Am 3. November 1793 brachte Caroline im Altenburgischen Lucka einen Sohn zur Welt und meldete seine Geburt auch dem Vater. Crancé (1773-1800) erkannte das Kind an und tat alles, „was in seiner Gewalt stand, um das Schicksal des Kindes auf die Zukunft zu sichern ...“. Zit. nach Sigrid Damm (Hrsg.): Begegnung mit Caroline. Briefe (I., 14), S. 33. Crancé fiel, nachdem er als Kriegsgefangener in die Hände der Preußen gefallen und später ausgetauscht worden war, im April 1800 beim Rheinübergang.

<sup>101</sup> Der Brief von 1803 an die Tochter Therese wird von Geiger: Dichter und Frauen 2, S. 89 in französischer Sprache zitiert. Zit. nach Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe (I., 125), S. 695.

<sup>102</sup> Brief vom 7. Mai 1793, zitiert nach Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe ... (I., 125), S. 650.

<sup>103</sup> Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe... (I., 125), S. 650.

<sup>104</sup> vidiieren: beglaubigen, bestätigen.

Herr Albini hat erklärt, daß man die Frauen so lange als Geiseln zurückbehalten werde, bis eben so viele Geiseln, welche vorzüglich auf Betrieb von Böhm. u. Forster nach Landau geschafft werden, dagegen zurückgeliefert würden.

Unter solchen Umständen ist meine Hülfe zu schwach. Wissen Sie, hochzuehrender Herr Legations-Secretair, einen Weg, auf welchem etwas ausgerichtet werden kann, so machen Sie mich damit bekannt, oder thun selbst, so viel Sie können.

Mit vorzüglicher Hochachtung verharre ich

Ew. Wohlgeboren gehorsamster Diener

Forkel<sup>105</sup>

Sehr mutig war der Schritt des jüngsten Bruders von Caroline, Philipp Michaelis, der kurzerhand an den Preußischen König schrieb. Liebeskind zitiert das Antwortschreiben von Friedrich Wilhelm II: „Wohlgelehrter, besonders Lieber! Es ist ganz und gar nicht mein Wille, daß schuldlose Personen das verdiente Schicksal der Verbrecher theilen sollen, die sich die Gefangenschaft auf dem Königstein zugezogen haben. Da ich nun Eurer Versicherung, daß Eure daselbst befindliche Schwester, die Witwe N\*\*<sup>106</sup> nichts verschuldet habe, allen Glauben beilege, so habe ich dem Major von Lucadou befohlen, dieselbe nebst ihrem Kinde auf freien Fuß zu stellen. Ich mache Euch solches auf Euer Schreiben vom 1sten dieses in Antwort bekannt und bin Euer gnädiger Friedrich Wilhelm.“<sup>107</sup> Am 5. Juli wird Caroline durch die Einflußnahme des preußischen Königs freigelassen. August Wilhelm Schlegel bringt sie nach Leipzig und von dort nach dem alten-burgischen Städtchen Lucka, wo er sie der Obhut seines Bruders Friedrich Schlegel anvertraut. August Wilhelm war zu der Zeit Hauslehrer in Amsterdam und kehrte dorthin auch bald zurück. Wilhelm von Humboldt schreibt am 16. November 1793 von Gut Burgörner entschuldigend an August Wilhelm Schlegel: „Ihre Freundinn genießt ihre Freiheit wieder, und auf eine Art, die ihr zugleich die ehrenvollste ist. Gerne hätte auch ich dazu mitgewirkt. Aber am Maynzischen Hofe war schlechterdings nichts fürs Erste zu thun, und den Weg, den der Bruder eingeschlagen hat <...> (da alle Gefangene allein vom Kurfürsten abhingen) so wenig zu versprechen, dass man ohne genaue Localkenntnisse ihn kaum zu versuchen wagen konnte.“<sup>108</sup>

Am 13. Juli 1793 berichtet Caroline voll Glück und Stolz an Gotter, daß ihr Bruder „<...> in der Dankschrift seine freywilligen Dienste in den Hospitälern der Armee angeboten hätte und schreibt weiter: Aber schwer ists mir geworden, die eben so ungerecht gefangengehaltne Forkel zurück laßen zu müßen - allein ich hoffe hier auch baldige Erledigung.“<sup>109</sup>

Auch Nikolaus Forkels Interventionen waren zuletzt erfolgreich. Meta und ihre Mutter befanden sich etwa vier Monate in Haft.<sup>110</sup> Wedekinds Frau Wilhelmine allerdings wurde bis zum 24. November 94 in Kronberg festgehalten.<sup>111</sup>

<sup>105</sup> Forkel an Unbekannt, vom 29. April 1793, STABibl Berlin, Mendelsohn-Archiv, Mus.ep. 4.

<sup>106</sup> Gemeint ist natürlich die Witwe Böhmer. Liebeskind nennt verständlicherweise kaum Namen.

<sup>107</sup> Zit. nach Johann Heinrich Liebeskinds Rückerinnerungen (I., 91), S. 85 f.

<sup>108</sup> Anton Klette: Verzeichnis der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung (I., 73), S. 4.

<sup>109</sup> Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe... (I., 125), S. 301.

<sup>110</sup> Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien/Mainzer Erzkanzleiarchiv Militaria 1790-1799 Fasz. 119, laut Schreiben vom 18.7.1793 befanden sich Meta und ihre Mutter bis mindestens 18. Juli 1793 in Haft.

<sup>111</sup> Vgl. Martin Weber (III., 171), S. 187.

Johann Heinrich Liebeskind begleitete Meta und ihre Mutter wenige Tage nach der Wiedereroberung von Mainz zunächst nach Göttingen. Wahrscheinlich hatten er und Meta dort noch einige Formalitäten zu erledigen sowie ihre Sachen zu packen. Darüber hinaus wollte sich Meta bestimmt von Forkel, mit dem sie während der Haft Briefe ausgetauscht hatte, und ihrem Sohn Carl Gottlieb verabschieden.

Das schreckliche Pogrom nach der Kapitulation am 22. Juli 1793 in Mainz, das von Staats- und Kirchenführern nicht nur geduldet, sondern sogar noch angestachelt wurde<sup>112</sup>, blieb Meta Forkel erspart. Ähnlich wie die auf der Flucht gefangenen Klubisten im April wurden die noch in Mainz verbliebenen Jakobiner den mordenden, vergewaltigenden, plündernden Truppen und der Lynchjustiz des Mobs preisgegeben. Der Kurfürst von Mainz, der im Oktober bei Nacht und Nebel seine Stadt verlassen hatte, „in einem Wagen, wo er das Wappen auskrazen ließ“<sup>113</sup>, hatte sich bereits im April 1793 wieder nach Höchst begeben.

„Der Kampf um den modernen Staat, die Staatssouveränität in Deutschland wurde von den alten Kräften, von den Dynastien ausgefochten, so daß am Ausgang des 18. Jahrhunderts eine Betrachtung der herrschenden Kräfte wichtiger als ein Aufspüren revolutionärer Elemente“ sei, so eine These Karl Otmar von Aretins, der nicht widersprochen werden kann.

Um so beeindruckender sind die Ideen und die Entschiedenheit, mit denen die Mainzer Klubisten einen ersten Versuch unternahmen, Volkssouveränität und demokratische Selbstbestimmung auf deutschem Boden zu verwirklichen.

Zur Reformepoche stellt Aretin fest, daß „<...> alle Reformen bis hin zur Einführung von Verfassungen aus den verschiedensten Überlegungen und Gründen übernommen wurden, nur nicht aus dem Gefühl heraus, einem Druck von unten nachgeben zu müssen.“<sup>114</sup> Auch diesem Phänomen kann nicht widersprochen werden.

### 6.3 Riga - Mitau - Königsberg

Noch Ende Juli verließen Meta und Heinrich Liebeskind Göttingen in Richtung Lübeck. Der neun Monate alte Adalbert war mit von der Partie. Ihn hatte man in den letzten Monaten wohl einer Amme in Frankfurt anvertraut. Forster, Therese und Caroline erwähnen das Kind nicht, wahrscheinlich weil sie um Metas Ruf fürchteten.

„Am 3ten August 1793 segelten wir gleich nach Tische mit halbem Winde ab, und noch vor Sonnenuntergang hatten wir das Land aus dem Gesichte verloren.“<sup>115</sup> Nach siebentägiger Schiffsfahrt kamen die Reisenden, Meta, Adalbert und Johann Heinrich Liebeskind, am 11. August wohlbehalten in Dünamünde an, das ungefähr zwei Meilen (nach der preußischen Landmeile oder der sächsischen Postmeile etwa 15 Kilometer) von Riga entfernt liegt. Für den Rest des Weges bis nach Riga mieteten sie einen Wagen. Bei dieser Gelegenheit bekamen sie die ersten russischen Leibeigenen zu Gesicht, die Liebeskind zu anthropologisch-sozialkritischer Reflektion veranlassen:

<sup>112</sup> Vgl. Wolfdietrich Schmied-Kowarzik: Georg Forster (I., 141), S. 48.

<sup>113</sup> Brief Caroline Michaelis-Böhmer an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer vom 6. Oktober 1792, in: Sigrid Damm: Begegnung mit Caroline (I., 14), S. 151.

Karl Otmar Freiherr von Aretin: Vom Deutschen Reich zum Deutschen Bund, S. 187, zit. nach Peter Fleck: Agrarreform in Hessen-Darmstadt (III., 33), S. 162.

<sup>115</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 237.

„Diese Menschen stehen da ohne Hemd und ohne Strümpfe und Schuhe in langen weiten Beinkleidern und in Rökken von Segeltuch, die Ihnen bis an die Knie reichen, um den Leib mit einem Strik zusammengebunden sind, und zugespitzte Ärmel haben. Ihr Aussehen ist niedergeschlagen, und zugleich auch niederschlagend für den, der sie zum erstenmale sieht. Eben als wären sie die letzten Abdrücke von Gottes Ebenbild, enthält ihr leibeigenes Gesicht nicht die geringste Spur von veredelter Menschheit; ja man geräth sogar in Versuchung, ihnen mit Linne' nach den Zähnen zu sehen, um sich zu überzeugen, daß sie Menschen sind comme nous autres. So sehr erniedrigt die Sklaverei, in der diese Menschen ihr thierisches Leben hinbringen. Sie werden gehalten wie das Vieh, und ertragen auch, wie dieses, des Tages Last und Hitze, und gleich diesem werfen sie sich auch am Abend auf die Streu, eben so entfernt von Furcht als von Hoffnung. <...> Denn wie sollte der noch etwas fürchten, der nichts zu verlieren hat <...>, da sogar seine Kinder dem Leibherrn mehr angehören, als ihm? und wie sollte dessen Seele sich zu Hoffnungen empor schwingen können, deren edelste Kräfte schon im Keime zerknickt worden sind? Diese Unglücklichen bestätigen sehr auffallend, was Sturz<sup>116</sup>, einer unsrer besten Prosaisten sagt: ‚der Umriß der Seele bildet sich in den Wölbungen ihres Schleyers, und ihre Bewegung in den Falten ihres Kleides‘.<sup>117</sup>

Vielleicht waren es diese ersten Eindrücke auf russischem Boden, die Liebeskind von der Weiterreise bis nach Petersburg abhielten. Die Beschreibung, die Johann Heinrich Liebeskind von Riga gibt, ist nicht besonders enthusiastisch, aber doch von Sympathie geprägt. In den Rückerinnerungen heißt es: „Die Stadt gehört an Größe und Umfang unter die mittelmäßigen Städte. Die Häuser in der Stadt sind meistentheils schöne, massive und moderne Gebäude. Leere Plätze an den Häusern sind hier eine Seltenheit, ja, ich glaube nicht, daß ein Haus in Riga ist, hinter dem sich nur ein etwas ansehnlicher Hofraum oder ein Garten befände. Die Straßen sind größtentheils gut, ohne prächtig zu seyn, und werden im Winter des Nachts <...> erleuchtet. <...> Der Adel wird von dem Bürgerstande wegen seines artigen Betragens sehr geschätzt, und man weiß hier nichts von der steifen Etikette, die sonst beide Stände zu trennen pflegt.“<sup>118</sup> Die Stadt zählte damals etwas über 27.000 Einwohner und soll zu den „theuersten“ Städten der Welt gehört haben. „Man will sogar behaupten, daß es hier theurer zu leben seyn soll, als in London. Und gleichwohl sind die vorzüglichsten Lebensmittel, als Fleisch, Brot, Gemüse und Butter hier sehr wohlfeil.“<sup>119</sup> Teuer hingegen waren alle Luxusgüter und die Bediensteten, die mit „schwerem Albertsgeld“<sup>120</sup> bezahlt wurden.

<sup>116</sup> Helfrich Peter Sturz (1736-1779), in Darmstadt geborener Schriftsteller, wurde 1762 Sekretär des Ministers von Bernstorff in Kopenhagen. In den spektakulären Fall Struensee verwickelt, wurde Sturz zu einer viermonatigen Kerkerstrafe verurteilt. 1773 wurde er bei der Oldenburger Regierung angestellt. Bekannt wurden vor allem seine „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorff“ (1777) und die „Briefe eines Reisenden“ (1768). Auch Georg Christoph Lichtenberg hat den drei Jahre älteren Sturz sehr geschätzt. Von ihm ist die Aussage überliefert: „Ich verehere wenig Menschen so wie ihn“. Zitiert nach Johann Heinrich Merck (1741-1791), (VI., 7), S. 25.

<sup>117</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 249 ff.

<sup>118</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 276 f.

<sup>119</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 280.

<sup>120</sup> Albertsgeld; Albertustaler: Silbermünze, die zuerst von Erzherzog Albert (1598-1621) in den habsburgischen Niederlanden geprägt wurde. Auf der Rückseite dieser Taler ist das Andreaskreuz eingepreßt. Sie galten besonders in Osteuropa als zuverlässiges Zahlungsmittel. Im 18. Jahrhundert wurden die Albertstaler auch im Herzogtum Braunschweig und in Preußen geprägt.

Die genauen Umstände, die Johann Heinrich dazu bewogen haben, in Riga zu bleiben, sind wie gesagt nicht bekannt. Überliefert ist, daß ihm der Buchhändler Hartknoch<sup>121</sup> eine Anstellung vermittelt hat. Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Riga trat Liebeskind nämlich eine Stelle als Konsulent beim Stadtgericht und beim Gouvernementsmagistrat an. Das Glück war jedoch nur von kurzer Dauer. Am 2. Februar 1794 wurde er vom „PolizeyMagistrat“, durch Graf Brown aufgefordert, „<...> ungesäumt und ohne weitere Untersuchung das Ruische Reich [zu] verlassen“<sup>122</sup>. Liebeskind schreibt über diese unliebsame Unterbrechung seiner Rigaer Karriere: „Nachdem ich mich ungefähr ein Vierteljahr lang mit der dasigen Gerichtsverfassung und mit dem Landesgesetz bekannt zu machen gesucht hatte, meldete ich mich um die Advocatur <...> Ich hatte allen Grund mir auf eine angenehme Zukunft in Riga Rechnung zu machen, bis auf einmal ein böser Dämon dem Grafen B\*\*\*\*, einem jungen und reichen Cavalier in Riga, eingab, mich für einen Jacobiner zu halten. <...> Unbegreiflich schien es mir, als ich zum erstenmal hörte, daß der Graf B\*\*\*\* allenthalben versicherte, daß ich ein Jacobiner, und höchst wahrscheinlich nur deßwegen Sachverwalter in Riga geworden wäre, um die Kaiserin in St. Petersburg zu ermorden“.<sup>123</sup> Die neurotische Angst vor Jakobinern ließ den Grafen Brown nicht mehr ohne Pistolen aus dem Haus gehen. Liebeskind nahm diese lächerliche, wenn auch sehr einflußreiche Person zunächst auch nicht besonders ernst<sup>124</sup>. Er schreibt: „Ich blieb dabei ruhig. Denn da Graf B. seine Denunciation auf nichts stützen konnte, als auf den Umstand, daß einer meiner Verwandten<sup>125</sup> in Frankreich lebte, welcher Umstand allein vernünftiger Weise keine Inquisition begründen kann, <...> so glaubte ich, daß die schlimmste Folge, die diese Denunciation allenfalls für mich haben könnte, die seyn würde, daß die Regierung den Befehl erhielt, meine Handlungen aufs genaueste zu beobachten.“<sup>126</sup> Tatsächlich wurde von Petersburg aus eine genaue Untersuchung von der Rigaer Regierung gefordert. Der Gouverneur von der Pahlen versicherte Liebeskind, daß der Bericht ganz zu seinem Vorteil abgefaßt sei. Aber noch ehe der Bericht in St. Petersburg ankam, erreichte Liebeskind die von der Kaiserin persönlich unterschriebene *Ukase*<sup>127</sup>, wonach er gerade noch vierundzwanzig Stunden Zeit hatte, Riga zu verlassen.<sup>128</sup>

<sup>121</sup> Friedrich Hartknoch (1768-1819) übernahm 1789 die Buchhandlungen seines Vaters in Mitau und Riga. Der Vater Johann Friedrich Hartknoch (1740-1789) studierte in Königsberg Theologie, wurde Gehilfe im „Kanterschen Buchladen“ und gründete erst in Mitau, später in Riga Buchhandlungen. Hartknoch war mit Kant befreundet und verlegte auch einige seiner Aufsätze.

<sup>122</sup> Lebenslauf von Johann Heinrich Liebeskind bis 1803, Bestand HB X 10a15, LKA Nürnberg, S. 290.

<sup>123</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 335 f.

<sup>124</sup> Rückblickend schreibt Johann Heinrich Liebeskind: „Den Grafen B. entschuldige und bemitleide ich von ganzem Herzen, denn er hat wie ein Mann gehandelt, der nicht bei Troste ist.“ Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ..., (I., 91) S. 343.

<sup>125</sup> Gemeint ist Metas Bruder, Georg Wedekind.

<sup>126</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 338 f.

<sup>127</sup> Ukase; Ukas (russ.): Vorschrift, Befehl, amtlicher Erlaß des Zaren.

<sup>128</sup> 1820 widerfuhr Franz von Baader ein ähnliches Schicksal. Baader wollte nach Petersburg reisen, um dort eine „Akademie für religiöse Wissenschaft“ zu gründen und stand lange zuvor mit dem russischen Minister Fürst Alexander von Galitzin und einigen Staatsräten in brieflichem Austausch. Er kam bis nach Jeddese, dem Landsitz der Familie Uxkull in Estland, wo er schriftlich angewiesen wurde, Rußland zu verlassen. Selbst die weitere Korrespondenz mit Staatsräten wurde ihm untersagt. Man verdächtigte ihn demagogischer oder jesuitischer Absichten. Uxkull (Baader schreibt Yxkull) hatte die Unvorsichtigkeit begangen, einige Zeit zuvor Benjamin Constant zu besuchen, was der russischen Polizei bekannt geworden war. Vgl. Franz Xaver von Baaders Biografie und Briefwechsel, Hrsg. von Franz Hoffmann (I., 61), S. 13.

Wahrscheinlich hatte Liebeskind nicht mit den weitreichenden Verbindungen des Grafen Brown gerechnet. Der Engländer und Wahl-Livländer scheint halb Europa bereist zu haben und war überall dort wo sich Diplomaten trafen zugegen. Seine Kontakte beschränkten sich dabei keineswegs auf verwandte Seelen und ausgemachte Jakobiner-Feinde. Er verkehrte beispielsweise sehr gern bei einflußreichen Juden und Literaten. 1792 ist er bereits einem engen Freund von Rahel Varnhagen begegnet, dem späteren preußischen Diplomaten Wilhelm Scholz.<sup>129</sup> Scholz schreibt in dem Brief vom 2. September 1795 aus Wien: „Bei Arnstein's habe ich einen alten Bekannten wiedergesehen, den Sie, wie ich höre, in Karlsbad haben kennen gelernt, den Grafen Brown aus Liefland. Ich sah ihn vor 3 Jahren wo er aus England zurückkam, oft bei der Gräfin Igelström.“<sup>130</sup> Im Jahr 1818 finden wir ihn in Rom, wo er mit den Humboldts befreundet ist.<sup>131</sup> Dieses ruhelose Umtreiben des Grafen läßt die Vermutung zu, daß er sich als Agent betätigte. Aber auch Liebeskinds Einschätzung, daß er es mit einem hochneurotischen Sonderling zu tun hatte, ist durchaus schlüssig.

Ich möchte an dieser Stelle noch eine kleine Episode einfügen, die ein wenig Aufschluß über die Angst vor russischen Spitzeln gibt. Am russischen Hof fanden sich auch noch nach Katharinas Tod eine Menge Europäer, die als Berater, Generäle und Wissenschaftler angestellt waren. Nicht zuletzt mit dem Hintergrund eines solchen russisch-europäischen Kulturaustauschs reisten Madame de Staël und August Wilhelm Schlegel 1812 nach Petersburg, obwohl Rußland damals von Napoleons Eroberungssucht heimgesucht wurde. Madame de Staël verachtete bekanntermaßen Napoleon und kam mit einem jungen Schweizer namens Fontana und Schlegel wohlbehalten in Petersburg an. Dort traf Ernst Moritz Arndt und sein Förderer Freiherr von Stein auf die berühmten Reisenden. Zunächst sorgte das elegante Äußere Schlegels für allgemeine Verwunderung. Arndt schreibt: „Er trat vor den Russen und vor uns Deutschen eben nicht deutsch auf, sondern erschien, wo wir andern nach Zeitart meist gestieft und gespornt einhertraten, wie ein blank geschniegelter französischer Abbé in Schuhen und goldenen Schnallen und schneeweißen, seidnen Strümpfen.“<sup>132</sup> Mehr noch verblüffte Schlegels Redeweise: denn er „<...> flüsterte meist sehr leise, was wohl in einer gewissen Furcht seinen Grund hatte, als flüstere man hier überall über dionysischen Ohren, indem er mir, der gewöhnlich wohl zu laut spricht, einmal zuflüsterte: St! St! hier in Rußland sind hinter allen Türen und Tapeten Ohren. Leider wahr, das mochte aber in jener Zeit der Tyrannei und Spionage wohl in den meisten Hauptstädten Europas ebenso sein.“<sup>133</sup>

Auch Johann Friedrich von Recke und Karl Eduard Napiersky, die 1831 das »Allgemeine Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland« herausgaben, vermuten, daß Liebeskind wegen der „verdächtigen Verwandtschaft seiner Frau“ Riga verlassen

<sup>129</sup> Wilhelm Scholz (gest. 1833), preußischer Diplomat, zwischen 1795 und 1830 unter anderem in Wien, Madrid, Frankfurt, Marseille, Neapel und Rom als Legationsrat tätig. Scholz gehörte zu Rahels Bekannten aus früherer Zeit. Nach 1815, als Rahel in Karlsruhe und Scholz als preußischer Minister-Resident in Frankfurt lebte, haben sie sich öfter getroffen. Scholz war mit Gentz, Koreff und Alexander von Humboldt eng befreundet. Vgl. Rahel Varnhagen. Gesammelte Werke. Hrsg. Konrad Feilchenfeldt u.a. (I., 27), S. 415.

<sup>130</sup> Aus dem Nachlaß von Varnhagen von Ense. Biographische Portraits von Varnhagen von Ense (I., 147), S. 304

<sup>131</sup> Caroline Humboldt schenkte er zum Geburtstag in Rom einen „goldenen Ring, in dem Amicizia“ eingraviert war. Vgl. Hermann Hettler: Karoline von Humboldt, (III., 60), S. 205.

<sup>132</sup> Ernst Moritz Arndt: Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein (I., 2), S. 66.

<sup>133</sup> Ernst Moritz Arndt: Meine Wanderungen und Wandelungen ... (I., 2), S. 67.

mußte.<sup>134</sup> Meta hätte rechtlich betrachtet zu dem Zeitpunkt aber noch gar nicht seine Frau sein dürfen, da sie erst am 11. Februar 1794 die Scheidung von Johann Nikolaus Forkel erreichte. Das vom Göttinger Universitätsgericht gefällte Urteil schloß darüber hinaus die Wiederverheiratung für Meta aus. Auf diesen Sachverhalt werden wir noch zurückkommen.

Bei den Rigaer Freunden von Johann Heinrich und Meta machte der erwähnte kaiserliche Befehl sehr schnell die Runde. Man trug in aller Eile 270 Dukaten zusammen und Hartknoch vermittelte in Mitau, wo er ebenfalls eine Buchhandlung unterhielt, eine Wohnadresse. Liebeskind „privatisierte“ dort ungefähr drei Monate „aus besonderen Rücksichten“, wie sein Biograph geheimnisvoll vermerkt.<sup>135</sup>

Am 4. Februar mittags kamen die Ausgewiesenen in Mitau an. Das Herzogtum Kurland war damals eine russische Provinz, was sich aber lediglich darin bemerkbar machte, daß in Mitau ein von Katharina II. eingesetzter Minister zwischen dem Herzog und dem Petersburger Hof vermittelte. Der Herzog selbst wohnte nicht in der Stadt, sondern etwas außerhalb auf Schloß Würzau. Mitau hatte damals etwa 8000 Einwohner und mit den nur einstöckigen Häusern und Gärten ein ländliches Aussehen. Liebeskind schreibt: „Zu meinem beständigen Aufenthalt würde ich Mitau lieber wählen als Riga, weil man hier freier athmet, und zwangloser lebt, als dort. Vielleicht giebt es keine polizierte Stadt in der Welt, wo die bürgerliche Freiheit trotz der Gegenwart des russischen Ministers in dem Grade zu finden ist“. Störend empfindet er auch hier die Leibeigenschaft: „Jedes kurische Fräulein bekommt in der Regel nach eine Leibeigene zur Aufwärterin, über die dem Fräulein unumschränkte Gewalt eingeräumt wird. So wie es nun zuweilen ein Hund leiden muß, wenn ihn die Kinder im Haus zwicken oder in die Ohren kneipen, so muß es auch die Leibeigene sich gefallen lassen, wenn das Fräulein seinen Muthwillen mit ihr treibt.“<sup>136</sup>

Nicht alle Deutsche, die sich über längere Zeit in Rußland aufhielten, zeigten so viel Sensibilität. Ernst Moritz Arndt fiel bei seinem Aufenthalt in Rußland auf, daß „<...> dem gebildeten vornehmen Deutschen aber noch ein anderes [drohe], nämlich in der hohen und vornehmen Gesellschaft, wie sie hier gewöhnlich ist, viel von dem Übermut und der Menschenverachtung anzunehmen.“<sup>137</sup> In diesem Zusammenhang nennt er einen Deutschen namens Schubert, der ihm den Rat erteilt: „Hier sind Sie an der rechten Stelle, hier können Sie lernen, wie man auf Dreck treten muß.“<sup>138</sup> Mehr noch wunderte Arndt, daß der ehemalige Stürmer und Dränger, Friedrich Maximilian Klinger<sup>139</sup>, „jetzt ein siebenzigjähriger Greis“, sich als gleichermaßen abgestumpft gegen das Leiden der Leibeigenen und Untergebenen erwies. Klingers fatale Worte an Arndt lauten: „Was wollen Sie

<sup>134</sup> Johann Friedrich von Recke und Karl Eduard Napiersky: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland, Band 3 (IV., 34).

<sup>135</sup> Lebenslauf bis 1803 von Johann Heinrich Liebeskind, Bestand HB X 10a15, LKA Nürnberg.

<sup>136</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 366 f.

<sup>137</sup> Ernst Moritz Arndt: Meine Wanderungen und Wandelungen (I., 2), S. 84f.

<sup>138</sup> Ernst Moritz Arndt: Meine Wanderungen und Wandelungen (I., 2). S. 85.

<sup>139</sup> Friedrich Maximilian von Klinger (1752-1831), geborener Frankfurter und in seiner Kindheit häufig mit Goethe zusammen. Klinger studierte in Gießen Jura und reiste später als Theaterdichter mit der Seylerschen Truppe. 1778 ging er nach Rußland, erhielt dort eine Offiziersstelle und 1780 den Adelstitel. 1783-85 Teilnahme am russischen Türkenfeldzug. 1790 heiratete er eine Tochter der Kaiserin Katharina II., wurde 1798 Generalmajor und 1811 Generalleutnant. Seit 1803 war er Kurator der Universität Dorpat. Zu Klinger siehe auch S. 55 dieser Arbeit.

hier? Sie gehören, wie ich Sie mir betrachte und auslege, nicht hierher: die Menschen hier kann man nicht genug verachten. Gewöhnen Sie sich nur, recht grob zu sein.“<sup>140</sup>

Johann Heinrich Liebeskind, wie im übrigen auch Ernst Moritz Arndt, fehlte wohl die Anlage zu solchem Zynismus, aber sie waren, was die russischen Verhältnisse anlangt, weniger kundig, vor allem weniger leidgeprüft als Klinger, so daß man doch eher von Sarkasmus statt Zynismus sprechen müßte.

Zu seinen Freunden in Mitau zählte Heinrich Liebeskind die Professoren der Petrinischen Akademie, vor allem den Rechtsgelehrten Beseke und Matthias Friedrich Watson, der dort die lateinische Sprache unterrichtete.<sup>141</sup>

Meta war zu der Zeit mit ihrer Tochter Antonia Lucilla Friederike schwanger, die im April oder Mai 1794 in Mitau zur Welt gekommen sein muß.<sup>142</sup> Seinen Rufnamen verdankt das Mädchen Antonia Forster (1758-1823), der Schwester Georg Forsters, mit der Meta in Mitau in nähere Beziehung trat. Kennengelernt hatte Meta sie wahrscheinlich im Sommer 1787 in Göttingen, wo Antonia ihre Schwägerin Therese besuchte. Aber Therese Forster hatte schon damals kein gutes Verhältnis zur Schwester ihres Gatten. In einem Brief an die Tochter beschreibt sie den Charakter und das Wesen Antonia Forsters aus der Erinnerung: „Damals fand sie sich immer unglücklich, zurückgesetzt, vom Vertrauen ausgeschlossen, in ihrer Wirksamkeit gestört, beleidigt, sobald sie nicht für jede ihrer Verfügungen gelobt ward, gekränkt, sobald man sie tadelte. - Sie hätte so gern Deinen edlen Vater gegen mich aufgehetzt, ich war jung, bewundert, stolz und sorglos - das schien ihr greulich.“<sup>143</sup> Offenbar hatte Forsters Schwester erkannt, daß der Bruder mit Therese nicht glücklich werden würde, denn Therese erhoffte damals mit Hilfe von Meyer die Trennung von ihrem Gatten zu erreichen. Das Verhältnis zwischen den beiden Frauen hatte sich auch in späteren Zeiten niemals verbessert. Selbst nach dem Tod von Antonia Forster, in einem Gespräch mit einem Fräulein Douglas, reagiert Therese ausnehmend hart: „Die Douglas fragte teilnehmend, und ich antwortete gern, .. Wie ich von Antonie Forster anfang, wollte sie mit dem verdammten nord-deutschen Empfindungston ihren Tod bedauern <...>. Ich schnitt kurz ab, indem ich sagte: Gottlob, daß sie tot ist, sie quälte alles um sich her und war nie zufrieden.“<sup>144</sup>

<sup>140</sup> Ernst Moritz Arndt: *Meine Wanderungen und Wandelungen* (I., 2), S. 86. Gert Ueding vermutet, daß es sich bei solchen Aussagen um pure Diffamierung handelt, räumt jedoch ein, daß sie nicht ganz aus der Luft gegriffen sein können. Vgl. Friedrich Maximilian Klinger (I., 143), S. 7.

<sup>141</sup> Vgl. Johann Heinrich Liebeskind: *Rückerinnerungen ...* (I., 91), S. 361 ff. Besonders eng war er mit dem Königsberger Matthias Friedrich Watson (1732-1805) und späterem Rektor in Mitau befreundet. Watson hatte an der Universität Königsberg studiert, wo er zwischen 1756-59 als a.o. Professor der Poesie angestellt war. Von 1759-74 war er Rektor an der Großen Stadtschule in Mitau, seit 1774 Professor der lateinischen Sprache und Literatur an der Academie Petrina und 1794/95 Prorektor derselben. Gleichzeitig besorgte Watson die Redaktion der Mitauer Zeitung. Vgl. *Deutsch-Baltisches Biographisches Lexikon, 1710-1960* (IV.,27), hrsg. von Wilhelm Lenz u.a., S. 852.

<sup>142</sup> Über die Mitauer Zeit liegen mir keine archivalischen Daten vor. Ich konnte aber im StadtA Ansbach in Erfahrung bringen, daß Antonia Lucilla Friederike Liebeskind am 25. Juni 1798 (am 26. begraben) im Alter von vier Jahren an den Blattern im Haus Nr. 583 gestorben ist. Eintrag des Sterberegisters des Stadtkirchners (K 45).

<sup>143</sup> Brief vom 23. Juli 1823, teilweise abgedruckt in Ludwig Geiger: *Therese Huber* (I., 38), S. 54

<sup>144</sup> Brief vom 23. Juli 1823 an die Tochter Therese. Ludwig Geiger: *Therese Huber* (I., 38), S. 269.



Antonia Forster war seit 1791 beim Herzog Peter Biron von Kurland und dessen Ehefrau Dorothea<sup>145</sup>, als Erzieherin auf Schloß Würzau beschäftigt. Auch Antonia galt als *Jakobinerin*, wird dazu als blasses, verwachsenes, reizloses Fräulein geschildert, keineswegs aber galt sie als Bedienstete. Sie selbst hatte es abgelehnt, im herzoglichen Schloß zu wohnen und zog es vor, in einem Nebengebäude für sich allein zu leben. Die herzogliche Tafel betrat sie nur auf Einladung, und die Prinzessinnen mußten sich für den Unterricht zu ihr bemühen. Doch solch sonderbares, fast egozentrische Verhalten, nahm das herzogliche Paar gerne hin, weil es Antonias Klugheit, Bildung und Weltoffenheit zu schätzen wußte.<sup>146</sup>

Antonias Bruder Georg war am 10. Januar 1794 in Paris gestorben. Die Schwester litt darunter und wollte alles über die näheren Umstände erfahren. Diese erfuhr sie, soweit sie ihr noch nicht aus Forsters Briefen aus Mainz und Paris bekannt waren, von Meta. In einem Brief an ihre Freundin Elise Reimarus<sup>147</sup> schreibt Antonia: „Dennoch ist der Schmerz über seinen Verlust für mich nicht so bitter als das Gefühl des Jammers der ihn niederdrückte, des Grams der von seiner Seele nagte. Ja liebe Elise, er hat unaussprechlich gelitten; ich weiß dieses jetzt besser als ich vorher wußte durch eben die Forkeln, von deren Reise nach Petersburg mit ihrem Geliebten, wie sie sagten, sie einmal in einem ihrer Briefe erwähnten, und die jetzt hier ist. Sie war bloß nach Riga mit ihrem jetzigen Manne Liebeskind gegangen, wo sie auch schon seit 5 Monaten wohnten und er als Advokat praktizierte, als ein Vornehmer dort, der sich gern wichtig machen wollte, durch seine Vorstellungen am P. Hofe einen Befehl auswirkte, der sie beide des Jakobinismus verdächtig, über die Grenze zu bringen, so kamen sie nach Mitau von wo sie an mich schrieb, und mich zu sprechen wünschte.“<sup>148</sup> Antonia Forster zeigt für Metas und Liebeskinds Situation, nach ihrer Ausweisung aus Riga Verständnis und Mitgefühl. Verwirrend ist lediglich, daß sie davon ausgeht, daß beide verheiratet seien. Meta war zu dem Zeitpunkt zwar rechtskräftig von Forkel geschieden, hatte aber keine Erlaubnis zu einer erneuten Heirat. Im gleichen Brief schreibt sie über Meta: „Ich habe sie jetzt zweymal gesehen, und ihr sanftes Wesen, ihr höchst gebildeter Ausdruck, ihr richtiger Verstand aber mehr als alles ihre Freundschaft für meinen Bruder nehmen mich für sie ein. Sie hat mir Briefe von ihm geschickt, aus denen ich gesehen, daß ein geschwisterliches Verhältnis zwischen ihnen war.“<sup>149</sup> Erstmals wird hier Meta als liebenswürdig, ausgeglichen und sogar sanft geschildert. Wir dürfen also davon ausgehen, daß sie damals trotz aller Widrigkeiten glücklich war.

Antonia Forster fügte ihrem Brief an Elise Reimarus die folgenden Zeilen von Forster bei, in denen er Meta seine Niedergeschlagenheit gesteht, die er empfand, als er mit den Trennungsplänen von Therese konfrontiert worden war: „Es ist einmal über mich verhängt, daß ich alles was ich erwerbe mit Blutschweiß erwerben soll! Und dann giebt es doch niemand auf Erden der mirs dankt, oder lohnt. Der einzige Lohn, um den ich bis zur Vernichtung meiner Kräfte mit Freuden arbeiten würde, kann mir nicht werden und alles übrige ist nicht des Daseyns werth.“<sup>150</sup>

<sup>145</sup> Dorothea, die Herzogin von Kurland ist eine geborene von Medem und die ältere Schwester von Elisa von Recke.

<sup>146</sup> Vgl. Günther Elbin: Die kurländischen Amazonen (III., 29), S. 189 f.

<sup>147</sup> Elise Reimarus (1735-1805), Tochter von Prof. H. Samuel Reimarus (1694-1768) und Schwester des Hamburger Arztes J. A. H. Reimarus (1729-1814).

<sup>148</sup> Brief vom 30. März 1794, Forsters Werke ... (I., 31), siebzehnter Band, S. 798.

<sup>149</sup> Forsters Werke ..., Briefe, siebzehnter Band (I., 31), S. 798.

<sup>150</sup> Der Brief ist undatiert, wahrscheinlich 1791/92 geschrieben. Forsters Werke ..., siebzehnter Band (I., 31), S. 532. Der Schwiegervater Christian Gottlob Heyne schrieb, nachdem er von Forsters Tod gehört hat, an Sömmerring: „Mein Forster ist mir unablässig vor den Augen und im Sinn! er war mir der Gegenstand des Kummers seit so vielen Jahren, da ich sah was er durch seine unglücklichen Verhältnisse mit Therese litt; die Liebe gegen ihn erhält dadurch etwas weit theilnehmenderes, weiches

Aus dem oben zitierten Brief Antonias an Elise Reimarus erfahren wir auch, wie Meta damals über Therese Forster dachte. Es heißt: „Der Charakter dieses Weibes [Thereses] ist mir jetzt fürchterlich geworden, die größten Anlagen des Geistes ganz ohne Herz. Denn so beurteilt sie die Forkeln selbst, die milden Sinnes ist, und nicht Freundschaft für sie fühlte. Vielleicht wissen Sie mehr aus den Lebensumständen dieser Frau, die vielleicht auch Fehler begangen haben mag, aber die gewiß unter die Kläbe der edlern und beßern Menschen gehört.“<sup>151</sup>

Nach einem dreimonatigen Aufenthalt in Mitau begab sich die mittlerweile auf vier Personen angewachsene Familie im Mai 1794 über Libau und Memel auf dem Landweg nach Königsberg.

In Königsberg fand Johann Heinrich Liebeskind eine Anstellung als Kriminalrat und Justizkommissar bei der Ostpreußischen Regierung, womit er seine praktisch-juristische Laufbahn noch einmal begann. Seine Arbeitgeber bezeichnet Liebeskind als „milde und weise“, von der Maxime durchdrungen, „<...> den Verstand der Nation aufzuklären“. Darüber hinaus lobt er die Königsberger Universität, die durch Immanuel Kant und seine Schüler einen enormen Aufschwung genommen hatte - und nicht zuletzt lobt er die Königsberger selbst. In seinen Erinnerungen ist vermerkt: „Man findet in Königsberg viel Geselligkeit und Urbanität, und in Gesellschaften, statt steifer und nonsensicalischer<sup>152</sup> Etikette, feine unbezwungene Lebensart.“<sup>153</sup>

Meta und Liebeskind traten in Königsberg in engeren Kontakt zu dem späteren Geheimen Staatsrat Stägemann<sup>154</sup> und dessen Freundin Elisabeth Graun<sup>155</sup>. Stägemann war zu dieser Zeit in seiner Funktion als „Criminalrath und Landschafts-Syndikus“ mit Arbeiten zur Reform der bäuerlichen Verhältnisse beschäftigt. Zwischen Elisabeth, die seit 1780 mit dem Geheimen Justizrat Graun, einem Sohn des berühmten Kapellmeisters Graun, unglücklich verheiratet war und Friedrich August Stägemann hatte sich im Sommer 1784 eine Liebesbeziehung entsponnen.<sup>156</sup> Zunächst inspirierte ihn die so unnahbare und schöne Elisabeth Graun zu Liedern, Oden, Episteln und Sonetten, so daß Stägemann nicht nur als umsichtiger Staatsmann in die Geschichte einging, son-

---

und rührenderes.“ Brief vom 3. Februar 1794, in: Samuel Thomas Sömmerring's Leben, zweite Abteilung(I., 153), S. 201.

<sup>151</sup> Forsters Werke ..., siebzehnter Band (I., 31), S. 798.

<sup>152</sup> nonsensicalisch: von „nonsens“ (lat.) Empfindungsvermögen abgeleitet, unsinnige Etikette. Georg Christoph Lichtenberg gebraucht das Wort in folgendem Zusammenhang: „Wenn man unverständlichen nonsensicalischen Dingen eine vernünftige Deutung geben will, so gerät man öfters auf gute Gedanken <...>“. Georg Christoph Lichtenberg. Schriften und Briefe. Sudelbücher, erster Band (I., 106), S. 254.

<sup>153</sup> Johann Heinrich Liebeskind, Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 417.

<sup>154</sup> Friedrich August von Stägemann (1763-1840), preußischer Ministerialbeamter, wurde 1806 als Geheimer Ober-Finanzrat nach Berlin berufen, war Mitarbeiter von Freiherrn vom Stein und später von Minister Hardenberg; nach Hardenbergs Sturz Mitarbeiter und Berater von Minister Graf Lottum. 1816 wurde Stägemann in den Adelsstand erhoben. Vgl. Herman von Petersdorff: Elisabeth Stägemann und ihr Kreis (III., 96) S. 75. Stägemann gehörte seit 1811 der von Achim von Arnim gegründeten Christlich-deutschen Tischgesellschaft an (zu den Mitgliedern der ersten Stunde gehörten Savigny, Clemens Brentano, Heinrich von Kleist, Fichte, Reichardt, Zelter. Verbandt waren aus dieser Gesellschaft „lederne Philister und Juden“. Vgl. Konrad Feilchenfeldt: Brentano Chronik, (III., 32).

<sup>155</sup> Elisabeth Graun (1761-1835), geborene Fischer, heiratete in zweiter Ehe 1796 Friedrich August Stägemann. In der ersten Ehe hatte Elisabeth einen Sohn und eine Tochter geboren, zwei weitere Kinder gingen aus der zweiten Ehe hervor.

<sup>156</sup> Stägemann schreibt: „Meine Liebe zu Elisabeth entstand in dem Augenblick, da ich sie zum erstenmal sah, am 22. Julius 1784, Nachmittags gegen sechs Uhr, in einem am Schloßteiche zu Königsberg gelegenen Garten. Eine junge Frau in der Blüte einer anerkannten Schönheit ging Sie, wie die 'Dame von Fayel', streng und still vor der Schaar Ihrer Verehrer vorüber“. Friedrich August Stägemann: Erinnerungen an Elisabeth (I., 133), S. III.

dem scherzhaft von den Zeitgenossen auch der „Liebesdichter“ genannt wurde. Justizrat Graun wurde 1787 nach Berlin berufen und führte von da an einen doppelten Haushalt. Elisabeth war mit den Kindern bei ihrer Mutter in Königsberg zurückgeblieben und durfte sich weiterhin der schüchternen Besuche des Geliebten erfreuen, dessen Leidenschaft nach eigener Aussage seit 1786 „in vollen Halmen stand“.<sup>157</sup>



Abb. 10: Elisabeth von Stägemann. Sepiazeichnung von ihr selbst gefertigt.

Die Parallelen zwischen Meta und Elisabeth, zwischen Johann Heinrich und Friedrich August sind unübersehbar. Beide Männer hatten sich jeweils in eine verheiratete und drei Jahre ältere Frau verliebt, und das in einer Zeit, wo Ehescheidungen höchstens in Adelskreisen gelegentlich vollzogen wurden, in bürgerlichen Kreisen jedenfalls sehr schwierig waren. Beide Paare konnten sich in ihren Erfahrungen austauschen, die sie mit den bürgerlichen Sittenwächtern machen mußten. Meta und Elisabeth kannten die psychischen Leiden einer unglücklichen Ehe, und darüber hinaus verband sie ihre fortschrittliche Bildung und ihre musische Begabung. Von Elisabeth Graun-Stägemann wird gesagt, daß sogar Kant ihre Sepia-Portraits liebte.<sup>158</sup> Auch von ihrer Stimme waren die Zeitgenossen beeindruckt. Der Freund Reichardt komponierte mehrere Lieder für sie. Die Leiden in einer unglücklichen Ehe benennt Elisabeth in ihren »Erinnerungen für edle Frauen« ganz unverblümt. In einem fiktiven Brief an Meta heißt es: „Sie haben so wenig eine Vorstellung von dem Unangenehmen der weiblichen Frohndienste aller Art in einer unzufriedenen Ehe <...>“.<sup>159</sup> Die wirkliche Meta kannte natürlich die unangenehmen Seiten eines unbefriedigenden Ehelebens und brachte bestimmt viel Verständnis für Elisabeth Graun auf.

Laut den *Erinnerungen* Elisabeth Stägemanns war Meta in Riga, Mitau und Königsberg mit Johann Heinrich Liebeskind sehr glücklich. In einem Brief an Elisabeth spricht sie darüber: „<...> zu meinem Leidwesen hat K- [Pseudonym für Liebeskind] gleich eine Menge Arbeiten übernehmen müssen. - wie lang werden mir da oft Vormittags die Stunden, bis er zu Hause kömmt! Ich glaube

<sup>157</sup> Friedrich August Stägemann: *Erinnerungen an Elisabeth* (I., 133), S. III f.

<sup>158</sup> *Erinnerungen für edle Frauen* von Elisabeth Stägemann, Erster Band, hrsg. von Wilhelm Dorow (I., 18), S. X. Dorows Mutter war eine enge Freundin von Elisabeth Stägemann. Auch von Kant hat sie eine Zeichnung angefertigt, der ihr auf das Lebhafteste die Ähnlichkeit bestätigte. Vgl. Petersdorff (III., 115), S. 95.

<sup>159</sup> *Erinnerungen für edle Frauen* von Elisabeth Stägemann (I., 18), S. 127.

wirklich <...>, ich habe mich als Frau erst ernstlich in ihn verliebt, denn ich bin im Stande, halbe Stunden lang am Fenster zu stehen und die Straße hinab zu sehen, bis er kömmt“.<sup>160</sup>

Zu den Freunden aus der Königsberger Zeit gehörten des weiteren der „Generalchirurgus Gerlach“, der Oberforstmeister Friedrich Ernst Jester sowie die Königsberger Kantschüler Krüger und der schon erwähnte Watson.<sup>161</sup> Ob Johann Heinrich Liebeskind Kant persönlich kennengelernt hat, ist nicht verbürgt. In seinen Rückerinnerungen schreibt er: „Kant wird hier allgemein, auch von der Kaufmannschaft, sehr geschätzt. Ich führe diesen Umstand an, weil er mir eine Lobeserhebung auf das Königbergische Publikum erspart. Kant gehört aber auch unter die Männer, die man in alten Zeiten Propheten nannte, und unter diejenigen Gelehrten, die, wenn sie auch vom Katheder herabgetreten sind, durch die höhere Bildung ihres Geistes noch gleich lehrreich bleiben und gleich angenehm unterhalten.“<sup>162</sup> Diese sehr allgemein gehaltenen Aussagen deuten auf keinen intimeren Kontakt hin, und sein Wissen über den großen Philosophen könnte Liebeskind von den oben angeführten Freunden erhalten haben. Die Lehre, die Kant in seinen Vorlesungen und Schriften vertrat, war Liebeskind aber durchaus vertraut, denn er bezeugte auch in späteren Jahren noch seine Begeisterung für Kants und Platons Philosophie. In einem Brief von Christoph Friedrich Ammon<sup>163</sup> an Immanuel Kant von 1795 finden sich jedoch Hinweise darauf, daß Johann Heinrich Liebeskind Kant persönlich kennengelernt haben könnte. Zu dem Zeitpunkt des Briefes waren die Liebeskinds nicht ganz ein Jahr in Königsberg etabliert. In Ammons Brief heißt es: „In Königsberg lebt, soviel ich weiß, ein Doctor Liebeskind aus Anspach. Es würde mich freuen, wenn ich aus Ihrem Munde diesem würdigen Freunde empfohlen werden könnte.“<sup>164</sup> Ein weiterer Hinweis ist Heinrich Liebeskinds Freundschaft mit dem Kant-Schüler Watson, der uns bereits in Mitau begegnet war, und mit dem Kant, wie aus folgendem Brief hervorgeht, einen sehr engen Kontakt pflegte. In dem Brief von Johann Heinrich Kant an den Bruder Immanuel vom August 1789 heißt es: „Doch Watson ist in Königsberg, der Dich gewiß besucht haben wird. Er wird ohnfehlbar bald wieder nach Kurland zurückkommen. Der könnte mir ja einen Brief von Dir, den ich so sehnlich wünsche, mitbringen.“<sup>165</sup>

<sup>160</sup> Vgl. Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth Stägemann (I., 18), S. 77.

<sup>161</sup> Im Jahr 1815 schreibt Liebeskind an August Wilhelm Stägemann: „Könnte ich ... meinen Freunden Gerlach, Jester, Watson etc. doch nur den hundertsten Theil des Guten vergelten, was Sie mir gethan haben.“ Brief vom 22. Mai 1815, in: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preussens ... Hrsg. von Franz Rühl. Band I (I., 120), S. 395.

<sup>162</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 416.

<sup>163</sup> Christoph Friedrich Ammon (1766-1849), Theologieprofessor in Göttingen und Erlangen. Ab 1813 Oberhofprediger in Dresden. Ammon verfaßte 1795 „Die christliche Sittenlehre nach einem wissenschaftlichen Grundrisse“ und suchte nach einem Austausch mit Kant. Er sah in Kants Philosophie die Möglichkeit zur einer theologischen Begründung von Moral, gepaart mit kritisch-philosophischen Prinzipien. Später entfernte sich Ammon wieder von Kant, weil er einsehen mußte, daß das Wesen des Christentums mit der Vernunftreligion zumindest für seine Zeitgenossen unvereinbar schien. Vgl. Götz von Selle: Die Georg-August Universität (III., 150), S. 181. Während Ammons Göttinger Professur zog dieser mit seinem ungewöhnlichen Kantverständnis das Interesse, aber auch die Kritik seiner Kollegen auf sich. Nach dem Feder-Garve-Kant-Streit hatte man dort die Kant'sche Philosophie „zu den Akten gelegt“. Somit sorgte Ammon mit seinem fortschrittlichen Theologieverständnis für einige Aufmerksamkeit. Heyne beispielsweise war froh, als Ammon nach Erlangen berufen wurde, denn seiner Ansicht nach verdarb Ammons „Neuerungssucht aus Eitelkeit und affectiertem Wesen auf der Kanzel <...> die Jugend“. Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen ... (I., 91), S. 181. Liebeskind dürfte Ammon während seines Studiums in Erlangen kennengelernt haben.

<sup>164</sup> Brief vom 28. April 1795 aus Göttingen. Kant's gesammelte Schriften, hrsg. von der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, Bd. XIII. 2. Abt. Briefwechsel. Vierter Bd. (I.,70), S. 18.

<sup>165</sup> Walter Benjamin (Hrsg.): Deutsche Menschen, (III., 8), S. 19.

Während der Jahre in Mitau und Königsberg vervollständigte Meta mehrere Romanübersetzungen aus dem Englischen, die sie teilweise bereits während des letzten Mainzer Aufenthaltes begonnen hatte. Ihre Vorliebe für Schauergeschichten, die sogenannte GOTHIC NOVEL, ist hierbei unübersehbar. »Das Schloß St. Valery, eine Gespenstergeschichte aus den Zeiten Richard Löwenherz«<sup>166</sup> erschien 1795 in Hannover. Im gleichen Jahr erschien die dreibändige Ausgabe von »Udolpho's Geheimnisse« (The Mysteries of Udolpho), die als Hauptwerk von Ann Radcliffe gilt, bei Johann Friedrich Hartknoch in Riga. 1797 wird die Übersetzung »Marchmont« von Charlotte Smith<sup>167</sup> in Leipzig und »Denkwürdigkeiten aus Samuel Johnsons Leben« von James Boswell<sup>168</sup> in Königsberg herausgegeben. Bei der Übersetzung Boswells »The Life of Samuel Johnson«, eine der letzten Arbeiten Metas, gedenkt sie auf verschlüsselte Art ihres Mentors Georg Forster. In der Widmung erwähnt die Verfasserin (M. L.) die Ermunterung eines „<...> unvergeßlichen Mannes, dessen frühzeitige Grabstätte den wehmüthigen Thränen der zärtlichen Dankbarkeit zu fern liegt.“<sup>169</sup>

#### 6.4 Scheidung von Johann Nikolaus Forkel

Nach Metas Entlassung aus Kronberg und nachdem eine Rettung der Ehe vollends ausgeschlossen war, entschloß sich Forkel, in Göttingen die Scheidung einzureichen. Er nahm damit das *Königliche Privileg* in Anspruch, das der Universität die uneingeschränkte Gerichtsbarkeit in allen Zivil- und Strafsachen in erster Instanz zuerkannte.<sup>170</sup>

Das Urteil erging am 11. Februar 1794 mit folgendem Wortlaut: „In Sachen des Musik-Directors und Magister Forkels, Klägers, an einem, wider dessen bisherige Ehefrau, Sophie Margarethe gebohrne Wedekind, Beklagtin am andern Theile, erkennen wir zur Königlich, Churfürstlichen Georg August-Universitäts-Deputation verordnete Prorektor und Professores hiermit für Recht: daß zuvörderst die Legitimation des Anwaltes als hinreichend berichtigt anzunehmen, in Absicht der Hauptsache aber der Kläger von der Beklagtin, in Absicht der unter ihnen bisher bestandenen Ehe, quoad Vinculum<sup>171</sup> zu scheiden, dem Kläger auch die Vollziehung einer anderen Ehe zu gestatten, der Beklagtin aber zur Strafe hiermit zu untersagen sey.“<sup>172</sup> Darüber hinaus wurde Meta zur Zahlung der Gerichtskosten verurteilt<sup>173</sup>. Von dem Sohn Carl ist in dem Scheidungsurteil nicht die Rede. Dies ist verblüffend, da beispielsweise nach dem Preußischen Landrecht von 1794 der Vater

<sup>166</sup> Original lautet „The Castle of St. Vallery“, published anonymally in 1792. Metas Übersetzung erschien bei C. Ritscher, Hannover 1793.

<sup>167</sup> Charlotte Smith gehört mit Mrs. Inchbald zusammen zu den englischen Schriftstellerinnen, die die Widersprüche zwischen Tugendideal und Realität als sozial-politischen Konflikt begreifen und den moralisierenden Roman damit um eine neue Stoßrichtung erweitern. Im Vorwort »Desmont« bekundet Charlotte Smith: "Wer an der Sache Anstoß nimmt, wird die Darstellungsweise anklagen und gegen die Ungehörigkeit eifern, ein Unterhaltungsbuch zum Instrument der politischen Diskussion zu machen." Zitiert nach Günther Klotz: Optimismus und Wirklichkeit im englischen Roman, in: (III., 81), S. 164.

<sup>168</sup> Samuel Johnson (1709-1784), englischer Dichter, Essayist und Lexikograph zog durch seine eindrucksvolle Persönlichkeit auch in Adelskreisen Interesse auf sich. »The Life of Samuel Johnson« (1791) von seinem Freund Boswell (1740-1795) gehört zu den einfühlsamsten Lebensbeschreibungen der Weltliteratur.

<sup>169</sup> Zit. nach Geneviève Roche: „Völlig nach Fabrikart“ (VI., 11), S. 136.

<sup>170</sup> Gundelach, Ernst: Die Verfassung der Göttinger Universität in drei Jahrhunderten (III., 46), S. 8.

<sup>171</sup> quod vinculum: insofern die Fesseln, das Band (hier: das eheliche Band) zerschneiden.

<sup>172</sup> Personalakte Johann Nikolaus Forkel, Az. 7 g, Nr. 5, Scheidungsurteil Blatt 23 und 24, UniA Göttingen.

<sup>173</sup> Siehe Scheidungsurkunde im Anhang „Dokumente“ der vorliegenden Arbeit.

selbst dann auf den Sohn Anrecht hatte, wenn er schuldig geschieden wurde. In Forkels Fall mag dies unerheblich gewesen sein, weil der zwölfjährige Sohn ohnehin beim Vater lebte und Meta sich mit Forkel bereits geeinigt hatte. In einem Brief aus dieser Zeit berichtet Johann Nikolaus Forkel: „<...> die Umstände meiner Verbindung mit ihr waren so sonderbar und ungünstig verwickelt, daß wir es von beiden Seiten für das zuträglichste hielten, diese Verbindung gerichtlich aufheben zu lassen.“<sup>174</sup>

Dennoch war das Urteil für Meta hart, wenn man bedenkt, daß sie damals mit einem zweiten Kind von Liebeskind schwanger war. Sie wandte sich deshalb wenige Zeit später von Königsberg aus an die Universitäts-Deputation mit der Bitte um die Genehmigung einer erneuten Heirat<sup>175</sup>. Diesmal nahm sich der *Prorektor* Professor Johann Heinrich Feder ihrer Sache an. Feder selbst konnte ihr jedoch die Erlaubnis nicht erteilen, da Revisionsurteile in die Zuständigkeit des Landesgerichts gehörten und das neue Urteil lediglich von der „Excellenzen gnädigem Ermessen“ abhing. Feder tat jedenfalls sein Bestes und entschuldigte Metas Ehebruch bei der Regierung mit folgenden Worten: „Was übrigens die zur Begründung ihrer Bitte angegebenen factischen Umstände betrifft; so hat es wohl seine Richtigkeit, daß die frühe Verheiratung der Supplicantin sowohl als auch ihr lebhaftes Temperament zu ihren Verirrungen viel beigetragen haben.“<sup>176</sup> Im Antwortschreiben vom 27. August 1794 an die Universität Göttingen heißt es: „Bey den von denselben und auch einberichteten Umständen sind Wir für dasmal geneigt, der geschiedenen Ehefrau des Musikdirectors Forkel, gebohrene Wedekind, die nachgesuchte Dispensation<sup>177</sup> zu einer anderweitigen Verheyrathung zu bewilligen, wobey jedoch derhalben zu Verhütung alles Anstoßes die Bedingung zu thun seyn wird, daß sie ihren Aufenthalt niemehr in Göttingen zu nehmen hat, ergeht.“<sup>178</sup> Ob die in diesem Brief konstatierten *factischen Umstände* und *einberichteten Umstände* in ihrer ganzen Tragweite (d.h. die zweite Schwangerschaft) benannt worden waren, ist nicht bekannt. Das Schreiben, in dem Meta ihre Bitte um Dispensation erläutert, ist leider nicht erhalten.

Wann Meta Johann Heinrich Liebeskind geheiratet hat, ist nur schwer nachvollziehbar. Von der juristischen Sachlage her hätte die Hochzeit erst nach dem revidierten ersten Scheidungspruch stattfinden können; d.h. nach August 1794, und wäre dementsprechend in Königsberg vollzogen worden.

In dem erhaltenen Brief von Nikolaus Forkel an einen unbekanntem, wohl aber einflußreichen, *Freyherrn* heißt es: „Sie verheiratete sich nach unserer Trennung aufs neue mit einem Doktor Liebeskind, und ging mit ihm nach Riga, um daselbst ihr Glück zu versuchen.“<sup>179</sup> Der Brief ist vom 6. März 1794, also wenige Tage nach dem ersten Scheidungsurteil geschrieben, das eine Wiederverheiratung ausschloß.

<sup>174</sup> Brief vom 6. März 1794, an Unbekannt. Der Brief befindet sich in der STAbibl. Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Musikabteilung, Mendelsohn-Archiv, Mus. ep 5.

<sup>175</sup> Meta wandte sich also an die zweite bzw. nächsthöhere Instanz, die sog. „Geheime Ratsstube“, d.h. die königliche Regierung. Die Justiz wurde zwar auch in der Revision durch hochschuleigene Organe ausgeübt, aber in zweiter Instanz war an den König zu appellieren. Vgl. Gundelach, Ernst: Die Verfassung der Göttinger Universität in drei Jahrhunderten (III., 46), S. 10.

<sup>176</sup> Personalakte Forkel, UniA Göttingen, Schreiben von Prorektor Feder an die Hannoversche Regierung (Herrn Amtsrichter Rütsche) vom 16. August 1794.

<sup>177</sup> Dispensation; von *dispens* (lat.), Aufhebung einer Verpflichtung.

<sup>178</sup> Personalakte Forkel, Schreiben vom 27. August 1794.

<sup>179</sup> Forkel an „Hochwohlgeborener Freyherr, Gnädiger Herr Hof=Kanzler“, Göttingen 6. März 1794. STAbibl. Berlin, Mus. ep. 5.

Wir müssen also davon ausgehen, daß die Liebeskinds sich über das erste Göttinger Urteil hinwegsetzten und in Riga oder Mitau geheiratet haben, dafür spricht auch, daß Antonia Forster in ihrem Brief an Elise Reimarus vom 30. März 1794 von „ihrem jetzigen Manne Liebeskind“ schreibt. Für den Trauungsort Riga spricht der Bericht des Grafen Brown, in dem er von einem Verwandten spricht.

Unglaublich großzügig verhielt sich Nikolaus Forkel nach der Scheidung. Meta muß ihm von den Schwierigkeiten in Riga geschrieben haben und Forkel wendete sich daraufhin an den unbekanntem Gönner, um die ihr und ihrem neuen Ehemann anhaftenden Verdächtigungen in Riga zu entkräften. Dem leider namenlosen „Freyherrn“ versichert Forkel: „Allein das nämliche Ungeach, was sie schon in Deutschland um ihres Bruders [Georg Wedekind] Willen ausstehen mußte, wartete ihrer auch dort, weil die dasige Regierung, welche erfuhr, daß sie die Schwester jenes unglücklichen Menschen sey, glaubt, sie habe an seinen Handlungen Theil genommen und versichert, daß sie wirklich an den den Handlungen ihres Bruders nicht nur keinen Theil genommen, sondern sie viel mehr verabscheut habe, <...>.“<sup>180</sup> Anders als Gottfried August Bürger läßt sich Forkel zu keinerlei Schmähungen hinreißen, sondern spricht von seiner ehemaligen Frau mit Achtung: „Sowol die wirkliche Achtung, die ich, ungeachtet der häuslichen Unbil, welche mir von ihr verursacht worden, doch stets, ihrer sonst äußerst schätzbaren Eigenschaften wegen für diese Frau haben muß macht es mir zur Pflicht sie aus einer so unverdienten Verlegenheit zu retten. Dieß weiß ich nicht anders zu bewerkstelligen, als daß ich Ew Exzellenz unterthänigst ersuche, mir gnädigst ein ministerielles Attestat ausfertigen zu lassen, daß die ehemalige Doctorin Forkel, jetzige Doctorin Liebeskind, ob sie gleich Wedekinds Schwester sey, nicht der mindesten Theilnahme an seinen Handlungen schuldig befunden, und als vollkommen unschuldig ihres Arrestes entlassen worden sey. Ich bin überzeugt, gnädiger Herr, daß dieselben mir gewiß gerne diese Gnade, der armen gedrückten Frau aber diese Wohlthat erzeigen werden.“<sup>181</sup>

Großmut und Verantwortung sprechen aus den zitierten Zeilen.

---

<sup>180</sup> STABibl. Berlin, Mus. ep. 5.

<sup>181</sup> STABibl. Berlin, Mus. ep. 5. Der Satz: „Sowol die wirkliche Achtung, die ich, ungeachtet der häuslichen Unbil, welche mir von ihr verursacht worden, doch stets, ihrer sonst äußerst schätzbaren Eigenschaften wegen für diese Frau haben muß“ wurde von Heinrich Edelhoff in seiner Forkel-Biographie (III, 28), S. 36 zitiert.

## 7. Glückliche Jahre - Und von den Schwierigkeiten, sich in der „häuslichen Welt der Weiber“ zurechtzufinden.

### 7.1 Ansbach - Wiedersehen mit Caroline Schlegel-Schelling und Therese Forster-Huber

Das Jahr 1797 brachte berufliche Veränderungen für Johann Heinrich Liebeskind mit sich. In Königsberg war er 1796 zum Justizkommissar und Kriminalrat befördert worden. Im Juli des darauffolgenden Jahres legte er in Berlin sein *großes Examen* ab und muß dort wohl Minister von Hardenberg<sup>1</sup> kennengelernt haben. Laut Fikentscher hatte ihm jener versprochen, ihn in „Anspach in Vorschlag zu bringen“<sup>2</sup>. Diesem verlockenden Angebot konnte Liebeskind kaum widerstehen, obwohl er, wie er auch in späteren Jahren nicht müde wurde zu betonen, sich in Königsberg außerordentlich wohlgeföhlt hat. Noch in Königsberg, im Juni 1797, veröffentlichte Johann Heinrich Liebeskind die Schrift »Unterricht über die inneren und äußeren Erfordernisse letztwilliger Verordnungen«, die er seinen Vorgesetzten der Justizbehörde, dem Reichsgrafen Finkenstein<sup>3</sup> und Herrn von Winterfeld, widmete. In der Vorrede bedankt er sich bei Präsident Finkenstein und Vizepräsident Winterfeld mit bewegten Worten: „Nie werde ich aufhören in meinem Gedächtnisse das Andenken an die nachsichtsvolle und edle Behandlung festlich zu erneuern, deren Sie mich während meiner dreijährigen Dienstzeit gewürdigt haben, und nie wird in meiner Seele das tiefe Gefühl des Dankes und der Verehrung verlöschen, mit der ich mich Ehrfurchtsvoll nenne Eurer Excellenz und Euer Hochwohlgebohren, Königsberg 8ten Jun. 1797, unterthänig gehorsamster Liebeskind.“<sup>4</sup>

Bei Liebeskinds Entscheidung, dennoch Hardenbergs Angebot den Vorzug zu geben, spielte sicher neben dem höheren Rang die Sehnsucht nach der Heimat eine nicht unbedeutende Rolle. Der Vater war 1795 gestorben und erlebte die Rückkehr seines Sohnes leider nicht mehr<sup>5</sup>.

Im Oktober 1797 wurde Johann Heinrich Liebeskind königlich preußischer Regierungsrat von Ansbach.<sup>6</sup> Ansbach-Bayreuth war 1791 aufgrund des Erlöschens der markgräfllich-brandenburgi-

---

<sup>1</sup> Karl August Freiherr von Hardenberg (1750-1822, seit 1814 Fürst) war seit 1790 Minister des Markgrafen von Ansbach-Bayreuth, von 1791-1800 preußischer Minister der fränkischen Fürstentümer. 1810 wurde er Staatskanzler.

<sup>2</sup> Lebenslauf von Joh. H. Liebeskind bis 1803, Bestand HB X 10a15, LKA Nürnberg, S. 291.

<sup>3</sup> Friedrich Ludwig Graf von Finkenstein (1743-1803), preußischer Regierungspräsident.

<sup>4</sup> Johann Heinrich Liebeskind: Unterricht über die innern und äußern Erfordernisse letztwilliger Verordnungen nach den Vorschriften des Allgemeinen Preußischen Landrechts (I., 90), S. VII. Die Schrift wendet sich in erster Linie an rechtsunkundige Bürger und ist um verständliche Darstellung bemüht. Für juristisch geschulte Leser sind die Anmerkungen gedacht, in denen Sachverhalte mit dem entsprechenden lateinischen Vokabular und differenzierten Hinweisen geschildert werden. Der Schrift ist ein Motto aus Kants "Metaphysik der Sitten" vorangestellt, das lautet: "Also sind die Testamente auch nach dem bloßen Naturrechte gültig (sunt juris naturae); welche Behauptung aber so zu verstehen ist, daß sie fähig und würdig seyn im bürgerlichen Zustande (wenn dieser eintritt) eingeföhrt und sanktionirt werden."

<sup>5</sup> "Markgräflliche Bestände", STA Nürnberg, Hist. 245, Rep. 110. Einige Nachrichten von der Ansbacher Regierung, gesammelt von Archivsekretär Gebhard 1801. Dort wird Georg Gotthelf Liebeskind als 1. Flötist in der Beamtenkartei bis 1795 geföhrt. Keferstein nennt in der "Encyclopädie der gesammelten musikalischen Wissenschaften" (IV, 12) das Jahr 1800 als Todesjahr. Laut Sterberegister des Stadtkirchners (K 45) ist Georg Gotthelf Liebeskind am 5. Februar 1795 an „Auszehrung im Alter von 62 Jahren, 2 Monaten, 14 Tagen gestorben und am 7. des Monats“ begraben worden. Siehe FN Nr. 5, S. 124.



schen Linie an Preußen gefallen. Zum Aufbau einer modernen Verwaltung bedurfte es fähiger Köpfe. Der Markgraf hatte ganz im Stil des Absolutismus weit mehr für seine Hofhaltung verbraucht, als von den Einwohnern des kleinen Landes aufgebracht werden konnte, und somit einen Berg Schulden hinterlassen. Für den preußischen Minister, Karl August von Hardenberg, galt es deshalb, zunächst den desolaten Staatshaushalt zu sanieren, zumal an den Markgrafen, der sich mit seiner Geliebten nach England begeben hatte, eine beträchtliche Jahresrente zu zahlen war.

Auf der Reise von Königsberg nach Ansbach machten die Liebeskinds in Berlin Station, wo sie unter anderem im Salon von Henriette Herz verkehrten. Dort begegneten sie in der sogenannten Mittwochsgesellschaft, wo man sich Aufsätze und schriftstellerische Werke vorlas, auch Friedrich Schlegel<sup>7</sup>, den Meta bereits aus Göttingen kannte. In einem Brief an die zwölfjährige Auguste Böhmer schreibt Schlegel lakonisch: „Zu erzählen habe ich Dir nicht so viel, wie Du mir; weil Du die Leute und den Ort hier nicht kennst. Doch habe ich ziemlich oft eine Bekannte von Dir gesehen - die Liebeskind. Sie hat auch nach Dir sehr emsig gefragt, scheint aber dennoch etwas langweilig und abgelebt. Sie hat mir aufgetragen, die Mutter [Caroline] zu grüßen, und beym Weggehen schärfte sie mir noch besonders ein, zu melden, wie ihr Gatte Regierungsrath im Anspachschen sey. Sie reisen nun bald dahin, und kommen vielleicht durch Jena.“<sup>8</sup> Friedrich Schlegel fand also die zweiunddreißigjährige Meta „langweilig“ und „abgelebt“. Dies verblüfft um so mehr, als er sich im Salon der Herz im gleichen Jahr in die damals vierunddreißigjährige Dorothea Veit verliebte, die von den Zeitgenossen keineswegs ihrer Schönheit wegen gerühmt wurde. Friedrich war damals fünfundzwanzig Jahre alt und schwärmte zuvor für die ebenfalls neun Jahre ältere Schwägerin Caroline. Vielleicht lassen sich solche Aussagen am ehesten mit Schlegels Unausgeglichenheit erklären. Helmina von Chézy, die ihn 1804 in Paris traf, charakterisiert ihn wohl ganz richtig: „Friedrich Schlegel war unharmonisch, theils in den Elementen seines Wesens, theils in der Verschmelzung derselben. Dorothea brachte Licht in das Chaos seines Innern, sie weckte in ihm Großes und Herrliches; er war gleichsam ihre Schöpfung.“<sup>9</sup> Von der Gastgeberin schreibt er im oben zitierten Brief: „Die Herz <...> ist zwar weiter nichts als eine alte Kokette, die unbändig schön gewesen und jetzt noch ist, eine pikante Bosheit und naive Gutmüthigkeit hat <...>.“<sup>10</sup> Im Brief vom 26. August 1797 berichtet er an Auguste: „Die Liebeskind sehe ich ziemlich oft, finde aber sie und ihr Kind nicht weniger als lieblich. Neulich mußte ich ihren Namen in ein Gesellschaftsbuch einschreiben. Da schrieb ich: Liebeskind: die Liebe, sagte ich, könnte nie zu groß seyn; Kinder aber wären klein. Das hätte sie bald übel genommen.“<sup>11</sup> Schlegel verfügte über eine beißende Ironie und Meta nahm sich vor ihm in Acht. In dem sogenannten. Gesellschaftsbuch spricht er zwar nicht gezielt auf die beiden Kinder an, die schließlich seines Erachtens beide unehelich zur Welt gekommen und wohl erst kürzlich legitimiert worden waren<sup>12</sup>, sondern versteckt sich hinter diesem

<sup>6</sup> In den Markgräflichen Beständen wird Johann Heinrich Liebeskind bereits 1795 als Regierungs-Assessor beim 2. Regierungs-Senat geführt. (Hist. 245, Repetorium 110, Fstm. Ansbach, Historika). Dieses Datum ist falsch.

<sup>7</sup> Friedrich Schlegel (1772-1829) lebte von 1797 bis 1800 in Berlin. Im Salon der Henriette Herz hat er Dorothea Mendelssohn-Veit (1763-1839) kennengelernt. 1798 ließ sich Dorothea von dem Bankier Simon Veit scheiden und ging 1800 mit Friedrich Schlegel nach Jena, wo sie zusammen mit Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel und August Wilhelm lebten. 1804 trat Dorothea zum christlichen Glauben über und heiratete Friedrich Schlegel.

<sup>8</sup> Brief vom August 1797, in Berlin abgesandt. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Bd. I (I., 125), S. 616.

<sup>9</sup> Unvergessenes, Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. (I., 10), S. 260.

<sup>10</sup> Ebd., S. 617.

<sup>11</sup> Brief vom 26. August 1797 (I., 125), S. 618.

<sup>12</sup> Antonia Liebeskind war damals drei Jahre alt und Adalbert zählte fünf Jahre. Von Adalberts unehelicher Geburt war Friedrich Schlegel durch Caroline informiert. Waitz/Schmidt geben in der Edition der

sonderbaren Sprachspiel. Meta mußte sich also unangenehm berührt fühlen. Wie unhöflich und rücksichtslos sich Schlegel gegenüber Frauen aufführen konnte, zeigt eine Aussage von Helmina von Chézy, die sich erinnert: „Friedrich Schlegel goß scharfe Lauge über mich aus, aber er ätzte mich wund und besserte nichts. Bittere Opposition trat ein.“<sup>13</sup>

Am treffendsten charakterisiert Schleiermacher<sup>14</sup> seinen damaligen Freund und Mitbewohner Schlegel in einem Brief an seine Schwester Charlotte: „<...> ein tödtlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu sein pflegen, etwas argwöhnisch und von mancherlei Antipathien.“<sup>15</sup>

Schlegels Vermutung, daß die Liebeskinds nach Jena kommen würden, bestätigt ein Brief von Caroline an ihre Freundin Luise Gotter, in dem es heißt: „Die Regierungsräthin Liebeskind ci devant Forkel ist mit ihrem Mann, der Regierungsrath in Anspach geworden ist, von Königsberg aus, hier durch gekommen mit 2 Liebesfrüchten, Adelbert und Antonie, und 4 Tage bey mir verblieben, was mir am Ende nicht so fatal war, wie ich anfangs dachte.“<sup>16</sup>

Die Freundschaft zwischen Meta und Caroline hatte sich nach beider Freilassung aus Kronberg merklich abgekühlt, weil Caroline vermutete, daß Meta dem gemeinsamen Freund Wenner<sup>17</sup> den damaligen Aufenthaltsort Lucka und den Grund für dieses Versteck verraten habe. Dies geht aus einem Brief von Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel hervor, worin es heißt: „Wir finden am wahrscheinlichsten, daß Forkel die Verrätherin gewesen, aus Neid über ihre [Carolines] frühere Befreyung. Ihr sey es schlechterdings unwahrscheinlich, daß es Gr.<sup>18</sup> sey; ein drittes gebe es nicht.“<sup>19</sup>

Friedrich Schlegel, dessen Beziehung zu Meta nicht gerade von Sympathie getragen war, kommentiert den Besuch der Liebeskinds von Berlin aus ziemlich böse: „Die Liebeskind ist ja recht lange in Jena gewesen. <...> Sie hat sich sehr in Unkosten gesteckt, und der Herz einen langen Brief voll Lob über die Mutter geschrieben. Ehedem hätte sie nur ihren Kopf gekannt, nun ehre und liebe sie auch ihr Herz; und was des abgeschmackten Zeugs mehr ist.“<sup>20</sup> Mit dieser persönlichen

Caroline-Briefe 1797 als Datum der Eheschließung und den Ort Berlin an. Der Brief hat insofern große Bedeutung, als daraus hervorgeht, daß Meta zu diesem Zeitpunkt nicht mehr Meta Forkel heißt, sondern Liebeskind.

<sup>13</sup> Unvergessenes, Denkwürdigkeiten ... (I., 10), S. 263.

<sup>14</sup> Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher (1768-1834) war zu der Zeit Lehrer und Hilfsprediger an der Charité in Berlin. Meta könnte ihn auf der besagten Mittwochsgesellschaft bei Henriette Herz getroffen haben. Er selbst erwähnt sie in seinen Briefen nicht. Die Vielseitigkeit seiner Fähigkeiten wären ihr dann sicher nicht entgangen. Seine Denkschriften für die Berliner Akademie über den Tugendbegriff, den Pflichtbegriff, das Erlaubte, den Unterschied zwischen Natur- und Sittengesetz und den Begriff des höchsten Gutes hätten oder haben Meta aufgrund ihrer eigenen protestantischen Erziehung sicher sehr beeindruckt.

<sup>15</sup> Brief vom 19. Dezember 1797. Aus Schleiermachers Leben. In Briefen, Erster Band, (o. Hrsg.) (I., 15), S. 170. Der Herausgeber ist Wilhelm Dilthey.

<sup>16</sup> Brief vom 15. Oktober 1797 (I., 125), S. 433.

<sup>17</sup> Wenner, Chef der Buchhandlung Varrentrapp und Wenner in Frankfurt am Main. Caroline adressierte während ihrer Gefangenschaft die Briefe an ihn. Vgl. Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Oskar F. Walzel (I., 154), S. 103.

<sup>18</sup> Gemeint ist Crancé, jener Franzose, mit dem Caroline in Mainz intim geworden war, also der Vater des am 3. November 1793 in Lucka geborenen Kindes.

<sup>19</sup> Brief vom 28. August 1793, Leipzig, in: Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Oskar F. Walzel (I., 154), S. 107.

<sup>20</sup> Brief an Auguste Böhmer, November 1797. Waitz: Caroline. Briefe, Band I (I., 125), S. 624.

Herz-Kopf-Problematik hat sich Meta damals tatsächlich intensiv auseinandergesetzt. Darüber hinaus zeigt eine Briefstelle von Therese Huber an ihren Freund Usterie, wie aktuell die damalige Herz-Kopf-Diskussion unter gebildeten Frauen entflammt war. In dem Brief von 1808 heißt es: „Sagen Sie mir nur, ob unser Zeitalter durchaus Kopf oder Herz verlieren macht? Ist denn ohne Gleichgewicht beider Kraft und Wirksamkeit möglich?“<sup>21</sup> Therese abstrahiert von dem genuin weiblichen Herz-Kopf-Problem auf eine allgemeine Zeiterscheinung. Ähnliches können wir in den hinterlassenen Blättern von Caroline Wolzogen lesen: „Ein ganzer Mensch ist nie zu eilig mit der Trennung des Herzens vom Kopfe.“<sup>22</sup> Die Überbetonung von *Herz*, Liebe und Mutterliebe in Metas Brief an Henriette Herz, läßt den Schluß zu, daß sie vor ihrer Liebesbeziehung und Ehe mit Liebeskind im seelischen Bereich einen Mangel verspürte. In einem Brief an Elisabeth Stägemann ist zu lesen: „So lebhaft mein Geist auch ist, so hat die Natur mir doch unverkennbar einen Fingerzeig gegeben, es [das Glück] allein in häuslicher, stiller Wirksamkeit zu suchen.“<sup>23</sup>

Meta war froh, daß sich ihre Situation soweit konsolidiert hatte und sie als die Frau eines Regierungsrates ein neues, von der Vergangenheit unbelastetes Leben beginnen konnte. Sie wollte keinesfalls Aufsehen erregen und dies verleitete sie, in eine weibliche Rolle zu schlüpfen, die zu spielen ihr zuletzt doch nicht gelang. Aber auch Caroline hatte aus mehreren Gründen die gesellschaftliche Ächtung auf sich gezogen. Noch als Frau Schlegel wurde sie für ihre halb unfreiwillige Beziehung zu den Mainzer Klubisten mißtrauisch beäugt.<sup>24</sup> Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, daß die sonst so selbstbewußte und unabhängige Caroline mit August Wilhelm Schlegel eine Ehe eingegangen war, die weniger auf Neigung als auf Dankbarkeit beruhte.

Ende September/Anfang Oktober 1797 kamen die Liebeskinds in Bayreuth an und schon am 13. des Monats<sup>25</sup> stellte sich der erste berühmte Besucher ein. Es handelt sich um Jean Paul<sup>26</sup>, der von den Liebeskinds zu einer Abendgesellschaft geladen ist und zuvor seinerseits von den Liebeskinds besucht worden war, denn am 15. Oktober schreibt er an seinen Freund Emanuel Osmund<sup>27</sup>: „Theuerster! Ich habe zwei neue Freunde von mir, wie Sie schon wissen, auf ihr Herz assigniert. Diese liessen den Musenalmanach, der auf ein Kanapee gehört, hinter eines fallen und der Hausknecht brachte gerade, als ich darnach zum Buchhändler geschickt hatte, um ihn auch zu lesen, mir diesen zum Nachschicken. Sie werden ihn H. Liebeskind zustellen.“<sup>28</sup> Meta muß Jean Paul am Abend des Festes also erzählt haben, daß sie zuvor den Musenalmanach bei ihm liegengelassen hatte. Wie Jean Paul in dem Brief schreibt, hat er dies auch kurz darauf bemerkt und ihr denselben über seinen Freund Osmund nachgeschickt. Einen Tag später, am 16. Oktober, schreibt Meta an Jean Paul: „Mit größter Freude ergreife ich die Veranlassung, daß wir den Schillerschen Almanach im Gasthause zu Hof haben liegen lassen, um Ihnen zu schreiben u. Sie zu bitten, daß Sie dies

<sup>21</sup> Ludwig Geiger: Therese Huber 1764-1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau, (I., 38), S. 224.

<sup>22</sup> Caroline von Wolzogen: Literarischer Nachlaß. Erster Band, (I. 166), S. 115.

<sup>23</sup> Elisabeth Stägemann: Erinnerungen für edle Frauen, erster Band, (I., 18), S. 51.

<sup>24</sup> Vgl. Richard Benz: Lebenswelt der Romantik. (III., 8), S. 12.

<sup>25</sup> Vgl. Jean Paul Chronik. Daten zu Leben und Werk, zusammengestellt von Uwe Schweikert u.a. (I., 128), S. 53.

<sup>26</sup> Jean Paul Friedrich Richter (1763-1825) lebte damals bei seiner Mutter in Hof.

<sup>27</sup> Emanuel Osmund (1766-1842), jüdischer Geschäftsmann in Bayreuth, eigentlich Emanuel Samuel, nannte sich seit 1814 Osmund.

<sup>28</sup> Jean Pauls sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Dritte Abteilung. Briefe. Band II. (I., 66), S. 380.

Büchlein, welches zu gut ist, um sich in einer Wirtsstube umzutreiben, als ein Vermächtnis und Andenken an sich zu nehmen u. unseren Namen hineinzuschreiben. Möchten Sie ihn doch auch ein wenig in Ihr Herz geschrieben seyn lassen.<sup>29</sup> Beider Briefe müssen sich also gekreuzt haben.

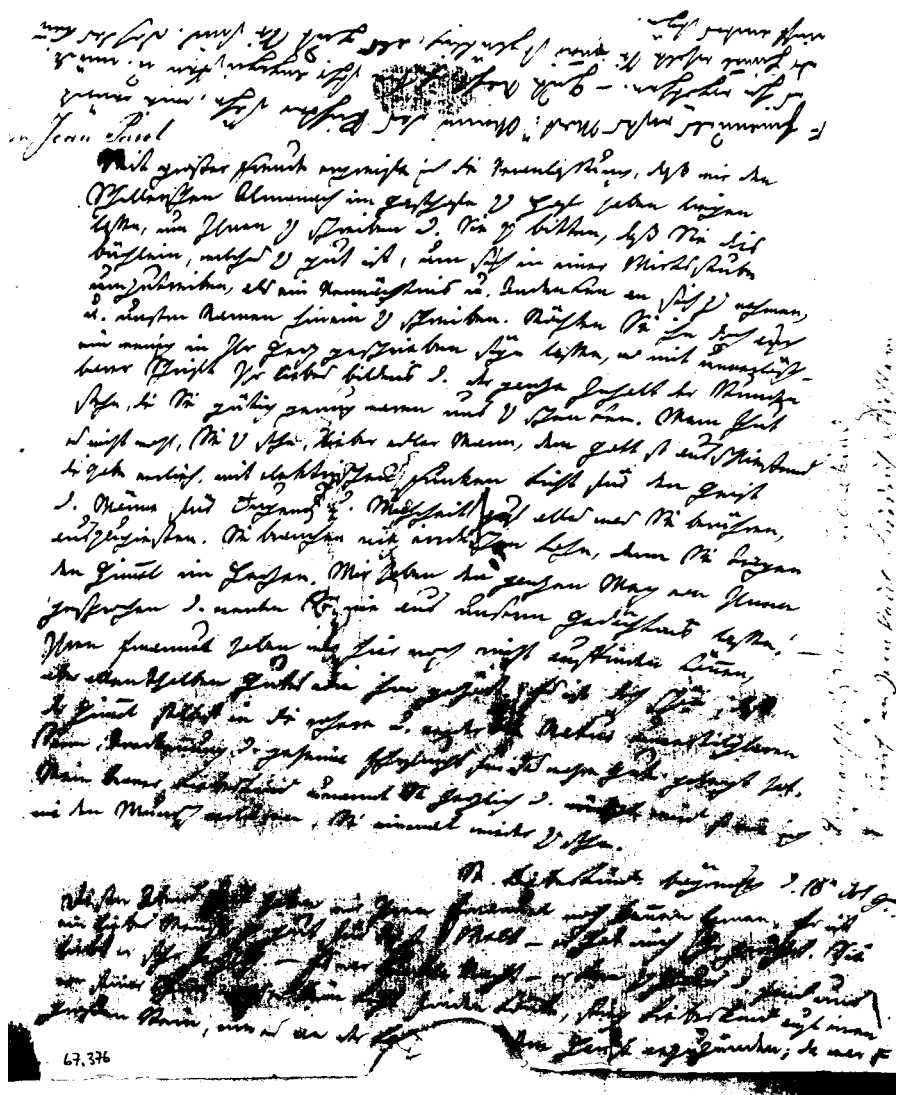


Abb. 11: Brief M. Liebeskind an Jean Paul Richter, Bayreuth 16.10.1797.

In der Folge tauschten sie noch häufiger Bücherpakete aus; ansonsten ist wenig über Metas Beziehung zu Jean Paul bekannt. Immerhin erkundigte sie sich mit anderen Jean-Paul-Verehrern aus München am 7. Januar 1825 (Jean Pauls Todesjahr) teilnehmend nach seinem Befinden. Geburtstag hatte Jean Paul erst am 21. März, aber vielleicht war er im Januar bereits krank oder man hatte von seinem Leiden am grauen Star gehört, das im Herbst 1824 diagnostiziert worden war.<sup>30</sup> Ende Oktober 1797 bezogen die Liebeskinds in Ansbach ihre Wohnung im Haus Nr. 158.<sup>31</sup>

<sup>29</sup> Jean Pauls sämtliche Werke. Briefe an Jean Paul, Band II. (I., 66), S. 559.

<sup>30</sup> Ebd., S. 473 f. Von dem Briefsteller, Jean Pauls Freund, Emanuel Osmund (1766-1842), werden „Yelin u. Frau, die Liebeskind u. ihr Mann, Ministerialräte Miege, Schmidt und Wiesinger, Lerchenfeld u. Frau genannt“. Insbesondere der „Hesperus“ (1795) brachte Jean Paul den ersehnten Erfolg Klabund schreibt in seiner Literaturgeschichte: „Jean Paul war im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der berühmteste,

Friedrich Nicolai urteilt in seiner »Reisebeschreibung durch Deutschland« über die Stadt: „Anspach ist eine artige Stadt, die zwar nicht so gerade und regulare Strassen wie Erlangen, aber doch wirklich recht schöne und inwendig bequem eingerichtete Häuser hat. Die Straßen sind bey Nacht mit Laternen erleuchtet. Die Straße am neuen Kanale auf dem Graben ist mit Bäumen besetzt und sehr angenehm <...> die daran stoßenden Gassen haben sehr hübsche moderne Häuser. <...> Die ganze Gegend um die Stadt ist mit Alleen besetzt, und die umliegenden bewachsenen Anhöhen verschönern die Aussicht.“<sup>32</sup> Es gab in Ansbach ein Schauspielhaus, in dem vorwiegend durchreisende Truppen gastierten. Im markgräflichen Schloß nahm Karl August von Hardenberg seine Regierungsgeschäfte wahr. Außerdem war im Schloß die *Markgräfliche Porcellanmanufaktur* untergebracht. Hardenbergs jüngster Bruder residierte als Oberlandjägermeister etwas außerhalb im Jagdschloß Buckberg, und eine seiner drei Schwestern war mit Freiherr von Seckendorff verheiratet, der im nahen Bamberg als Präsident dem Appellationsgericht vorstand und im Jahre 1807 Liebeskinds Vorgesetzter werden sollte.<sup>33</sup> Ganz im Gegensatz zu den anderen von Nicolai bereisten Städten wie Bamberg, Coburg und Jena lag hier die Geburten- über der Sterberate. Nicolai hat ausgerechnet, daß im Jahresdurchschnitt jeder 32ste starb und folgert daraus, *daß Anspach ein gesunder Ort ist.*<sup>34</sup>

Am 14. Januar 1798 wurde in Ansbach der zweite Sohn Johann Friedrich August Ernst<sup>35</sup> geboren. Neben dem Bankier und Kammerrat Freege aus Leipzig und einigen Kollegen Liebeskinds

---

geliebteste und beliebteste deutsche Dichter. Zu seinen Füßen saßen die schönsten Frauen, und sie seufzten und zerdrückten heimliche Tränen.“ Jean Paul war 1797 beispielsweise der „Lieblingsautor“ der Stägemanns. Im Brief vom 20. Januar 1797 an den Komponisten Reichardt berichtet Elisabeth Stägemann von einem Autor namens „Richter, einem Manne, der in Königsberg nur wenigen bekannt, aber diesen wenigen desto merkwürdiger ist.“ Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten, hrsg. von Karl Holtei. Erster Band (I., 64), S. 165. Zu den wenigen Damen, die ihn nicht verehrten, gehört Therese Huber, die in einem Brief an Johanna Friederike Kerner (Schwägerin von Justinus Kerner) am 22. Juli 1824 schreibt: „So viel ich mich erinnere, waren Sie während Jean Pauls Besuch in Stuttgart [1819] gegenwärtig, und so wenig entzückt von ihm wie ich? Jetzt ist der Mann nun ganz herabgekommen, leiblich zerstört und geistig verstumpft - eine widrige Ruine eines form- und regellosen, wenn gleich genialen, zuweilen riesenhaften Gebäudes. ... Nachdem er sich zunichte getrunken, hielt er seine Beschwerden für einen Herzpolypen und ließ sich unablässig zur Ader, ohne den Trunk einzustellen - dabei ist er bis zur Unfähigkeit kurzsichtig geworden ... Ludwig Geiger: Therese Huber 1764-1829 ... (I., 38), S. 262.

<sup>31</sup> StadtA Ansbach, Familienblatt Nr. 2.

<sup>32</sup> Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 (I., 101), S. 178 f.

<sup>33</sup> Vgl. Hof- und Staatshandbuch 1812, BHSTA München. Vgl. auch Ludmilla Assing: Fürst Hermann von Pückler-Muskau (III., 2), S. 203. Wie Liebeskind über Seckendorf dachte, ist nicht bekannt. Anselm von Feuerbach, der 1814 als stellvertretender Präsident des Appellationsgerichts in Bamberg fungierte, nennt Freiherrn von Seckendorf „einen ganz unleidlichen Vorgesetzten“, der „bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit mein untergeordnetes Verhältnis ihm gegenüber“ betonte. „... er beantwortete sogar häufig meine Anreden nicht oder doch nur mit zugekehrtem Rücken“. Anselm von Feuerbach: Selbstdarstellung, in: Merkwürdige Verbrechen, Frankfurt/M. 1993.

<sup>34</sup> Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 (I., 101), S. 180.

<sup>35</sup> Friedrich August Liebeskind ist am 14. Januar 1798 geboren und am 18. des Monats getauft worden. Im Kirchenregister St. Johannis werden folgende Paten genannt: Ratspräsident Johann David Schöpf, Kammerassessor Friedrich Ferdinand Alexander Nagler, Kammerrevisor Friedrich Hänlein, Kammerrat und Banquier Freege aus Leipzig, Kriminalrat Friedrich August Stägemann aus Königsberg und Georg Ernst Boll, Amtmann aus Emskirchen. (K 8), StadtA Ansbach.

übernahm Friedrich August Stägemann die Patenschaft. Im gleichen Jahr, am 25. Juni, starb die vierjährige Tochter Antonia Lucilla Friederike an den Blattern.<sup>36</sup>

Am 27. April 1800 wird ein weiterer Sohn, Carl Friedrich Ernst Ferdinand Wilhelm<sup>37</sup> geboren. Für diesen Sohn übernimmt Prinzessin Christiane Louise von Hohenlohe die Patenschaft. Frau von Hohenlohe muß Meta in Königsberg kennengelernt haben. Prinz von Hohenlohe (1746-1818) war preußischer General. Er wird in Friedrich Abeggs »Reisetagebuch von 1798« bei seinem Aufenthalt in Königsberg erwähnt<sup>38</sup> In einem Brief an Elisabeth Stägemann schreibt Meta: „Ich habe kürzlich noch die Bekanntschaft einer sehr interessanten Frau nicht sowohl gemacht als erneut. Wir wurden auf das Landgut <...> hinaus eingeladen.“<sup>39</sup> Das kleine Fürstentum Hohenlohe, das 1806 mediatisiert wurde, lag ganz in der Nähe von Ansbach. Im Brief an die Stägemann heißt es weiter: „Außerdem bin ich am liebsten im Hause des Präsidenten, der eine erwachsene Tochter hat, die durch ihre gesunde Munterkeit meine Lebensgeister zuweilen auffrischt.“<sup>40</sup> Bei dem genannten Präsidenten dürfte es sich um Ratspräsident Johann David Schöpf handeln, der als Pate des zweijährigen Sohnes Friedrich genannt wurde. Andere Damen in Ansbach scheinen Meta, wie aus dem gleichen Brief hervorgeht, aber eher gelangweilt zu haben: „Dann sind noch einige Frauen, mit denen ich nicht viel zu machen weiß. Eine davon kocht beständig, weiß Mittel gegen alle Krankheiten, und würde ihre Seele für ihren Nächsten geben, nur kein Küchenrezept. Eine andere spricht nur von ihrer Garderobe, eine Dritte nur von dem, was sie gelesen und was es für einen Effect auf sie gemacht. Sie kann gewisse Worte, als: Anbetung, Begeisterung, Himmel, Jammer, Großherzigkeit, Schmerz durchaus nicht hören ohne Thränen zu vergießen, sollten sie auch bloß nach alphabetischer Ordnung geschrieben werden.“<sup>41</sup> Von ihren Vorsätzen, sich ganz der häuslichen Sphäre zu widmen, ist hier nichts mehr zu spüren.

Neben den gesellschaftlichen Verpflichtungen und der Erziehung ihrer Kinder fand Meta sogar noch Zeit für die Übersetzung des Romans »The Italien« von Ann Radcliffe. Sie erschien unter dem Titel »Die Italienerin oder der Beichtstuhl des schwarzen Büßenden« in drei Bänden in Königsberg zwischen 1797 und 1799.

Ebenfalls 1799 erschien eine weitere Übersetzung Metas aus dem Englischen bei Adam Friedrich Böhme in Leipzig. Die Literaturlexika Meusel-Hamberger, Schindel, Kosch sowie alle späteren geben den Verfasser nicht an, sondern sprechen geheimnisvoll „von dem Verfasser der Honorie Sommerville“, welcher aber ebenfalls ungenannt bleibt. Es handelt sich um »Mathilde und Elisabeth« und der Verfasser ist eine Verfasserin, nämlich Jane Elisabeth Purbeck. Das Original war 1796 bei S. Low in London erschienen. Auch Honorie Sommerville, im Original »Honorina Sommerville a novel«, in Dublin bei P. Byrne 1789 erschienen, soll Meta 1791 übersetzt haben.

Im Sommer 1801 besuchte Therese Forster-Huber die Liebeskinds in Ansbach. Therese hatte 1794, vier Monate nach Forsters Tod, Huber geheiratet und war mit ihm nach Bôle ins Schweizer Jura gezogen. Dort begann Therese, nicht zuletzt aufgrund finanzieller Not, unter dem Namen von

<sup>36</sup> Eintrag im Sterberegister des Stadtkirchners (K 45) StadtA Ansbach.

<sup>37</sup> Im Kirchenregister St. Johannis werden folgende Paten und Patinnen genannt: Prinzessin Christiane Louise von Hohenlohe, Kammervicepräsident Hänlein, Regierungsdirektor Albert, Kammerdirektor Wipprecht, Regierungsrat von Schenk sowie die geheimen Regierungsräte Cramer und Bauder und Regierungsrat Reinitsch. (K 8), StadtA Ansbach.

<sup>38</sup> Reisetagebuch von 1798. Von Johann Friedrich Abegg, hrsg. von Walter und Jolanda Abegg (I., 1), S. 160.

<sup>39</sup> Elisabeth Stägemann: Erinnerungen für edle Frauen, erster Band (I., 18), S. 102.

<sup>40</sup> Ebd., S. 103.

<sup>41</sup> Ebd., S. 103

Ferdinand Huber schriftstellerisch tätig zu werden. 1795-1796 erschien die zweibändige Erzählung »Familie Seldorf«, daneben übersetzte sie aus dem Französischen. 1798 konnte Ferdinand Huber zusammen mit Posselt die Redaktion der »Neuesten Weltkunde« (später: Allgemeine Zeitung) für Cotta in Tübingen übernehmen. Seit 1798 wohnte Therese mit Huber und den Kindern in Stuttgart.

An Meta verehrte Therese die intellektuellen Fähigkeiten, sie bewunderte Meta als Übersetzerin, „sah aber nicht viel Weibliches an ihr“<sup>42</sup>. Sie wohnte insgesamt acht Tage bei den Liebeskinden in Ansbach und traf dort Huber, der mit der Tochter Louise schon zwei Tage zuvor angekommen war.<sup>43</sup> In einem Brief an ihre Tochter Therese<sup>44</sup> vom Juli 1801 kritisiert sie vor allem Metas hausfraulichen Versäumnisse. (Der Brief ist in französischer Sprache abgefaßt und im Original in der Anmerkung zitiert.) Sie berichtet ihrer Tochter, daß sie in Ansbach nichts anderes gemacht habe, als von Gesellschaft zu Gesellschaft zu laufen, findet aber auch lobende Worte, die ich hier in deutscher Übersetzung wiedergeben möchte: „Abgesehen davon, daß ich mir fest vorgenommen hatte, mal bei dieser Gelegenheit von dieser infernalischen „Phahlbürgercompagnie“ aus Stuttgart zu entschlackent, hatten wir politische Gründe nun dort Bekanntschaften zu machen: Papa [Ferdinand Huber] hat sich dem Minister Herrn von Hardenberg vorstellen lassen und wir wurden von aller Welt mit größter Zuvorkommenheit empfangen. Die Gesellschaft dort ist sehr angenehm, sehr einfach, und aus einer ziemlich großen Zahl von sehr kultivierten und ganz interessanten Leuten zusammengesetzt.“<sup>45</sup> Der Schluß des Briefes, in dem Therese sich auf Metas Nachlässigkeit im Haushalt bezieht, ist sicher auch von Neid diktiert, denn Therese wunderte sich über die Stellung, die die Liebeskinden in der Ansbacher Gesellschaft einnahmen und mit welch hochrangigen Personen sie verkehrten. Sie schreibt, daß Meta Liebeskind auf größerem Fuß lebt, als es ihr Haushalt zuzulassen scheint: „Ich weiß dies, weil ich mir die Freiheit genommen habe, sie zu beobachten. Sicher erwarte ich nicht von ihr, daß sie näht, strickt und schneidert, sie ist nicht mehr in dem Alter, in dem man diese Gewohnheiten annimmt und in dem man diese Art von Geschicklichkeit erwirbt, aber sie könnte doch durch ihre Fähigkeiten das Einkommen ihres Mannes aufbessern, um auf diese Weise ihr Haus besser zu unterhalten und Bedienstete zu bezahlen, die statt ihrer nähen würden. Erinnerst Du Dich an das Unbehagen, das Du so oft gespürt hast nur Blechlöffel unsren Gästen anbieten zu können? Aber neben diesen rostigen Löffeln verbesserten sich unsere Wäsche, Betten unser Küchengeschirr von Tag zu Tag, und unsere Einquartierung wurde recht bequem. Mad. L. hat zwei nett möblierte Zimmer, Löffel, Salzstreuer, selbst Zuckerdosen aus

<sup>42</sup> Ludwig Geiger: Therese Huber 1764-1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau (I., 38), S. 120.

<sup>43</sup> Jener Besuch in Ansbach erfolgte auf der Rückreise von Sachsen, wohin Therese ihren Schwiegervater Michael Huber begleitet hatte. Vgl. Ludwig Geiger: Therese Huber 1764-1829 (I., 38), S. 122.

<sup>44</sup> Die Forster-Tochter Therese war 1794 (damals 8 Jahre alt), als das Hubersche Ehepaar nach Deutschland zog, in der Schweiz verblieben. Bei Mde. Charrière, einer Freundin Benjamin Constants, selbst schriftstellerisch tätig, sollte Therese eine französische Erziehung erhalten, die sie zur Gouvernante befähigen sollte. Therese fand eine Anstellung in Holland, später in Berlin. Seit 1821 war sie als Prinzessinnenerzieherin am kleinen Hof des Fürstentums Schwarzburg-Sonderhausen tätig. Vgl. Ludwig Geiger: Aus Therese Hubers Herzensleben (LA Marbach), S. 84. und Irene Hardach-Pinke: Die Gouvernante (III., 46), S. 182.

<sup>45</sup> Der Brief ist bei Ludwig Geiger: Therese Huber (I., 38), S. 121 zitiert und lautet im französischen Original: "A mon retour j'ai passé huit jours à Ansbach chez Mad. Liebeskind, j'y arrivois le jeudi midi et le lundi après papa y venoit avec Louise, y passer quelques jours avec moi, après quoi nous remettons en route le vendredi suivant. A Ansbach je n'ai fait que courir de société en société. Outre le principe que je m'étois fait de me dérouiller un peu à cette occasion de l'infernale Pfahlbürgercompagnie de Stutgard, nous avons de raisons politiques d'y faire des connoissances: le papa s'est fait présenter au Ministre Mr. de Hardenberg et nous avons été reçus de tout le monde avec la plus grande politesse. La société y est très agréable, très simple, et composée d'un assez grand nombre de gens très cultivés et assez intéressants."

Silber - aber keinen neuen Bettbezug, kein Paar Strümpfe in gutem Zustand, kein Bett anzubieten.“<sup>46</sup> Trotz dieser hausfraulichen Rüge, die Metas alte *Untugenden* betont, blieben Therese und Meta von da an in persönlichem, meist brieflichem Kontakt.

Für das Jahr 1802 ist die Geburt eines weiteren Kindes zu vermelden. Am 6. Mai 1802 brachte Meta ihren vierten Sohn in zweiter Ehe, Georg Karl Heinrich Ludwig zur Welt<sup>47</sup> Und noch im gleichen Jahr nahmen die Liebeskinds Wilhelmine Rosalie Josephine von Knebel in ihre Familie auf. Rosalie war zu dem Zeitpunkt sieben Jahre alt und Halbwaise. Ihr Vater, Georg Christoph Wilhelm von Knebel<sup>48</sup>, war ein Freund von Heinrich Liebeskind. „Er [Knebel] hatte sich dem Militärstande gewidmet und stand bei einem Kavalerie-Regiment in Kronstadt (Siebenbürgen) in Garnison. Er vermählte sich mit einem Fräulein von Carlowitz, die aber die Geburt eines Kindes ihr Leben kostete. Hierdurch fand sich <...> [der Vater] bewogen, den Dienst als Rittmeister zu verlassen und sich nach Franken zu seinen Verwandten<sup>49</sup> zu begeben.“<sup>50</sup> Drei Jahre vor dem Tod Georg Christoph Wilhelm von Knebels, er ist der Neffe des Prinzenerziehers Karl Ludwig von Knebel<sup>51</sup> aus Weimar, übernahm Johann Heinrich Liebeskind die Vormundschaft für Rosalie. Sie lebte bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr in der Familie und wurde dann in „eine damals sehr gesuchte Pensionsanstalt in Hanau, der Demoissell Schönwetter“<sup>52</sup> übergeben.

<sup>46</sup> Ludwig Geiger: Therese Huber (I., 38): "Mad. Liebeskind est plus repandue que son menage le paroît permettre, c'est ce que j'ai pris la liberté de lui observer. Sans doute que je ne prétends pas d'elle de coudre, tricoter et faire la tailleuse, elle n'est plus de l'âge où on prend ces habitudes, et où on acquiert cette espèce d'adresse, mais elle pourroit par ses talents augmenter le revenu de son mari des manières à mieux entretenir sa maison et payer des gens qui cousoient à sa place. Te rappelles-tu du malaise que tu sentois si souvent de n'avoir que des cuillères humiliantes de jour en jour, et notre Einquartierung avoit toute sa commodité. Mad. L. a deux pièces très proprement meublées, cuillères, salières, même sucrières d'argent - mais aucun drag de lit neuf. aucune paire de bas en bon état, point de lit à donner ...", S. 121.

<sup>47</sup> Das Kirchenregister von 1802 fehlt in St. Johannis. Das Geburtsdatum entstammt dem Meldebogen der Familie Liebeskind, StadtA München.

<sup>48</sup> Georg Christoph Wilhelm von Knebel (1747-1805) stammt wie Johann Heinrich Liebeskind aus Ansbach und starb dort im Alter von 58 Jahren. StadtA Bayreuth.

<sup>49</sup> Die Knebels stammen mütterlicherseits aus Bayreuth, das heißt Karl Ludwig von Knebel und zwei weitere Brüder sowie die Schwester Henriette von Knebel (übrigens eine gute Bekannte von Jean Paul; später trat auch sie in Weimarer Dienste) sind die Kinder einer geb. Maier. Henriette und der Bruder Christoph Friedrich Wilhelm von Knebel lebten in Bayreuth, wo die Familie 1769 ein Anwesen erwarb, das kurz vor 1800 verkauft wurde. Väterlicherseits stammen die Knebels aus Ansbach, wo Johann Georg Knebel „Geheimrat im Ministerial=Collegium“ 1757 das Adelsdiplom erhalten hatte, und wo der Großvater von Rosalie von Knebel als Konsistorialrat und Pfarrer wirkte. Georg Christoph Wilhelm von Knebel kehrte also zusammen mit seiner Tochter Rosalie, nachdem er seinen Dienst als k.k. Rittmeister quittiert hatte, in sein Elternhaus zurück. Vgl. Karl Ludwig von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel, hrsg. von K. A. Varnhagen von Ense und Theodor Mundt (I., 145) S. VIII ff. und StadtA Bayreuth.

Brief von Friedrich Wilhelm von Monsterberg an Bernhard von Knebel aus dem Jahre 1841. Ich zitiere hier aus der Abschrift des Briefes, die durch eine Nichte oder einen Neffen Bernhard von Knebels angefertigt worden ist. Die Abschrift ist mit 1844 datiert. Der Brief, wie auch die Abschrift werden von der Stiftung Weimarer Klassik, Goethe- und Schiller-Archiv, aufbewahrt.

<sup>51</sup> Karl Ludwig von Knebel (1744-1834), geboren auf Schloß Wallerstein bei Nördlingen, wurde zunächst preußischer Offizier. Zwischen 1774 und 1779 war er Erzieher und Hofmeister bei Prinz Konstantin von Weimar. Nach 1779 bezog er von Herzog Karl August eine lebenslängliche Pension, betätigte sich als Dichter und Übersetzer.

<sup>52</sup> Vgl. Brief von Friedrich Wilhelm von Monsterberg an Bernhard von Knebel, 1841. (Stiftung Weimarer Klassik)



Nach 1803 wurde Metas Kontakt zu Caroline Schlegel-Schelling wieder intensiver. Caroline hatte Schelling<sup>53</sup> 1798 kennengelernt, nachdem dieser in Jena eine Philosophieprofessur übernommen hatte und dadurch mit dem Schlegel-Kreis in Verbindung gekommen war. 1800 war Carolines Tochter Auguste im Badeort Bocklet an der Ruhr gestorben. Sie hatte zuvor einige Wochen zusammen mit ihrer Tochter und Schelling in Bamberg verbracht, so daß der plötzliche Tod Augustes in Jena für böses Gerede sorgte. Die Verleumdungen und Intrigen kamen nicht von Seite der *Philister*, sondern von den ehemaligen Freunden, Dorothea Veit und Friedrich Schlegel. Friedrich, der früher einmal gestand, daß Caroline „seinen Geist zum erstenmale ganz und in der Mitte traf“<sup>54</sup>, für den sie höchstes Frauenideal war, nannte sie jetzt eine „herzlose Coquette“<sup>55</sup>. Unter anderem gab man Schelling die Schuld am Tod Augustes, weil er mit Hilfe der Mediziner Marcus<sup>56</sup> und Röschlaub<sup>57</sup> aus Bamberg die sogenannte „Brownsche Methode“<sup>58</sup> bei dem Kind angewendet hatte, die damals sehr umstritten war. Der Tod der Tochter und dieses Gerede - der Vorfall wurde noch ein Jahr später in diversen Zeitschriften erörtert - stürzte Caroline in eine tiefe Krise. Sie trennte sich zunächst von ihrem Geliebten und wollte zur Sühne weiterhin mit Schlegel zusammenbleiben. Seit Februar 1800 lebte August Wilhelm Schlegel häufiger in Berlin, um die Vorbereitungen zu seinem Vorlesungszyklus von 1801-1804 zu treffen. Daneben hatte er verschiedene Liaisons, unter anderem mit Friederike Unzelmann<sup>59</sup> und Sophie Tieck-Bernhardi<sup>60</sup>. Bei einem Besuch Carolines in Berlin im Jahre 1802 kommt es zum endgültigen Bruch zwischen ihr und Schlegel. Im Mai 1803 wurde ihre Ehe mit Schlegel geschieden und wenige Wochen später, am 26. Juni, ließ sie sich mit Schelling von dessen Vater in Murrhardt trauen. Ihrer Freundin Caroline Gotter legt Caroline nach der Scheidung Rechenschaft ab und schreibt: „Ich habe nun alles verloren, mein Kleinod [Auguste], das Leben meines Lebens ist hin. <...> Dagegen hätte ich

---

<sup>53</sup> Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (1775-1854) war auf Empfehlung Goethes seit Oktober 1798 außerordentlicher Professor in Jena. Seit 1799 lebten Friedrich Schlegel und Dorothea Veit mit Caroline und August Wilhelm im gleichen Haus. Auch Ludwig Tieck kommt 1799 nach Jena. 1800 erscheint Schellings "System des transzendentalen Idealismus".

<sup>54</sup> Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Oskar F. Walzel (I., 154), S. X.

<sup>55</sup> Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm (I., 154), S. IX.

<sup>56</sup> Adalbert Friedrich Marcus (1753-1816), studierte 1772 in Göttingen unter anderen bei Baldinger, Erleben, Murray und Richter. Seit 1784 wirkte er als Leibarzt des Fürstbischof von Bamberg und Würzburg. Nachdem 1802 Bamberg an Kurbayern übergang, leitete Marcus die "Medicinal- und Krankenanstalten" als Direktor.

<sup>57</sup> Andreas Röschlaub (1768-1835), 1796 Prof. der Medizin in Bamberg, 1802 in Landshut, 1804 Medizinalrat, 1826 Prof. in München.

<sup>58</sup> Die Methode der Nervenreizung geht auf den englischen Mediziner John Brown (1735-1788) zurück. Der Brownianismus fand Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland und Italien großen Anklang, war aber auch sehr umstritten. Schelling hatte die Methode im Jahr zuvor bei Carolines Erkrankung erfolgreich angewandt.

<sup>59</sup> Friederike Unzelmann (1760-1815), geb. Flittner, Schauspielerin und Sängerin, seit 1788 in Berlin, seit 1785 mit dem Schauspieler Unzelmann verheiratet. Caroline dementiert „die Geschichte mit der Unzelmann“, hält sie für „ausgestreute Lügen“. Bestätigt wird eine Beziehung zur Unzelmann durch Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Oskar F. Walzel (I., 154), Berlin 1890, S. XIV.

<sup>60</sup> Sophie Tieck-Bernhardi (1775-1833), Schwester des Schriftstellers Ludwig Tieck (1773-1853) und des Bildhauers Friedrich Tieck (1776-1851). 1798 heiratete sie August Ferdinand Bernhardi. Die Ehe war nicht sehr glücklich und wurde 1804 geschieden. Sophie Tieck-Bernhardi war auch schriftstellerisch tätig, wobei ihre ersten Veröffentlichungen anonym in der von ihrem Bruder herausgegebenen Erzählungssammlung "Straußfedern" erfolgten.

behutsamer sein sollen, die Heirat mit ihm nicht einzugehen, zu der mich damals mehr das Drängen meiner Mutter als eigener Wille bestimmte. Schlegel hätte immer nur mein Freund sein sollen, wie er es sein Leben hindurch so redlich, oft so sehr edel gewesen ist. Ein wenig Schuld mißt sie ihm aber auch zu: „<...>glaubst Du, daß er der Mann war, dem ich meine Liebe unbedingt und in ihrem ganzen Umfange hingeben konnte? <...> besonders da Schlegel selbst mehrmals an die unter uns bestehende Freiheit durch Frivolitäten erinnerte, die, wenn ich auch nicht an der Fortdauer seiner Liebe zweifelte, mir doch mißfallen konnten und wenigstens nicht dazu beitrugen, meine Neigung zu fesseln.“<sup>61</sup> Im November 1803 trat Schelling seine Professur in Würzburg an.<sup>62</sup> Als Kurfürst Max Joseph von Bayern durch dessen Minister Graf Montgelas Schelling an die Universität Würzburg berief, stellte man ihm die Bedingung, daß er sich jeglicher Polemik enthalten müsse. Er nahm sie an, ohne zu ahnen, wie schwer man es ihm machen würde, sein Wort zu halten. Im Juli 1804 besuchte Meta Liebeskind Caroline in Würzburg. „Künftigen Sonntag wird die Regierungsräthin Liebeskind, deren Mann auf Kommission und ihre beide jüngste Kinder bey der Grossmutter<sup>63</sup> sind, wieder abreisen“<sup>64</sup> meldet Caroline am 18. Juli an Beate Schelling.<sup>65</sup> Meta Liebeskind blieb länger, insgesamt war sie über sechs Wochen in Würzburg. Dies berichtet Henriette von Hoven, mit der Caroline in einem ungunstigen Verhältnis stand, in einem Brief an Charlotte Schiller: „Seit sechs Wochen hat sie eine Jugendfreundin bei sich, die vormalige Forkel, geb. Wedekind, jetzt die Frau des Oberamtmanns Liebeskind in Ansbach. Gewiß werden Sie auch von dieser Person gehört haben.“<sup>66</sup> Neben dem Mediziner von Hoven und Schelling waren Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und der Jurist Gottlieb Hufeland aus Jena nach Würzburg<sup>67</sup> berufen worden. Mit den beiden letztgenannten Familien pflegte Caroline bereits in Jena nur wenig Kontakt; die Familie von Hoven lebte zuvor in Ludwigsburg. Friedrich Wilhelm von Hoven war ein Jugendfreund und Mitschüler Schillers auf der Karlsschule und mit Ferdinand Huber befreundet, der ihn mehrmals seinem Schwiegervater Heyne für eine Professur in Göttingen empfahl. Carolines zuletzt feindseliges Verhältnis zur Familie von Hoven war wahrscheinlich durch den Klatsch Therese Hubers bereits vorbereitet.<sup>68</sup> Die Hoven schreibt über Caroline an Charlotte Schiller: „Die Nachrichten, die ich über die berühmte Dame erhalten hatte, der Eindruck, den ihr persönliches Betragen auf mich machte, waren nicht geeignet, mir Mut zu machen und ihren Umgang zu wünschen.“<sup>69</sup> Caroline nennt Frau von Hoven eine „schwäbische Küchenmagd“, Frau von Hoven spricht umgekehrt von Caroline als „schlecht geschliffenem böhmischen Stein“.<sup>70</sup>

Carolines Briefe an Meta sind nach deren Würzburg-Besuch in warmem, freundschaftlichem Ton gehalten. Im Brief vom 19. August erneuert Caroline ihre Einladung: „Übers Jahr, wenn Sie nach

---

<sup>61</sup> Zit. nach Bernard von Brentano: August Wilhelm Schlegel (III., 17), S. 92 ff.

<sup>62</sup> Vgl. Begegnung mit Caroline. Briefe von Caroline Schlegel-Schelling, hrsg. von Sigrid Damm (I., 14), S. 58 ff. und Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling in Selbstzeugnissen ..., von Jochen Kirchhoff (III., 79), S. 33 ff.

<sup>63</sup> Wahrscheinlich bei Johann Heinrichs Stiefmutter, Margaretha Marie Liebeskind, geborene Boller.

<sup>64</sup> Brief vom 18. Juli 1804 an Beate Schelling. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II (I., 125), S. 388.

<sup>65</sup> Schwester von Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, später verheiratete Groß.

<sup>66</sup> Vgl. Eckart Kleßmann: Caroline (III., 80), S. 255. Der Hoven-Brief ist mit 4. August datiert.

<sup>67</sup> Die Berufung von sog. „Ausländern“ an die Würzburger Universität ist dem Denken des aufgeklärten Absolutismus zu verdanken. Auch Johann Heinrich Voß erhielt 1804 einen Ruf nach Würzburg, nahm ihn jedoch nicht an, weil er wohl schon mit Heidelberg in Verhandlungen stand. Vgl. Johann Heinrich Voß: Abriß meines Lebens (I., 151), S. 13 f.

<sup>68</sup> Vgl. Ludwig Geiger: Therese Huber (I., 38), S. 115 f.

<sup>69</sup> Zit. nach Eckart Kleßmann: Caroline (III., 80), S. 251.

<sup>70</sup> Vgl. Eckart Kleßmann: Caroline (III., 80), ebd., S. 251 f.

Aschaffenburg endlich reisen, werden Sie uns hoffentlich nicht vorbeigehn und wir wollen dann sehn, ob wir Ihnen wieder alle Gelegenheitsfuhren und herrischen Entschlüsse aus dem Sinne bringen.“ Meta hatte versucht, mit einer möglichst schnellen Kutsche nach Ansbach zu gelangen, und aufgrund ihrer Ungeduld (wie sich später herausstellte), die Eilkutsche des Herrn Bayard, der am gleichen Tag von Graf Thürheim, dem Kurator der Universität, nach Ansbach und Bayreuth geschickt worden war, verpaßt. Durch die rasche Abreise im Juli hatte sie darüber hinaus wichtige Besucher versäumt kennenzulernen, nämlich Marcus und seine Frau.<sup>71</sup> Metas Brief, der diesem voranging, enthielt die Nachricht über den Tod von Adele Huber.<sup>72</sup> Caroline schreibt dazu: „Daß Adele nun auch hin ist, ist mir so unerwartet, so unglaublich und alles zusammengenommen schrecklich. <...> Ich wollte, Sie hätten ihn mir nicht mitgetheilt, und ich mag nichts näheres darüber sagen, um die Stunde nicht durch Urtheile und Wahrnehmungen zu entweihen, die eben, weil sie Theresens complizirtes Wesen betreffen, immer etwas von der Art ihrer eignen Urtheile und moralischen Wahrnehmungen an sich tragen müssen.“<sup>73</sup> Von den vier Kindern, die Therese zusammen mit Forster aufzog und den sechs von Huber überlebten nur drei: Therese und Claire aus der ersten und Aimé aus der zweiten Ehe. Wann immer in den Briefen zwischen Meta und Caroline die Sprache auf Therese Forster-Huber kommt, wird Carolines Groll auf die ehemalige Freundin unüberhörbar. Das Verhältnis zwischen Caroline und Therese war seit 1792 sehr gespannt und nur zögernd sind sich die beiden 1803 in Stuttgart wieder begegnet.<sup>74</sup> Auch der Tod Ferdinand Hubers, er starb am 24. Dezember 1804, wird ausführlich zwischen Caroline und Meta diskutiert. Zunächst zeigt Caroline jedoch echte Anteilnahme und schreibt in einem undatierten Brief von Anfang 1805 an Meta: „Sie [Therese] ist so tief zu beklagen, daß alle Hülfe, die man für sie voraussehn kann, nichts an der Begebenheit ändert; ja, daß alles, wodurch sie sichs erleichtern wird, einem die Empfindung hierüber nicht erleichtert.“<sup>75</sup> Meta hatte sich damals mit dem Gedanken getragen, Therese in Ulm zu besuchen. Ob sie diese Reise auch antrat, ist nicht verbürgt. Jedenfalls möchte Caroline über alle Neuigkeiten informiert werden und schreibt: „Wenn Sie nach Ulm gehen, so melden Sie es mir, versteht sich. Können Sie es einrichten, so wird es gewiß ein reeller Beistand für Therese und ihre Geschäfte seyn. Ich habe viel von dorthier gehört, von verschiedenen Seiten, besonders was den Schwiegersohn betrifft, und mich innig erfreut hatte.“<sup>76</sup> Nach Hubers Tod verließ Therese Ulm und plante, das Frühjahr bei ihrer Tochter Claire und dem Schwiegersohn<sup>77</sup>, Gottlieb

<sup>71</sup> Neben seinem Ruf als Mediziner machte sich Marcus in Bamberg als Kunstfreund einen Namen. 1796 gründete er die Gesellschaft der Honoratioren, 1797 war er Direktor des Liebhabertheaters und zwischen 1810-1813 Vorsitzender einer Aktiengesellschaft zur Erhaltung des Bamberger Nationaltheaters. Marcus war mit Juliane Schloer, der Tochter eines Forstmeisters verheiratet. Vgl. Dr. A. F. Marcus nach seinem Leben und Wirken geschildert von seinem Neffen Dr. Speyer und Dr. Marc (III., 151), S. 20 ff. und Register zu E.T.A. Hoffmann: Tagebücher (I., 98).

<sup>72</sup> Adele Huber, geb. am 20. Oktober 1798 in Stuttgart. Vgl. Ludwig Geiger: Therese Huber (I., 38), S. 131.

<sup>73</sup> Brief vom 19. August 1804 an Meta Liebeskind, Schmidt/Waitz: Caroline. (I., 125), S. 390 ff.

<sup>74</sup> Diese zögerliche Annäherung geht aus einem Brief von F.W.J. Schelling an Therese Huber vom 18. August 1803 aus Murrhardt hervor. Vgl. F.W.J. Schelling. Briefe und Dokumente, Bd. I, 1775-1809, hrsg. von Horst Fuhrmans (I., 35), S. 285 f.

<sup>75</sup> Brief an Meta Liebeskind, Anfang 1805, Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe (I., 125), S. 398.

<sup>76</sup> Ebd., S. 400.

<sup>77</sup> Der Schwiegersohn, Gottlieb von Greyerz (1778-1854), war Forstbeamter in Stoffenried. In einem Brief an ihren Freund Meyer beschreibt Therese den Schwiegersohn wie folgt: "Er ist der letzte Zweig der alten Schweizer Greyerz, ein junger Berner, 27 Jahre alt. ... Er ist jetzt Oberförster ... Sieben Stunden von hier hat er ein hübsches Haus in einem Dörfchen, 2000 fl. Einkünfte, einen ungeheuren Walddistrikt." Zit. nach Ludwig Geiger: Therese Huber (I., 38), S. 138.

von Greyerz, in dem nahen Stoffenried zu verbringen.<sup>78</sup> Caroline hatte davon in Würzburg erfahren und schon befürchtet, daß Therese in die Nähe ziehen könnte. Im gleichen Brief heißt es: „Unser Prof. Medicus<sup>79</sup> war sein [Greyerz] Freund und Lehrer zu Heidelberg und hat mir das erzählt und auch seine Idee mitgeteilt dem jungen Greiers die ihm jetzt angewiesene Stelle in Ebrach als Aufseher der Forstschule - wenige Meilen von hier - zu crediren. - Wie wunderbar: Deutschland ist nicht groß genug, um sich auszuweichen.“<sup>80</sup> Auch einem längeren friedlichen Aufenthalt Thereses in Stoffenried mißtraut Caroline und verleiht dem mit folgender Überlegung Ausdruck: „Auf die Länge macht sich vielleicht das Zusammenseyn nicht, es sey denn, daß zwischen Mutter und Tochter die Liebe geworden ist, welche nicht war. Aber für jetzt ist es doch wahrhaft trostbringend. Von meiner Schwester<sup>81</sup>, die mit Forsters Schwester Antonie in einem Hause wohnt<sup>82</sup>, hörte ich, daß Antoniens erstes Wort war: wird Therese nicht eine rächende Macht erkennen?“<sup>83</sup> Claire ist die zweitgeborene Forster-Tochter und Caroline gibt zu verstehen, daß sie die Beziehung zwischen Mutter und Tochter als nicht besonders liebevoll empfand. Forsters Schwester Antonie hatte offenbar sogar den Eindruck, daß Therese Forster-Huber die Forster-Kinder weniger liebte als die von Huber. Meta Liebeskinds Verhältnis zu Therese war insgesamt weniger gespannt, dennoch muß sie damals ähnlich gedacht haben, denn sonst hätte Caroline keine solch offenen, die alte Feindschaft zu Therese nicht verbergenden, Briefe geschrieben. Aber sicher war es auch Metas ganz anders geartetes Temperament, das sie mit Therese relativ gut auskommen ließ. Tatsächlich spart Therese Huber in den wenigen Briefen, in denen sie Meta Liebeskind erwähnt, selten an Kritik. In einem Brief vom 9. Februar 1806 an Elisabeth Stägemann schreibt Therese recht sibyllinisch: „Die gute Liebeskind hob ihr Haupt nicht so ruhig aus dem Sturm des Schicksals empor wie ich. Sie kann keine Poesie ins Leben legen - das heißt nicht alles mit Liebe umfassen, es ist ihr vieles gleichgültig, und da langweilt sie das Leben.“<sup>84</sup> In diesem Brief berichtet Therese über ihr Leid durch Hubers Tod, von ihren lieben Kindern, vom gerade beendigten Krieg. Sie stellt sich selbst als tapfere und liebende Mutter dar und spricht diese Eigenschaften Meta Liebeskind ab. Therese Huber neigt in fast allen ihren Briefen ein wenig zur Theatralik, hebt ständig ihre Verdienste, ihren Fleiß, ihr geordnetes Hauswesen, ihre Sensibilität hervor. Nur zwischen den Zeilen wird dem Leser ihre seelische Verfassung deutlich. Dieser psychologisch zu begründende Zug ihres Wesens, ich nenne es eitel, soll keineswegs ihre Verdienste um die Familie, den Gelderwerb, ihre Liebesfähigkeit, soweit sie Ferdinand Huber betraf, schmälern. Wir müssen aber keineswegs glauben, daß Meta Liebeskind eine schlechtere Mutter und weniger liebende Ehefrau war. Meta vertrat ihre Interessen forciert und hatte die Richtlinien der guten Hausfrau, Mutter, Ehefrau längst zugunsten einer weitgehend selbstbestimmten Lebensweise aufgegeben. Dem Leben Poesie zu verleihen, das heißt Harmonie herzustellen, dazu mag Meta wohl der Sinn gefehlt haben. Die zwei Gedankenstriche am Ende der zitierten Briefstelle Therese Hubers lassen auf eine

<sup>78</sup> Vgl. Ludwig Geiger: Therese Huber (I., 38), S. 138.

<sup>79</sup> Ludwig W. Medicus, Prof. der Land- und Fortwirtschaft und des Bergbaus.

<sup>80</sup> Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe (I., 125), S. 400.

<sup>81</sup> Gemeint ist die Schwester Luise Friederike (1770-1846), die 1796 den Arzt Christian Rudolf Wilhelm Wiedemann heiratete.

<sup>82</sup> Carolines Schwester Luise wohnte 1805 mit ihrem Mann in Kiel, wo sich damals auch Antonie Forster aufhielt. Wann Antonie Forsters Anstellung in Kurland endete, ist nicht bekannt. Wir wissen lediglich, daß sie zwischen 1814 und 1817 jungen Mädchen in Berlin Englischunterricht erteilte. Zu vermuten ist außerdem, daß Antonie Forster eine Pension von der Herzogin von Kurland oder deren Tochter, der Herzogin von Sagan erhielt. Vgl. Irene Hardach-Pinke: Die Gouvernante (III., 50), S. 91f.

<sup>83</sup> Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe (I., 125), S. 401.

<sup>84</sup> Therese Huber an Elisabeth Stägemann, Stoffenried bei Ulm. Abgedruckt in: Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann, hrsg. von Wilhelm Dorow, Bd. 1 (I., 18), S. 274.

Auslassung seitens des Herausgebers schließen, so daß sich der Leser nach dem Grund der Langeweile fragen muß. Von Langeweile spricht Meta einmal selbst in einem Brief an Elisabeth Stägemann und beklagt sich über „<...> die sieben Tage, welche <...> einander so ähnlich sehen, wie die Kränzchen, die an jedem Mittwoch <...> gehalten werden. Die Kränzchen sind aber bei weitem noch nicht die, wo am strengsten auf die einmal eingeführte Ordnung gehalten wird.“<sup>85</sup> Meta wohnte damals schließlich in Ansbach, „einem Städtchen, wo sich ein Gesicht auf das andere reimt“ (Lichtenberg)<sup>86</sup>.

Solche Sticheleien seitens Therese Huber konnten der erprobten Freundschaft zwischen Meta und Elisabeth Stägemann offenbar wenig anhaben. Aus einer kleinen Bemerkung in einem Brief von Johann Friedrich Reichardt an Elisabeth Stägemann können wir entnehmen, daß die Verbindung zwischen Meta und Elisabeth einmal sehr innig gewesen sein muß und im Jahre 1807 wohl noch bestand. Reichardt hatte erfahren, daß die Familie Stägemann sich aufgrund der Kriegswirren nach Riga begeben wollte, und schreibt: „In Riga kann es Ihnen auch vielleicht wohl werden; ich habe manche herzige gute Menschen von dorthier gekannt; fänden Sie doch dort Ihre Meta!“<sup>87</sup>

Sehr ungehalten reagierte Caroline Schelling auf die Aufsätze, die Therese gleich nach Hubers Tod über ihn herausgab. Im Brief vom 7. März 1805 empört sie sich: „Meine Schwester schreibt mir in diesen Tagen, was ich zu den Aufsätzen über und von der Huber sage? - daß sie Hubern jetzt in allen Blättern als den Retter und Beschützer der Forsterschen Familie auftreten lassen, sey doch arg und nichts abscheulicher als die verjährten Dinge in Anregung zu bringen <...> es scheine, als wolle sie sich selbst betrügen und alles Vergangene vernichten. - Das sind ihre [der Schwester Luises] Worte, wie es scheint, unter dem Einfluß von Antonie Forster. <...> in der eleganten Zeitung kamen mir nur die Anspielungen auf die Bedürftigkeit der Hinterbliebenen undelikat vor. <...> Das scheint mir im Ganzen: sie ist nicht übel willens sich dem Publikum von Deutschland interessant zu machen, und das ist kein würdiges Todtenopfer.“<sup>88</sup> Metas Antwort auf diesen Brief scheint wesentlich milder ausgefallen zu sein, als Caroline erwartet hatte, denn im nächsten Brief wird sie deutlicher: „Ich weiß nicht, ob Sie im Ganzen dasselbe Gefühl haben wie ich - mir ist es schon an und für sich abscheulich, so das Heiligste und Heimlichste durch den Schlamm der Tagesblätter zu ziehn. <...> Obgleich einiges dagegen ist, so scheint mir auch das letzte nicht ohne ihre Mitwirkung geschehen zu seyn. Es sind die Xenien darinn erwähnt, von denen sie nichts wissen sollte. - indessen wie ich glaube, doch gewußt hat <...> man hat sein nahes Verhältnis mit dem sel. Huber nicht erwähnt, was sie noch weit stärker aggravirte.“<sup>89</sup> Caroline spielt hier auf einige im »Freimüthigen« vom 16. und 18. Februar 1805 und in der »Aurora« am 30. Januar veröffentlichte Nachrufe an, in denen auch Goethes und Schillers Xenien<sup>90</sup> erwähnt werden. Für

<sup>85</sup> Erinnerungen für edle Frauen ... (I., 18), S. 212.

<sup>86</sup> Lichtenberg spricht natürlich von Göttingen.

<sup>87</sup> Johann Friedrich Reichardt an Elisabeth Stägemann, Brief vom 12. Februar 1807. Abgedruckt in (I., 18), S. 233.

<sup>88</sup> Brief vom 7. März 1805 an Meta Liebeskind. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II (I., 125), S. 404. Am 29. Januar 1805 war in der »Zeitung für die elegante Welt« ein Privatbrief von Therese über das Lebensende Hubers abgedruckt.

<sup>89</sup> aggraviren: verschlimmern.

Brief, März 1805, Schmidt/Waitz, Caroline. Briefe (I., 125), S. 404 f.

<sup>90</sup> Die Xenien erschienen 1797 in Schillers „Musenalmanach“ und sorgten in den literarischen Kreisen für „tumultuarische Bewegung“. Gerichtet waren diese ironisch-scharfen und schlagenden Epigramme an die Widersacher der Zeitschrift „Die Horen“, allen voran Nicolai, Stolberg und Lavater. Selbst Wieland, Fichte, Jean Paul erhielten einige Hiebe. Verwerflich war es, wie Georg Forster angegriffen wurde. Zum Beispiel heißt es unter dem Titel „Phlegyasque miserimus omnes admonet“: „O ich Tor: Ich rasender

den Brief Hubers, worin er sich als *Retter* der Familie aus dem *Clubisten-Horror* darstellt, soll Meta Liebeskind als Zwischenträgerin fungiert haben.<sup>91</sup>

Was Therese bewogen hat, Huber und sich selbst nach dessen Tod öffentlich zu rechtfertigen, ist nicht ganz durchschaubar, denn niemand forderte mehr Rechenschaft. Wollte sie damit ihren Schmerz betäuben, sich die gemeinsame Zeit noch einmal vergegenwärtigen? Caroline selbst gibt darauf im oben angeführten Brief einen deutlichen Hinweis: „Es ist seltsam, daß sich ihr Schmerz so nach außen kehrt, und wieder ein Zeichen von dem Mangel an Frieden im Innern.“ Die Forster wie auch die Huber-Biographie<sup>92</sup>, die Therese herausgab, sollten eine  *Rettung* des Mannes bewirken, dienen aber gleichzeitig der eigenen Rechtfertigung. Zum Beispiel nimmt die Beschreibung ihrer Abreise aus Mainz nach Straßburg und später in die Schweiz in der Lebensbeschreibung, die sie den Forster-Briefen voranstellte, einen unverhältnismäßig großen Raum ein. Das Andenken der Verstorbenen soll in beiden Fällen bewahrt werden - und das geschieht keineswegs durch Verklärung und Beschönigung. Lediglich die Perspektive ist jeweils eine andere. Während die Forster-Biographie durch das Mißverhältnis der Ehepartner gefärbt ist, gerät die Lebensbeschreibung Hubers zur harmonischen Arbeits- und Ehegemeinschaft mit beidseitiger rührender Fürsorge bis zum Tod. Therese selbst legitimiert ihre Veröffentlichungen häufig damit, daß sie dringend Geld brauche. In einem Brief an den Jugendfreund Wilhelm Meyer schreibt Therese nach Hubers Tod: „<...> nun muß ich für meine Kinder Brod erwerben, ich lebe in ihnen, ich erziehe sie zur Ehre des besten Vaters.“<sup>93</sup> Dieses Argument greift aber nicht ganz, denn mit Hubers Ernennung zum Landesdirektionsrat in Ulm (im März 1804) waren eine Witwenpension und Erziehungsgelder für die Kinder verbunden.<sup>94</sup> Dennoch urteilt Caroline zu hart, wenn sie die Frage stellt: „Ist es blos der theatralische Charakter oder böses Gewissen?“<sup>95</sup> Den zweiten Ehemann hat Therese nicht nur verehrt, sondern geliebt.

---

Tor! Und rasend ein jeder, der auf des Weibes Rat horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!“ Unbedingte Huldigung erfuhr lediglich Lessing. Vgl. Johannes Scherr: Schiller und seine Zeit, Drittes Buch (III., 135), S. 90 ff. und Schiller: Xenien und Motivtafeln, Digitale Bibliothek: Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka (IV., 8), S. 163.

<sup>91</sup> Vgl. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe (I., 125) S. 649.

<sup>92</sup> Die Huber-Biographie erschien 1806 bei Cotta in Tübingen. Seit 1804 sammelte Therese Briefe und Rezensionen und veröffentlichte sie mit Hubers Biographie und mit Erzählungen, die, von ihr verfaßt, von ihm redigiert waren. Vgl. Cotta und das 19. Jahrhundert (VI., 2), S. 32. Am 4. Januar 1807 schreibt Caroline an ihre Schwester Luise Wiedemann: „Die Huber hat jetzt die Biographie ihres Mannes verfertigt, ein absonderliches Kunstwerk im Auslassen und Verschleiern, das mir übel und wehe gemacht hat.“ Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe (I., 125), S. 482.

<sup>93</sup> Brief vom 24. Dezember 1804 aus Ulm an den Jugendfreund Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer. Der Brief beginnt: "Wilhelm, ich bin Wittwe. Heute früh um 3 Uhr starb mein geliebter Mann. Kannst Du das fassen? Er litt 3 Wochen, die letzten 13 Tage unaussprechlich - ich verließ ihn nie, und mein Herz brach nicht." Meyer beantwortet diesen Brief recht kühl und legt etwas Geld bei. Danach ist der Briefverkehr zwischen Therese und Meyer offenbar ganz abgerissen. Vgl. Ludwig Geiger: Aus Therese Hubers Herzensleben, S. 82, Sonderdruck aus: Dichter und Frauen, Bd. 2. DLA Marbach.

Interessant ist in diesem Zusammenhang vielleicht noch, was Caroline im Jahr 1807 über Meyer herausgefunden hat. In einem Brief an Pauline Gotter vom 24. August 1807 schreibt sie: „Sage der Mutter [Luise Gotter], mein jüngster Bruder habe mir eben geschrieben, daß er den alten Freund Meyer auf einer Reise von Harburg nach Kiel einmal wieder in seiner Zelle zu Bramstede besucht hätte, wo selbiger sein witziges Leben mit witzigen Worten und ganz vergnüglich fortführe. Schröder hat nicht weit davon sein Landgut. Dem Kinde von Meyers Haushälterin wurden eben die Kuhpocken eingimpft, auch schien ihm eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Herrn des Hauses schon früher eingimpft worden zu seyn.“ Georg Schmidt/Waitz: Caroline, Bd. II (I., 125), S. 506.

<sup>94</sup> Vgl. Ludwig Geiger: Therese Huber (I., 38), S. 124 f.

<sup>95</sup> Der Brief ist ebenfalls mit März 1805 datiert und an Meta gerichtet. Der Anfang fehlt. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II (I., 125), S. 405. Eine sehr positive Beschreibung von Therese Huber gibt

Von Carolines Briefen an Meta ist leider nur noch ein Bruchteil erhalten. Es müssen sehr viel mehr gewesen sein, denn Caroline bezieht sich häufig auf gemeinsame Bekannte, die auch mit Meta in enger Beziehung standen. Hierzu zählen die Familie des Landesdirektionsrates Sturz und der Graf J. von Bayard<sup>96</sup>, die Familien Puzelot und Golimbra, bei denen es sich auch um Pseudonyme handeln kann, denn Caroline gibt ausgiebigst den neuesten Klatsch über sie weiter. Über Golimbra und seine Gattin heißt es: „Golimbra ist auf Reisen und sie desoeuvrirt“<sup>97</sup>, denn die Kinder, das Gut, die Stickereien und die Karten geben ihr noch lange nicht genug zu schaffen. Vor 4 Wochen war sie einmal bey mir, und sieht da einen jungen Menschen, der mit Köhler<sup>98</sup> jetzt zusammen wohnt, und den mir dieser jetzt zum erstenmal brachte, er ist guter Leute Kind, kommt aus Paris <...> ist hübsch und schlank und lang, aber von so zarter Natur in allen Dingen, auch von zarten Ingenium <...> sie lud ihn ein <...> und ehe wir uns versehen, ist der Handel fertig. Nun hätten Sie die komische Art sehn sollen, wie Köhler auf der einen Seite den jungen Mann mahnte, sich doch nicht in die Gefahr zu setzen von Riesen gespeißt zu werden, und ich von der andern ihr die tugendhaftesten Vorstellungen machte, von wegen einer Untreue gegen Golimbra, mit dessen Pferden sie mit dem andren spazieren fuhr - welche perfidie!<sup>99</sup>

Aus Carolines Briefen wissen wir, daß Meta Jung-Stilling<sup>100</sup> las, ihre Post morgens um 5.<sup>30</sup> Uhr am Schreibpult zu erledigen pflegte, daß sie gern *große Fêten* besuchte und sich am liebsten in frischer Luft erholte. Zu den gemeinsamen Bekannten gehörte auch der Philosophieprofessor Gottlieb Ernst August Mehmel<sup>101</sup> aus Erlangen. Mehmel, der damals die »Erlanger Literaturzeitung« redigierte, war im Frühjahr des Jahres 1806 bei den Liebeskinds eingeladen.<sup>102</sup> Im April 1806 wohnte Schelling auf seiner Reise nach München bei den Liebeskinds. Caroline schreibt am 27. April 1806 an Meta, nachdem Schelling in München angekommen ist, wie begeistert er sich über die Söhne geäußert habe: „Den Adalbert, von dem meine Meynung besonders gestiegen ist, seit Köhler und Schelling ihn als einen so behenden Gesellen rühmen, hat er ja ganz bis Eichstätt mitgenommen“<sup>103</sup> Was Adalbert Liebeskind in Eichstätt wollte, ist ungewiß; Verwandte konnte er dort jedenfalls

---

Wilhelm von Humboldt in einem Brief an Charlotte Hildebrand 1829, wo er schreibt: „Ich habe Forster und Huber gekannt, doch nur vor der Trennung von der Frau. Sie standen beide in Tiefe und Umfang des Geistes und in Größe des Charakters dieser sehr nach, doch würde ich für alles Reelle des Lebens Huber vorgezogen haben. Äußerlich liebenswürdiger war aber Forster“. Albert Leitzmann: Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin (I., 88), S. 190.

<sup>96</sup> Joseph Du Terrail von Bayard (gest. 1815), Geheimrat, 1806-1810 Landesdirektor in Bamberg, dann Regierungsdirektor in Ansbach. Daß er Meta Liebeskind kannte, geht aus folgender Briefstelle von Caroline an Schelling hervor: "Er [Bayard] erzählt von einem Briefe der Liebeskind an Dich, an ihn adressiert, der durch halb Deutschland gewandert ist, ehe er endlich an Dich gelangte". Brief vom 9. Mai 1806 an Schelling, Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II (I., 125), S. 450.

<sup>97</sup> désœuvré (franz.): untätig, Müßiggänger(in).

<sup>98</sup> Martin Heinrich Köhler, außerordentlicher Professor für Zoologie in Würzburg.

<sup>99</sup> Brief vom 1. Februar 1805 an Meta Liebeskind. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II. (I., 125), S. 399 f.

<sup>100</sup> "Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling Lebensgeschichte, oder dessen Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, Lehrjahre, Häusliches Leben und Alter" von Johann Heinrich Jung-Stilling (1740-1817) erschien als Ganzes 1835. Bei dem Buch, das Meta Caroline lieb, handelt es sich wahrscheinlich um "H. Stillings Lehr-Jahre", die 1804 erschienen waren.

<sup>101</sup> Gottlieb Ernst August Mehmel (1761-1840), Hauslehrer bei Hardenberg, 1781 Lehrer am Franckeschen Pädagogium in Halle, 1792 a.o. Professor der Philosophie in Erlangen. Seit 1800 redigierte Mehmel die „Erlanger Literaturzeitung“, 1817 Vorstand der Erlanger Universitäts-Bibliothek. Mehmel stand philosophisch Fichte nahe und war mit Hegel bekannt.

<sup>102</sup> Vgl. Carolines Brief vom 21. April 1806 an Schelling. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe (I., 125), S. 425.

<sup>103</sup> Brief vom 27. April 1806 an Meta (I., 125) S. 433.

nicht besucht haben. Vielleicht hatte er sich nur nach ein wenig *Aventure* gesehnt: er ist der erstgeborene Liebeskind-Sohn, der die abenteuerliche Reise seiner Eltern nach Riga miterlebte und in seinen frühesten Kindertagen von Frensdorf nach Mainz beziehungsweise Frankfurt umziehen mußte. Der vierzehnjährige Adalbert stand damals kurz vor seiner Ausbildung in einer Kadettenschule in München. In seinem sechzehnten Lebensjahr wurde er jedenfalls per Armeebefehl vom 17. März 1809 aus dem Kadettenkorps München als Unterleutnant in die Bayerische Armee eingereiht und nahm am Kampf gegen die Tiroler Aufständigen unter Andreas Hofer<sup>104</sup> teil.<sup>105</sup>

Schon Anfang 1806 spekulierten Caroline und Meta über einen Ruf Schellings an die Universität nach Landshut bei gleichzeitiger Versetzung von Johann Heinrich Liebeskind an das Münchner Gericht<sup>106</sup>. Caroline schreibt im Brief vom 27. April 1806 an Meta: „München gefällt ihm [Schelling] wieder sehr wohl. Wäre es denn wirklich möglich, daß Liebeskind nach München gesetzt würde? Ich würde gar nicht wissen, ob mir diese Schickung mehr Spaß oder mehr Vergnügen machte. Einen Plan habe ich, nemlich wenn Schelling bald Bescheid bekommt und sein bescheiden Theil an Bayern, so seh ich gar nicht ein, warum er den Weg hieher noch einmal machen und damit Zeit verlieren sollte. Ich werde doch allein nach Anspach fahren können, und auch an Begleitern würde mirs nicht fehlen. In A. ruhe ich einen Tag aus, wo Sie mir aber durchaus keine Ehre anthun müßten, und dann setzten Sie sich mit mir in den Wagen nach München, wir nähmen zu unsrer Bedeckung und Bedienung den Adalbert mit in allerliebster Jockeystracht.“<sup>107</sup>

Caroline Schelling wartete begierig auf ihre Abreise aus Würzburg, wo ihr die inferiore Nachbarschaft der Damen Hoven und Paulus den Alltag verleidet hatte, und auch Schelling fühlte sich an der Würzburger Universität nicht eben wohl.<sup>108</sup> Die Freundschaft zwischen Caroline und Meta war selten so ungetrübt wie in dieser Würzburger Zeit. Caroline fand unter den dortigen Professorengattinnen keine Frau ihres Formats, wurde statt dessen allein aufgrund ihrer ungewöhnlichen Vergangenheit, ihrer ganz anderen Erfahrungen und Vorlieben wegen angefeindet. Auf das Klatschen verstand sich auch Caroline, ihr Spott und ihre Ironie dürften es den Damen der dortigen Gesellschaft nicht leicht gemacht haben; sie schlossen sich zusammen und mieden *Madame Luzifer*, was kränkender als jede Auseinandersetzung sein mußte. Meta Liebeskind kannte dies alles aus eigener Erfahrung und wurde damit zur vertrauten Gesprächspartnerin.

Die Lösung dieser Situation, die durch Spannungen zwischen den Professoren, dem Klatsch und den Intrigen der Ehefrauen unerträglich geworden war, kam unerwartet von außen. Nach der Schlacht von Austerlitz und dem Frieden von Preßburg wurde Bayern als mächtigster Rheinbund-

<sup>104</sup> Tirol war im "Frieden zu Preßburg" 1805 an Bayern gefallen und 1806 übergeben worden. Im April 1809 entbrannte der Aufstand unter Andreas Hofer, Speckbacher u.a., die gegen diese Fremdherrschaft rebellierten. Der Aufstand ging unglücklich aus. Andreas Hofer wurde am 20. Februar 1810 in Mantua standrechtlich erschossen, Tirol wurde im Oktober 1809 in drei Teile geteilt, wovon einer bei Bayern verblieb. Vgl. Hilde Spiel: *Fanny Arnstein oder die Emanzipation* (III., 152), S. 354.

<sup>105</sup> Offizierspersonalakt (OP) 55324 von Adalbert Liebeskind, BHSTA München, Kriegsarchiv.

<sup>106</sup> Schmidt/Waitz: *Caroline. Briefe*, Band II (I., 125), S. 434.

<sup>107</sup> Schmidt/Waitz: *Caroline. Briefe*, Band II (I., 125), S. 434

<sup>108</sup> Zu seinen Gegnern gehörten sowohl die Rationalisten wie Rektor Weiller (1762-1826), Professor Salat (1766-1851) vom Lyzeum München, die als Anhänger des in Würzburg lehrenden Paulus gegen Schelling intrigierten, als auch die katholischen Theologen in Würzburg. Salat nannte Schelling einen Erzsophisten, der Moral, Religion und echte Philosophie verfälsche. Schellings Identitätslehre sei nichts anderes als eine Wiederbelebung der Ideen von Rosenkreuzern und Kabbalisten. Die katholische Fraktion der Universität verbot es angehenden Priestern, Schellings Vorlesungen zu hören. Tatsächlich hatte sich Schelling zu dem Zeitpunkt sehr weit von Kant und Fichte entfernt und versuchte Kants scharfe Trennung von Wissen und Glauben durch eine neue Verschmelzung von Theologie und Philosophie zu überwinden. Vgl. Carmen Kahn-Wallerstein: *Schellings Frauen: Caroline und Pauline* (III., 71), S. 154 f.



staat von Napoleon Bonaparte zum Königreich gemacht. Würzburg fiel an den Großherzog Ferdinand III. (1769-1824) von Toskana (Bruder des Kaisers Franz II. von Österreich). Schelling verweigerte dem neuen Dienstherrn den Eid, kündigte für das folgende Semester keine weiteren Vorlesungen an und begab sich nach München. Er will in Bayern bleiben und bekundet dort seinen Anspruch auf eine Entschädigung für die verlorengegangene Professur.

Schellings Verhandlungen in München verlaufen erfolgreich, so daß Caroline Anfang Mai den Verkauf der Möbel und den Umzug organisiert. Wie aus ihren Briefen an Schelling hervorgeht, erwartet sie täglich Metas Entscheidung, sie auf der Reise zu begleiten, oder zumindest eine Einladung nach Ansbach. Am 4. Mai schreibt Caroline an Schelling: „Ich habe wirklich schon der Liebeskind jenen ersten Plan gemeldet, aber noch keine Antwort.“<sup>109</sup> Und am 9. Mai beklagt sich Caroline: „<...> die Liebeskind hat mir noch nicht geantwortet, ich bin da an nichts gebunden, Du riethest mir über Augsburg zu gehn, was also meine kleinen Anschläge zu nicht machte - auch war ich so klug mir auf jeden Fall zu verbitten, daß sie mir so viel Ehre anthäte wie Dir. [Schelling wohnte auf seiner Reise nach München bei den Liebeskind]. Doch werde ich wohl über Ansbach gehn und gab der Liebeskind Auftrag wegen eines Wagens von dort aus“<sup>110</sup>.

Ob Meta ihre Freundin beim Umzug nach München letztlich begleitet hat, ist nicht bekannt, ebenso die gewählte Route über Augsburg oder Ansbach. Auch über das Datum von Carolines Abreise aus Würzburg herrscht in der Literatur keine Einstimmigkeit.<sup>111</sup> Bekannt ist aber der neue Wohnsitz der Schellings in München, nämlich „Nr. 7 vom Neubau am Carlsthor rechts.“<sup>112</sup>

---

<sup>109</sup> Brief vom 4./5. Mai 1806 an Schelling, Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II. (I., 125), S. 443.

<sup>110</sup> Ebd., S. 444.

<sup>111</sup> Vgl. Begegnung mit Caroline, hrsg. von Sigrid Damm (I., 14), S. 63. Damm schreibt, daß Caroline erst im Herbst des Jahres nach München kam. Jochen Kirchhoff (III., 79) nennt in seiner Biographie über Schelling die zweite Maihälfte als Datum ihrer Ankunft. Von den vielen Briefen von Schelling an Caroline ist nur einer erhalten, aus München vom 1. Mai 1806. Dieser Brief ist nur ein Fragment, in dem lediglich ein paar Endzeilen stehen blieben. Horst Fuhrmans (I., 35) vermutet, daß Schelling selbst diese Briefe vernichtet hat. Er und Rudolf Martfeld (III., 85) nennen den 22. Mai als Datum der Ankunft, Bd. I., S. 362. Caroline muß vor dem 28. Juni 1806 in München angekommen sein, da sie in einem Brief Friedrich H. Jacobis an Nicolovius erwähnt wird. Jacobi schreibt, daß er von Schelling einen guten Eindruck habe, "nur ist ihm das Weib, das er zu sich genommen hat, sehr im Wege." Zit. nach Gisela F. Ritchie: Caroline Schlegel-Schelling ... (III., 116), S. 283.

<sup>112</sup> Die Wohnadresse steht auf einem Brief von Franz von Baader an Schelling vom 21. August 1806, Vgl. F.W.J. Schelling, Briefe I (I., 30), S. 367.

## 7.2 Bamberg

### ***Eine neue Akquisition ... hat Bamberg gemacht; Liebeskind aus Ansbach ist hierher gekommen (Hegel)***

Am 4. April 1807 erging an Johann Heinrich Liebeskind die Beförderung auf die „oberste Justizrathsstelle“<sup>113</sup> am Gericht Bamberg<sup>114</sup>, so daß die Familie nach dort übersiedelte. Die Gotik des Veit Stoss, das barocke Flair der Fürstbischöfe von Schönborn, die hübschen Ausflugsziele in der Nähe der Stadt und entlang der Regnitz, die Altenburg, die als Ruine über der Stadt thront, haben sicher auch auf die Liebeskinds ihren Reiz ausgeübt. E.T.A. Hoffmann, der sich ein Jahr später dort niederließ, hat Bambergs Schönheit jedenfalls sehr genossen. Außerdem berichtet Hoffmann in einem Brief an Hitzig<sup>115</sup> von dem in Bamberg ansässigen Weinhändler Kunz<sup>116</sup>, der über eine 6000-bändige Bibliothek verfügte und zu den Kaufleuten gehörte, die „<...> ästhetisch und litterarisch ausgebildet, weshalb sein Umgang sich auch nur auf hiesige Gelehrte (Director Marcus, Prof. Klein pp) und Künstler erstreckt.“ Dieser Weinhändler veranlaßte die öffentlichen Behörden, eine Leihbibliothek zu errichten, die - so lernte sie E. T. A. Hoffmann kennen „<...> - ganz abweichend von der Tendenz der gewöhnlichen Leihbibliotheken nur das wahrhaft Gute der ästhetischen Litteratur und wissenschaftliche Werke enthalten sollte.“<sup>117</sup>

„Hohe Häuser im guten italiänischen Geschmacke“<sup>118</sup>, eine Leihbibliothek, ein französisches Theater waren in Bamberg vorhanden. Eine Menge traditioneller katholischer Feste sorgten für Abwechslung, und Johann Heinrich Liebeskind konnte an den Treffen der *Harmonie-Gesellschaft* im Gasthaus *Zur Rose* teilnehmen. In dieser Gesellschaft hatten sich die Honoratioren der Stadt zusammengeschlossen. Außerdem trafen die Liebeskinds in Bamberg alte Bekannte und Ansbach war nahe genug, um die dortigen Kontakte aufrecht zu erhalten.

Die Familie Paulus, die den Liebeskinds von ihren Besuchen bei Caroline Schelling in Würzburg bekannt war, lebte seit 1807 ebenfalls in Bamberg, und zwar in „<...> vornehmer Logis bei Medizinaldirektor Marcus.“<sup>119</sup> Paulus hatte in Bamberg die Aufsicht über die Volks- und Mittelschulen und sollte das einzige protestantische Gymnasium in Schweinfurth, „das hinfällig war“ von Grund auf reformieren.<sup>120</sup>

In Bamberg lebte zu der Zeit auch Friedrich Hegel, der Jena Ende 1806 wegen der Kriegsereignisse verlassen hatte und für etwa ein Jahr als Redakteur der in Bamberg erscheinenden Zeitung tätig

<sup>113</sup> Regierungs-Blatt, Sp. 646, Eintrag unter dem 4. April 1807. STA Bamberg.

<sup>114</sup> Das ehemalige Fürstbistum Bamberg war 1801 säkularisiert und 1803 mit Bayern vereinigt worden.

<sup>115</sup> Julius Eduard Hitzig (1780-1849) war 1801 gleichzeitig mit E.T.A. Hoffmann Referendar am Kammergericht Warschau. 1808 gründete Hitzig seine Buchhandlung in Berlin, die er nach dem Tod seiner Frau 1814 an Dümmler verkaufte. 1826 gibt Hitzig das "Gelehrte Berlin, ein Verzeichnis der im Jahre 1825 lebenden Schriftsteller und ihrer Werke" heraus.

<sup>116</sup> Der Weinhändler Kunz gab unter dem Pseudonym Z. Funk seine Erinnerungen an E. T. A. Hoffmann und F. G. Wetzel (I., 34) heraus. In Bamberg war Hoffmann als Kapellmeister tätig.

<sup>117</sup> Brief vom 28. April 1812 an Hitzig in Berlin, in: E.T.A. Hoffmann, Briefwechsel, hrsg. von H. Müller und F. Schnapp, 1. Bd. (I. 97), S. 332 f.

<sup>118</sup> Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland (I., 101), S. 126.

<sup>119</sup> Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit ..., Bd. I (I., 115), S. 408.

<sup>120</sup> Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit ..., Bd. I (I., 115), S. 406.

war. Marcus vermerkt in einem Brief an Schelling lapidar: „Hegel ist hier und schreibt die Zeitung.“<sup>121</sup>

Außerdem hielten sich zu der Zeit Friedrich Immanuel Niethammer<sup>122</sup> und dessen von Hegel „hochverehrte Frau“ häufig in Bamberg auf. An Frau Niethammer schreibt er im Brief vom 30. Mai 1807: „Eine neue Akquisition <...> hat Bamberg gemacht; Liebeskind aus Ansbach ist hierher gekommen; ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen; aber seine Frau wenigstens wird ihnen nicht unbekannt sein. Ihre Freundschaft mit der Schelling konnte etwa, je nachdem man von der letzteren urteilt, in die Neugierde, sie kennen zu lernen, etwas Schüchternheit bringen. Sie hat mir gutartig geschienen; und er ist in der Tat ein ganz scharmanter Mann; die übrige Bamberger Manier und Bildung ist vielleicht nicht ganz für diese Familie, ist vielleicht etwas gegen sie; so denke ich um so mehr, daß ich hier einen ungenierten interessanten Umgang finde.“<sup>123</sup> Hegel war in der Folgezeit häufig bei Liebeskinds zu Gast. Am 8. Juli 1807 schreibt er an seinen Freund Niethammer: „Liebeskinds sind für mich eine große Akquisition, ich gehe fast nur in dieses Haus.“<sup>124</sup> Einen Monat später erfahren wir in einem Brief an Niethammer: „Bei der Liebeskind habe ich vor ein paar Tagen mit der Frau Gräfin von Soden<sup>125</sup> ein L’hombre gemacht; auch Herr Oberhofmarschall von Schrottenberg waren an einem andern Tische.“<sup>126</sup> In Bamberg, so ist den Bemerkungen Friedrich Hegels zu entnehmen, hatten sich die Liebeskinds sehr schnell eingelebt und bewegten sich in der ersten Gesellschaft. Dies verband sie besonders mit Hegel, der nur ein oder zwei Monate zuvor in Bamberg angelangt war.

Der Aufenthalt war jedoch nur kurz. Im Regierungs-Blatt vom 7. Dezember 1807 wird Johann Heinrichs Versetzung an das Oberappellationsgericht<sup>127</sup> nach München bekannt gemacht.<sup>128</sup> Bereits Ende Oktober/Anfang November hatte sich Meta von ihren Freunden in Ansbach verabschiedet und dort um nur acht Tage Therese Huber verfehlt, die sich auf der Rückreise von Göttingen befand. Wie aus einem Brief Thereses an ihre Freundin Mariette Hartmann vom 21. Oktober 1808 hervorgeht, verbrachte sie in Ansbach „<...> angenehme Tage mit Lerchenfeld<sup>129</sup> und der Gräfin Platen“, die ihr auch von Metas bevorstehender Ankunft berichteten.

<sup>121</sup> Brief von A.F. Marcus an Schelling, Bamberg, 27.04.1807, in: Hegel in Berichten seiner Zeitgenossen, hrsg. von Günther Nicolin (I., 102), S. 86.

<sup>122</sup> Friedrich Immanuel Niethammer (1766-1848); ehemaliger Tübinger Stiftler. Professor der Philosophie und Theologie in Jena. Gab gemeinsam mit Fichte das „Philosophische Journal“ heraus. Seit 1805 Oberschulkommissär für Franken. 1808 ging er als Leiter der Schulbehörde (Oberschulrat) nach München, welcher auch der Bezirk Bamberg unterstand, so daß er häufiger in Bamberg zu tun hatte. Seit 1800 gehört Niethammer zu den engen Freunden Hegels.

<sup>123</sup> Briefe von und an Hegel. Band I. 1785-1812, hrsg. von Johannes Hoffmeister (I., 62), S. 171.

<sup>124</sup> Bamberg, den 8. Juli 1807, Hegel an Niethammer, (I., 62), S. 177.

<sup>125</sup> Julie Gräfin von Soden geb. Schilling, Gattin des Grafen Friedrich Johann H. von Soden, der 1803-1810 das Bamberger und Würzburger Theater leitete.

<sup>126</sup> Brief vom 8. August 1807; Briefe von und an Hegel. Band I. (I., 62), S. 181.

<sup>127</sup> Appellationsgericht war das Gericht der zweiten Instanz, in dem Berufung eingelegt werden konnte.

<sup>128</sup> Regierungs-Blatt, Sp. 2783/4, STA Bamberg.

<sup>129</sup> Lerchenfeld war ein Freund von Thereses Schwiegersohn Emil Herder. Auch die Liebeskinds waren mit Lerchenfeld gut bekannt. Vgl. Ludwig Geiger: Therese Huber (I., 38), S. 213.

## 7.3 München

### 7.3.1 Begegnungen und Rückbesinnung

Ende 1807 zogen die Liebeskinds nach München um, wo sie in der Wilhelminenstraße, im Margarethenviertel, eine Wohnung nahmen.<sup>130</sup>

Neben Caroline und Schelling lebten Thomas Sömmerring, Franz Baader<sup>131</sup>, Immanuel Niethammer, Friedrich Jacobs<sup>132</sup>, Friedrich Schlichtegroll<sup>133</sup> und Friedrich Heinrich Jacobi in München, fast alle Personen, mit denen die Liebeskinds schon lange bekannt waren, so daß es an Geselligkeiten keinen Mangel gab.

Caroline, die München schon 1803 zusammen mit Schelling auf der Rückreise von Murrhardt besucht hatte, schwärmte damals von der Stadt: „München ist eine sehr angenehme Stadt, äußerst volkreich und lebendig. Ein Park von großem Umfang, der durch die Isar ungemein verschönert wird, liegt vor einem Tore, und ist ein ganz anderes Ding als der dürre Tiergarten vor Berlin. Die Bildergalerie ist reich an höchst merkwürdigen Werken der deutschen Kunst.“<sup>134</sup> Auch auf Nicolai wirkte die Stadt volkreich und lebendig. Er eruierte, daß auf eine Ehe im Durchschnitt vier Kinder kamen. Ganz überwältigt war er von der „Konsumtion von Lebensmitteln“, für die er mit preußischen Vergleichszahlen aufwartet. Danach lag der Verbrauch von Eiern in Berlin bei 641.492 Stück im Jahr, während man zur gleichen Zeit in München 7.430.795 Stück verzehrte.<sup>135</sup> Der Bierverbrauch scheint in Bayern so hoch gewesen zu sein, daß sich für Nicolai hier die Vergleichszahlen erübrigten. Er schreibt: „Es ist bekannt, daß in Baiern alle Stände Bier trinken, <...> wie auch ihre starke Knochen, runde Köpfe, feiste Wänste genugsam zeigen.“<sup>136</sup> Interessant ist auch, daß er die Zahl der in München registrierten Bettler in Höhe von 1275 Personen aufführt und dazu bissig bemerkt: „Die Zahl der Bettler war im übrigen der der Geistlichen sehr nahe.“<sup>137</sup> Clemens Brentano empfand 1808 die Übermacht der Geistlichkeit ähnlich, er schreibt an Achim von Arnim: „Karakteristisch an Bayern sind die ganz lächerlich dummen Kirchthürme.“<sup>138</sup>

Auch Meta konnte sich, wie ein späterer Brief an ihre Freundin Helmina von Chézy veranschaulicht, niemals ganz an die bayerische Mentalität gewöhnen. Im Jahre 1816 schreibt sie an die Freundin: „Nach München kommen Sie nicht, dieses stumpfe Bayernland ist auch kein

<sup>130</sup> Familienmeldebogen Liebeskind, StadtA München. Der ursprünglich im BHSTA München verwahrte Personalakt von Johann Heinrich Liebeskind mit der Sig. Mju 2915, der genauere Informationen über die Karriere von Liebeskind, sein Gehalt, seine Urlaube etc. hätte geben können, ist einem Luftangriff während des Zweiten Weltkriegs verbrannt.

<sup>131</sup> Franz Baader (1765-1841), zunächst Arzt, später als Philosoph und Theologe bekannt. Baader stand der Philosophie Schellings sehr nahe, war fasziniert von Jakob Böhme und sah in der Verbindung von Kantischer Spekulation und religiösem Empfinden das Ziel seiner philosophischen Überlegungen.

<sup>132</sup> Friedrich Jacobs (1764-1847), Altphilologe, Gymnasiallehrer in Gotha, seit 1807 Akademiemitglied und Professor in München. 1810-42 Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts in Gotha.

<sup>133</sup> Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll (1765-1822), seit 1807 Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften und Direktor der Hofbibliothek. Schlichtegroll gab den »Nekrolog der Deutschen« (1790-1806, 28 Bände) heraus.

<sup>134</sup> Zitiert nach Wilhelm Zentner (Hrsg.): Gastfreundliches München. Das Antlitz einer Stadt im Spiegel ihrer Gäste (III., 176), S. 38.

<sup>135</sup> Vgl. Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland ... (I., 101), S. 570.

<sup>136</sup> Ebd., S. 570.

<sup>137</sup> Ebd., S. 570.

<sup>138</sup> Schultz, Hartwig: Achim von Arnim und Clemens Brentano, (I., 127), S. 550.

Aufenthalt für Sie.“<sup>139</sup> Schon 1807 beklagte sich Caroline über die nur mäßigen Theateraufführungen. Sie schreibt an die Familie Gotter: „Ich gehe hier fast gar nicht ins Theater und nur bey Opern. Das Haus ist zu klein, man findet keinen Platz, und die ganze Anstalt im kleinlichsten Styl.“<sup>140</sup> An Pauline Gotter gibt sie die Empfehlung, Schlichtegroll, der sich auf der Reise nach Norden befand und bei den Gotters in Gotha angemeldet war, nur ausgiebigst über München auszufragen: „Mich soll übrigens doch wundern, wie sich das gesammte München in seinen Erzählungen ausnehmen wird, denn wer noch nie so weit ins südliche Deutschland hinein wohnte, dem muß es fremd dünken.“<sup>141</sup>

Offenbar hatte die Stadt damals noch einen eher provinziellen Charakter, was aber durchaus nicht nur nachteilig empfunden wurde. Im Brief vom 4. Januar 1807 bemerkt Caroline: „Ich weiß oft nicht anders, als daß ich in einem ansehnlichen Landstädtchen wohne.“<sup>142</sup> Zur Zeit, als die Liebeskinds in München ihren Wohnsitz nahmen, war die Stadt insbesondere für die Romantiker sehr anziehend. Vor allem die häufigen Aufenthalte von Ludwig und Friedrich Tieck sowie Sophie Bernhardi ließen die alten romantischen Zeiten wieder aufleben. Caroline berichtet im November 1808 an Pauline Gotter von einem Leseabend mit Tieck: „Statt des großen Spectacle <...> [hatten] wir hier ein kleines, aber exquisites, Tieck nämlich, der Lustspiele vorliebt und uns schon manchen Abend in die Täuschung versetzt hat, als säßen wir vor der Bühne, auf der alle Rollen aufs auserlesenste besetzt wären.“<sup>143</sup>

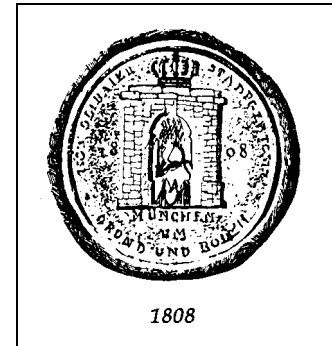


Abb. 12.: Münchner Stadtwappen

Ludwig Tieck befand sich damals auf der Rückreise von Wien nach Preußen. Zusammen mit seiner Schwester Sophie Bernhardi wartete er in München auf den Bruder Friedrich, der in Coppet den Auftrag zu einer Büste von Mde. de Staël ausführte. Später wird Caroline weniger freundlich von der Familie Tieck sprechen, die schon damals überall hoffnungslos in der Kreide stehend, ein luxuriöses Hotelleben bei Austern, Spargel und Kaviar führte. Dafür hatte Ludwig ungeniert den Landshuter Juraprofessor Friedrich Karl von Savigny angepumpt.<sup>144</sup> Auch Metas Verhältnis zur Sophie Bernhardi war eher kühler Natur. In einem Brief an Schelling beklagt sie sich zunächst: „Ich finde es unartig, daß Tieck“<sup>145</sup> sich nicht bei mir gemeldet hat. Sonst hätte ich ihm doch die Farbenkunst mitgegeben. Jacobis meinen, es müßt mit

<sup>139</sup> Helmina suchte 1816 nach einem neuen Aufenthaltsort, da ihr Berlin aufgrund ihrer Klage gegen den Schlendrian und die Korruption der preußischen Lazarettverwaltung verleitet war. Vgl. Unvergessene Denkwürdigkeiten ... (I., 10), S. 133. Siehe auch Kapitel VIII.

<sup>140</sup> Brief vom 4. Januar 1807, Schmidt /Waitz: Caroline. Briefe, Band II. (I., 125), S. 484.

<sup>141</sup> Ebd., S. 506.

<sup>142</sup> Ebd., S. 486.

<sup>143</sup> Ebd., S. 536. Tieck hatte aus Calderón- und Skakespeare-Stücken rezitiert. Vgl. Klaus Günzel: Romantikerschicksale (III., 45), S. 49. Ludwig Tieck (1773-1853) war 1809 auf seiner Rückreise von Rom nach München gekommen, wo er häufig bei den Schellings, bei Savigny, Baader, Ritter und Rumohr zu Gast war und wo er zunächst alle Welt mit seinen Vorlese-Soirees bezauberte. Zur gleichen Zeit befanden sich auch Clemens und Bettina Brentano in München, so daß man kurzzeitig an ein Wiederaufleben der „romantischen Republik“ dachte. Vgl. Roger Paulin: Ludwig Tieck (III., 113), S. 164 f.

<sup>144</sup> Vgl. Klaus Günzel: Romantikerschicksale (III., 45), S. 49.

<sup>145</sup> Der Bruder Friedrich Tieck (1773-1853) traf im Frühjahr 1809 aus Coppet in München ein. Er malte Spielkarten mit Figuren aus dem Nibelungenlied und dem Heldenbuch, um die finanziell desolante Situation des Bruders überbrücken zu helfen. Vgl. Roger Paulin: Ludwig Tieck (III., 113), S. 164 f. Es ist nicht klar, welcher der beiden Tieck-Brüder sich nicht bei Meta gemeldet hat.

seiner Reise eine eigene Bewandnis gehabt haben. Von der Bernhardi<sup>146</sup> ziehen sich auch die bisher verblendeten Familien ganz zurück: Ich treffe sie nirgends mehr.“<sup>147</sup> Sophie Bernhardi und ihr jüngerer Bruder Friedrich wohnten drei Jahre zusammen in München. Sophie hatte sich 1804 von ihrem ersten Ehemann August Ferdinand Bernhardi getrennt. Die Tiecks lebten wie oben angedeutet auf Pump. Zum Skandal kam es, als Savigny eine überfällige Schuld einzutreiben versuchte.<sup>148</sup>

Friedrich Karl von Savigny war zusammen mit seiner Frau Gunda, geb. Brentano, Ende September 1808 in München angekommen, um seine Professur an der Universität in Landshut aufzunehmen. Bettina und Clemens Brentano, Savignys Schwägerin und Schwager, nahmen dies für einen längeren Aufenthalt in der bayrischen Hauptstadt zum Anlaß. Bettina nahm Musikunterricht und bewohnte eine kleine Wohnung bei der Großmutter einer alten Freundin, Frau Elisabeth Moy, im *Pilgramhaus* in der Rosengasse.<sup>149</sup> Clemens wohnte bei Professor Schlotthauer in der Glockengasse, nahe dem Sendlinger Tor.<sup>150</sup>

Caroline Schelling kommentiert diesen Zuzug nicht sehr freundlich: „Arg ists, daß, da Deutschland weit und breit genug ist, man so oft mit den nehmlichen Figuren sectirt (seckirt)<sup>151</sup> wird. Es scheint sich jetzt mancherley Volk auf die Art nach München ziehn zu wollen wie ehemals nach Jena. Wir besitzen alleweil die ganze <...> Brentanorei; Savigny, ein Jurist, der eine von den Brentanos geheirathet, ist an Hufelands Stelle nach Landshut gerufen und bringt mit: den Clemens (Demens) Brentano sammt dessen Frau, eine Bethmannische Enkelin<sup>152</sup>, die ihn sich entführt hat und eine abgeschmackte Kreatur seyn soll, auch lebt er ganz abscheulich mit ihr; dann Bettine Brentano, die aussieht wie eine kleine Berlinerjüdin und sich auf den Kopf stellt um witzig zu seyn, nicht ohne Geist, tout au contraire, aber es ist ein Jammer, daß sie sich so verkehrt und verreckt und gespannt damit hat; alle die Brentanos sind höchst unnatürliche Naturen.“<sup>153</sup> Bettina war kapriziös, gelegentlich überspannt, eine Exzentrikerin<sup>154</sup>, dennoch ist auffällig, wie hart und schroff Caroline in diesem Brief über frühere Freunde urteilt.

<sup>146</sup> Sophie Bernhardi, geb. Tieck (1775-1836), mit August Wilhelm Schlegel befreundet, war zuvor von Bernhardi geschieden worden und hatte den jüngeren Sohn, Felix Theodor, zugesprochen bekommen. Tieck und seine Schwester leben in München geradezu fürstlich am Max Joseph Platz, haben aber kein Geld und Baron Knorring muß das Gespann aushalten. 1810 wird er Sophie heiraten und mit ihr nach Estland gehen. Vgl. Eckhart Kleßmann: Caroline (III., 80), S. 272 und Roger Paulin: Ludwig Tieck (III., 113), S. 165.

<sup>147</sup> Der Brief ist am 2. April, wahrscheinlich 1810, geschrieben. Schell 5, B-B.AdW., N2 Schelling 429.

<sup>148</sup> Vgl. Eckhart Kleßmann: Caroline (III., 80), S. 272 und Roger Paulin: Ludwig Tieck (III., 113), S. 165.

<sup>149</sup> 1859 wohnte Metas zweitältester Sohn, Friedrich, in der Rosengasse Nr. 12. Vgl. StadtA München, Fremdenbogen über Appellationsgerichts-Assessor Friedrich Liebeskind.

<sup>150</sup> Vgl. Ina Seidel: Drei Dichter der Romantik. Clemens Brentano, Bettina, Achim von Arnim (III., 147), S. 154 ff.

<sup>151</sup> Seltsame Wortschöpfung, die vielleicht auf das katholische Sektierertum der Romantiker hinweisen soll. Die von Waitz/Schmidt in der Klammer angegebene Alternative „seckirt“ leuchtet eher ein; von ital. seccare: langweilen, anöden, belästigen.

<sup>152</sup> Auguste Bußmann, seit 21. August 1807 zweite Ehefrau von Clemens Brentano.

<sup>153</sup> Brief vom Februar 1809 an Luise Wiedemann. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II. (I., 125), S. 541.

<sup>154</sup> Wilhelm von Humboldt, der Bettina bei seiner Durchreise von Rom nach Berlin kennengelernt hatte, schildert Bettina in einem Brief an seine Frau ganz fasziniert: „Eine junge Brentano, Bettina, 23 Jahre alt, ..., hat mich hier in das größte Erstaunen versetzt. Solche Lebhaftigkeit, solche Gedanken- und Körpersprünge (denn sie sitzt bald auf der Erde, bald auf dem Ofen), so viel Geist und so viel Narrheit ist unerhört. Das nach sechs Jahren in Italien zu sehen, ist mehr als einzig. Sie hat mir den Tod der Günderode erzählt. Man ist in einer anderen Welt“. Zit. nach Fritz Böttger. Bettina von Arnim. Ein Leben zwischen Tag und Traum (III., 14), S. 81 f.

Einen Monat später schreibt sie ähnlich gehässig über Meta und ihre Familie: „Die Liebeskind ist nun hier etabliert mit Mann und vier Söhnen. Der Himmel weis, sie ist nicht anmuthig, sehr alt und häßlich. Geistreich habe ich sie nie gefunden. Übrigens bringt sie sich überall glücklich an und durch.“<sup>155</sup> Sollte sich die Freundschaft der beiden erneut abgekühlt haben, oder deutet diese für Caroline ganz ungewohnte Heftigkeit gegen Meta auf eine allgemeinere Unzufriedenheit hin?

Zwischen ihr und Meta blieb seit der Mainzer Zeit immer ein Rest von Konkurrenzverhalten bestehen, das sich am ehesten mit beider Beziehung zu Georg Forster begründen läßt. Darüber hinaus kannten sich Caroline und Meta durch die Haft in Königstein und Kronberg außerordentlich gut und versuchten später, jede auf ihre Weise, die Vorurteile und Verurteilungen der Umgebung soweit wie möglich zu entkräften. Caroline war immer dann irritiert, wenn Meta mit Personen recht gut auskam, die beider Vergangenheit kannten. Dazu gehörte die Familie Paulus<sup>156</sup> und vor allem Therese Huber. In München könnte zu diesem von Caroline gemiedenen Personenkreis auch Jacobi und Schlichtegroll gehört haben. Jacobi und Schelling waren, was ihre philosophischen Ansätze betrifft, völlig verschieden. Während Jacobi 1789 in seiner Schrift »Über die Lehre Spinozas, in Briefen an Herrn Moses Mendelsohn« die Theorie Spinozas als *Atheismus* diskreditierte, war Spinoza für Schellings Philosophie neben Giordano Bruno gerade richtungsweisend. Schelling machte keinen Hehl aus diesen Gegensätzen, mied zunächst auch nicht den Umgang mit Jacobi. Zu dem Zeitpunkt scheint Carolines Antipathie gegenüber Jacobi stärker gewesen zu sein. Über Schlichtegroll vermerkt sie, daß er aus seiner Stelle als Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften „etwas ganz subalternes“ gemacht habe, „<...>er betrügt sich nicht als Generalsekretair <...>, sondern als Privat- und Haus=Sekretair des Präsidenten.“ Jacobi, den Präsidenten der Akademie, nennt sie *eitel*. Fast versöhnlich endet sie das Thema mit dem Satz: „Indessen besteht dabei ein freundliches Einverständnis. Schlichtegroll thut Schelling alles zu Gefallen, er geht bis zur Devotion gegen ihn, und sie - macht ihm, unter uns gesagt, die Cour.“ Aber schon einen Satz später holt sie zu einem heftigen Schlag gegen Frau Schlichtegroll aus: „Das muß ich noch erwähnen, daß ich die Schlichtegroll fast nicht gekannt hätte, sie sieht älter aus wie billig und ihre Magerkeit nebst den Verziehungen des Gesichts und dem übermäßigen Rothauflegen geben ihr ein Karrikaturartiges Aussehen.“<sup>157</sup> Caroline neigte schon früher zu bissigen Reden über Frauen ihrer Umgebung, man denke an ihren Streit mit Dorothea Schlegel oder der erwähnten Frau Hoven. In den Münchner Jahren werden Carolines Urteile bössartiger, lassen Verbitterung spüren. Dies könnte damit zusammenhängen, daß Schelling in der 1808 gegründeten Akademie der Künste, deren Generalsekretär er war, sich unterfordert fühlte. Er ging zwischen 1806 und 1820 keiner akademischen Lehrtätigkeit nach. Durch seine Schrift »Darlegung des wahren Verhältnisses von Naturphilosophie zu der verbesserten Fichteschen Lehre« aus dem Jahr 1806 hatte er den endgültigen und öffentlichen Bruch mit Fichte herbeigeführt. Ein Jahr später distanzierte sich der ehemalige Freund Hegel von Schelling, indem er in seiner Vorrede zur »Phänomenologie des Geistes« gegen die Identitätsphilosophie polemisierte. In den intellektuellen Kreisen wurde natürlich über Schellings Rede »Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur«, die er

<sup>155</sup> Brief an Luise Wiedemann von Mitte März 1809. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II. (I., 125), S. 554.

<sup>156</sup> Die Familie Paulus war mit Dorothea Veit-Schlegel und Friedrich Schlegel eng befreundet und an dem Klatsch um den Tod der Tochter in Bocklet beteiligt.

<sup>157</sup> Brief vom 12. Okt. 1807 an Luise Gotter, Waitz/Schmidt: Caroline, Bd. II (I., 125), S. 509.

im Oktober 1807 vor der Akademie hielt, gesprochen und kontrovers diskutiert. Dennoch fühlte sich Schelling allein, ohne Schüler und ohne einen Kreis, der seinen Ideen wirklich zugetan gewesen wäre. Eine Ausnahme bildet hier allerdings der Kontakt mit Franz von Baader, der die mystisch-theosophische Ausrichtung Schellings in dieser Zeit verstärkt. Der Konflikt zwischen Schelling und Jacobi weitete sich 1811/12 zu einer scharfen Kontroverse aus. Jacobi wendet sich in seiner Schrift »Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung« frontal gegen Schelling und kritisiert dessen These, daß sich Gott in der Natur manifestiere und dem philosophischen Erkennen zugänglich sei, als Hybris und Anmaßung und bekämpft Schelling als Atheisten und Pantheisten.<sup>158</sup>



Abb. 13: Friedrich Heinrich Jacobi

1808 war Bettina Brentano dem 65jährigen Jacobi sehr zugetan, wie aus einem Brief vom 5. Oktober zu entnehmen ist: „Zu Jacobi gehen wir beinah alle Tage, dem Clemens gefällt er über alle Maßen, vorzüglich durch sein sehr bescheidenes freundliches Wesen gegen ihn; so gleiche ich in seinen Augen meiner Mutter, in die er auch verliebt war, so sehr, daß ich ihm ebenfalls eine sehr angenehme Erscheinung bin.“<sup>159</sup> Ihr Bruder bestätigt Bettinas Aussage in einem Brief an Achim von Arnim vom 13. Oktober 1808: „Bei Jacobi bin ich oft Abends gewesen, er hat mich wieder besucht, er ist sehr lieb und sanft <...>“<sup>160</sup> Die Invektiven Carolines gegen Bettina könnten also mit den Differenzen, die Schelling und Jacobi ausfochten, durchaus zu tun haben, vielleicht aber fühlte sich Caroline durch Jacobis herzliches Betragen gegenüber seinen neuen Freunden zurückgesetzt. Bettina ihrerseits vermerkt, daß sie sich von der abgöttischen Verehrung, die Caroline ihrem Ehemann entgegenbrachte, abgestoßen fühlte.<sup>161</sup>

Die Malerin Luise Seidler, die 1817 den Auftrag hatte, Jacobi zu portraituren, schreibt über das Verhältnis zwischen Jacobi und Schelling: „Meinem Verkehr bei Jacobis trat es nicht weiter hindernd in den Weg, daß ich auch im Haus Schellings aus- und einging, obwohl dieser damals wegen gelehrter Streitigkeiten im Zerwürfnis mit Jacobi lebte, weshalb die meisten anderen Freunde des letzteren sich von Schelling fernhielten. Auf mich hatte das indessen keinen Einfluß, ich leugne nicht, daß ich mich im ganzen bei Herrn von Schelling wohler fühlte, als bei dessen Gegner.“<sup>162</sup> Ähnlich diplomatisch verkehren die Liebeskinds in beiden Häusern. Aus den Briefen von 1809 und 1810 an Schelling erwähnt Meta bei Jacobi verbrachte Abende in fast jedem Brief.

Wie die Liebeskinds nach 1810 zu den Jacobis (seine beiden etwas schrulligen Schwestern seien hier einbezogen) standen, ist nicht belegt. Bekannt ist lediglich, daß Meta nach Jacobis Tod Therese auf seinen »Auserlesenen Briefwechsel« hinwies, worin sich auch Forster-Briefe fanden. Meta schreibt 1827: „Wir lasen diese Woche Jacobis Briefwechsel (den L. noch nicht kannte). Wie viele Erinnerungen der früheren Zeit stiegen da wieder in mir auf. - Doch ist manches in diesen Briefen wirklich ekelhaft. - Anfangs die widrige, süßliche Schmeichelei, womit sich Wieland und Jacobi gleichsam die Zuckerhüte an den Kopf werfen und dann das ganz gemeine Zerfallen, welches sich bloß durch die edlere Sprache von ganz gewöhnlichem Weiberklatsch und Gezänk

<sup>158</sup> Vgl. Jochen Kirchhoff: Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling ... (III., 79), S. 43 f.

<sup>159</sup> Zit. nach Fritz Böttger: Bettina von Arnim (I., 14), S. 81.

<sup>160</sup> Hartwig Schultz: Achim von Arnim und Clemens Brentano (I., 127), S. 543.

<sup>161</sup> Vgl. Jochen Kirchhoff: Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (III., 79), S. 44.

<sup>162</sup> Erinnerungen der Malerin Luise Seidler, hrsg. von Hermann Uhde (I., 144), S. 127.



unterscheidet. Auf Goethe wird anfangs geschimpft, dann steht er da wie ein Gott, ohne daß jedoch seine Gottheit sich zu vielem Briefwechsel herabließe. Mir fällt denn dabei ein, was er in seiner Beschreibung der französischen Epoche mit so scharfer Ironie von dem Aufenthalte in Pempelfort<sup>163</sup> erzählt, wo er sich gar nicht in die Sentimentalität stimmen konnte und für einen ruchlosen Freigeist galt. <...> Die Briefe während der Münchener Epoche bis zu seinem Tode sind gerade die unbedeutendsten, weil Roths<sup>164</sup> Pusillanimität<sup>165</sup> gerade die interessantesten ausließ. In dieser Hinsicht sind Sie mit Forsters Nachlaß freier, da keine Rücksicht auf noch lebende Personen oder Regierungsmeinungen Ihnen die Hände binden.<sup>166</sup> Meta spart in diesem Brief keineswegs an Kritik, andererseits hat sie sich durchaus für Jacobis Briefe interessiert, so daß man auch in dieser Zeit, das heißt. nach 1810 von gelegentlichen Einladungen und Begegnungen ausgehen kann.

Therese Huber hatte sich bereits vor Ende des Jahres 1804 an Jacobi gewandt und um die Forster-Briefe gebeten. Schelling schrieb 1806 aus München an die noch in Würzburg verbliebene Caroline: „Er [Jacobi] ist darüber auch mit Therese in eine große Contestation<sup>167</sup> gerathen, die seine Briefe an Forster als ein Eigenthum ansah und herausgeben wollte. Er hat ihr einen derben und in Bezug auf Forsters Schicksal, daran sie Mitursache war, herzdurchschneidenden Brief geschrieben. Therese antwortete mit einem Brief, der anfängt: „Lieber wunderlicher Mann!“ <...> Huber dagegen schrieb einen anderen, wehmüthigen, in dem er sein und Thereses Leben als Buße für sie angiebt, Forsters Tod als Buße für diesen. - Das alles hat Jacobi mir erzählt und seinen Brief an Therese mir vorgelesen. (Kommst Du nach Ansbach, so laß Dir von der Liebeskind eine Probe ihrer jetzigen Verrücktheit mittheilen).“<sup>168</sup>

Forsters Briefwechsel gab Therese Huber 1828 kurz vor ihrem Tod, sie starb am 15. Juni 1829 in Augsburg, bei Brockhaus in Leipzig heraus.

Der letzte Brief von Caroline Schelling an Meta Liebeskind ist am 28. August 1809 in Maulbronn<sup>169</sup> geschrieben worden. Caroline erzählt darin von ihrer Reise dorthin, die aufgrund des Krieges<sup>170</sup> nicht sehr angenehm war, und daß sie in Günzburg - dort wohnte damals Therese Huber - an deren Fenstern vorbeigefahren sei. Sie erzählt von Maulbronn, das weniger attraktiv als die Umgebung sei, die sie mit Schelling *zu Fuß und zu Roß* zu durchstreifen beabsichtigte. Sie erkundigt sich nach Metas Sohn Adalbert, der in diesem Jahr gegen die Tiroler in den Krieg gezogen war: „Wie geht es mit Tyrol, davon las ich noch nichts weiter in den Zeitungen, als was wir vor 14 Tagen wußten. Ich hoffe, Sie haben Nachricht von Adalbert.“<sup>171</sup> Adalbert Liebeskind hat den Tiroler Aufstand unbeschadet überstanden.<sup>172</sup> Aber wenige Tage nach der Versendung des

<sup>163</sup> In Pempelfort bei Düsseldorf hatten die Jacobis ein Landgut, auf dem Goethe mehrmals zu Gast war. Goethe interessierte sich vor allem für Spinoza, mit dem sich Jacobi damals beschäftigte, lehnte aber die Romane "Allwill" und "Woldemar" ab.

<sup>164</sup> Roth (Hrsg.): Auserlesener Briefwechsel (1826-27), zwei Bände.

<sup>165</sup> Pusillanimität; von pusillanimité (franz.): Kleinmut.

<sup>166</sup> Zitiert nach Ludwig Geiger: Therese Heyne (I., 38), S. 385 f.

<sup>167</sup> Contestation: franz. Hader, Streitigkeit.

<sup>168</sup> Schelling an Caroline, München, 1. Mai 1806, Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II. (I., 125), S. 442. Thereses Anfrage nach den Forster-Briefen muß also vor dem 24. Dezember 1804 erfolgt sein, da auch Huber einen Brief beilegte.

<sup>169</sup> Caroline und Schelling besuchten dort die Eltern Schellings.

<sup>170</sup> Krieg Österreichs gegen das mit Bayern verbündete Frankreich.

<sup>171</sup> Brief vom 28. August 1809 an Meta Liebeskind. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II. (I., 125), S. 562.

<sup>172</sup> Dies geht aus seiner Offiziersakte hervor. BHSTA München, Kriegsarchiv, Bestand OP 55324.

oben zitierten Briefes, am 7. September, starb Caroline an der Ruhr und wurde am 10. September 1809 hinter der Klosterkirche in Maulbronn beigesetzt. Die Nachricht von Carolines Tod erhält Meta durch Schellings Mutter, die schreibt: „Hochzuverehrende Frau Oberappellationsrätin. Die ehemalige obgleich kurze Bekanntschaft in Kinzelbach gibt mir das Recht, mich an Sie zu wenden mit der traurigen Nachricht, welche uns alle in den tiefsten Schmerz versetzt hat, mein I. Sohn ist außer Stande die Feder zu führen, und ich seine alte Mutter muß das schmerzliche Geschäft auf mich nehmen Sie zu benachrichtigen, daß seine liebe Frau, die gute Carolina nicht mehr ist. O wie wird dieses Wort Sie durchdringen. Könnten Sie das Haß des Jamers erblicken, Sie würden die bitterste Tränen mit uns weinen <...> Sie ist gekommen, um sich hier mit uns zu freuen, und sich von den Beschwerden dieses Somers zu erholen, und hat ihr Grab bei uns gefunden. Ein epidemisches Nervenfieber mit Ruhr verbunden hat sie ergriffen <...><sup>173</sup> Meta beantwortet die erschütternde Nachricht von Carolines Tod am 14. September: „Ihr Brief, Verehrungswürdige, [fällt] wie ein harter Donnerschlag auf mein betrübtes Gemüth <...> Nicht nur unsere Thränen fließen um sie - schon gestern war bei der Nachricht alles, was sie gekannt hat, tief erschüttert, und jedermann zollt ihrem ewig theuren Andenken den Tribut der hohen Achtung<sup>174</sup>, welche ein Weib von so seltenen Vorzügen verdient. O meine Caroline! Du, in welcher verschönert zurückgestrahlt die frühern Tage meiner Jugend vor meiner Seele standen, die mich sanft knüpfte an alle Bande der Vergangenheit, die dem menschlichen Herzen theuer sind; Du Geliebte! einst die Gefährtin meiner Leiden und jetzt Mitgenossin einer schönen, beglückten Existenz, ach! die ich noch so lange mit Dir zu genießen hoffte - so ist auch dieser Traum des Lebens dahin, und allein stehe ich in der großen öden Stadt, die nie eine Freundin wie Du mir wieder zurückgeben wird.“ An Schelling gerichtet schreibt Meta im obigen Brief: „Der ewige Lenker des Schicksals sende Trost in sein Herz; ich kann nur mit ihm weinen; auch mein Mann vergießt Thränen männlich tiefer Rührung mit mir. Er hat die Seelige unendlich hoch geschätzt. <...>“<sup>175</sup> Am 14. Oktober 1809 schreibt sie direkt an Schelling: „Ach theuerster Freund, wie könnte ich je suchen wollen, Sie von Ihrem Schmerze abzubringen, da ich selbst nie diesen Schmerz zu verlieren wünsche <...> Zuweilen kann mich in der Gesellschaft ein so außerordentliches Sehnen nach dem süßen Umgang mit ihr ergreifen, daß ich es kaum erwarten kann, in die einsame Nacht zu kommen um mir dann alles zurück zu rufen, was ich bis zum letzten Hauche theuerster Erinnerung in meiner Seele aufbewahren werde.“<sup>176</sup> Das Pathos dieser Briefe ist uns heute nicht mehr ganz verständlich, Trauer drückt sich in unserer Epoche bescheidener aus, aber Metas Schmerz war echt, denn sehr viel mehr, als an der Oberfläche sichtbar wird, verband die beiden Freundinnen die ähnliche Erziehung, die anschließende Erfahrung der Beschränkungen der weiblichen Lebenssphäre, der ihnen vorausseilende schlechte Ruf und das späte Glück. Beide verkehrten in den Münchner Akademie-Kreisen, bei Jacobi, Baader und vielen mehr, und fühlten sich dort aufgrund der nur schlecht vertuschten Vorurteile nicht ganz integriert. Meta vermied den Austausch mit Caroline schmerzlich, denn nur mit ihr konnte sie über Themen sprechen, die selbst die damaligen Professoren-Ehefrauen eher befremdeten. Sich erinnernd schreibt Meta über die Stunden, die sie

<sup>173</sup> Brief von Gottliebin Marie Schelling an Meta Liebeskind, September 1809. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II. (I., 125), S. 563 f.

<sup>174</sup> Dies gilt vor allem für Franz Baader, der schrieb: „Sie war eine Frau von ausgezeichneten Eigenschaften und Talenten, und sie hat durch ihr äußerst anstandsvolles Betragen in München sich selbst und den Ruf beschämt, der in München vor ihr herging: Ihr Mann verliert außerordentlich viel an ihr, und ich fürchte, daß dieser Verlust ganz unersetzbar für ihn ist.“ Zit. nach Eckhart Kleßmann: Caroline (III., 80), S. 276.

<sup>175</sup> Brief von Meta Liebeskind an Gottliebin Marie Schelling vom 14. Sept. 1809. Schmidt/Waitz: Caroline. Briefe, Band II. (I., 125), S. 564 f.

<sup>176</sup> Der Brief ist ohne Jahresangabe [1809] geschrieben. Schell 8 vom 14. Oktober, B-B.AdW., N2 Schelling 429.

mit Caroline zubrachte: „<...> u. wie millionen mahl mehr ist mir dieses Andenken, als alle Monat Langweil mit den andern dieses Geschlechts.“<sup>177</sup>

Dennoch scheint es, daß sich Meta mit den Gegebenheiten ihrer neuen Sphäre besser zu arrangieren wußte als Caroline. Dies mag aber vielleicht nur daran liegen, daß Caroline das auffälligere Wesen verkörperte, über das man sprach, während Meta sich mit einer Art Zuschauerrolle zufrieden gab. Man denke an die heftigen Beleidigungen, die Caroline einmal gegen Meta äußerte. Außerdem war sich Meta Carolines Zuneigung nicht ganz sicher. Erst nachdem Schelling sie davon überzeugt hatte, schreibt sie: „O wie wollte ich sie jetzt erst recht genießen, wenn ich sie noch hätte, jetzt da ich die schmerzlich süße Überzeugung in meinem Innern habe, daß ich ihr wirklich lieb war, daß sie in der That etwas auf mich hielt.“<sup>178</sup> In dem gleichen Brief berichtet sie Schelling über den Klatsch, der sich nach Carolines Abreise in München entspann. Mehrmals hatte Caroline geäußert, daß sie sich „aus München sehnte“. Von einer früheren Freund-/Feindin Carolines wurde sogar die Vermutung in Umlauf gebracht, daß eine Trennung von Schelling die eigentliche Ursache der Reise sei: „Jenes mal (Sie wissen, welches mal die gemeinen Seelen darunter verstanden) hat Sie auch zuerst eine Reise gemacht.“<sup>179</sup> - Dieß ist die boshafte Deutung, die sich die Weiber in die Ohren flüsterten die mir wenig Tage vor dem unglücklichen zu Ohren kam u. die mich so über allen Ausdruck indignierte. <...> Und die Quelle dieser infamen unsinnigen Gerüchte ist die denn, die ich Ihnen nannte<sup>180</sup>. So bin ich auch jetzt dahinter gekommen, daß Sie es war, die zuerst im J.[Jacobi] Hause die wahrlich nicht unedlen Schwestern gegen Carolinen pernicirte<sup>181</sup>, vielleicht nur aus niedriger Furcht, <...> vielleicht blos aus niedrigem Hange zum Geschwätz. Caroline dachte auch nicht gut von ihr, wie ich Ihnen aus Briefen die sie mir nach Bamberg schrieb, zeigen kann. Später haben wir nicht wieder über sie gesprochen u. ich habe es auch vermieden, da es mir vorkam, als hätte Caroline seitdem Ursachen, die in mir unbekanntem Verhältnissen liegen konnten, sie zu menagieren“<sup>182</sup>. Meta versucht in diesen Mitteilungen gerecht zu urteilen, sucht nach Erklärungen und Motiven hinter der weiblichen Gerüchteküche, denn zu gut kannte sie Carolines ironische und verletzte Seite. Noch mehr Angst hat sie davor, daß Schelling die weiblichen Klatschereien und Intrigen auch den Ehemännern zur Last legen könnte. Viel zu gut kannte sie die unglaubliche Verletzbarkeit dieses Mannes. Schelling geriet sehr schnell mit Berufskollegen in Streit und blieb dann lange unversöhnlich. Als Beispiel möchte ich an dieser Stelle den Bruch mit Franz von Baader anführen: Mit der Schrift »Bemerkungen über einige antireligöse Philosopheme unserer Zeit« trat Baader gegen Schelling auf und kündigte ein System an, welches mit keinem der bisherigen harmoniere. Schelling nahm diese Schrift, die für sich genommen zuletzt nichts Beleidigendes für ihn haben konnte, zum Anlaß, mit Baader völlig zu brechen. Ganz anders reagierte Hegel, gegen dessen System diese Schrift nicht minder gerichtet war; er war keineswegs verletzt und blieb nach wie vor mit Baader befreundet.<sup>183</sup> Im Brief vom 6. Oktober 1809 schreibt Meta deshalb sehr vorsichtig: „Gegen die Niethammer hat sie [Caroline] an dem Abend auch etwas

<sup>177</sup> Schell 9, 6. Oktober 1809, B -BAAdW.

<sup>178</sup> Schell 8, 14. Oktober o.J., B -BAAdW.

<sup>179</sup> Gemeint ist die Reise nach der Scheidung von August Wilhelm Schlegel.

<sup>180</sup> Es handelt sich um Rosina Eleonora Niethammer, geb. Eckardt (1771-1832), in erster Ehe mit dem Geh. Kirchenrat Döderlein verheiratet, seit 1792 verwitwet und seit 1795 die Ehefrau Friedrich Immanuel Niethammers. In dem oben zitierten Brief heißt es an anderer Stelle „Sie wollen daß ich etwas näheres von der N. Klatscherei sagen soll? Ich thue es nicht gerne, weil es Ihnen ein niedrige Empfindung machen wird, so wie mir; doch bestimmt mich Ihr Wille.“

<sup>181</sup> pernicirte: böseartig beeinflusste.

<sup>182</sup> menagieren: frz. veralt. für schonen.

<sup>183</sup> Vgl. Franz Hoffmann (Hrsg.): Franz Xaver von Baaders Biografie und Briefwechsel, Bd. 15 (I., 61), S. 13 f.

von NichtWiederkommen gesagt: welches aber diese auf eine etwas gemeine Weise gedeutet und fast eine Art von Klatscherei daraus gemacht hat. Lassen Sie das aber ihn nicht entgelten: denn er ist sehr unschuldig daran, u. hat Caroline ungemein hochgeschätzt.“<sup>184</sup>

Auch der Familie Jacobi will Meta keine Klatschereien angelastet wissen. Sie schreibt: „J.s, die sich in der That eben so edel als zart über Caroline gegen mich erklärt haben, scheinen es schmerzlich zu bereuen, daß sie nicht mehr sich ihr anzunähern gesucht haben. Sie lassen ihr volle Gerechtigkeit widerfahren u. haben ihren Manen<sup>185</sup> schon manches ehrenvolle Todtenopfer gebracht. Er hat sich vor einigen Abenden mit vielem Gefühl u. mir wirklich rührend über sie erklärt.“<sup>186</sup>

Zu konstatieren bleibt, daß Caroline wie auch Schelling sich aus vielerlei Gründen in München nicht ganz heimisch fühlten. Innerhalb der Beziehung könnte es aufgrund äußerer Belastungen zu Unstimmigkeiten gekommen sein. Insbesondere Caroline erreichte nicht mehr den Stellenwert in der Gesellschaft, den sie in Jena genossen hatte, neigte vielleicht zu Depressionen, und Schelling fühlte sich intellektuell nicht ausreichend gefordert, vielleicht auch nicht genügend anerkannt. Der Streit mit Fichte, Hegel, zuletzt auch mit Jacobi, ging nicht spurlos an ihm vorbei, machten ihn empfindlicher für seine Wirkung und sein philosophisches Selbstverständnis. In seinen Feindschaften war Schelling rigoros. Auch mit dem Akademie-Mitglied Johann Wilhelm Ritter scheint es zu Unstimmigkeiten gekommen zu sein. Meta schreibt im Brief vom 2. April 1810 an Schelling: „Warum gaben Sie mir nie Ritters<sup>187</sup> Fragmente zu lesen. Ich habe sie erst kürzlich gehabt, vieles darin natürlich nicht verständig aber manches sehr schön gefunden. Er war gewis kein gemeiner Mensch, u. interessiert mich sehr, seit ich dies Buch gelesen. Warum ließen Sie ihn denn so ganz fahren.“<sup>188</sup> Ein letzter Freund-Feind aus Schellings Münchner Zeit sei hier noch erwähnt. Es ist der ehemalige Mitbewohner oder Untermieter Schellings, Johann Baptist Spix<sup>189</sup>, von dem Franz Baader 1814 an Gotthilf Heinrich Schubert<sup>190</sup> berichtet: „Dass Doctor und Akademiker Spix hier sich zu einer grossen literarischen Fehde mit Dr. Schelling recht kampflustig, und wie man mir sagt leidenschaftlich rüstet, werden Sie vielleicht schon wissen. Mir thut es leid, dass Dr. Spix die reine Empirie hiermit verlässt, und dass er bei Dr. Schelling vielleicht die zornliche Kraft aufregt.“ Schelling konnte also recht heftig werden. Johann Baptist Spix erwähnt Meta in den Briefen an Schelling häufiger. Er logierte in der Schellingschen Wohnung und wohnte dort auch noch nach Carolinens Tod. Im Brief vom 28. April [1810] meldet sie an Schelling: „Spix ist wohl u. voll unschuldiger Freundlichkeit wie immer.“<sup>191</sup>

<sup>184</sup> Schell 9, vom 6. Oktober 1809, B-BAdW.

<sup>185</sup> Manen; die guten Geister der Toten im altrömischen Glauben.

<sup>186</sup> Schell 8, 14. Oktober [1809], B-BAdW..

<sup>187</sup> Johann Wilhelm Ritter (1776-1810), Physiker, stand als Privatgelehrter in Jena den Romantikern nahe. Seit 1804 Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften, arbeitete über Galvanismus, entdeckte die ultravioletten Strahlen, schrieb „Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß im Tierreiche begleitet“ (1798). Verfasser mystisch-naturphilosophischer Erörterungen über "Physik und Kunst" (1806). Ritter war von seiner Wissenschaft so besessen, daß er sich mit höchst bedenklichen Selbstversuchen und unkontrolliertem Alkoholgenuß zugrunde richtete.

<sup>188</sup> Schell 5, B-BAdW.

<sup>189</sup> Johann Baptist von Spix (1781-1826), Naturforscher, 1811 Konservator der zoologischen Sammlung, bereiste 1817-1820 Brasilien.

<sup>190</sup> Gotthilf Heinrich Schubert (1780-1860), Naturwissenschaftler, seit 1809 Direktor an der neugegründeten Realschule in Nürnberg; nach deren Schließung Professor der Naturgeschichte in Erlangen, 1827 Professor in München. Vgl. Karl Bosls, Bayrische Biographie (IV., 3).

<sup>191</sup> Schell 6, B-BAdW.

Es ist verständlich, daß bei all diesen äußeren Belastungen der Tod Carolines Schelling mit aller Wucht traf. Kurz nach ihrem Tod bekennt er in einem Brief an Carolines Freundin Luise Gotter<sup>192</sup>: „Mich hat auf der ganzen Reise ein drückend schmerzliches Gefühl begleitet, das ich mir nicht zu erklären wußte, wie ich den ganzen Sommer mehr gemüths- als körperlich krank war; ihr Tod hat eine schreckliche Klarheit auf dieses wunderbare Gefühl geworfen <...> und dann folgt der Satz: „Ihr ist jetzt wohl; der größte Teil ihres Herzens war schon längst jenseits dieses Lebens.“ An Carolines Bruder Philipp erklärt Schelling: „Ihre Seele hatte sich seit dem Tode Augustes immer mehr jener Welt zugewandt, nur eine stete liebevolle freundliche Gegenwart konnte sie zurückrufen und festhalten.“<sup>193</sup> Philipp war Carolines Lieblingsbruder, zumal es ihm gelungen war, sie aus der Festungshaft in Königstein zu befreien. Meta Liebeskind urteilt mit Ausnahme von Philipp sehr streng über Carolines Geschwister. In einem Brief, den sie Ende 1809 oder Anfang 1810 an Schelling schrieb, bemerkt sie: „Philip mag noch der beste seyn, hat auch Caroline noch am meisten geliebt: die andern<sup>194</sup> sind leer; eitel u. herzlos.“<sup>195</sup>

Carolines Vertrautheit mit dem Tod spiegelt bereits ein Passus aus einem Brief an Meta Liebeskind aus dem Jahr 1804 wieder, in dem Caroline auf den Tod Adele Hubers eingeht: „Der Tod ist eine himmlische Hoffnung, wenn er so der Bewahrer unsrer liebsten Schätze geworden. Das Leben wäre unerträglich und eine Schmach, wenn es, dieser beraubt, nicht dennoch ein überirdisches Interesse enthielte, einen Teil jener ewigen Seligkeit, und Sie wissen, wer mir nicht bloß ein zeitlicher Gefährte ist.“<sup>196</sup>

Meta Liebeskind macht sich in ihrem Brief an Schellings Mutter Vorwürfe: „<...> daß ich so ohne Ahndung sie von mir ließ? Nur sie sagte noch die bedenklichen Worte: wenn ich nun gar nicht wieder käme, und sie thaten mir weh, obschon ich sie für Scherz hielt.“<sup>197</sup> Im Brief vom 6. Oktober 1809 an Schelling schreibt sie: Sie hat einen sehr gerührten Abschied von ihnen [Familie Stengel] genommen. Die Worte zu der Schlichtegroll<sup>198</sup> sagte sie am Abend bei Niedhammers<sup>199</sup>. Es war die Rede von der Reise, u. sie sagte: es sey ihr als würd sie nicht wieder nach München kommen. Die Schlichtegroll nahm es als Scherz; fand es aber doch auffallend u. erzählte es nachher ihrem Manne, von dem ich es hörte. Er sagte mir denn auch, die liebe Seelige sey den Abend ganz besonders mild u. freundlich gegen ihn gewesen. Sie habe ihm mit ihrer angenehmen Art gesagt: bisher haben wir uns recht wenig gesehen, u. ich habe recht viel bei Ihnen gut zu machen, aber den Winter werde ich es einbringen.“<sup>200</sup>

Recht geschmacklos klingt der Nachruf Therese Hubers auf Carolines Tod: „Jetzt eben starb ein Weib - die arme Bürger [Elise Bürger] ist gegen sie eine Vestalin - aber diese behielt die Außenseite einer Frau von Stande und imponierte bis an ihren Tod. Ich meine Schellings Frau, die vor ein paar Monaten starb. Eines der merkwürdigsten Geschöpfe - an Sinnlichkeit, Falschheit und

<sup>192</sup> Brief vom 24. September 1809, Schmidt/Waitz: Caroline, Bd. II (I., 125), S. 567 f.

<sup>193</sup> Zitiert nach Eckart Kleßmann: Caroline (III., 80), S. 276.

<sup>194</sup> Luise Wiedemann (1770-1846), geb. Michaelis, Schwester Carolines, heiratete 1796 den Arzt Christian Rudolf Wiedemann. Christian Friedrich (Fritz) Michaelis (1754-1814), Halbbruder Carolines, aus der ersten Ehe des Vaters, ebenfalls Arzt.

<sup>195</sup> Schell 3, B-BAdW.

<sup>196</sup> Brief vom 19. August 1804, Schmidt/Waitz: Caroline, Bd. II (I., 125) S. 368.

<sup>197</sup> Brief vom 24. September 1809, Schmidt/Waitz: Caroline, Bd. II (I., 125), S. 565 f.

<sup>198</sup> Gemahlin von Schlichtegroll, siehe FN Nr. 133. Vgl. Karl Bosls: Bayrische Biographie (IV., 3).

<sup>199</sup> Friedrich Immanuel Niethammer (1766-1848), seit 1805 protestantischer Oberschulkommisar für Franken, 1808 Oberschulrat im Ministerialdepartement des Innern in München.

<sup>200</sup> Schell 9, B-BAdW.

Verstand - sie hatte soviel Verstand, daß ich überzeugt bin, sie wäre endlich gut geworden - ja man sagt mir, das sei sogar in ihrem letzten Lebensjahr der Fall gewesen.“<sup>201</sup>

Im Jahr 1810 meldete sich Therese Huber, die seit Februar 1807 in Günzburg lebte, zu einem Besuch bei den Liebeskinds an. Therese war ehrgeizig und suchte nach einem Betätigungsfeld, in dem ihre literarischen Fähigkeiten besser bezahlt würden. Aber nicht nur ihre literarischen Ambitionen setzte sie für den Gelderwerb ein. Bereits im März 1809 versuchte Therese mit Hilfe von Böttiger, Heinrich von Schenk<sup>202</sup>, Friedrich Jacobi und anderen, die ihr Schülerinnen vermitteln sollten, eine Erziehungsanstalt für Mädchen in Württemberg zu gründen<sup>203</sup>.

In München blieb Therese Huber vier Wochen und traf dort mit Metas Hilfe die „Leuchten der Wissenschaft“<sup>204</sup>. An ihren Vater jedenfalls berichtet Therese, daß sie bei dem dortigen Aufenthalt: „Jacobi, Sömmerring, Frau Forkel-Liebeskind, Schelling <...> den Physiker Ritter<sup>205</sup>, den Philologen Jacobs<sup>206</sup>, den Pädagogen Niethammer<sup>207</sup>, den Nekrologisten Schlichtegroll<sup>208</sup>, den Historiker Aretin<sup>209</sup>, den Bibliothekar Hamberger<sup>210</sup>, <...> alles Männer von Verdienst, ferner den Geheimrat Schenk, [bei dem sie wohnte], den Vater des bekannteren Dichters und Staatsmanns Eduard v. Schenk“<sup>211</sup> näher kennengelernt habe.<sup>212</sup>

---

<sup>201</sup> Zitiert nach Eckart Kleßmann: *Caroline* (III., 80), S. 277.

<sup>202</sup> Heinrich von Schenk (1748-1813), war in Düsseldorf Privatsekretär von Jacobi und Erzieher von dessen Söhnen. In einem Brief an Hamann schreibt Jacobi über Schenk (17. Nov. 1785): „... den ich neulich mein Faktotum nannte, der mein eigentlicher Vertrauter und mein Busenfreund im engsten Verstande ist, heißt Heinrich Schenk“. 1799 Geh. Finanzreferendar von Max Joseph. 1806 wird ihm das Referat über Handel, Verkehr und Fabrikwesen übertragen. 1809 Generaldirektor des Finanzwesens unter Montgelas. Therese Huber stand mit Heinrich von Schenk und dessen Gattin seit Anfang 1809 in brieflicher Verbindung. Der Sohn Max Schenk absolvierte bei ihrem Schwiegersohn Gottfried Greyerz eine Forstausbildung. Vgl. Briefe (14 Stück) Therese Huber an Heinrich von Schenk, SCHENKIANA II und (3 Stück) in der SCHENKIANA IV, Bay. STABibl. München.

<sup>203</sup> Vgl. Ludwig Geiger (I., 38), S. 193 f. Geiger zitiert aus einem Brief an Böttiger. Im Brief vom 26. März 1809 schreibt Therese an Heinrich von Schenks Gattin: „Finden Sie, gütige Frau! es für gut, für dienlich, mit den --- Jacobis von meinem Plane zu sprechen, so werde ich es Ihnen danken. Jacobis haben viel Verbindungen, sie würden den Gründen, die mich bewegen meinen Kindern das Opfer meiner Ruhe zu bringen, ihren Beifall geben, und mir vielleicht einen solchen Zögling finden helfen. Der Brief wird in der SCHENKIANA II, STABibl. München, aufbewahrt.“

<sup>204</sup> Ludwig Geiger: *Therese Heyne* (I., 38), S. 195.

<sup>205</sup> Siehe FN Nr. 59.

<sup>206</sup> Friedrich Johann Jacobs (1764-1847) Siehe FN 132. Seit 1807 Professor am Lyceum in München (durch Vermittlung von Niethammer).

<sup>207</sup> F. Immanuel Niethammer, siehe FN Nr. 199. Meta kannte ihn aus Würzburg und Bamberg. In München leitete er das Referat, dem Heinrich Eberhard Gottlob Paulus in Bamberg unterstellt war.

<sup>208</sup> Schlichtegroll, siehe FN Nr. 133.

<sup>209</sup> Johann Christoph Freiherr von Aretin (1773-1824) war damals Oberhofbibliothekar. Außerdem fungierte Christoph Freiherr von Aretin als Akademie-Sekretär der philosophisch-philologischen Klasse, zu der auch Schelling gehörte.

<sup>210</sup> Wilhelm Julius Hamberger (1754-1813), geb. in Göttingen, Bibliothekar in Gotha, seit 1808 Oberbibliothekar der Hofbibliothek in München, Vgl. FN Nr. 9, Kapitel V.

<sup>211</sup> Eduard von Schenk (1788-1841), Sohn Heinrich von Schenks, späterererer Bayrischer Innenminister.

<sup>212</sup> Der Originalbrief ist von Ludwig Geiger nicht zitiert. Ich gebe hier Geigers Zusammenfassung wieder. Ludwig Geiger: *Therese Huber* (I., 38), S. 195.

Wenn wir Metas Brief an Schelling glauben dürfen, so war sie von Thereses Besuch nicht sonderlich begeistert. Am 14. Oktober schreibt sie: „Herder<sup>213</sup> aber hat innigen Antheil an meinem Schmerz genommen, u. schon mehrmals mit mir geweint: er ist mit den Schmerzen vertraut, u. hat selbst jetzt eine trefliche Mutter<sup>214</sup> verloren. Er hat mich auch beredet, Therese Huber den Verlust zu schreiben, wohin ich anfangs mich nicht recht bringen konnte. Wenn Sie mir antwortet, werde ich es Ihnen mittheilen. Ach welche ungeheure Kluft zwischen diesen beiden. Welche Wahrheit, Hoheit und welche Tiefe in diesem Gemüth u. in der andern nur Theaterprunk u. Sinnenblitze. Statt mich nach ihr zu sehnen habe ich ordentlich eine Abneigung sie jetzt zu sehen.“<sup>215</sup>

Schelling verschob seine Abreise aus Maulbronn beziehungsweise Stuttgart immer wieder. Der Tod Carolines hatte ihn in eine existentielle Krise gestürzt, von der er sich nur langsam erholte. Den Schmerz verarbeitet er in der Schrift »Clara oder über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt«<sup>216</sup>. Von Januar bis Oktober 1810 hält er sich in Stuttgart auf, wo er Privatvorlesungen gibt. Meta Liebeskind kümmerte sich in dieser Zeit um die Auflösung des Haushalts in München, legte Inventarlisten an, bezahlte noch ausstehende Handwerker- und Weinhändlerrechnungen, die Köchin und andere Bedienstete, suchte für ihn (wenn auch vergeblich) eine kleine Wohnung im englischen Garten, berichtete über alle wichtigen Vorkommnisse in München und sorgte für die Überweisung von Schellings Cotta-Honoraren.

Die Liebeskind-Schelling Briefe zeugen von einer vertrauten, engen Beziehung und vermitteln einen Einblick in Meta Liebeskinds Bekanntenkreis. Die oben von Therese Huber genannten Namen können noch erweitert werden um die Familie Flad<sup>217</sup>, Johann Baptist von Spix<sup>218</sup>, Graf Reigersberg<sup>219</sup>, den Maler Johann Peter von Langer<sup>220</sup>. Auffällig ist, daß es sich bei den gemeinsamen Bekannten mit Ausnahme von Johann Christoph Freiherr von Aretin und Franz von Baader um keine gebürtigen Münchner handelt, sondern um eine Kolonie von zugezogenen Wissenschaftlern und Professoren, zumeist protestantischen Glaubens, was im katholischen Bayern für gelegentliche Feindschaften sorgte. Vor allem Johann Christoph Freiherr von Aretin hatte eine eingewurzelte Abneigung gegen Preußen und ließ sich zu Angriffen gegen die nach Bayern berufenen *ausländischen* Professoren hinreißen. Zu seinen ausgemachten Feinden gehörte Friedrich

<sup>213</sup> Emil von Herder (1783-1855), Sohn von Johann Gottfried und Caroline Herder, bayr. Oberforst- und Regierungsrat, seit Oktober 1813 verheiratet mit Luise, der Tochter von Therese Huber. Vgl. Andrea Hahn (Hrsg.): Therese Huber (I., 48).

<sup>214</sup> Maria Caroline Herder, 1750 geboren, starb am 15. September 1809; also wenige Tage nach Caroline.

<sup>215</sup> Schell 8, B-BADW, N2 Schelling 429.

<sup>216</sup> Schelling: Clara ..., (I., 26).

<sup>217</sup> Fladt, Anton F., später Flad (1775-1850), Schüler des Oboisten Ramm in München. Mit fünfzehn Jahren Anstellung bei der bair. Hofkapelle (nach dem Tod des berühmten August Lebrun). Konzert- und Kunstreisen durch Deutschland, Italien, Frankreich und England. Von seinen Kompositionen sind vor allem 4 Concertinos für Oboe berühmt geworden.

<sup>218</sup> Heinrich Liebeskind schreibt am 7. Juni 1826 an Stägemann: „Unser südamerikanischer Reisende, Hofrath Spix, ist vor einigen Wochen, ohne dass man Gefahr ahndete, hier schnell gestorben. Er hatte sich 8 Tage vorher ein Landgut für 36000 Gulden gekauft“. Rühl, Franz (Hrsg.): Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens ... (I., 120), S. 259.

<sup>219</sup> Heinrich Aloys von Reigersberg (1770-1865), hatte in Göttingen Jura studiert, wo er wahrscheinlich J. H. Liebeskind kennengelernt hat. 1807 wirkte Reigersberg als Geheimer Rat und Präsident des Hofgerichtes in München. 1808 wurde er Präsident des bayerischen Oberappellationsgerichts und damit Vorgesetzter von Liebeskind; 1810-1823 bayerischer Justizminister und Präsident der Verfassungskommission. Vgl. Karl Bosls (IV., 3).

<sup>220</sup> Johann Peter von Langer (1756-1824), war seit 1789 Direktor der Düsseldorfer Akademie, seit 1806 der Münchner Akademie der Künste. Langer war bekannt für seine religiösen Bilder und historischen Portraits (z.B. Kronprinzessin Therese von Bayern).

Jacobi. Franz von Baader schreibt in einem Brief an Dr. von Stransky<sup>221</sup> am 27. Oktober 1809: „P. [Peuße] Jacobi hat mit B. [Bayer] Aretin einen Process beim Stadtgerichte anhängig wegen eines auf ersteren gemacht sein sollendes Pasquills. - P. Jacobi hat seine oder B. Aretin's Demission verlangt. Meta Liebeskind berichtet Schelling Anfang 1810 von diesem Streit: Von dem Aretins Streit ist es nun endlich ziemlich still. Montgelas hat zornig verbiethen lassen, ein Wort pro oder contra fernerhin darüber zu drucken: das wird dann wohl alle Satisfaktion seyn, die sie erhalten, doch höre ich, daß Aretin selbst eine Klage beim Stadtgericht eingegeben häth, die auch angenommen wäre; das müßte man denn doch eine schickliche Partheylichkeit nennen.“<sup>222</sup> Dieser Streit zwischen Jacobi und Aretin war im Frühjahr 1809 durch eine bösertige Verleumdung Aretins ausgelöst worden, der Haß schwelte aber schon seit dem 27. Mai 1808<sup>223</sup>, wo mehrere Akademiker, unter anderem Jacobi und Jacobs durch die Verleihung des neugestifteten „Bairischen Civildienstorden“ ausgezeichnet und viele „Altbaiern“ dabei übergangen worden waren, etwa Christoph Aretin. Die anonyme Veröffentlichung »Die Pläne Napoleons und seiner Gegner«, in welcher Aretin den Protestanten und vor allem den in München anwesenden norddeutschen Gelehrten die Teilnahme an einer weitverzweigten, auf England gestützten und gegen Napoleon gerichteten, Liga vorwarf, die mit fanatischem Katholikenhaß, *Anglomanie*, *Borussismus* und *Norddeuschheit*, eine Verschwörung gegen die französische Armee und Mordanschläge gegen den Kaiser plane, hatte zur Folge, daß Jacobi am 3. Februar 1810 eine *Diffamationsklage* beim Münchner Stadtgericht gegen Aretin einreichte, der sich Jacobs, Schlichtegroll, Niethammer, Hamberger und Breyer *offen und amtlich* anschlossen. Ende März des Jahres 1810 scheint der Streit tatsächlich ein Ende genommen zu haben. Meta teilt am 2. April an Schelling folgendes mit: „Jacobi war gestern bei dem König, der ihn so erstaunlich gut u. liebevoll behandelt, daß sein sinkender Muth dadurch wieder erhoben ist. Der Minister hat sich bisher noch nicht bestimmt erklärt. Sie werden jetzt Jacobis Brief durch den Bildhauer Tyck haben, worin er Ihnen den ganzen Status quo ausführlich berichtet.“<sup>224</sup>

Zu den engen Freunden der Liebeskinds gehörte der oben erwähnte Geheimrat von Schenk, bei dem Meta für Therese Hubers Besuch eine Logis vermittelt hatte. Die Liebeskinds kannten Heinrich Schenk bereits aus Ansbach, wo er 1800 als Pate des Sohnes Ferdinand im Kirchenbuch vermerkt ist. In einem Brief an Schelling erwähnt Meta, daß es beinahe einmal zu einem Duell zwischen Schenk und Liebeskind gekommen wäre. Den Grund dafür nennt sie leider nicht.<sup>225</sup> Heinrich von Schenk war in Düsseldorf Sekretär und Freund von Friedrich Jacobi, kam 1799 nach München, wo er zu hohen Ämtern aufstieg (Geheimrath im Finanzdepartement). Er hatte sich im September 1804 für die Berufung Jacobis an die Münchner Akademie verwandt, der bekanntlich im Sommer 1805 nach München berufen und 1807 ihr Präsident wurde.<sup>226</sup> 1810 erzählt Meta, daß Heinrich von Schenk „<...> einen sehr gütlichen Brief geschrieben, u. gebethen wir sollten eine Wohnung nehmen, wo wir ihm ein paar Zimmer abgeben, u. ihn gleichsam so en famille zu uns nehmen könnten.“ Schenk war damals von Ansbach nach München beordert worden. So viel Nähe

<sup>221</sup> Dr. von Stransky Frhr. auf Greifenfels. Der Herausgeber der „Sämtlichen Werke, Tagebücher und Briefe“ Franz von Baaders, Franz Hoffmeister, bedenkt Stransky weder in der Biographie Baaders (Bd. 15) noch im Briefanhang mit genaueren Daten. Auch in den einschlägigen Lexika konnte ich Stransky nicht finden. Es ist möglich, daß es sich um einen ungarischen Gelehrten handelt, da der Name in Ungarn häufiger vorkommt.

<sup>222</sup> Schell 4, B-BAdW.

<sup>223</sup> Clemens Brentano schreibt im November 1808 an Achim von Arnim: „Aretin ist übrigens in samt und sonderlicher Ungnade und mit allem möglichen Recht.“ (I., 127), S. 550.

<sup>224</sup> Schell 5, 2. April 1810, B-BAdW.

<sup>225</sup> Schell 3, o. Ort und Datum, B-BAdW.

<sup>226</sup> Vgl. Fuhrmans, Horst: F.W.J. Schelling. Briefe, Briefe I (I., 35), S. 327.



wollte Meta aber doch nicht. Sie schreibt weiter: „Der [Vorschlag] wär nun freilich wohl das Mittel, ein schöneres Logis zu bekommen, allein es gefällt mir doch nicht recht, u. ich werd es schwerlich thun.“

Auch der 1788 geborene Sohn, Eduard von Schenk, war ein häufiger Gast im Hause Liebeskind. 1828 schreibt Heinrich Liebeskind an August von Stägemann: „Sie haben mich schon mehrmal nach dem Verfasser des *Belisars* gefragt. Ich kenne ihn persönlich, und er hat auch meine Frau öfters besucht, um ihr einige seiner theatralischen Erzeugungen vorzulesen. Er ist der Sohn des in München vor etwa 10 Jahren verstorbenen Geheimenraths von Schenk, der in enger Verbindung mit Fr. Jacobi lebte, und von Düsseldorf nach München gekommen war. *Belisar* ist noch nicht gedruckt. Das Stück, ungeachtet mehrerer Abkürzungen, zieht sich bey der Vorstellung bis nach 11 Uhr, und wurde bis jetzt öfters und stets bey vollem Hause gegeben. <...> Der Verfasser ist noch ein junger Mann zwischen 30 und 40, sanft, liebenswürdig, geschmeidig. Er überredete sich, es sey zu einem beuten<sup>227</sup> Leben erforderlich, katholisch zu werden. Er segelt seitdem mit Jupiters Winde, und ist Vorstand der Ministerial-Section des Cultus und des Unterrichts.“<sup>228</sup> Heinrich Liebeskind wurde trotz seines protestantischen Glaubens 1828 zum Direktor des Appellationsgerichts Landshut ernannt. Eduard von Schenk schaffte es als konvertierter Katholik bis zum bayrischen Innenminister (1828-1832). Das bühlenwirksame Stück *Belisar* wurde Anfang Januar 1827 in München uraufgeführt und bereits am 27. Januar in Wien mit großem Erfolg gegeben. Grillparzer berichtet Schenk: „Meine Vorhersagungen sind eingetroffen! Gestern wurde Ihr *Belisar* bei uns, und zwar mit einem Erfolge aufgeführt, dessengleichen ich seit Jahren nicht erlebt habe. Bei mehreren Stellen wollte des Klatschens gar kein Ende werden <...>“<sup>229</sup> Ende 1827 wurde das Stück, wie Franz Xaver von Baader an Eduard Schenk übermittelt, auch an der Berliner Bühne aufgeführt: „Der Hr. geh. Legationsrath v. Varnhagen bittet mich in einem letzthin erhaltenen Schreiben, Ew. Hochw. seine Hochachtung zu vermelden. Nach seiner Anzeige muss der *Belisar*, wo nicht schon auf der Berliner Bühne gegeben sein, doch in diesen Tagen gegeben werden.“<sup>230</sup> Die Kritiken, die über das gedruckte Werk veröffentlicht wurden, sind verhaltener. Keine äußert sich begeistert, allerdings auch nur wenige abfällig. Zu diesen letzten gehörte Grabbe in Düsseldorf, der sich nicht genierte, den von Immermann<sup>231</sup> protegierten Dramatiker anzugreifen.<sup>232</sup>

Neben dem *Belisar* verfaßte Schenk noch mehrere historische Dramen und Lustspiele wie zum Beispiel »Henriette von England« oder »Albrecht Dürer«<sup>233</sup>. Verdient machte er sich mit der Herausgabe der Werke Michael Beers, Bruder des Komponisten Meyerbeer, der nur 33 Jahre alt wurde.<sup>234</sup> Schenks eigene Schauspiele erschienen zwischen 1829 und 1835 in drei Bänden, Beers »Sämtliche Werke« ebenfalls 1835<sup>235</sup>. In den heutigen Literaturlexika werden weder Eduard von

<sup>227</sup> beatus: lat. glücklich.

<sup>228</sup> Johann Heinrich Liebeskind an Stägemann, Landshut, den 1. Januar 1828, Rühl, Franz (Hrsg.): Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens ... (I., 120), S. 389.

<sup>229</sup> Brief vom 28. Januar 1827, In: Franz Grillparzer: Sämtliche Werke, Bd 4, Briefe, hrsg. von Peter Frank und Karl Pönbacher (I., 32), S. 779.

<sup>230</sup> Brief vom 21. November 1827. In: Franz Xaver von Baaders Biografie und Briefwechsel, hrsg. von Franz Hoffmann, Bd. 15 (I., 61), S. 443.

<sup>231</sup> Karl Immermann (1796-1840), seit 1835 Leiter des Düsseldorfer Theaters.

<sup>232</sup> Vgl. Victor Goldschmidt: Eduard von Schenk. Sein Leben und Werk (III., 40), S. 53.

<sup>233</sup> „Albrecht Dürer“ ist ein Lustspiel von Schenk. Goldschmidt bezeichnet es als die angenehmste Arbeit.

<sup>234</sup> Vgl. E. Arnold: Illustrierte Deutsche Literaturgeschichte, S. 482. Alfred Biese: Deutsche Literaturgeschichte, Bd. 3, S. 18.

<sup>235</sup> Auch Michael Beer gehörte nicht zu den dramatischen Hochbegabungen. Interessant sind jedoch seine Themen, die auf die Judenfrage anspielen. In dem Trauerspiel „Der Paria“ (1829) stellt er die Unterdrückung einer Menschenklasse als Verbrechen an der ganzen Menschheit dar.

Schenk noch Michael Beer erwähnt. Ihr Œuvre wurde bereits zur Jahrhundertwende als epigonal abgetan. Schenks Schwäche lag, was im übrigen ja auch für Metas Roman gilt, vor allem in der Charakterisierung seiner Figuren, denen jede Individualität fehlt. Die Eigenschaften der Personen werden nicht in Handlungen entwickelt, sondern in ermüdenden Monologen beschrieben; die Protagonisten stellen sich selbst vor und wirken damit sehr unnatürlich. Heinrich Liebeskind muß dies sehr stark empfunden haben, als er die Länge des Stücks ansprach. Ansonsten spricht er sehr positiv von Eduard Schenk und deutet nur ganz nebenbei an, daß dieser junge Bekannte ehrgeizig an seiner Karriere schmiedete. Liebeskind kannte ihn wohl auch nicht nur aus dem privaten Umkreis näher, denn Schenk war, bevor ihn *Jupiters Winde* davontrugen, Geheimsekretär im Justizministerium, was zu gelegentlichen geschäftlichen Berührungspunkten geführt haben mag. Schenks Konversion zum Katholizismus allerdings war durchaus von innerem Bedürfnis und Überzeugung geleitet, denn in seinen Schauspielen sind religiöses Pathos und eine stark ausgeprägte christliche Gesinnung auffällig. Während seiner Universitätszeit in Landshut (1806-1812) gehörte der Moralphilosoph und Theologe Johann Michael Sailer<sup>236</sup> neben dem Juristen Savigny zu Eduard Schenks wichtigsten Lehrern. Den formellen Übertritt zum katholischen Glauben vollzog er 1814 anlässlich seiner Eheschließung mit Therese Neumayr.<sup>237</sup> Als Kultus- und Innenminister stand er seit 1825 der neu gegründeten Abteilung für Kirche und Unterricht vor, wo er ein klerikalreaktionäres Regiment führte. Gegen den Widerstand der Philologen versuchte er das humanistische Element, an dem Thiersch und Jacobs vehement gearbeitet hatten, in den Schulplänen zurückzudrängen. Schelling, der lange Zeit mit Schenk befreundet war, versuchte in einem Brief vom 14. Februar 1831 ihn von der Entlassung Thierschs abzuhalten. Er schreibt: „Es ist mir unmöglich zu glauben, daß es nicht in den Intentionen Ew. Exzellenz selbst liegen sollte, Thiersch den hiesigen Verhältnissen zu erhalten. Seine Entfernung würde in diesem Augenblicke der Universität einen neuen Stoß versetzen.“<sup>238</sup> Schenks Antwort, der im übrigen Schelling sehr verehrte, ist leider nicht überliefert. Erst nach der Juli-Revolution 1830 wurde Schenks Einfluß auf das politische Leben in Bayern zurückgedrängt. Unter allerlei Ehrungen ernannte der König ihn zum Generalsekretär von Regensburg. Eduard von Schenk muß aber persönliche Eigenschaften besessen haben, die selbst seine politischen Gegner ein wenig versöhnten; er war ein ernster Beamter, verfügte über viel Organisationstalent, war ein gewandter Redner und ein charmanter Gesellschafter. Franz Grillparzer vermerkt in seiner Selbstbiographie »Tagebuch auf der Reise nach Deutschland« von seinem Aufenthalt in München: „In ein nahes Verhältnis kam ich mit dem damaligen Minister Schenk, einem liebenswürdigen und poetisch begabten Mann.“<sup>239</sup> Selbst Heinrich Heine scheint

<sup>236</sup> Joh. Michael Sailer (1751-1832); 1780 Prof. der Dogmatik in Ingolstadt, wo er 1781 als „Obskurant“ entlassen wurde. Danach Professor in Dillingen, wo er 1784 ebenfalls entlassen wird. Die Begründung lautete „Verdacht auf Mitgliedschaft im Illuminatenorden“. Wie sich hinterher herausstellte, war er das Opfer von professoralen Intrigen geworden. Seit 1800 Professor für Moral- und Pastoraltheologie in Landshut. Schenk setzte sich später bei seinem Gönner Ludwig I. sehr für den ehemaligen Lehrer Sailer ein. Zuletzt wurde Sailer Bischof von Regensburg. Vgl. Karl Bosls (Hrsg.): Bayrische Biographie (IV., 3).

<sup>237</sup> Tochter des Staatsrates Clemens von Neumayr (1766-1829), Verfasser der »Bekenntnisse eines ehemaligen Illuminaten«. Auch der Vater, Heinrich von Schenk, bekundete in seinen religiösen Neigungen eine starke Vorliebe für den Katholizismus. Bereits in Düsseldorf stand dieser in intimem Briefwechsel mit Hamann und der Fürstin Gallitzin. Vgl. Victor Goldschmidt, Eduard von Schenk (III., 40), S. 16 f.

<sup>238</sup> Brief Schellings an Schenk, (München 14. Febr. 1831) zitiert nach Victor Goldschmidt, (III., 40), S. V.

<sup>239</sup> Franz Grillparzer: Sämtliche Werke, Bd. 4, Selbstbiographie, hrsg. von Peter Frank und Karl Pörnbacher (I., 32), S. 151.

mit Schenk intimer befreundet gewesen zu sein. Er hatte, wie Victor Goldschmidt vermerkt, die Absicht, den dritten Teil der *Reisebilder* Minister Schenk zuzueignen.<sup>240</sup>

Bei Liebeskinds Charakterisierung ist der Ausdruck *geschmeidig* vielsagend. Eduard Schenk schrieb Huldigungsgedichte auf seinen Gönner, König Ludwig I., die Julius Elias<sup>241</sup> mit den Worten „welcher Ton widerlicher Kriecherei!“ abtut und ausführt: „Es ist etwas Schönes um Dankbarkeit, Unterthanentreue und Loyalität; wo sie aber einen so knechtischen Ausdruck finden, wie in »Ludwigs Traum«, »Ahnen und Enkel«, »Kadmos und Harmonia« (Sonderdruck), da darf man den Schriftsteller wohl der sittlichen Schwäche zeihen.<sup>242</sup> Der spätere Biograph, Victor Goldschmidt, nennt Schenks politische Gesinnung, die besonders in den fünf von ihm verfaßten Festspielen deutlich wird, servil. Gleichmaßen kritisch äußert sich Christian Dietrich Grabbe, der den *Belisar* 1836 für das »Düsseldorfer Tagblatt« bespricht, über Schenk als Dichter. Er nennt ihn einen „<...> gebildeten, aber als Dichter durch und durch takt- und talentlosen Mensch“, wirft ihm Anleihen bei Shakespeares *Macbeth* vor und litt offenbar sehr unter dem „endlosen seichten Geschwätz“. Der witzigste Satz in seiner Kritik lautet: „Man könnt’s als Medicin gebrauchen, denn die Personen konnten vor Gerede kaum sterben.“<sup>243</sup>

Wenig günstig und sehr ausführlich äußerte sich auch Meta in einem Brief an Therese Huber über die Münchner Aufführung des *Belisar*. Am meisten stört sie sich an der verkitschten Thematik, die in dem Stück, nur leicht an Marmontel<sup>244</sup> angelehnt, abgehandelt wird; sie schreibt am „Sonnabend abend, April 1824<sup>245</sup>: Mich hat der „Belisar“ gar nicht entzückt, und ich wünschte zum wahren Besten des Verfassers, dass reine, auswärtige Kritiken sich darüber erheben und dem unsinnigen Weihrauch der politischen Zeitungen ein Gegengift gäben. Ich aber kann bei meinem persönlichen Verhältnisse mit dem Verfasser nichts darüber in einem öffentlichen Blatte sagen und muss dieses andern überlassen. <...> Es ist ein Jammer, dass ein junger Mann von unleugbarem Geist und Talent sich so vom Reinen entfernt. - Ich kannte den Belisar nur aus Bruchstücken, die Eduard selbst mir vorlas, <...> Schon vor dem zweiten Akt an flankierten die weissen Schnupftücher links und rechts, und selbst diejenigen, denen man späterhin die Langeweile und Unlust auf den Gesichtern las, schriean doch einmal über das andre: O, was für ein göttliches Stück; wie prächtig, wie rührend, wie herrlich! Mir aber war es weder rührend noch herrlich, sondern wahrhaft jammervoll, den wackern Belisar, den wir von Kindesbeinen aus dem Marmontel kennen, in einen Müllnerschen Tragöden verwandelt zu sehen, der einem abergläubischen Wahrsagerspruch seinen Sohn schlachtet. - Die Rolle der Madame Antonine ist im höchsten Grade abgeschmackt; achtzehn Jahre nach der That <...> nachdem sie vielfältigen Beischlaf mit dem lieben Gatten getrieben und neun Kinder erzeugt hatte, wird sie zur rächenden Megäre und knüpft die unwahrscheinlichsten

<sup>240</sup> Schenks Bekanntschaft mit Heinrich Heine war von Michael Beer vermittelt. Es wirkt geradezu eitel, wie Schenk über ein Treffen mit Heine und Beer über sich und seine kongenialen Freunde spricht: „Obwohl seine politischen Ansichten [die Heines] den unsrigen und seine religiösen den meinigen fast entgegengesetzt waren, so wurde doch diese Meinungsverschiedenheit für Augenblicke wieder unter dem Wehen des poetischen Genius vergessen, der unter uns seine Flügel schlug.“ Eduard von Schenk: Biographie Beers, S. XX/XXI. Zit. nach Victor Goldschmidt (III., 40), S. 27.

<sup>241</sup> Autor des ADB-Artikels über Eduard von Schenk.

<sup>242</sup> Zitiert nach Julius Elias.

<sup>243</sup> Düsseldorfer Tagblatt Nr. 26 vom 26. Januar 1836, abgedruckt in: Christian Dietrich Grabbe: Sämtliche Werke in vier Bänden, hrsg. von Eduard Grisebach, Bd. IV (I., 48), S.80.

<sup>244</sup> Jean François Marmontel (1723-1799) verwendete die Figur Bélisair für ein in Romanform gekleidetes Traktat über Moral, Politik und Religion. Ganz dem aufgeklärten Gedankengut verpflichtet, erfuhr es den Beifall von Voltaire, der insbesondere das 15. Kapitel über religiöse Toleranz lobte.

<sup>245</sup> Die Datierung 1824 scheint auf einem Druckfehler zu beruhen, wie bereits Victor Goldschmidt richtig bemerkt. Der Brief ist in Forschung zur Geschichte Bayerns, Heft 9, S. 51, abgedruckt. Zitiert nach Victor Goldschmidt (III., 40), S. 53.

Intriguen mit Belisars Feinden an, die bis dahin auch die ihrigen waren. Kaiser Justinian ist ein erbärmlicher Wicht <...> und scheint nicht einmal das römische Recht zu kennen. - Was soll man wohl überhaupt von einem Stück sagen, von dem ein ganzes Drittel weggestrichen werden konnte, ohne daß es den Zusammenhang verlor (wenn es einen hatte!).“ Dieser Kritik ist nichts hinzuzufügen, sie entspricht ganz den späteren Urteilen.<sup>246</sup>

Darüberhinaus zeugt der Brief von sehr großem Vertrauen in die Verschwiegenheit beziehungsweise Gleichgestimmtheit Theresens, die zu dem Zeitpunkt mit der Ehefrau Heinrich von Schenks und mit dem Autor Briefe tauschte. Schwer vorstellbar ist außerdem, daß Meta Liebeskind Schenks angepaßte und zuletzt reaktionäre politische Gesinnung teilte. Wahrscheinlich verfügte Eduard von Schenk über den Bonus der Liebeskindischen Freundschaft mit dem Vater. Die Verbindung mit Schenk war auf gesellschaftlicher Ebene unvermeidlich und der poetische oder literarische Austausch machte Meta sicher Spaß.

Im Jahr 1810 berichtet Meta Liebeskind neben Thereses angekündigten Besuch noch von einem ihr sehr nahe stehenden Gast. Der Sohn aus erster Ehe, Carl Forkel, hatte seine Mutter zum Geburtstag besucht. So sehr sich Meta darüber gefreut haben mag, überwiegen in ihrem Bericht an Schelling doch mehr die Schuldgefühle. Sie schreibt: „Ich habe meinen Februar Geburtstag diesmal unter schmerzlichen Gemüterschütterungen erlebt. Hätte sie [Caroline] noch gelebt, so hätte ich ihr alles mittheilen von ihrem liebenden Herzen u. von ihrer Klugheit Rath u. Hülfe gefunden. Wie schmerzlich hab ich sie vermißt. - Mein verlornen Sohn Carl war hier. Die nähern Umstände könnte ich Ihnen nur mündlich erzählen. Liebeskind hat auch hier wie immer nett u. bieder, obwohl mit etwas kalter Natur gehandelt, doch um so mehr vielleicht, ist die Zeit da er bei uns war, nicht für ihn verloren gewesen, u. ich kann mich noch der möglichen Aussicht freuen, ihn am Abend meines Lebens mir wieder geschenkt zu sehen. - Wohl wahr, daß wir den rothen Faden, der durch die Schichten des Lebens läuft, nie wieder herauswinden können.“<sup>247</sup> Metas erstgeborener Sohn Carl Forkel war damals 28 Jahre alt. Sein Leben hatte sich keineswegs im Sinne der vielversprechenden und von Meta angewandten Erziehungsideale entwickelt. Carl Forkel wurde Schauspieler und leider kein berühmter. In den Verzeichnissen der angeseheneren Truppen ist er nicht aufzufinden. Wahrscheinlich hatte er sich einer unbedeutenden Wandertruppe angeschlossen und fristete zusammen mit dieser ein entbehrungsreiches Dasein<sup>248</sup>. Möglich ist auch, daß er sich einen Künstlernamen zulegt hatte. Ein solcher Name begegnete mir im Briefwechsel zwischen Achim von Arnim und Clemens Brentano. Dort wird ein Schauspieler der Mannheimer Truppe, F. Wedekind, genannt. Der Name Forkel war Carl vielleicht nur die Abkürzung wert und den Namen der Großmutter, die seine Erziehung begleitet hatte, könnte er als Nachnamen übernommen haben<sup>249</sup>. Aber dies sind nur Spekulationen. Über seine Ausbildung und Engagements ist leider nichts bekannt. Meta hatte ihn wohl erstmals 1788 aufgrund ihres Berlin-Aufenthalts in Göttingen zurückgelassen. Wir müssen annehmen, daß sich die Großmutter, ein wenig wohl auch der strenge Vater damals um den sechs Jahre alten Jungen kümmerten. Während der folgenden Jahre verbrachte Meta den Sommer häufig in Mainz, wo der Sohn zumindest einmal als ebenfalls anwesend

<sup>246</sup> Neben Metas gutem literarischen Geschmack zeugt ihre Ausdrucksweise in einem Nebensatz (ganz ungewollt) von einem höchst gleichberechtigten Denken. Ich meine die Aussage: „nachdem sie [Antonine] vielfältigen Beischlaf mit dem lieben Gatten getrieben und neun Kinder erzeugt hatte“. Bislang gelten noch immer allein Männer als „Erzeuger“ von Kindern.

<sup>247</sup> Schell 7, Brief vom 23. Februar 1810, B-BAdW.

<sup>248</sup> Die Berufsbezeichnung Schauspieler wird in den Erbschaftsangelegenheiten zwischen Friedrich Liebeskind, dem zuletzt verstorbenen Sohn, und den Erben Wedekind 1874 erwähnt. Die Familie Wedekind mußte damals den Nachweis erbringen, daß es keine Erben aus der Liebeskindischen Linie mehr gibt.

<sup>249</sup> Hartwig Schultz: Achim von Arnim und Clemens Brentano (I., 127), S. 883.

erwähnt wird. Seit der Scheidung von Forkel mußte Carl ganz ohne Mutter zurechtkommen. Diese schicksalhaften Entwicklungen konnten natürlich durch keinerlei pädagogisches Kalkül ausgeglichen werden. Liebeskinds Kälte bei dem Besuch mag dadurch erklärt werden, daß Forkel seine Mutter vielleicht nicht gerade sanft behandelte, ihr Vorwürfe machte; vielleicht wollte er Geld, um nur ein wenig entschädigt zu werden. Liebeskinds Naturell - wir müssen ihn uns als bescheidenen, fleißigen und loyalen, wenn auch nicht unkritischen Beamten vorstellen - widerstrebte wahrscheinlich ein solch ehrgeizloses Schauspielerleben, wie es Carl Forkel führte.

Auch der leibliche Vater war von der Entwicklung seines Sohnes wenig angetan. Forkel starb am 20. März 1818 nach sechswöchigem Krankenlager an Brustwassersucht (Hydrothorax). Meta berichtet am 12. Mai 1818 an Therese Huber: „Seinen Sohn hat er durchaus nicht sehen wollen (das heißt früher schon). Er hat ihn zwar, aber nur ungern dem Rechte folgend, zum Erben eingesetzt, mit Vorbehalt des Legats von vierhundert Thalern an seine Schwester, die bei Coburg lebt. Der Sohn kam hierdurch in einen Zustand von Entmündigung, der mich sehr schmerzhaft ergriffen hat. Zwar hat er mir mit heißen Thränen versprochen, diese letzte Krisis seines Schicksals würdig zu benutzen, allein was sind Thränen und Versprechungen eines Leichtsinigen? - Ich habe auch in diesen Verhältnissen meine Pflicht gethan, allein ich fühle mich an Leib und Seele erkrankt.“<sup>250</sup> Meta war also über das schlechte Verhältnis zwischen Forkel und dem Sohn Carl Gottlieb informiert. Sie versuchte zu vermitteln, wenn auch erfolglos. Wie aus dem zitierten Brief hervorgeht, stand sie mit Forkel bis kurz vor dessen Tod in Verbindung und wurde nachträglich von seinem Anwalt über die letzten Tage informiert. Der Brief von *Syndikus Riedel* ist in Kapitel VIII. zitiert.

### 7.3.2 Mitarbeit beim „Morgenblatt für gebildete Stände“

Als *Frau Oberappellationsgerichtsräthin* war es Meta Liebeskind gelungen, einiges gesellschaftliche Ansehen zu erringen. Daneben zeigte sie aber auch sehr viel Eigeninitiative. 1812 trat sie mit der Übersetzung des Briefwechsels der *Madame du Deffand* unter dem Titel »Anekdoten und Urtheile über merkwürdige Menschen«<sup>251</sup> im Cottaschen Morgenblatt an die literarisch interessierte Öffentlichkeit. Beim »Morgenblatt für gebildete Stände« handelt es sich um eine Art Feuilleton, das als Ergänzung zu den politischen Blättern gedacht war. Der Verleger des Blattes, Johann Friedrich Cotta<sup>252</sup>, war zugleich Besitzer der »Allgemeinen Zeitung«<sup>253</sup>, die wie die damaligen politischen Zeitungen in der Regel über kein Feuilleton verfügten. Das *Morgenblatt* erschien täglich, war aber anders als die politische Tageszeitung in ihrem Absatzgebiet nicht auf den Erscheinungsort Stuttgart beschränkt, sondern beschäftigte Korrespondenten in Berlin, München, Wien, Dresden, Paris und London, die mehr oder weniger ausführlich die Theaterereignisse, literarische Neuerscheinungen und andere kulturelle Ereignisse besprachen. Mit Gedichten, kleinen Erzählungen, Aufsätzen aus allen Wissensgebieten wandte sich das Journal an eine

<sup>250</sup> Brief von Meta an Therese Huber, zit. nach Ludwig Geiger: Aus Therese Hubers Herzensleben, Vorabdruck, DLA Marbach, S. 19.

<sup>251</sup> Erschienen im "Morgenblatt für gebildete Stände" Nr. 199, S. 795, Nr. 200, S. 799 f., Nr. 201, S. 803 und Nr. 202, S. 806, Jahrgang 1812.

<sup>252</sup> Johann Friedrich Cotta von Cottendorf (1764-1832).

<sup>253</sup> Die erste politische Tageszeitung, „Neueste Weltkunde“, hatte Cotta 1798 in Tübingen gegründet. Noch im selben Jahr mußte er unter dem Zwang der Zensur den Verlagsort nach Stuttgart verlegen, wo die „Neueste Weltkunde“ kurzzeitig als „Allgemeine Zeitung“ herauskam. Zuletzt wechselte Cotta damit nach München, wo sein politisches Blatt das Jahrhundert überdauerte. Vgl. Cotta und das 19. Jahrhundert (VI., 2), S. 42.

breite Leserschicht. „Allen Etwas ist das Hauptgesetz das jeder Numer zur Norm dienen muß, lautete Cottas Instruction für die Redaction“<sup>254</sup>.

Das *Morgenblatt* existierte seit 1807 und zeichnete sich unter der damals großen Zahl von ähnlichen Journalen für Literatur und bildende Kunst durch außerordentliche Langlebigkeit aus. Die letzte Ausgabe erschien 1865.

Meta Liebeskinds Übersetzung der »Lettres de Madame du Deffand«<sup>255</sup> dürfte die Bedürfnisse des von Cotta avisierten Publikums in höchstem Maße befriedigt haben. Madame du Deffand ist eine der großen französischen Salondamen, die mit den wichtigsten Persönlichkeiten ihrer Zeit in Verbindung stand. Zu ihren Freunden gehörten Fürst Ligne<sup>256</sup>, Präsident Hénault<sup>257</sup>, d’Alembert<sup>258</sup>, Marmontel<sup>259</sup>, um nur einige zu nennen. Ihr Salon war durch die dort ausgetauschten scharfsinnigen, nicht selten boshaften, Bonmots legendär<sup>260</sup>.

Diese sogenannten Anekdoten sind kleine Klatschgeschichten, die ein sehr privates Urteil über berühmte Zeitgenossen abgeben, wie beispielsweise den englischen Staatsmann Carl Fox (Charles Fox, 1749-1807) und Edward Gibbon, den englischen Historiker (1737-1794). In einem dieser Briefe ereifert sich Marquise du Deffand über die Spielleidenschaft dieser beiden Engländer. Insbesondere Charles Fox scheint ihr zu mißfallen. Dessen gleichfalls unorthodoxen politischen Ansichten kommen keineswegs zur Sprache, statt dessen reichlich oberflächliche Charakterisierungen, die eher Aufschluß über die Betrachtungsweise und Weltsicht der Schreiberin geben, als daß sie den Beschriebenen dem unvoreingenommenen Leser näherbringen könnten. Mme. Deffand schreibt: „Er wird mich für eine platte Moralistin gehalten haben, so wie ich ihn für einen sublimer Schwindelkopf. Diese Engländer haben viel Geld hier sitzen lassen; sie haben die Wuth des Spiels neu belebt <...> Ich gestehe, daß ich dies abscheulich finde, und wahrlich ich kann Narren dieser Art nicht hoch achten; es dünkt mich unmöglich, daß sie vollkommen rechtschaffene Leute seyn können.“ Ähnlich verächtlich spricht sie von Edward Gibbon, dessen Schrift »The History of the Decline and Fall of the Roman Empire« sie gerade las: Sie berichtet darüber: „Ich will Ihnen in’s Ohr sagen, daß ich mit Gibbons Geschichte gar nicht zufrieden bin: er ist deklamatorisch, oratorisch; das ist der Ton unsrer schönen Geister; nichts als Zierrathen, Schmuck, Klingklang und kein fester Grund. Ich bin erst an der Hälfte des ersten Theils <...> Ich lege diese Lektüre ohne Mühe zurück, und es kostet mich einige Überwindung, sie wieder anzufangen.“ An Gibbons noch heute viel beachteter und nicht zuletzt wegen ihres literarischen Stils gerühmter »Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches« scheint die adlige Dame wenig Interesse gefunden zu gehabt zu haben. Vielleicht wurde ihr Leseerlebnis auch durch die persönliche Bekanntschaft Gibbons beeinflußt. Sie schreibt: „Den Verfasser, den ich jetzt täglich sehe, finde ich liebenswürdig; nur trachtet er zu sehr nach Celebrität und möchte zugleich den Angenehmen in der Gesellschaft machen: er bewirbt sich mit aller Gewalt um den Beyfall unsrer schönen Geister, und

<sup>254</sup> Zum „Morgenblatt für gebildete Stände“ (später: gebildete Leser) vgl. Cotta und das 19. Jahrhundert (VI., 2), S. 48.

<sup>255</sup> Die „Lettres ...“ waren im gleichen Jahr, also 1812, in Frankreich erschienen.

<sup>256</sup> Karl Joseph Fürst von Ligne (1735- 1814) stand als Diplomat in der Gunst Katharina II., tauschte mit Voltaire, Rousseau und Friedrich II. Briefe aus und betätigte sich als Schriftsteller.

<sup>257</sup> Charles Jean François Hénault, (1685-1774), Dichter und Geschichtsschreiber, Präsident der Untersuchungskammer.

<sup>258</sup> Jean Lerond d’Alembert (1717- 1783), französischer Physiker und Mathematiker, seit 1741 Akademienmitglied und ab 1772 deren Sekretär. Mit Diderot gab er die „Encyclopédie“ (1751-80, 33 Bde.) heraus.

<sup>259</sup> Jean François Marmontel (1723- 1799), siehe FN Nr. 244, war durch Voltaire in die literarischen Kreise in Paris eingeführt worden. Er war ebenfalls Mitglied der Akademie und lieferte zahlreiche Enzykloädie-Aufsätze.

<sup>260</sup> Vgl. Tornius, Valerian: Kavaliers. Charaktere und Bilder aus der galanten Welt (III., 163), S. 281 f.

beurteilt sie oft schief genug. In der Unterhaltung will er glänzen und den Ton annehmen, den er für den unsrigen hält; das gelingt ihm auch recht gut; er hat ein ganz französisches Wesen, und ich möchte ihm immer sagen: quälen Sie sich doch nicht so; Sie verdienen die Ehre, ein Franzose zu seyn.“ Offenbar fehlte Gibbon die nötige Nonchalance, um sich in französischen Adelskreisen die gewohnte Anerkennung zu erwerben. Aber nicht alle Engländer wurden von der Marquise so ungerecht behandelt, denn einen Großteil ihrer Briefe richtete sie an Horace Walpole, den sie sich als Siebzigjährige zu ihrem Vertrauten erkor.

Selbstverständlich bleiben in den Briefen die Konkurrentinnen, Madame Geoffrin und die Nichte der Deffand, Julie de Lespinasse, die seit 1764 einen eigenen Salon führte, von Spott und beißender Ironie nicht verschont. Nicht frei von Neid scheint die Erwähnung des Romans von Mme. Tencin, die ebenfalls zu der Zeit einen vielbesuchten und gerühmten Salon führte. Deffand bemerkt zu dem Roman »Les malheurs de l'amour«: „Wäre es ihre eigene Geschichte, so möchte es hingehen; für ein Werk der Einbildungskraft aber verlohnt es wahrlich nicht der Mühe.“ Zumeist handelt es sich um ganz banale Informationen, die in diesen Briefen ausgetauscht werden. Vielleicht ist es aber gerade diese ganz alltägliche Sichtweise auf höchst berühmte Personen, die die Briefe der Deffand so lebendig erscheinen lassen und vor allem die Leserinnen des Morgenblattes faszinierten. Wie ganz nebenbei findet der große Voltaire in diesen Anekdoten Erwähnung: Von ihm wird folgendes mitgeteilt: „Gestern Nachmittag um 4 Uhr kam Voltaire ganz unerwartet mit Madame Denis hier an. Ich schrieb ihr ein paar Worte und er antwortete mir: „Ich komme todt an, und werde nicht eher wieder auferstehen, bis ich mich zu den Füßen der Frau Marquis du Deffand werfen kann.“<sup>261</sup> Auf diese Bekanntschaft ist die Deffand also wirklich stolz, einmal nennt sie ihn „einziges sehr erhabenes Wesen“.<sup>262</sup> Über den Tod Voltaires, er starb am 29. März 1778, schreibt die Marquise: „Er ist an einer zu starken Dosis Opium gestorben <...>. Ich setze hinzu, er starb an einem Uebermaß des Ruhms, der seine schwache Maschine zu sehr erschütterte“<sup>263</sup>

Höchst interessant war in diesem Zusammenhang die Frage nach der Hinterlassenschaft und nach den Erben. Auch hier zeigt sich die Marquise bestens informiert. Im Brief vom 7. Juni 1778 übermittelt sie folgende Informationen: „Sie [Mme. Denis] ist, wie sie wissen, Universal=Erbin, hat mehr als 70,000 Livres Renten, ein ansehliches Mobiliar, eine Bibliothek von 15,000 Bänden, beynahe alle mit Bemerkungen und Noten von Voltaire's Hand; dies ist ein kostbarer Schatz.“<sup>264</sup> Die beiden Neffen erhielten lediglich je 100.000 Franken.

Die Lehre, die der Leser und die Leserin aus diesen intimen Berichten ziehen sollen, könnte etwa lauten, daß die adlige Oberschicht, die sich gern mit Gelehrten schmückte, um der Konversation ein wenig mehr ESPRIT zu verleihen, sich in ihrer privaten Sphäre, in ihrem Bedürfnis nach Klatsch, Urteil und Vorurteil von den übrigen Schichten nicht unterscheidet.

Diese Übersetzung Meta Liebeskinds ist der erste nachweisbare Beitrag im *Morgenblatt*, denn die Autorinnen und Autoren der einzelnen Artikel können lediglich aufgrund der Honorarüberweisung gemacht werden. Da Friedrich Cotta aber häufig die Honorare persönlich überbrachte, die Autorinnen und Autoren der einzelnen Artikel können lediglich aufgrund der Honorarüberweisung gemacht werden. Da Friedrich Cotta aber häufig die Honorare persönlich überbrachte, die einzelnen Artikel zumeist ohne Namen und Kürzel des Autors erschienen, ist es durchaus möglich, daß Meta bereits vor 1812 für das *Morgenblatt* tätig war. In den Briefen an Schelling spricht sie

<sup>261</sup> „Morgenblatt ...“, Nr. 200, Jahrgang 1812, S. 800.

<sup>262</sup> Brief Februar 1778, „Morgenblatt ...“, Nr. 200, Jahrgang 1812, S. 800.

<sup>263</sup> „Morgenblatt ...“ Nr. 201, 1812, S. 803.

<sup>264</sup> „Morgenblatt ...“ Nr. 201, 1812, S. 803.

sehr oft von Friedrich Cotta, da dieser ihr die Honorare von Schelling (vielleicht neben ihren eigenen) überbrachte, welche sie zum Teil für das in München noch bestehende Schellingsche Hauswesen verwandte, zum Teil ihm nach Maulbronn oder Stuttgart nachschickte. Im übrigen spricht sie in sehr vertrautem Ton von Cotta, nennt den Verleger *Friedrich*. Im Brief Ende 1809 / Anfang 1810<sup>265</sup> schreibt Meta an Schelling: „Um Hr. Cotta nicht leer gehen zu lassen, habe ich



Abb. 14: Joh. Friedrich von Cotta

100 fl. von eignen vorweg genommen, da glücklicher Weise uns eine Monath-Besoldung gezahlt war. Friedrich hatte mir nur 86 fl. gebracht: bis ich Geld brauche, bringt er wieder welches.“ Die Monatsbesoldung bezieht sich wohl auf das Gehalt von Johann Heinrich Liebeskind. Sollte es sich bei den 86 fl. allein um Schellings Honorar gehandelt haben, wäre es unsinnig, wenn Friedrich Cotta dieses mit Meta Liebeskind abgerechnet und gleichzeitig selbst den Geldtransport nach Stuttgart übernommen hätte. In einem weiteren undatierten Brief, der März/April 1810 zugeordnet werden muß, berichtet Meta: „Die Quittung für März 125 [fl]. wird, wie Friedrich glaubt, noch lange nicht bezahlt werden. <...>. Friedrich bringt mir bis dahin doch wohl wenigstens die 2 Monathe. Er hat mir eine Menge verwirrtes Zeug vorgeschwatzt, doch kann im wesentlichen nie eine Irrung ergehen weil er alles, was er mir gebracht mit meinen Quitungen belegen muß.“<sup>266</sup> Am 28. April 1810 schreibt Meta aus München: „Eben kommt Friedrich und bringt den May aus der Vorschußkasse, u. den Dezember aus der anderen. Die 4 Monat sind also bezahlt, u. sollten Sie noch länger bleiben, müßten Sie neue Quittung schicken.“ Allein die Tatsache, daß Friedrich Cotta Geldbeträge persönlich an Meta überbrachte, ist natürlich nicht ausreichend, eine Mitarbeit vor 1812 für die Cottaschen Magazine zu erklären, umgekehrt jedoch auch nicht auszuschließen.

Für die Jahre 1820 und 1821 jedenfalls übernahm Meta Liebeskind ebenfalls beim *Morgenblatt* das Ressort „Korrespondenznachrichten für München“. Dieses neue Betätigungsfeld brachte sie mit ihrer alten Freundin Therese Huber, der seit 1817 die Redaktion des Blattes oblag, erneut in nähere Berührung.

Metas journalistische Arbeit als Korrespondentin erstreckte sich auf alles, was in München passierte und die damaligen Leser interessierte. Die in etwa monatlich erscheinenden Artikel kommentierten beispielsweise ausführlich das Treiben während des Münchner Faschings. Ihr Bericht in der Nr. 34 beginnt mit der kulturkritischen Feststellung, daß: „<...> die Vorliebe für das, was ich einmal „das freye Wirthshausleben“ nennen hörte, den Charakter der mehrsten hiesigen Vereine bestimmt. (Diese Sitte ist, besonders für die gebildete Klasse, eine Geburt neuerer Zeit; denn noch zu der Zeit, wo Wilhelm Meisters Schwager, in den Lehrjahren, diese Wirthshaus-Theorie auseinandersetzte, hörte ich viele wackere Leute mit Abscheu von dieser Gastfreundschaft und häusliche Zirkel zerstörende Sitte reden, die jetzt selbst in die Gasthofgesellschaften gehen.) Hinzu kommt der Geist der Einzelnen, sich in Verbindung mit einigen oder mehreren Gleichgesinnten von den Uebrigen abzusondern. Daher besteht die gesellige Unterhaltung hier größtentheils darin,

<sup>265</sup> Schell 1 (ohne Ort und Datum), B-BAdW. Wie aus dem Briefftext ersichtlich, ist Meta zu dem Zeitpunkt bei der Auflösung des Schellingschen Haushalts behilflich, so daß der Brief mit Ende 1809, Anfang 1810 zu datieren ist.

<sup>266</sup> Schell 3, B-BAdW.



daß man zum Theil in Wirtshäusern in geschlossenen Zimmern oder an geschlossenen Tischen zusammenkommt, zum Theil sich in geschlossenen Gesellschaften einfindet.“<sup>267</sup> Sie zählt dann die wichtigsten Gesellschaften auf: Die „Gesellschaft im Hubergarten“ und die „Gesellschaft des Frohsinns im Bauhof“, die durch Mitgliedsbeiträge finanziert Bälle, Konzerte und gesellige Zusammenkünfte ausrichteten. „Die Harmonie“ und der „Museumsverein“ begründeten diese Tradition des Vereinswesens. Sie unterscheiden sich von den erstgenannten dadurch, daß sie gleichzeitig als Lesegesellschaften dienen und der vornehmeren Gesellschaft vorbehalten waren. Beim Museumsball war sogar die Königin anwesend. An dem Karnevalsball in der Harmonie nahmen auch die beiden königlichen Prinzen teil. Dieser Ball war speziell für die Jugend organisiert und verblüffte Meta durch eine ihr seltsam erscheinende neue Mode. Sie schreibt: „Die tabakrauchenden Männer verbringen den Abend im Bier- und Rauchzimmer.“

Meta besprach Konzerte, Operaufführungen und Theaterstücke, die im Hoftheater gegeben wurden. Darüber hinaus wurden Veranstaltungen der Akademie, Berufungen und Sterbefälle von Professoren angezeigt, landwirtschaftliche und polytechnische Ausstellungen sowie Neuerscheinungen aus Literatur und Wissenschaft besprochen. Dieses ohnehin schon weite Spektrum wurde noch durch Nachrichten über geplante Bauwerke und deren formal-architektonische Beschreibung und kunsttheoretische Einordnung ergänzt. Neben Berichten über *Luxus und Moden* fanden sogar Verbrechen und Verhaftungen in dieser Rubrik Erwähnung.<sup>268</sup>

Interessant ist ihre Besprechung eines Altarbildes Langers<sup>269</sup>, mit dem sie, wie aus einem Brief an Schelling hervorgeht, in München gut bekannt war. Sie schreibt: „Unter unsere neuen Produkte im Fache der bildenden Kunst gehört Langer des Ältern Darstellung der biblischen Scene: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen‘“. Es handelt sich dabei um ein Gemälde am Altar der Schulhauskirche. Als Vorzug vermerkt sie den gelungenen Kontrast der Physiognomien der einzelnen Apostel, tadelt aber, daß das „gehörige Verhältnis der Figuren nicht beobachtet sey“ und findet die weiblichen Gestalten zu sinnlich dargestellt. Der letzte Kritikpunkt mutet sehr protestantisch an.

Metas pädagogische Intention wird innerhalb einer Besprechung der vom polytechnischen Verein veranstalteten Ausstellung „<...> zur Beförderung der Bekanntheit mit den vaterländischen Kunst- und Gewerbsprodukten“ evident. An dieser Ausstellung nahmen verschiedene Schulen, unter anderen die „Feyertagsschule“<sup>270</sup>, eine „Industrieschule für Handwerkslehrlinge“, und das „Strafarbeitshaus in der Vorstadt Au“, teil. Letzteres hatte „<...> eine ansehnliche Auswahl von Tüchern gesendet, und gab dadurch einen in die Augen fallenden Beweis, daß man StrafAnstalten zugleich als Beschäftigungs- und daher Besserungshäuser benutzen kann. (750 Häftlinge verfertigten im Jahr zuvor 175.000 Tücher, wovon die Hälfte bis zu diesem Zeitpunkt verkauft war).“ In der Folge geht sie auf neu gegründete Erziehungsinstitute ein, wobei die weibliche Erziehung einen relativ großen Raum einnimmt. „Das in neuerer Zeit von der Regierung errichtete ‚Erziehungs-Institut für männliche Studierende‘ unter der Leitung des Ritters Holland, gewöhnlich das Seminarium genannt, ist im gedeihlichen Zustand, ebenso auch das weibliche Erziehungs-Institut am Anger. Es ist eine Eigenthümlichkeit beyder Anstalten, daß sie mehr für elegante und höhere Bildung berechnet sind, als für den Hausbedarf. Beym weiblichen Erziehungs-Institute ist die alte

<sup>267</sup> „Morgenblatt ...“, Vierzehnter Jahrgang 1820, Nr. 34.

<sup>268</sup> Die von Meta zu verantwortenden Korrespondenznachrichten für München im "Morgenblatt" erschienen in Nr. 34, 35, 39, 49, 51, 72, 73, 91, 92, 119, 120, 143, 196, 230, 231, 267, 282, 283, 284, 304, 305 im Jahr 1820 sowie Nr. 9, 11, 17 und 61 im Jahr 1821.

<sup>269</sup> Vgl. FN Nr. 220.

<sup>270</sup> Die „Feyertagsschule“ war 1795 eingerichtet worden, um Handwerkslehrlingen, Dienstboten und erwachsenen Mädchen an Feiertagen den versäumten Elementarunterricht zu erteilen. 1820 wurden dort 350 Gesellen, 1380 Lehrlinge und 1000 Schülerinnen unterrichtet.

Sitte beybehalten, Französinnen das Erziehungsgeschäft anzuvertrauen. - Unter den vielen Privat-Anstalten für die zweckmäßige Bildung des weiblichen Geschlechts zeichnet sich die der Frau Casanova aus. Ungefähr 40 Mädchen aus guten Häusern bringen, ohne dadurch von ihren Eltern getrennt zu werden, den Tag bey dieser Dame zu, und erhalten hier gegen ein äußerst mäßiges Honorar Unterricht in schönen Künsten, weiblichen Handarbeiten, Sprachen und nützlichen Wissenschaften. Aehnliches Verdienst hat das Institut der Frau Lesage. - Auch das in eine weibliche Erziehungsanstalt umgewandelte Frauenkloster Nymphenburg, weniger auf die höhern Bedürfnisse der gebildeten Stände, als auf zweckmäßige Ausbildung von Töchtern aus der Mittelklasse gerichtet, besteht in seiner alten löblichen Weise fort.“ Der Bericht wird mit Literaturanzeigen, Akademienachrichten und der Besprechung neuer und geplanter Bauten fortgesetzt und endet mit der Nachricht, daß ein Tagelöhner, der „<...> ein Stück Holz, das die Isar den Bergwäldern geraubt hat, ihr zu entreißen“ versuchte, dabei ertrank. „Er glitscht aus und die Fluthen reißen ihn mit sich fort. Weib und Kind sahen es und konnten ihn nicht retten.“

Wie wir an den Korrespondenznachrichten Nr. 39/1820 erkennen können, handelt es sich wirklich um Nachrichten, die bunt zusammengewürfelt ein breites Spektrum von Ereignissen abdecken. Mit Ausnahme der Buch- und Theaterbesprechungen halten sich die Autoren mit Kommentaren weitgehend zurück. Die Korrespondenten hatten allerdings bei dem großen Spektrum, das sie abdecken sollten, auch eine große Auswahl und damit die Möglichkeit, ihre eigenen Interessen einzubringen. Insbesondere für die Entwicklung der Erziehungsinstitute muß sich Meta Liebeskind besonders interessiert haben. Am 3. Nov. 1825 schreibt sie an Therese Huber: „Das kostbare und unzweckmässige Fräulein-Institut wird aufgehoben! Die adligen Familien könnten ihre Kinder selbst erziehen oder ihnen Gouvernanten halten, und für die geringen Klassen passt jene Erziehung nicht. Dafür wird die Nymphenburger Töchterschule hierher verlegt.“<sup>271</sup> Meta lobt in diesem Brief die beabsichtigten Sparmaßnahmen des Königshauses. Ihr Ideal von weiblicher Bildung sowie der Ausbildung der unteren Schichten ist an gesellschaftlicher Nützlichkeit orientiert. Ebenso das Lob der Arbeit in der oben genannten Strafanstalt. Ihre erzieherischen Leitlinien sind also noch stark der Aufklärung verpflichtet und um 1820 in intellektuellen Kreisen bereits überholt. Sehr viel kritischer setzte sich ihr Bekannter, Friedrich Immanuel Niethammer, mit dem Philantropinismus der Aufklärungspädagogik auseinander. Niethammer konzidiert, daß der Mensch um seiner Brauchbarkeit willen mögliche Vollkommenheit opfere, und kritisiert eine Erziehung, die die Entfaltung individueller Möglichkeiten genau auf das gesellschaftlich Nützliche begrenze.<sup>272</sup>

Im Jahr 1820 verlor die Akademie und die Universität Landshut wichtige Professoren, nicht zuletzt aufgrund der bereits erwähnten Querelen, durch Berufung an andere Universitäten. In der Nr. 72 vom 29. Februar wird dies von Meta erwähnt und bedauert: „Will man, abgesehen von der Münchner Akademie, die Universitäten auch bey uns als Centralpunkte wissenschaftlicher Tendenz und gründlicher Gelehrsamkeit ansehen, so muß man bedauern, daß die Jurisprudenz <...> Savigny, Mittermeier <...> durch Anstellung im Ausland verloren hat; daß die Jünger der Philosophie die Vorträge Schellings<sup>273</sup> und den Theologieunterricht Ammons vermissen.“ Auch unter den Medizinern gab es einen einschneidenden Wechsel. Tiedemann<sup>274</sup> und Siebold<sup>275</sup> haben die Universität zugunsten attraktiverer Angebote verlassen. Der Philologe Jacobs, der sich schon sehr

<sup>271</sup> Brief Meta von Liebeskind an Therese Huber, 3. November 1825, abgedruckt in: Forschungen zur Geschichte Bayerns, hrsg. von Karl von Reinhardstöttner, IX. Bd., Bay. STABibl. München, S. 57.

<sup>272</sup> Friedrich Immanuel Niethammer: Der Streit des Philantropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit, Jena 1808. Vgl. Herwig Blankertz: Bildung im Zeitalter der großen Industrie (III., 13), S. 39 ff.

<sup>273</sup> Schelling trat Ende 1820 seine Professur in Erlangen an.

<sup>274</sup> Friedrich Tiedemann (1781-1861), seit 1806 Prof. der Medizin in Landshut, später in Heidelberg.

<sup>275</sup> Adam Elias Siebold (1775-1828)

lange mit dem Gedanken trug, München zu verlassen, war nach Gotha zurückgekehrt. Von Friedrich Jacobi, dem „geistvollen Breyer“ und dem Juristen Hufeland wird der Tod angezeigt.

Sehr lakonisch handelt Meta Liebeskind die neueste Sommermode in München in Nr. 231/1820 ab: „Die Sommerbekleidung der Damen bestand meistens in Strohhüten mit Guirlanden, und weißen Kleidern mit Pilgerkrägen, hoher Garnierung, kurz gepufften Aermeln, breiten Schärpen mit langen Enden. Die Männer trugen schwarze Stroh- oder Fischbeinhüte mit grün gefütterten Krempe, dunkle Fracks mit langen breiten Schößen, offene lange Westen und kurze, die Stiefel nur halbbedeckende Merino-Pantalons von heller, z.B. gelblichbrauner Farbe.“ Für Mode hat sich Meta Liebeskind eher nicht interessiert. In einem Brief von 1818 an Helmina von Chézy schreibt sie: „Nun Liebe einen rein weiblichen Auftrag: Ich finde, daß wir verrufenen Genies gewisse Dinge weit verständiger u. einfacher als die sogenannten Hausfrauen machen. Niemand kann mir hier ein schwarzes deutsches Kleid so einfach u. nach meinem Sinn wie das Ihrige zu Stande bringen. Schreiben Sie mir doch genau, wie viel Ihnen das Ihrige kostete, Zeug u. Macherlohn. Wenn ich finde, daß es in meine Finanzen paßt, so bitte ich Sie, mir genau so eins dort machen zu lassen: unser Wuchs ist ungefähr derselbe, und ich bilde mir dann ein, Ihre Uniform zu tragen.“<sup>276</sup> Bei dem schwarzen deutschen Kleid handelt es sich um eine schlichte Mode, die sich während der Befreiungskriege herausgebildet hatte und zur Uniform der weiblichen Wohltätigkeitsvereine avancierte.<sup>277</sup> Insgesamt war die Mode seit der Ära Napoleons bequemer geworden. Das Korsett, in Deutschland unmißverständlich „Schnürbrust“ genannt, war nicht mehr *en vogue* und durch den weichen fließenden Empire-Stil ersetzt worden. Die Abwendung vom Korsett verdankten die Frauen allerdings der Französischen Revolution, wo sich eine dem griechischen Ideal der Demokratie verpflichtete Mode mit bodenlangen Gewändern aus Muselin und später aus Tüll, etablierte. Mit dem Artikel »Über die Schädlichkeit der Schnürbrüste« hatte sich Georg Forster, inspiriert von Lichtenberg, schon 1789 im gemeinsam herausgegebenen »Göttinger Taschen Calender« in die Diskussion um das weibliche Korsett eingemischt. Tatsächlich waren es zunächst Männer, Naturwissenschaftler und Ärzte, die vor der ebenfalls von Männern favorisierten weiblichen Linie warnten. Gemeint ist eine Wellenlinie, die durch aufgebauchten Rock, eng geschnürte Taillie und damit emporgetriebener Brust, entsteht.<sup>278</sup> Die Mode um 1815 kam den Ratschlägen der Ärzten sehr nahe, die vor Fischbeinkorsetts und modischen Accessoires, welche die Bewegungsfreiheit und Haltung beeinträchtigen, warnten. Zu ihnen gehört, neben Samuel Thomas Sömmerring<sup>279</sup>, Metas Bruder, der in seinen Diätetikvorlesungen 1789/90 lehrte: „Die Kleidung mus die Bewegung des Bluts nicht erschweren. Daher sind festanliegende Halsbinden, Schnürbrüste, überhaupt alle enge Kleidungsstücke zu misrathen.-, Und die Kleidung „<...> darf unsere natürliche Schönheit nicht entstellen.“<sup>280</sup>

Helmina von Chézy erteilte um 1815 den Frauen in Bertuchs »Journal des Luxus und der Moden« in einem Artikel über »Teutscher Frauen Volkstracht« folgenden Rat: „Nehmt liebe Teutsche Schwestern, recht schnell das ehrbare und zugleich so wohl kleidende Gewand von schwarzem

<sup>276</sup> CH 3, Darmstadt, d. 9. Jul. 1818, "Jagiellonska".

<sup>277</sup> Vgl. Carl Ramshorn: Geschichte der merkwürdigsten deutschen Frauen (IV., 38), S. 384 f.

<sup>278</sup> Vgl. Wolfgang Promies: Reisen in Zellen durch den Kopf. Ansichten von der Aufklärung, in: Promenade 7, hrsg. von Gert Ueding, Tübingen 1997, S. 85 ff.

<sup>279</sup> Samuel Thomas Sömmerring veröffentlichte 1793 den Aufsatz »Beschaffenheit der Schnürbrüste« . Vgl. Wolfgang Promies: Aufklärung über Lichtenberg, Göttingen 1974, S. 20.

<sup>280</sup> Georg Wedekind: Die Diätetikvorlesung 1789/90, zit. nach Martin Weber (III., 163), S. 409. und Aufklärung über Lichtenberg, Göttingen 1974, S.



Abb. 22: Bürgerliches Kleid um 1780



Abb. 23: Haube und Kleid aus Velour und Spitze, Frankreich ca. 1815

Zeuche, von haltbarem Stoffe, sey es nun Atlaß , Sammt, Mohr- oder Nonnenzeuch wieder! Verziert die langen Aermel mit Schnüren und Bauschen, umgebt den Hals mit anmuthigen Kragen, gestickte, Spitzen-, einfache, je nachdem Stand, Vermögen, Geschmack es heischen!<sup>281</sup> Auch Helmina war eigentlich der Mode, wie ihr Sohn später bezeugt, völlig abholt. Wilhelm von Chézy schreibt in seinen Erinnerungen: „Wie die Unordnung der Wohnung, verziehen die Bekannten der Dichterin auch die Fahrlässigkeit der eigenen Erscheinung. Helmina kleidete sich schlecht, selbst wenn sie in neue Kleider von theurem Stoffe gehüllt war, sah sie „schlampert“ aus.“<sup>282</sup> Aber nicht nur fehlende Eitelkeit oder gar

Nachlässigkeit liesen die Frauen zu bequemeren Kleidern greifen, sondern ein weibliches Selbstverständnis das mit den Einsichten der Zeit korrespondierte.

Nach diesem kleinen Ausflug in die Kulturgeschichte der Mode möchte ich auf Metas Tätigkeit bei Cotta zurückkommen. Ein Teil der Korrespondenzberichte aus dem Jahr 1820 ist mit dem Kürzel Stf.Hm. unterzeichnet. Aus einem späteren Brief an den Verlag Cotta wird ersichtlich, daß Meta Liebeskind damals einen jungen Mann (Hm.)<sup>283</sup> protegiert und an Cotta vermittelt hat. Die Honorare werden weiterhin an sie überwiesen, so daß wir lediglich von einer Zusammenarbeit ausgehen dürfen. Insbesondere die Berichte über die Karnevalsaktivitäten in München in den

<sup>281</sup> Was Sitte, was Mode sey, oder Teutscher Frauen Volkstracht, von Helmina von Chézy, in: Journal des Luxus und der Moden, Teilnachdruck aus den Bänden 21-30, 1806-1815 (V., 8), S. 48.

<sup>282</sup> Wilhelm von Chézy: Morgenblatt Nr. 39, 1858, S. 290.

<sup>283</sup> Bei der Gleichgestimmtheit zwischen Meta Liebeskind und Helmina von Chézy könnte man bei dem Kürzel Hm. auch auf Helmina verfallen. Aber 1. handelt es sich um einen jungen Mann und 2. brauchte die Chézy Meta Liebeskind für ihre Veröffentlichungen nicht.

Nummern 39 bis 51 dürften Meta etwas überfordert haben, denn diese vielen Veranstaltungen wollten ja alle besucht sein. Vielleicht kam sie damals auf die Idee, einen jungen Gehilfen hinzuzuziehen. Ich gebe an dieser Stelle den Brief des jungen Korrespondenten vom Juli 1820 in seiner ganzen Länge, nach dem Original transkribiert, wieder:

„München den 6. Juli 1820.

Verehrliche Verlagshandlung

und

Redaktion des Morgenblattes!

Ich bedaure sehr, am Morgenblatt nicht mehr mitarbeiten zu können, und deßwegen außer Verhältniß mit der so geschätzten Redaktion treten zu müßen. Allein ich habe zuviel Achtung für das Geschäft eines Korrespondenten dieser Zeitung, als daß ich ihm nicht, wenn ichs ferner versähe, einen bedeutenden Theil meiner Zeit, wie bisher, widmen sollte. Das letztere ist mir aber unmöglich, da meine pekuniären Verhältnisse mich nöthigen, immer gegen sogleich, d.i. monatlich oder wenigstens vierteljährig erfolgende Bezahlung zu arbeiten.

Indem ich die geachtete Verlagshandlung hievon in Kenntniß setze, ersuche ich dieselbe, mir das bedungene Honorar für 5 Berichte über 4 Monatnummern

nach der Zahl der Spalten nebst den Nummern, worin jene abgedruckt sind, gefällig postfrey zu übersenden, und bestehe mit besonderer

Hochachtung

Stf. Hm.

Adresse: Frau von Liebeskind“

Wenn man die Namensliste der Korrespondenten durchschaut<sup>284</sup>, die zwischen 1820 und 1830 für Cotta gearbeitet haben, läßt das Kürzel *Hm.* lediglich auf Hormayr<sup>285</sup> schließen. Bei dem Kürzel *Stf.* handelt es sich offenbar um einen Lesefehler seitens der Redaktion des Morgenblattes, den Meta Liebeskind nicht korrigiert haben wollte. Ihre Unterschrift unter den Schelling-Briefen, die sie entweder gar nicht unterschreibt oder bei fünf von neun Briefen lediglich mit ihren Initialen *ML.* kennzeichnet, schaut im Original wie folgt aus:

<sup>284</sup> Diese ist im DLA Marbach, Cotta-Archiv, vorhanden (Liste der Honorarempfänger).

<sup>285</sup> Josef Freiherr von Hormayr, politischer Publizist (1781-1848). Lebenslauf vgl. Bosls (IV., 3), S. 372. Für eine Mitarbeit des jungen Hormayr spricht, daß in der Nr. 73 zwei historische Werke besprochen worden sind, die auf sein Konto gehen könnten. Allerdings lebte Freiherr Josef Hormayr damals noch in Wien, wo er seit 1816 als „Österreichischer Reichshistoriker“ fungierte. Gegen Hormayr spricht, daß er über Jahre hin die Korrespondenznachrichten für Wien lieferte. Allerdings muß Josef Hormayr auch hochrangige Kontakte nach München unterhalten haben. 1827 erhielt er die Berufung von König Ludwig I. publizistisch im Sinne Bayerns tätig zu werden an. Zu seinen Freunden gehörte der schon erwähnte Eduard von Schenk. Es ist somit nicht ganz auszuschließen, daß es Hormayr war, der sich an Meta Liebeskind wandte und um Vermittlung bei Friedrich Cotta bat.

(aus Brief Nr. 4, Meta an Schelling)

(aus Brief Nr. 8, Meta an Schelling)

Diese Initialen in *Deutscher Schreibschrift* (Kurrentschrift) sind leicht als Stf. zu lesen, zumal M und L nicht getrennt sind, sondern schwunghaft verbunden und nur mit einem Punkt bedacht werden.<sup>286</sup>

Im Jahr 1820 sind acht Berichte mit Stf. Hm. unterzeichnet, während Meta Liebeskind für insgesamt zwanzig Korrespondenznachrichten honoriert wurde, zwölf sind ohne Initial abgedruckt.

In zwei Nummern aus dem Jahr 1820, die ebenfalls an Meta Liebeskind honoriert wurden, taucht allerdings das Kürzel *Hßm* auf. In diesen Nummern werden fast ausschließlich Bücher und Theaterstücke besprochen. Noch weniger als das Kürzel *Hm*. ist *Hßm*.<sup>287</sup> den namentlich bekannten Mitarbeitern des *Morgenblattes* zuzuordnen.

Jedenfalls setzt sich Meta Liebeskind 1826 für eine Wiederbeschäftigung ihres jungen Feundes (Hm) ein. Im Brief vom 21. August 1826<sup>288</sup> schreibt sie an Friedrich Cotta: „Ew. Hochverehrtester erinnern sich noch ans Gerede Ihres einstigen Correspondenten für das Morgenblatt 1820, dessen Berichte über Literatur, bestehende Ansichten, Zeitereignisse, so Sie u. die geistreiche Redaktrice der Aufnahme vorzüglich werth erachteten. Veränderte Dienstverhältnisse setzten damals den jungen Mann ausser Stand, seine Correspondens fortzusetzen u. er mußte mehrere Anforderungen von Fr. v. Huber vorbestimmt gehen lassen. Gegenwärtig hat er an Musse gewonnen, so wie an reichhaltigerer Sicht; u. seine Kenntnisse, so wie die von Ew. so seherisch erfasste anerkannte Gediegenheit seiner Urtheile u. seiner Schreibart hat sich seit sechs Jahren Grames nicht vermindert. Mit Freude u. durch die rauhen Zeitereignisse gesteigerten Eifer bietet er Hn. Hofrath vorzugsweise vor allen anderen Zeitschriften zuerst u. aufs neue seine Dienste an. Finden Sie ihn Ihres Vertrauens noch werth, u. glauben Sie daß er auch vielleicht neben dem jetzt bestehenden Correspondenten noch wenigstens interessante Leser würbe, da der Stoff so reicher u. die Ansichten bunter, - welche oft verschieden sind - so haben Sie die Gnade, mich sobald es seyn kann mit „den Bedingungen, mit Bestimmung der Fächer, die Sie vorzüglich ihm zu übertragen wünschen u. den Zeitpunkt, wo seine Sendungen anfangen sollen bekannt zu machen. In jedem Falle ersuche ich Ew. um einige Zeilen Antwort.“

Offiziell hatten zu dem Zeitpunkt Wilhelm und Hermann Hauff die Redaktion des Blattes inne. Wahrscheinlich aber wußte Meta auch, daß die junge Frau von Cotta<sup>289</sup> sehr großen Einfluß auf die

<sup>286</sup> Auch die Widmung in Meta Liebeskinds Übersetzung von »The Life of Samuel Johnson« (1794) ist mit M.L. unterzeichnet.

<sup>287</sup> Es könnte sich um den in Kapitel VIII. FN Nr. 34 erwähnten Architekten Friedrich Maximilian Hessemer handeln, der damals Georg Moller assistierte und auch als Lyriker bekannt wurde.

<sup>288</sup> Meta Liebeskind an Friedrich Cotta, Cotta-Archiv, Marbach.

<sup>289</sup> Sophie Freifrau von Cotta geb. Freiin von Adlerflycht.

Redaktion ausübte. Der Brief endet: „Sollte Ihr Herr Sohn<sup>290</sup>, den ich in München kennen lernte, mit seiner liebenswürdigen jungen Gemahlin wieder bei Ihnen seyn, so wünschte ich mein Andenken bei Ihm und den so vergnüglichen Damen seiner Umgebung erneuert zu sehen.“

Marie Körner<sup>291</sup> schreibt 1833, damals bereits Witwe, an Caroline von Wolzogen: „Ich danke Ihnen innig für das freundliche Walten mit Cotta für mich. Interessant ist mir, daß der Sohn Cotta sich der Angelegenheit annimmt, und daß die Alleinherrschaft von Frau von Cotta aufhört.“<sup>292</sup>

Der Verleger Johann Friedrich Cotta ist auf Meta Liebeskinds Vorschlag, den ehemaligen Korrespondenten *Hm.* erneut zu engagieren, nicht eingegangen. Die Korrespondenten, die im Morgenblatt nach dem Brief vom August die Münchner Berichte lieferten, sind im September von Plötz<sup>293</sup>; die Nr. 248, 249 und 250 übernahm Eduard Gans<sup>294</sup>, der eigentlich für die Nachrichten aus Berlin zuständig war. Die Dezember-Nummern wurden erneut von Plötz bedient, der auch bis Mitte des Jahres 1827 als Hauptlieferant fungiert. Der September 1827 wurde durch Auszüge aus »Ansichten über die Nachtseiten der Naturwissenschaft« von dem Schelling-Anhänger Gotthilf Heinrich Schubert, überbrückt. Erst im Oktober übernimmt ein Herr Heilbronner oder Hailbronner<sup>295</sup> die Rubrik *Correspondenz-Nachrichten aus München*.

Als gesichert kann festgehalten werden, daß Meta Liebeskind, die für Cottas *Morgenblatt* tätig war, versuchte dort einen jungen Freund zu lancieren, dessen Name leider im Dunkeln bleiben muß, und mit Friedrich Cotta ein eher enges, eben kein reines Geschäftsverhältnis, pflegte. Um ein abschließendes Bild des erfolgreichen Verlegers, Johann Friedrich von Cotta, zu vermitteln, möchte ich an dieser Stelle Heinrich Heine zitieren, der in den Jahren 1828 bis 1846 als Mitarbeiter der *Allgemeinen Zeitung* und als Lieferant für das *Morgenblatt* tätig war. Heinrich Heine schreibt am 26. März 1852 an Cottas Sohn Georg und damaligen Verlagsinhaber einen Brief, der die Verehrung für den Verlagsgründer spüren läßt: „Da tritt oft vor meine Seele das Bild Ihres seligen Vaters, des wackern würdigen Mannes, der mit der vielseitigsten deutschen Ausbildung einen in Deutschland seltenen praktischen Sinn verband, der so brav und so ehrenfest war, auch so höflich, ja hofmännisch höflich, so vorurteilsfrei, so weitsichtig, und der bei seinen großen Verdiensten um die geistigen wie materiellen Interessen des Vaterlandes, dennoch von einer so rührenden Bescheidenheit war, wie man sie nur bei alten braven Soldaten zu finden pflegt. Das war ein Mann, der hatte die Hand über die ganze Welt!“<sup>296</sup>

Ob Meta Liebeskind mit Heinrich Heine jemals zusammentraf, ist nicht verbürgt, zumal die Liebeskinds 1827 bereits nach Landshut übersiedelt waren. Heine trifft im Dezember desselben

<sup>290</sup> Johann Georg Freiherr Cotta von Cottendorf (1796-1863), übernahm offiziell erst 1832, nach dem Tod des Vaters, den Verlag.

<sup>291</sup> Christian Gottfried Körner starb 1831.

<sup>292</sup> Brief vom 1. Februar 1833, in: Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen (I., 152), S. 356.

<sup>293</sup> Johann Edler von Plötz (1786-1856) Dramatiker.

<sup>294</sup> Eduard Gans (1798-1839) studierte Jura in Berlin, Göttingen und Heidelberg. Als Hegelschüler promoviert er 1819 und habilitiert sich 1820. Von Hardenberg gefördert, aber infolge des anfänglichen Widerstands Altensteins wird er erst 1828 Professor der Rechtswissenschaft in Berlin. Gans war bemüht, die Ergebnisse der Hegelschen Philosophie für die Rechtswissenschaft umzusetzen und ist Mitbegründer des „Jahrbuchs für wissenschaftliche Kritik“ sowie Mitherausgeber der Hegelschen Gesamtausgabe aus dem Jahr 1832 ff.

<sup>295</sup> Karl von Hailbronner (1789-1864), seit 1809 Offizier im bayerischen Heer. Von „Heilbronner“ oder „Hailbronner“ existiert kein Schriftverkehr mit dem Cotta-Verlag. Er taucht lediglich als Honorarempfänger in der Liste auf. Nur wenn man einen erneuten Lesefehler, m statt nn, unterstellen wollte, könnte es sich bei dem geheimnisvollen jungen Freund auch um Hailbronner handeln. Vgl. Liste der Honorarempfänger, Marbacher Cotta-Archiv.

<sup>296</sup> Zit. nach: Cotta und das 19. Jahrhundert (VI., 2), S. 63.

Jahres in München ein, wo er mit Cotta jun. und dessen Frau verabredet war. Georg Cotta bietet ihm die Stelle als Redakteur der »Neuen allgemeinen politischen Annalen« mit einem Jahresgehalt von 2000 Gulden an. Am 1. Januar 1828 nimmt Heine offiziell seine Arbeit als Redakteur für die Zeitung auf. In dieser Münchner Zeit tritt er auch mit Eduard Schenk in engere Verbindung, der versucht, für Heinrich Heine beim König eine Anstellung als außerordentlicher Professor zu erwirken. Dazu kommt es leider nicht, denn Heine scheint in München nicht sonderlich glücklich gewesen zu sein. Immer wieder klagt er über das Münchner Klima, das ihn trotz Cottas Großzügigkeit, die er ebenfalls in mehreren Briefen erwähnt, nicht mit der Stadt und ihren Einwohnern versöhnen kann. An Moses Moser, seinen Berliner Freund, schreibt er im April über seine Münchner Eindrücke und Empfindungen: „Ich bin eine von Cottas teuersten Puppen <...> Ich steh hier allein <...>. Um mich herum nichts als ein Meer von kleinen Seelen.“<sup>297</sup> Am 8. August 1828 verläßt Heine München in Richtung Italien.

Auch Meta Liebeskind beklagt sich in diesen Jahren gehäuft über die *kleinen Seelen*, die sich mit Staat und Gesellschaft zu arrangieren wußten. Es sind vor allem ihre protestantischen Charakterzüge, die in den Briefen jener Jahre auffällig hervortreten. Aus einigen Briefen an Therese Huber können wir ein wenig Metas Gedankenwelt erschließen. Der Kontakt zwischen Meta Liebeskind und Therese Huber, der ehemaligen Redakteurin<sup>298</sup> des Morgenblattes, war weiterhin freundschaftlicher Natur, wenn auch verhalten. Vielleicht war aber auch Therese in ihren Urteilen und Verurteilungen nicht mehr ganz so streng. Das Gemeinsame oder doch Ähnliche ihrer Schicksale und ihres Erlebens muß in dieser Zeit stärker geworden sein. Vor allem konnten die beiden nun ungehemmt ihre Jugenderinnerungen austauschen. In einem Brief vom 30. Januar 1820 äußert sich Meta über den gemeinsamen Bekannten Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, der zuvor seine Biographie über den berühmten Schauspieler Schröder veröffentlicht hatte: „Schröder lese ich mit viel Interesse. Welch sonderbares Gefühl, sich diesen Meyer, den wir in übermüthiger Jugendkraft kannten und den unsere Einbildungskraft immer noch so sieht, als hinfälligen Greis zu denken.“<sup>299</sup>

### 7.3.3 Politische Betrachtungen

In einem Brief an Schelling vom September 1805 berichtet Meta Liebeskind über die Ereignisse in Ansbach, die der Dritte Koalitionskrieg verursachte. Napoleon war es gelungen, die größeren süddeutschen Staaten als Verbündete gegenüber dem Reich für seine Interessen zu gewinnen. Diese Alliierten wurden durch weitreichende politische Konzessionen belohnt; Bayern und Württemberg wurden zu souveränen Königreichen erhoben und konnten somit das neue Ideal der uneingeschränkten Staatssouveränität in ihrem Innern verwirklichen. Augsburg und Nürnberg wurden Bayern sofort inkorporiert. Meta schreibt darüber: „Sonntags liefen die Berichte der benachbarten Beamten aus Roth u. Gunzenhausen<sup>300</sup> ein, daß die Franzosen Quartier angesagt hätten - auch dieses konnte den hiesigen Gläubigern die Augen nicht öffnen - man nahm es als Spas - das Casino war noch nie so lustig, so brillant, so voll Spieltische. Heut früh kamen Briefe aus Bayreuth <...>, daß zuverlässig nur an Tausch zu denken sey, daß unsere Truppen Order hätten, Nürnberg zu besetzen - eine halbe Stund weither kam Bernadotts merkwürdige Proklamation, an Schuckmann<sup>301</sup>

<sup>297</sup> Brief vom 14. April 1828 an Moses Moser (1796-1838). Zit. nach: Heine Chronik, zusammengestellt von Fritz Mende (III., 100), S. 60. Moser war Bankangestellter in Berlin und Mitbegründer des jüdischen Kulturvereins; gehörte zu den engsten Freunden Heines in Berlin.

<sup>298</sup> Therese war bis 1823 Redakteurin des Cottaschen Morgenblatts, danach lebte sie in Ulm.

<sup>299</sup> Ludwig Geiger: Aus Therese Hubers Herzensleben, DLA Marbach, S. 80.

<sup>300</sup> Roth und Gunzenhausen sind Kleinstädte in der Nähe von Nürnberg

<sup>301</sup> Schuckmann, Friedrich, Freiherr von (1775-1834): Preußischer Staatsmann, zunächst in Berlin, Breslau, Bayreuth und Ansbach. 1810 auf Veranlassung Hardenbergs Geheimer Staatsrat im Ministerium des



-, die dieser in der höchsten Bestürzung sogleich im Saal verlas: daß zufolge der Übereinkunft mit Preußen er Befehl vom Kaiser habe, Ansbach für Bayern zu besetzen, so wie Preußen Hannover besetzt habe, daß er noch heute einrücken würde, daß er strenge Disziplin verspräche, aber auch gute Aufnahme der Truppen erwartete; daß Kosten u. Vorräthe (le revenes et le resources du pays) sogleich in Sequester<sup>302</sup> genommen werden sollten, übrigens aber man uns in Gnaden gewogen sey. - Nun waren denn auf einmal die Augen geöffnet, und obwohl zweifelnd ob unser treuer König um alles dies wüßt - haben doch die Präsidenten und Häupter der Stadt Bernadotte, der Nachmittags eintraf, als provisorischen Herrscher empfangen u. ihn in die Königlichen Zimmer quartiert - <...> Die verblendeten Patrioten halten es noch diesen Augenblick für eine kühne List von Bernadott, u. sind überzeugt, daß der König nicht eingewilligt hat, nicht einwilligen wird. Desto schlimmer für uns, wenn dem so wäre - Der Schlaue hat den armen König mit seinen vortrefflich postierten Armeen so eingezingelt, daß dieser nicht Hand u. Fuß rühren kann. Unbegreiflich, wie er ihn hat dahin bringen können, alles Militär zu demobilisieren. Nie hat man etwas Dümmeres gesehen. Übereinkunft kann es nicht seyn (was auch wie andere Perthes<sup>303</sup> behauptet) sonst hätte Preußens Finanzgeist gerade nicht die vollen Cassen hier gelassen. Alle Gelder, die man vor wenigen Monaten sauvirt<sup>304</sup> hatte, sind wieder hergeschafft u. überdies für mehr als 700,000 Gulden Getreide vorrätig. <...> - Von unserm Schicksal, von allen künftigen Einrichtungen der Dinge wußten wir noch durchaus nichts. - Bayreuth<sup>305</sup> fällt noch ihrem Salzburger zu, weil er mit seinem zugewiesenen Theil nicht zufrieden war, Nürnberg u. Erlangen kommt mit an Bayern. Über Bamberg sind die widersprechendsten Gerüchte. Etwas officielles weiß durchaus niemand. <...> Sobald ich etwas Bestimmteres erfahre, schreib ich es Ihnen.“<sup>306</sup>

Meta hing an dem preußischen Verwaltungssystem an, dem sich vor allem ihr Ehemann verpflichtet fühlte, und verstand nicht, daß ein bis dahin gut funktionierendes Staatswesen sich Napoleon unterordnete. In obigem Brief an Schelling schimmert ein wenig die Hardenbergsche Argumentation durch, wonach England, Preußen und Österreich zusammengehörten<sup>307</sup> und die preußische Staatspolitik auf den Diktator zugleich mit einem Um- und Neubau im Innern, einer *Revolution von oben* (nicht zuletzt um die von unten aufzufangen) reagierte, um Napoleon Schach bieten zu können. Mit den Patrioten, die nicht glauben mögen, daß der König sich Frankreich unterworfen hatte, konnte sie sich nicht identifizieren.<sup>308</sup> Sie erkennt Napoleons Machthunger, der durch Rangerhöhung der süddeutschen Staaten gegen Preußen und Österreich agierte, und sieht ganz nüchtern die Vor- und Nachteile für Preußen und Bayern, insbesondere für ihre Heimat Ansbach und Umgebung. Im gleichen Brief bemerkt sie recht hellsichtig: „Soviel sehen wir, daß der

---

Innern, übernahm 1819 neben dem allgemeinen Polizeidapartment die Verwaltung der Sicherheitspolizei und wurde damit polizeilicher Leiter der Demagogieverfolgung in Preußen. Vgl. Herbert Scuria: Rahel Varnhagen. Die Große Frauengestalt der Romantik (III., 146), S. 512.

<sup>302</sup> Sequester; Beschlagnahme eines strittigen Gegenstandes.

<sup>303</sup> Perthes, Friedrich Christoph (1772-1843), Hamburger Buchhändler und Verleger.

<sup>304</sup> sauvirt: sichergestellt.

<sup>305</sup> Bayreuth fiel nicht an Österreich, sondern wurde 1807 von den Preußen an Napoleon abgetreten, der es 1810 Bayern überließ. Mit dem Salzburger muß Erzherzog Ferdinand von Österreich gemeint sein, der 1805 Salzburg als Ersatz für die Toskana erhielt.

<sup>306</sup> Schell 2, B-B AdK, Berlin.

<sup>307</sup> Die Bittschrift aus dem Jahr 1806: „Einwohner des Markgrafenthums Anspach an Sr. Majestät den König von Preußen, nebst Bemerkungen eines Anspachischen Beamten“ ist erhalten und blieb wie wir wissen unerhört. 1806 wurde Ansbach von Preußen an Bayern abgetreten. Vgl. Achim von Arnim und Clemens Brentano, hrsg. von Hartwig Schultz, (I., 127), S. 866.

<sup>308</sup> Vgl. Richard Nürnberger: Französische Revolution und Napoleon, S. 163 in: Propyläen Weltgeschichte, Bd. 8; Hans Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1 (III., 173), S. 364 f.

Dictator dies Land zuvor auspressen wird, so wie alle, u. die dann hinwirft.“<sup>309</sup> In ihrer Einschätzung Napoleons konnte sie sich ohnehin auf die Erfahrungen ihres Bruders stützen, der bereits 1800 in den „Vertrauten Briefen“<sup>310</sup> seine Skepsis gegenüber dem Machtmenschen Bonaparte ausdrückte. Meta erahnt bereits die psychologischen Komponenten von Napoleons Persönlichkeit, die später in Personenkult, Zentralismus und totalitärer Herrschaft gipfeln werden.

1819 beklagt sich Therese Huber bei Wilhelmine Wedekind, Metas Schwägerin: „Von Meta hör ich sehr selten etwas. Sie hat an den Landständen lebhaften Antheil genommen, und die wenigen Briefe die sie mir während ihnen schrieb, erinnerten mich lebhaft an das Jahr 92 - sie war noch eben so lebendig darinn und auch wieder in der Opposition.“<sup>311</sup> Therese charakterisiert Meta in diesen Zeilen als „ewige Revolutionärin“, aber nicht ganz deutlich wird, worauf sich Metas Staatskritik wirklich bezog, mit welchen Kreisen sie sich verbündete oder sympathisierte. Seinerzeit bestimmte Maximilian von Montgelas<sup>312</sup> die bayerische Innen- und Außenpolitik. Seit Antritt Montgelas‘ 1799 hatte man mit umfassenden Reformen innerhalb des absolutistischen Kurfürstentums begonnen. Dazu gehörten die Vereinheitlichung der Behördenorganisation und die Trennung von Jusitz und Verwaltung. Montgelas als energischem Bekämpfer des Ultramontanismus war es zu verdanken, daß Protestanten seit 1801 Wohnurlaubnis gewährt wurde. (Nicht zuletzt aufgrund der Heirat seines Fürsten mit einer protestantischen Prinzessin aus Baden). Bayern gehörte seit 1806 zu den Rheinbundstaaten, was Meta, wie wir gesehen haben, als Schwäche des 1805 von Napoleon zum Bayerischen König erhobenen Landesherrn ansah.

Erstmals 1808<sup>313</sup> war Bayern unter König Max I. Joseph eine Konstitution gegeben worden, deren repräsentativen Organe allerdings nie zusammentraten. Immerhin wurde die öffentliche Fürsorge und Hygiene den Staatsangelegenheiten zugeordnet, ebenso das gesamte Schulwesen. Aber den radikalsten Schritt vom aufgeklärten Absolutismus zum modernen Staat hat Montgelas nicht vollzogen: er hat den *Code civil* in Bayern nicht eingeführt. Wenn Meta damals, d.h. zwischen 1808 und 1819, sich für die Landstände einsetzte, so bedeutet dies, daß sie die Verfassungsfrage intensiv mitverfolgte und den Sturz Montgelas (1817) kritisch betrachtete. In der anschließend gebildeten Regierung waren zunächst als Außenminister Graf Rechberg, als Innenminister Graf Thürheim und als Finanzminister Freiherr von Lerchenfeld<sup>314</sup> ausschlaggebend. Neben ihnen hatte der Generaldirektor im Innenministerium Freiherr von Zentner eine bedeutende Stellung inne. Innerhalb der Regierung bildeten sich bald zwei Parteien. Die reaktionäre Ministergruppe, zu der Rechberg und Thürheim zählten, trug sich ständig mit dem Plan eines Staatsstreiches; sie wollten die Verfassung gewaltsam beseitigen und zu einem absolutistisch-ständischen System zurückkehren. Der Sturz des Ministeriums Montgelas ging aber wesentlich auf den Einfluß des Feldmarschalls Fürst Wrede

<sup>309</sup> Schell 2, B-B AdW.

<sup>310</sup> »Vertraute Briefe über die Revolution des 19. Brumaire«, Personalbibliographie Wedekinds Nr. 65, 66 und 68. Diese Briefe hatte Georg Wedekind 1800 anonym herausgegeben und als Übersetzung aus dem Französischen getarnt. Vgl. Martin Weber: Georg Wedekind (III., 171), S. 36 ff.

<sup>311</sup> Brief vom 25.8.1818 an Wilhelmine Moller (PBH), befindet sich heute im HSTA. Darmstadt.

<sup>312</sup> Maximilian Montgelas (1759-1838) war von 1799 Außen-, 1803-1806 Finanz- und 1806-1809 Innenminister. Unter seiner Führung geriet Bayern zum Prototyp eines Staates des aufgeklärten Absolutismus. Zu seinen eifrigsten Anhängern gehörte Heinrich von Schenk. Montgelas war im übrigen ein häufiger Gast im Hause Schenks, so daß Meta ihn wirklich aus der Nähe kannte. Mehrmals erwähnt sie Montgelas in den Briefen an Schelling. Vgl. auch Victor Goldschmidt: Eduard von Schenk (III., 40), S. 16.

<sup>313</sup> Man konnte in Bayern auf die Verfassung von 1808 aufbauen, die der des Königreiches Westfalens ähnelte und die ersten Ansätze eines modernen Staatsgebildes enthielt. Vgl. Propyläen Welt-Geschichte. Das neunzehnte Jahrhundert, Bd. 8, S. 137 f.

<sup>314</sup> Maximilian Freiherr von Lerchenfeld (1778-1843), bayr. Finanzminister und Gesandter des Bundestags. Meta Liebeskind kannte ihn bereits aus Ansbach.

zurück, der zusammen mit Lerchenfeld und Zentner zur Gruppe der Verfassungsfreunde gehörte, ohne sich liberalen Anschauungen hinzugeben. Er vertrat die Interessen Bayerns auf dem Wiener Kongreß energisch und sorgte für einen schnellen Abschluß der Verfassung von 1818<sup>315</sup>. Die bayerische Verfassung von 1818 wurde in der Absicht geschaffen, sich nicht vom Deutschen Bund zu isolieren, sondern einen ersten Platz in ihm einzunehmen. Wenn Therese Huber sagt, daß Meta an den „Landständen großen Antheil“ genommen habe, so ist damit gemeint, daß sie für eine moderne Repräsentativverfassung eintrat, die Montgelas als zwar fortschrittlich denkender, aber dem absolutistischen Königtum zutiefst verbundener Politiker, ablehnte.<sup>316</sup>

Zwei Briefe aus dem Jahr 1819 belegen Metas Gerechtigkeitssinn. In einem undatierten Brief an Therese berichtet sie über Karl Heinrich von Lang<sup>317</sup>, der die Schrift »Hammelburger Reisen« verfaßt hatte, die gegen die deutsche Kleinstaaterei gerichtet war. Wahrscheinlich ganz im Sinne der Karlsbader Beschlüsse wurde Lang, damals Kreisdirektor in Ansbach, bespitzelt: „Die Sache mit Lang ist wahr und auch nicht wahr. L. wurde schon vor zwei Jahren bei einer Reise nach Nürnberg vom Generalkommissar Drechsel in Ansbach dem Nürnberger Polizeidirektor Wurm zu geheimer polizeilicher Aufsicht und Beobachtung alles seines Thuns, Lassens und Redens empfohlen. Wurm, ein Freund von Lang und in dem Augenblick mit Drechsel unzufrieden, beging die Pflichtverletzung, dem Lang den Brief mitzuteilen. Dieser schwieg bis zur Ständeversammlung und trat dann mit einer förmlichen Anklage gegen Drechsel wegen Missbrauchs der Amtsgewalt auf, worin er auf Absetzung und Zuchthausstrafe antrug. Drechsels Freunde <...> siegten: Lang erhielt vom Ministerium einen Verweis wegen seines ungebührlichen Betragens gegen Drechsel, welchem noch besondere Satisfaktion zu nehmen vorbehalten sei. Seine Schriften und vielfachen Brochüren sind nie verboten worden: im Gegenteil haben Montgelas und selbst der König sich sehr daran ergötzt (obwohl letzterer gesagt hat der Saukerl schreibt doch gar zu arges Zeug), allein dass Lang unter solchen Umständen nicht an einem Orte mit Drechsel leben mag, ist natürlich; deswegen hat er um ein Jahr Urlaub nach Wien angehalten und ist dahin gereist.“<sup>318</sup> Meta Liebeskind beschreibt in diesem Brief die grotesken Folgen, die mit den Karlsbader Beschlüssen verbunden waren. Wenn der König und sein Minister ehemals die Schriften Langs ergötzlich fanden, nach 1818 dieser aber bespitzelt wird und sich lediglich durch das taktische Verhalten eines Gesinnungsfreundes vor der Strafe retten kann, so zeigt ein solcher Vorfall die Macht, aber auch die Ohnmacht der Staatsoberhäupter, die diese Schnüffeleien verordneten. Gentz, der Berichterstatter Metternichs, wie auch dieser selbst waren sich des kontraproduktiven Effektes der Einschränkungen der Pressefreiheit und der Hochschulen durchaus bewußt. Im Brief von Gentz an Metternich vom 29. März 1819 ist zu lesen: „Steinlein<sup>319</sup> hat mir aus München geschrieben, meine Bemerkungen über die erste Periode der Ständeversammlung wären dort mit großem Beifall aufgenom-

<sup>315</sup> Vgl. Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789 (III., 66), S. 361.

<sup>316</sup> Vgl. Theodor Schieder: Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich (III., 136) S. 14 f.; Helmut M. Müller: Schlaglichter der deutschen Geschichte (III., 105), S. 132 ff.; Georg Kaufmann: Geschichte Deutschlands im Neunzehnten Jahrhundert (III., 74), S. 124 ff. Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789 (III., 66); Karl Otmar von Aretin: Bayerns Weg zum souveränen Staat (III., 1), S. 236. Die Trennung zwischen der landständischen und der Repräsentativverfassung wurde erst 1819 durch eine Schrift von Friedrich Gentz (eine nachträgliche Konstruktion) konkreter umrissen. Bis dahin wurde der Begriff „landständische Verfassung“ weiterverwendet bzw. synonym gebraucht.

<sup>317</sup> Karl Heinrich Ritter von Lang (1764-1835), Historiker, 1815-1817 Kreisdirektor in Ansbach. Weitere Werke: „Historische Entwicklung der deutschen Steuerverfassung“ (1798); „Geschichte der Jesuiten in Bayern“ (1819). Seine Memoiren wurden postum 1842 veröffentlicht. Siehe auch Kapitel IX, FN Nr. 9.

<sup>318</sup> Brief zit. nach Forschungen zur Geschichte Bayerns, hrsg. von Karl von Reinhardstöttner, Berlin 1901, S. 49. Das Jahr 1819 ist mit Fragezeichen versehen. BSTABibl. München.

<sup>319</sup> Johann Gottlob Freiherr (Graf) von Stainlein-Saalenstein (1785-1833), bayerischer Geschäftsträger, später Gesandter in Wien.

men worden; man verberge sich gar nicht, daß die Sachen schlecht ständen, sei aber fest entschlossen, den Fortschritten des Übels in den Weg zu treten.“<sup>320</sup> Mit dem Übel sind die sogenannten Demagogen gemeint, die trotz staatlicher Gewaltandrohung nicht so leicht zum Schweigen zu bringen waren.

In dem zweiten Brief an Therese von 1819 beklagt sich Meta über ihren langjährigen Bekannten Schlichtegroll: „Der liebe Freund Schlichtegroll laviert noch immer mit lauem Winde. Er möchte gern deutsch und liberal sein, wozu eigentlich das Gemüt ihn treibt, allein die Minister, die Söhne! Er findet sogar jetzt (da er den Aretin braucht), dass der Mann im Grunde doch ein gutes Herz habe, und schreibt ihm sogar die überaus schöne Schrift über Gentz zu.“<sup>321</sup> Schlichtegroll war seit 1807 Direktor der Münchner Hofbibliothek und dadurch ständig mit Freiherr von Aretin, dem damaligen Oberhofbibliothekar, konfrontiert. Etwas verwirrend an diesem Text muten die Worte: „die überaus schöne Schrift über Gentz“ an. Sollte Meta Liebeskind im Alter zu einer Anhängerin von Gentz geworden sein? Sie kannte Friedrich Gentz von ihrer Freundin Elisabeth von Stägemann, welche Gentz in seiner Jugend sehr verehrte, und Gentz war wie Meta ein Erzfeind Napoleons. In seinen politischen Ansichten wechselte er wie viele Deutsche vom anfänglichen Befürworter der französischen Revolution zum Franzosenfeind und zuletzt wurde er Sprachrohr des konservativen Fürsten Metternich.

Wahrscheinlicher ist jedoch eine andere Interpretation. Meta drückt sich in den wenigen Briefen, die mir von ihr zugänglich sind, in politischen Dingen, obwohl oder auch weil sie an der Tagespolitik großen Anteil nahm, immer sehr verhalten aus, gerade so als könnte deren Inhalt sie denunzieren. Aus den wenigen Briefen können wir darüber hinaus ersehen, daß sie in den höchsten Gesellschaftskreisen verkehrte. Zu konstatieren bleibt, daß sie sich in der Münchner Gesellschaft sehr diplomatisch bewegt hat. Außerdem fühlte sie sich durch die Stellung und den Charakter ihres Ehemannes zur Zurückhaltung verpflichtet. Darüber hinaus dürfte sie aus ihren Jungenerfahrungen gelernt haben, daß man zu deutliche Parteinahme besser vermeidet. Die „überaus schöne Schrift über Gentz“ dürfte ironisch gemeint sein und Meta Liebeskind spricht von der Rezension der 1819 neu aufgelegten Schrift »Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbesteigung alleruntertänigst überreicht«, von Friedrich Gentz erstmals 1797 publiziert.

Im Brief vom 3. November 1825 drückt Meta Liebeskind ihre hohen Erwartungen an den neuen Bayrischen König aus. Sie schreibt an Therese: „Neues, Liebste, kann ich Ihnen nicht sagen, weil das meiste unzuverlässig, and besides it is dangerous to write. Was wir sehen und hören, lässt uns ernste, feste und längst überdachte Massregeln vermuten. Ein eiserner Wille auf einem Königsthron ist auch etwas wert: die Güte des Verstorbenen [Maximilian I. Joseph] wird die Nation ewig im Herzen tragen, aber diese Güte war doch zuletzt Schwäche und wurde empörend gemissbraucht. <...> Er [Ludwig I.] will nicht mehr, daß man Stellen kreierte, um Begünstigte anzubringen, sondern nur die Stellen besetzen, die der Staat wirklich braucht. Minister Lerchenfeld<sup>322</sup> konnte sich wohl nicht halten. Er behält 22000 fl. als Bundestagsgesandter und hat ja die Zeit seines Ministeriums vorteilhaft genug für sich und seine Familie benutzt. Das Portefeuille oder vielmehr die Königstasche hat bis jetzt Dir. Neumayer, und fürs erste ist der König selbst Finanzminister. <... > Der Tisch und die ganze Lebensweise des Königs ist sehr einfach; möge sein Beispiel dienen, den

<sup>320</sup> Brief vom 29. März, Gentz an Metternich, zit. nach: Briefe von und an Friedrich von Gentz, 3. Bd. (I., 153), S. 369.

<sup>321</sup> Brief Meta Liebeskind an Therese Huber (1819), in: Forschungen zur Geschichte Bayerns, hrsg. von Karl von Reinhardtstöttner, Berlin 1901, BSTABibl. München, S. 49.

<sup>322</sup> Siehe FN Nr. 314.

so übermässig in allen Ständen fressenden Luxus wieder zurückzudämmen.<sup>323</sup> Therese Huber muß diese Informationen höchst interessant gefunden haben, denn wenige Tage später berichtet sie ihrer Tochter Therese: „Der Kronprinz tritt als König mit erstaunlicher, erfreulicher Kraft auf. Er will sechs Millionen jährlich ersparen. <...> Alle Minister sind abgedankt, Lerchenfeld auch. Es bleibt nur der Minister des Hauses und der Justiz, und keiner bekommt über 12.000 fl.“<sup>324</sup>

Wir erinnern uns an den Brief Metas an Schelling, in dem sie einmal ihren Ehemann erwähnt, und der uns ein wenig Einblick in den Charakter Heinrich Liebeskinds vermitteln konnte. In dem oben zitierten Brief an Therese Huber beschreibt sie ihn in ähnlicher Weise: „Meine Familie gehörte nie unter die Begünstigten. Mein würdiger Mann, so ausgezeichnet durch Talent und Rechtschaffenheit, ist noch auf demselben Posten, den er seit 27 Jahren bekleidet, während so viele, gewiss weniger verdiente, ihn überflügelten. Er konnte sich nie vordrängen, nie um Gnade betteln, aber weh that es mir oft, wenn Protektion diejenigen über ihn hob, die so tief an moralischem Wert unter ihm standen. Er wird jetzt wenigstens nicht mehr die Kränkung haben, Parasiten sich vorgezogen zu sehen; ehrgeizige und eigennützige Wünsche hat er nicht, und so bleibt seine redliche Treue dem Monarchen, auf den er für das Land und für die Gesetze die froheste Hoffnung baut, solange er lebt, gewidmet.“<sup>325</sup>

Tatsächlich wurde Johann Heinrich Liebeskind erst unter Ludwig I. zum Oberappellationsgerichtsdirektor befördert, möglicherweise aber bereits unter Maximilian I. Joseph etwa 1817<sup>326</sup> nobilitiert. Neben seinem protestantischen Glauben und dem beschriebenen „Fremdenhaß“ der Bayern dürfte es nicht zuletzt auch seine Bescheidenheit und Zurückhaltung gewesen sein, die ihn hintan stehen ließen. Er selbst äußert sich über Ludwig I. in einem Brief an Stägemann 1826: „Unser gegenwärtiger König wird sich sehr bemerkbar machen. Er hat Kenntnisse und einen scharfen Verstand, und einen starken, oder, wie er sich selbst schon ausdrückte, einen eisernen Willen. Seinen Thalern hat er die Umschrift gegeben, ‚gerecht und beharrlich‘.“<sup>327</sup>

Für die Münchner Zeit läßt sich resümieren, daß Meta Liebeskind in diesen Jahren sehr aktiv am gesellschaftlichen Leben teilnahm, auch wenn sie insgesamt die Preußen, wie sie einmal schreibt, bevorzugte. Ihr ohnehin großer Bekanntenkreis wurde in München weiter gepflegt und noch erweitert. Dennoch lassen die Briefe kein Urteil über persönliche Präferenzen, enge und weniger enge Beziehungen zu.

Der schwedische Reiseschriftsteller, Per Daniel Atterbom, der 1817 München besuchte, schreibt am 22. Dezember: „Vorgestern abend war ich zu einer Geheimrätin von Liebeskind eingeladen,

<sup>323</sup> Meta Liebeskind an Therese Huber in: Forschungen zur Geschichte Bayerns ..., BSTABibl. München, S. 57.

<sup>324</sup> Meta Liebeskind an Therese Huber, ebd., S. 58.

<sup>325</sup> Ebd.

<sup>326</sup> 1824 trägt sich Meta Liebeskind in die Baden-Badener Gästebücher noch mit Frau Oberappellationsgerichtsrätin ein, 1825 mit „Frau von Liebeskind“. Da die Personalakten Johann Heinrich Liebeskinds im 2. Weltkrieg verbrannt sind, ihm lediglich der nicht erbliche Titel Baron zuerkannt wurde, ist das genaue Datum der Nobilitierung schwer zu bestätigen. Der schwedische Schriftsteller, Per Daniel Atterbom, der die Liebeskinds 1817/18 in München besucht hatte, spricht in seinen Tagebüchern und Briefen von der „Geheimrätin von Liebeskind“. Atterboms Reiseerinnerungen wurden erst postum (1859) von Arvid August Afzelius (1785-1871) veröffentlicht. Atterbom selbst hatte Teile der Tagebucheintragen und Briefe erst nach seiner Rückkehr in Schweden überarbeitet, so daß es möglich ist, daß das „von“ nachträglich eingefügt wurde.

<sup>327</sup> Rühl, Franz (Hrsg.): Briefe und Aktenstücke ... (I., 120), S. 258.

einer schöngestigen, klugen und feinen Frau, deren Mann Hjort<sup>328</sup> [den Begleiter von Atterbom] und mich seitdem in die hiesige Akademie der Wissenschaften einführte, welche jeden Sonnabendnachmittag ihre Zusammenkunft hält. Die ordentliche Session war vorbei, aber wir trafen doch noch verschiedene Gesellschaftsmitglieder und mehrere nicht der Akademie angehörige Münchner Literaten, welche letzteren etwas später jeden Sonnabendabend in den Zimmern der Akademie eine Art literarischen Klub bilden. Dort machten wir unter anderen Schlichtegrolls Bekanntschaft; er ist der Generalsekretär der Akademie, ein ehrenwerter, freundlicher und verständiger Mann.<sup>329</sup>

Meta, eine schöngestige, kluge und feine Frau - diese Attribute be- und umschreiben sie in dieser Lebensperiode sehr treffend - und wir erfahren, daß auch ihr Mann, von dem sie in ihren Briefen selten spricht, in den gleichen Münchner Kreisen heimisch war. Eine nicht zu unterschätzende Dimension behält, wo immer Meta später mit Fremden zusammentrifft, ihre Geburtsstadt Göttingen. Man könnte meinen, daß die wichtigsten Gelehrten ihrer Zeit in Göttingen promoviert wurden oder wenigstens einige Semester dort verbracht hatten. Zum Beispiel leitete Schlichtegroll, ehemaliger Göttinger Student, das Gespräch mit dem Reisenden Atterbom auf einen damaligen Studienkollegen, den Grafen von Schwerin. Atterbom berichtet: „Er [Schlichtegroll] fragte mich angelegentlich nach dem Grafen Schwerin, mit dem er in Göttingen zusammen studiert hatte und von dem er sagte, daß er damals durch seinen Kopf, seinen echten Rittersinn und seine schöne Gestalt alle Menschen in Göttingen entzückt habe. Es freute ihn sehr, als ich ihm mitteilte, daß der Graf Schwerin jetzt in Schweden eine ausgezeichnete politische und literarische Rolle spiele und an der intellektuellen Revolution unseres Vaterlandes wirksam teilgenommen habe - daß nämlich eine solche stattgefunden, wußte man sogar hier in München, auch Schelling wußte davon.“<sup>330</sup>

Im Eintrag vom 23. Januar 1818 übermittelt Atterbom einen Eindruck von den Winterabenden, wie sie in der Münchner Gesellschaft, die fast mit der „Fremdenkolonie“ um die Akademie identisch ist, verbracht wurden: „Morgen abend muß ich einen Ball besuchen, übermorgen das Fest bei Jacobi, welches sehr großartig werden soll, überübermorgen eine Tee-Assemblee bei der Geheimrätin von Liebeskind, am Tage darauf wird Schellings Geburtstag gefeiert (der, wunderlich genug, nur durch einen Tag von Jacobis getrennt ist). Schelling wird dann 42 Jahre alt. - So leben wir hier ungefähr jeden Tag, und dabei vergeht die Zeit ziemlich schnell. - Jetzt hat sogar ein junges Frauenzimmer hier in München angefangen, mein Porträt zu malen.“<sup>331</sup> Bei der Malerin handelt es sich um Louise Seidler, die durch Unterstützung des Herzogs von Gotha eine Art Studienreise absolvierte, die sie bis nach Rom führte. In München studierte Louise bei dem Maler Langer<sup>332</sup> und verkehrte wie schon erwähnt sowohl bei Schelling als auch bei Jacobi<sup>333</sup>.

<sup>328</sup> Peder Hjort (1793-1871), dänischer Schriftsteller und Literaturhistoriker. Atterbom lernte Hjort während der Reise in Dresden kennen. Von da an reisten beide zusammen durch Deutschland und Italien. Nach seiner Rückkehr nahm Hjort eine Professur für deutsche Sprache und Literatur in Sorøe (Dänemark) an.

<sup>329</sup> Per Daniel Atterbom: Reisebilder aus dem romantischen Deutschland, hrsg. von Elmar Jansen (I., 4), S. 134.

<sup>330</sup> Per Daniel Atterbom: Reisebilder aus dem romantischen Deutschland, hrsg. von Elmar Jansen (I., 4), S. 134 f.

<sup>331</sup> Ebd., S. 159.

<sup>332</sup> Vgl. FN Nr. 220

<sup>333</sup> Interessant ist in diesem Zusammenhang die Charakterisierung Jacobis und Schellings von Atterbom, der am 13. Januar 1818 schreibt: „Jacobi ein langer, schmaler, magerer Greis mit einem schönen Profil, milder Physiognomie und kahlem Scheitel, zierlich in seiner Tracht und seiner ganzen äußeren Umgebung, etwas zeremoniell in seinem Wesen, ein philosophierender Hofmann; von Charakter gutherzig und freundlich aber schwankend, leicht beweglich, schwach, teils aus ursprünglichem Mangel an Selbständigkeit, teils aus Alter und Eitelkeit. ... Schelling und er gehen jetzt niemals mehr miteinander um, ... gleichwohl sind beide tolerant gegenüber ihren Bekannten, die zum großen Teile in beiden Häusern

Beim Lesen von Metas Briefen aus dieser Zeit drängt sich häufig der Verdacht auf, daß sie seit ihrer Ehe mit Liebeskind ein bequemes, vielleicht sogar etwas oberflächliches Leben zu führen begonnen hatte. Es gibt umgekehrt jedoch keinen Anlaß zu glauben, daß sie ihren alten Überzeugungen abgeschworen hätte.

Als Schriftstellerin und Übersetzerin tritt Meta Liebeskind nicht mehr an die Öffentlichkeit, wenn man von den Briefen der Madame du Deffand fürs *Morgenblatt* und den Korrespondenzberichten absieht. Mit kritischen Urteilen hält sie sich eher zurück und ihr durchaus noch waches Interesse für Erziehung mutet inhaltlich ein wenig veraltet an.

Ihre häufigen Ausflüge nach Darmstadt, Heidelberg und die berühmten Kurorte im Taunus, später nach Baden-Baden verstärken diese Perspektive, die eine Frau mittleren Alters zeigt, welche selbstgenügsam das Erreichte, ihren gesellschaftlichen Status, zelebriert.

In München lebten die Liebeskinds bis 1827, zuletzt in der Sonnenstraße (Hackenviertel), einem eleganten Neubauareal, das vor allem von höheren Beamten, Ärzten, Juristen, Architekten, hochdotierten Künstlern und wohlhabenden Kaufleuten bewohnt wurde.<sup>334</sup>

Damals war München längst nicht mehr nur die Stadt bürgerlicher Behaglichkeit, sondern entwickelte unter dem ehrgeizigen und kunstbessenen Ludwig I. große Ambitionen in Richtung Baukunst, Theater und Kultur. Anders als Meta Liebeskind bei seinem Regierungsantritt glauben wollte, war dieser König so wenig sparsam wie der verstorbene.

Dennoch, als Johann Heinrich Liebeskind in Landshut 1827 der Titel des zweiten Oberappellationsgerichtsdirektors zuteil wurde, konnte dies die Liebeskinds sicher nicht für den Verlust des urbaneren Lebens in München entschädigen. Über München äußerte sich Heinrich Liebeskind in einem Brief an Stägemann: „Meine Lebensart behagt mir hier im Oberappellationsgerichte des Reichs, wo ich nichts zu thun, als zu votiren und Urtheil zu machen habe, ganz gut. <...> Meine stoische Philosophie, die sich um nichts ein graues Haar wachsen lässt, was abzuwenden nicht in ihrer Macht steht, kommt mir dabey sehr gut zu Statten. Außerdem giebt es hier sinnlich feine Unterhaltungen in Concerten und Theatern in Fülle. <...> Vor allem aber gefällt mir die fast gänzliche Zwanglosigkeit der grossen Stadt, die doch nicht sehr gross ist.“ Kurz nach seinem Umzug nach Landshut schreibt er ebenfalls an Stägemann: „Seit dem Monate Junius bin ich hier als Director des Appellationsgerichtes für den Isarkreis. Diese Stelle, die man mir anbot und die ich nicht ablehnen wollte, hat mich um einen Theil der Unabhängigkeit gebracht, die ich 20 Jahre als Richter dritter Instanz genossen habe. Jetzt in dem geräuschvollen Forum zweiter Instanz kann ich fast keinen Augenblick mein nennen. <...> Noch habe ich nicht einmal Zeit gehabt, meine humanistische Bibliothek ordentlich aufzustellen“<sup>335</sup>.

---

verkehren.“ Atterbom (I., 4), S. 156. Schellings Abhandlung „Denkmal der Schrift Jacobis von den Göttlichen Dingen“ (1812) war eine vernichtend scharfe Polemik gegen Jacobi, der bald darauf sein Amt als Präsident der Akademie niederlegte.

<sup>334</sup> Im „Münchener Adreßbuch von 1818“ ist die Anschrift der Liebeskinds mit Sonnenstraße Nr. 1291 angegeben. Um 1818 war im Rahmen der Stadterweiterung ein Neubaugebiet draußen vor der alten Stadt ausgewiesen und nach und nach mit einzelnen freistehenden Wohnhäusern bebaut worden. BHSTA München und StadtA München.

<sup>335</sup> Brief vom 1. Jan. 1828, Franz Rühl (Hrsg.): Briefe und Aktenstücke (I., 120), S. 388.

## 8. Bürgerliche Behaglichkeit mit kleinen Fluchten

### 8.1 Georg Wedekind - *dieser allerunvernünftigste Sterbliche*<sup>1</sup>

Georg Wedekind, der uns zuletzt als Freund Forsters und als Revolutionär in Mainz begegnet war, hatte sich während der Eroberung von Mainz noch nach Straßburg flüchten können und dort seit dem 20. Juli 1793 im Militärspital gearbeitet. Im November 1794 traf seine Frau nach ihrer Entlassung aus der Kronberger Haft mit den Kindern in Straßburg ein.

Die Zeitspanne zwischen 1794 und 1811 verlief für Metas Bruder außerordentlich spannend, so daß ich die Entwicklung, ja steile Karriere Wedekinds an dieser Stelle kurz skizzieren möchte.

1798 kehrte Georg Wedekind wieder nach Mainz zurück, nachdem die Stadt erneut von französischen Truppen<sup>2</sup> besetzt worden war, und übernahm dort die Leitung des Militärlazarets. 1802 brach er mit seiner politischen Vergangenheit und versuchte wieder unter deutscher Administration Fuß zu fassen<sup>3</sup>. Bereits in der 1795 in Straßburg verfaßten Schrift »Fragen und Bemerkungen über das Jakobinerwesen« hatte Wedekind Abstand von seinen jakobinischen Idealen genommen, die unter dem Direktorium pervertiert worden seien. Eine Zeitlang wirkte er in Bad Kreuznach als *Kantonsarzt* und in Mainz als Professor an der provisorischen *Ecole de Médecine*. In der Koblenzer Zeitung vom 26. November 1802 wird berichtet: „Der Oberfeldarzt und Professor der medizinischen Praxis zu Mainz, Bgr. Wedekind, ist bewogen worden, bei dem frohen Völkchen in Kreuznach die Folgen der Aufhebungs-Acte der Universität abzuwarten. Ja man sagt, daß derselbe den Entschluß gefaßt habe, sich in das Privatleben zurückzuziehen, und sich in Kreuznach bloß mit der bürgerlichen Praxis und mit der medizinischen Litteratur zu beschäftigen. In diesem Falle könnten sich die Einwohner der Stadt Kreuznach, und der umliegenden Gegen nicht anders als glücklich ansehen, einen Mann in ihrer Mitte zu haben, der sich ebenso durch seine humane Denkungsart bei dem Publikum, wo er lebte, und wirkte, als durch seine medizinischen Kenntnisse und Schriften schon lange bei der gelehrten Welt ausgezeichnet hat.“<sup>4</sup> Tatsächlich zog sich die Gründung der Medizinschule noch bis ins Jahr 1805.

Auf eine Begegnung Wedekinds in dieser Mainzer/Kreuznacher Zeit möchte ich etwas näher eingehen, weil sie einen tieferen Einblick in sein Renommee als Arzt und seine gesellschaftliche Stellung vermittelt. Allein die Namen der Personen, die damals mehr oder weniger zufällig zusammentrafen, legen eine Beschäftigung nahe: sie lauten Kleist, Wedekind und Wieland.

Im Dezember 1803 traf Heinrich von Kleist in Mainz ein. Kleist war am 24. November 1803 in Paris abgereist und unterwegs ernstlich krank geworden. Er begab sich für nicht ganz sechs Monate in Wedekinds Pflege, die allerdings über die rein physiologische Versorgung hinausging. Ulrike Kleist äußert später: „Wedekind gewinnt ihn gleich so lieb, daß er ihn bittet, bei ihm im Hause zu

<sup>1</sup> Diese Charakterisierung verdankt Metas Bruder Therese Huber, die ihn 1814 in Darmstadt besuchte. Ludwig Geiger, Therese Huber, (I. 38), S. 61 f.

<sup>2</sup> Diesmal von Napoleons Truppen. 1801 (Friede von Lunéville) ging Mainz vertraglich an Frankreich.

<sup>3</sup> Im Herbst 1802 bewarb sich Georg Wedekind um eine Professur in Göttingen.

<sup>4</sup> Zitiert nach R. H. Samuel and H.M. Brown: Kleist's Lost Year and the Quest for Robert Guiskard (III., 130), S. 60.



bleiben.“<sup>5</sup> Kleist selbst schrieb einen Monat vor seiner Abreise aus Paris von seiner zunehmenden Gemütskrankheit und seinem Lebensüberdruß an die Schwester Ulrike: „Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod.“<sup>6</sup> Das Manuskript seines *Guiskard* hatte er in Paris verbrannt und beabsichtigte nun in französische Kriegsdienste zu treten. Das Eingreifen eines ihm bekannten Sanitätsoffiziers konnte Kleist noch einmal von diesen überspannten Ideen des eigenen Untergangs retten.<sup>7</sup> Jener Offizier setzte sich mit dem preußischen Gesandten von Paris, Marquis de Lucchesini, in Verbindung, der Kleist einen Paß ausstellte und ihm den Befehl des Königs zur Heimkehr übermittelte. Wie schon erwähnt, kümmerte sich Hofrat Dr. Georg Wedekind in Mainz um Kleists medizinische Versorgung und Kleist war, wie angedeutet, weniger körperlich als seelisch krank. Wedekind wandte sich deshalb an Christoph Martin Wieland, mit dessen Sohn Kleist befreundet war und dessen Tochter sich bei einem Besuch in Oßmannstedt, Anfang 1803, in Kleist verliebt hatte. Wieland beantwortet Wedekinds Fragen in einem unglaublich feinfühligem und scharfblickenden Brief am 10. April 1804: „<...> Es gieng mir mit ihm wie Ihnen. Wiewohl mir nichts mehr zuwider und peinlicher ist als ein überspannter Kopf, so konnte ich doch seiner Liebenswürdigkeit nicht widerstehen. <...> Desto zurückhaltender hingegen war Herr von Kleist und etwas Räthselhaftes und Geheimnißvolles, das tiefer in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affectation halten konnte, hielt mich in den zwei ersten Monaten unserer Bekanntschaft in einer Entfernung, die mir penibel war.“ Durch den Sohn veranlaßt, hatte Wieland Anfang Januar 1803 Heinrich von Kleist für etwa 10 Wochen in sein Haus aufgenommen. Wieland berichtet weiter: „Alles was Sie mir von seinem Benehmen in Ihrem Hause erzählen, ist auch die Geschichte der Rolle, die er bei mir spielte. Er schien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren; aber zu einem offenen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Unter mehreren Sonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine seltsame Art der Zerstreung, wenn man mit ihm sprach, so daß z.B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn, wie ein Glockenspiel anzuziehen schien, und verursachte, daß er nichts weiter von dem, was man ihm sagte, hörte und also auch mit der Antwort zurückblieb. Eine andere Eigenheit und eine noch fatalere, weil sie zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien, war diese: daß er bei Tische sehr häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte und dabei das Air eines Menschen hatte, der sich allein glaubt oder mit seinen Gedanken an einem andern Ort und mit einem andern Gegenstand beschäftigt ist. Er mußte mir endlich gestehen, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen hatte, und dies nöthigte ihn, <...> zu entdecken, daß er an einem Trauerspiel arbeite, aber ein so hohes und vollkommenes Ideal davon seinem Geiste vorschweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich gewesen sei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Scenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne. Ich gab mir alle nur ersinnliche Mühe, ihn zu bewegen, sein Stück, nach dem Plan, den er sich entworfen hatte, auszuarbeiten und fertig zu machen, so gut es gerathen wollte und es mir sodann mitzutheilen, damit ich ihm meine Meinung davon sagen könnte; <...> um es dann desto besser zu übersehen, das nöthige zu ändern <...>. Endlich nach vielen vergeblichen Versuchen und Bitten, nur eine einzige Scene von diesem fatalen Werk seines Verhängnisses zu sehen zu bekommen, erschien <...> an einem Nachmittag die glückliche Stunde,

<sup>5</sup> Zitiert nach Heinrich von Kleist: Lebensspuren ..., hrsg. von Helmut Sembdner (I., 130), S. 105. Vgl. auch Friedrich Laun: Memoiren. Bd. 2 (I., 85) S. 206-208.

<sup>6</sup> Brief vom 26. Oktober 1803. Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe, zweiter Band, hrsg. von Helmut Sembdner (I., 129), München 1993, S. 737.

<sup>7</sup> Es war gefährlich als Deutscher in der französischen Armee zu dienen, da er leicht als Spion hätte gelten können.

wo ich ihn so treuherzig zu machen wußte, mir einige der wesentlichsten Szenen <...> aus dem Gedächtniß vorzudeclamiren. Ich gestehe Ihnen, daß ich erstaunt war, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Sie versichere: Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Skakspear sich vereinigten eine Tragödie zu schaffen, sie würde das seyn was Kleists ‚Tod Guiscards des Normanns‘. <...> Von diesem Augenblicke an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dermaligen Literatur auszufüllen, die <...> selbst von Göthe und Schiller noch nicht ausgefüllt worden ist; und Sie stellen sich leicht vor, wie eifrig ich nunmehr an ihm war, um ihn zur Vollendung des Werks zu bewegen.“ Weder Wieland noch sein Sohn wurden in der Folgezeit von Kleist mit weiteren Nachrichten bedacht, mit Ausnahme eines kleinen Briefes, der eine Empfehlung für einen in Weimar durchreisenden Freund und die Mitteilung enthielt, „<...> der Druck mannigfaltiger Familienverhältnisse habe die Vollendung des Werkes unmöglich gemacht.“ Wieland antwortet auf diese kurze Notiz nach Dresden, in einem Brief, den Kleist in Mainz bei sich trug, was erklärt, warum sich Wedekind gerade an Wieland wandte, die im übrigen beide der Freimaurerloge angehörten, so daß ein offener Austausch möglich war.

In dem sehr ausführlichen Brief an Georg Wedekind interpretiert Wieland die psychologische Verfassung Kleists: „Wenn ich nun alle diese Umstände, seinen auf Selbstgefühl gegründeten, aber von seinem Schicksal gewaltsam niedergedrückten Stolz, die Excentricität der ganzen Laufbahn, worin er sich, seitdem er aus der militärischen Carriere ausgetreten, hin und her bewegt hat, seine fürchterliche Ueberspannung, sein fruchtloses Streben nach einem unerreichbaren Zauberbild von Vollkommenheit und seinen bereits zur fixen Idee gewordenen ‚Guiscard‘, mit seiner zerrütteten geschwächten Gesundheit und mit den Mißverhältnissen, worin er mit seiner Familie zu stehen scheint, zusammen combinire, so erschrecke ich vor den Gedanken, die sich mir aufdrängen und fühle mich beinahe genöthigt zu glauben, es sei sein guter Genius, der ihm den Einfall, sich in Coblenz zu einem Tischler zu verdingen, eingegeben. Gewiß ist <...>, daß das Project, welches Ihnen Ihre so edelmüthig theilnehmende Zuneigung zu diesem liebenswürdigen Unglücklichen eingegeben, ihn in einem Bureau bei Ihrem Freunde M\* [Ch. Fr. Ph. Masson] unterzubringen, allein schon aus der Ursache von unbeliebigen [sic] Erfolg seyn würde, weil diese Art von Beschäftigung und Abhänglichkeit ihm in kurzer Zeit ganz unerträglich fallen würde <...>“<sup>8</sup> Weder die Bürotätigkeit bei Herrn Masson, noch die Arbeit bei einem Tischler in Koblenz trat Kleist an, sondern begab sich Anfang Juni auf die Heimreise nach Potsdam, freilich nicht ohne einige Tage in Oßmannstedt zu verbringen.

Georg Wedekinds Bemühungen um Heinrich von Kleist und die freundliche Aufnahme in seinem Haus bezeugen den bestrickenden Reiz, der von Kleists Persönlichkeit ausgegangen sein muß. Luise Wieland nannte ihn *den zauberischen Kleist*. Darüber hinaus beleuchtet dieses Zusammen treffen einen bislang noch nicht beschriebenen empathetischen Charakterzug von Metas Bruder, der auch dessen außerordentlichen medizinischen Erfolge erklären hilft.

Zurück zu Georg Wedekinds ungewöhnlicher Karriere: Im Jahr 1806 hatte sich dieser mehrere Monate lang als Chefarzt des zweiten Reservekorps im Hauptquartier Lefèbvre<sup>9</sup> in Darmstadt aufgehalten und bei der Gelegenheit den Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ludwig I., kennengelernt. In Darmstadt erinnerte man sich Wedekinds im Frühjahr 1808, als der Großherzog schwer erkrankt war, und rief ihn eiligst zur Hilfe, zumal die beiden behandelnden Ärzte ähnliche

<sup>8</sup> Der Brief wurde zuerst in »Orpheus, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften«, hrsg. von Dr. Carl Weichselbaumer, Heft 3, Nürnberg 1824, S. 153-160, abgedruckt. Zitiert nach R. H. Samuel / H. M. Brown: Kleist's Lost Year ... (III., 130), S. 117 ff. Teile des Briefes sind in: Heinrich v. Kleists Lebensspuren ... hrsg. von Helmut Sembdner (I., 130) abgedruckt.

<sup>9</sup> Pierre François Joseph Lefèbvre (1755-1820), seit 1804 Marschall von Frankreich, 1806-1807 kämpft er gegen Preußen und erhält für die Einnahme Danzigs den Titel Herzog von Danzig.

Symptome der Krankheit zeigten. Wedekinds damaliger Vorgesetzter, Maréchal Kellermann<sup>10</sup>, gab ihm daraufhin den Auftrag, alles zu tun, um das Leben des verbündeten Herrschers zu retten. Die Therapie Wedekinds war erfolgreich und eröffnete ihm eine unerwartete Perspektive. Am 2. Juni 1808 wird ihm die Stelle als Großherzoglicher Leibarzt mit „<...> 3000 florin in Geld, 500 florin in Naturalien (ca. 1000 Gulden in Geld gerechnet) und Fourrage<sup>11</sup> für ein Pferd“<sup>12</sup>, angeboten. Vier Tage später sagt Wedekind zu, woraufhin der Großherzog persönlich bei Napoleon um die Freigabe bittet. Im Juli des gleichen Jahres ist der neue Leibarzt Gast in Auerbach, der Sommerresidenz Ludwigs I., und knapp ein Jahr später, am 16. Mai 1809, wird Georg Christian Wedekind in den Freiherrenstand erhoben.<sup>13</sup>

Eine ungewöhnliche, geradezu unerklärliche Karriere, die auf einen radikalen inneren Wandel oder wie Henri Helbig<sup>14</sup> im letzten Jahrhundert äußerte, auf „Eitelkeit und Geltungssucht“ als die einzigen Beweggründe seines Handelns schließen lassen. Tatsächlich versuchte sich Wedekind nach 1802 den deutschen Verhältnissen anzupassen und hatte sich beispielsweise um eine Professur in Göttingen beworben. Der Sprachgestus dieser Bewerbung mutet befremdlich an, zum Beispiel der Schlußsatz: „Wie glücklich würde ich mich preisen, wenn Ew. Exzellenzen hochgnädig geruhen wollten, mir die Anweisung der angehenden Aerzte in Göttingen zur

Ausübung der inneren Heilkunde anzuvertrauen und mich meinem geliebten Vaterlande wieder zu geben!“<sup>15</sup> Er ist aber keineswegs *anbiedernd*, wie Helwig meint. Im Umgang mit Institutionen war Wedekind gewiß häufig ungeschickt und ein übertriebenes Selbstwertgefühl konstatierte ihm sogar sein Freund Georg Forster in einem Brief an Dohm<sup>16</sup>: „Er ist immer zu unvorsichtig und zu voll von seiner Wichtigkeit, eine Eigenschaft wodurch er sich keine Freunde macht, und die seinigen in beständiger Besorgnis erhält.“ Sehr deutlich gerät eine Charakterisierung Wedekinds in einem Brief von Therese Huber an Usterie aus dem Jahr 1815, in dem es heißt: „<...> ohne äußere Bildung, ohne Biagsamkeit, brouillon, schwatzhaft, sah ich ihn sich in todesgefährliche Unternehmen stürzen, mit unerhörter Mühseligkeit arbeiten, Spartaner sein wollen, die Weiber verführen, am Hofe sein Glück machen, endlos intrigieren, gefährliche Geheimnisse mutwillig auf sich laden - und das im Jahre 1789 wie im Jahre 1814 - aber nirgends scheint er



Abb. 15: Portraittich von G. Reußling

<sup>10</sup> Francois Christophe de Kellermann (1735-1820), Marschall von Frankreich. Aufgrund seiner Verdienste bei der Kanonade von Valmy (Sept. 1792) ernannte ihn Napoleon 1804 zum Herzog von Valmy.

<sup>11</sup> fourrage: frz. Futter.

<sup>12</sup> Schreiben des Großherzoglich-Hessischen Cabinetsekretärs an Wedekind, 2. Juni 1808, HSTA Darmstadt, 8 Konv. 274, Fasz.3.

<sup>13</sup> Vgl. Martin Weber: Georg Wedekind (III., 171), S. 274 ff.

<sup>14</sup> Handschriftliche biographische Notiz von Henri Helbig. In: SadtA Mainz/HS IV 108, S. 208. Vgl. Martin Weber: Georg Wedekind (III., 171), S. 13.

<sup>15</sup> Zitiert nach Martin Weber ... (III., 171), S. 248.

<sup>16</sup> Brief vom 23. November 1789, Georg Forsters Werke, Bd. 15 (I., 31), S. 256.

dauerhaft auszusehen. Neben diesen Widersprüchen hat der Mann so viel Verstand, Güte, Gefühl, Treue, Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis, daß man ihn mit Interesse ansehen muß<sup>17</sup>. Wedekinds Charakter war sicher nicht unstedt, aber unharmonisch. Und sein kritisches Bewußtsein hat sich nicht zutiefst gewandelt; er war kein Opportunist, vielmehr hatten ihn die Erfahrungen gelehrt (dies zeigen seine Schriften ganz deutlich<sup>18</sup>), daß seine Ideale in seiner Zeit noch nicht verwirklicht werden konnten. Wedekind war ein hervorragender Arzt und beurteilte die damalige medizinische Praxis gleichermaßen kritisch wie die politische. Wenn er sich den Gegebenheiten anpaßte, dann nicht, weil er seine politischen Prinzipien aufgegeben hatte, sondern weil er bemüht war, unter den bestehenden Verhältnissen als Arzt im öffentlichen Dienst zu bleiben.

Die damals wie heute weitverbreitete Korruption und Vetternwirtschaft waren Wedekind fremd. Dies zeigt insbesondere sein ärztlicher Einsatz für die Verwundeten der Befreiungskriege. 1814 war Georg von Wedekind mit der Leitung des Militärhospitals in Mannheim betraut. Wilhelm Dorow, der damalige Leiter einer Untersuchungskommission der preußischen Regierung, überprüfte im Auftrag von Freiherr von Stein und Hardenberg die Lazarette in ganz Deutschland und erwähnt das Mannheimer Militärhospital lobend. In seinen Erinnerungen heißt es: „Die Kommission konnte in ihrem Berichte über die Mannheimer Lazarethe nur den Wunsch ausdrücken, daß man alle zu bereisenden Hospitäler in gleichem Zustande finden möchte, wie die in Manheim. Der Einsicht, der Tätigkeit und dem unermüdeten Eifer des dirigirenden Arztes, Herrn Dr. Wedekind, dankten diese Hospitäler wohl größtentheils ihren glücklichen Zustand.“<sup>19</sup> Neben der rein medizinischen Behandlung hebt Dorow die Hygiene und die gute Ernährung besonders lobend hervor. Um anschaulich zu machen, welche Mängel man damals im Gesundheitswesen, vor allem aber in Lazaretten ausmachen konnte, möchte ich die katastrophalen Zustände in Neudingen noch anfügen, zu denen Dorow in seinem Bericht vermerkt: „Wessen Herz wird nicht bluten beim Anblick verwundeter und kranker Krieger, die auf Strohsäcken, welche auf einen von Koth und Schmutz starrenden Fußboden hingeworfen sind, vergebens eine Stelle suchen, ihre verstümmelten Glieder ruhen zu lassen, da das beinahe in Staub aufgelöste Stroh mit allen Gattungen Ungeziefer belebt ist, die den Schlaf, den einzigen Tröster, von ihren Augen scheuchen; wessen Gefühl wird nicht tief empört wenn die zu Krankensälen führenden Korridors, in welchen unbedeckte, nie gereinigte Eimer, zum Gebrauche der Schwachen aufgestellt sind, großen Kloaken gleichen, welche ringsumher die Luft verpesten, wenn in die Räume, die kaum geeignet sind 300 Mann zu fassen, Tausend zusammen gepreßt werden <...>“<sup>20</sup> Diese Schilderungen sind keine Einzelfälle, sie treffen für ein Drittel der damaligen Lazarette zu und zumeist war dabei Korruption im Spiel oder die Hospitalleitung zeichnete sich wie in obigem Beispiel durch einen unglaublichen Schlendrian aus. „Die Kommission fand in Neudingen eine aus drei Individuen bestehende Hospitaldirection, die wohl einer Erwähnung verdient. Der Kommandant, ein kaiserlich russischer Hauptmann, glaubte alle seine Pflichten streng erfüllt zu haben, wenn er die Listen der in dem Hospital befindlichen Kranken richtig führte; in die Krankenzimmer kam er nie <...> der dabei angestellte Regimentsarzt war betrunken vom Morgen bis Abend <...>“<sup>21</sup>

<sup>17</sup> Zitiert nach Ludwig Geiger: Therese Huber (I., 38), S. 62

<sup>18</sup> Genannt seien noch die »Vertrauten Briefe über die Revolution des 19. Brumaire«, die 1800 erschienen sind und worin Wedekind die Hoffnung ausspricht, daß nicht "Despotismus, sondern mögliche Freiheit das Ziel ihres [der Konsuln] Tuns sei." (I., 157), S. 93.

<sup>19</sup> Wilhelm Dorow: Erlebtes aus den Jahren 1790-1827 (I., 20), S. 58.

<sup>20</sup> Ebd., S. 51 f.

<sup>21</sup> Ebd., S. 53.

Während der Freiheitskriege gab es viele Frauen, die bei der Betreuung der Kranken halfen oder durch Spenden die allgemeine Not zu lindern suchten, unter anderen Fichtes Gattin, die in der Zeit der Befreiungskriege Verwundete und Kranke in den Hospitälern pflegte und mit dem Leben zahlte; sie wurde vom *Hospitalfieber* befallen.<sup>22</sup> Höchst couragiert verhielt sich Helmina von Chézy, die auf Mißstände in der Lazarettverwaltung Namur hinwies und 1816 anzeigte. Dies brachte ihr eine Beleidigungsklage in Berlin ein. Dem Gutachten des damaligen Kammergerichtsrats, E.T.A. Hoffmann, ist es zu verdanken, daß die Chézy am 30. Juni 1817 freigesprochen wurde.<sup>23</sup>

## 8.2 Metas Besuche beim Bruder in Darmstadt

Seit 1811 verbrachte Meta Liebeskind die Sommermonate häufig in Darmstadt bei ihrem Bruder und dessen Familie. Das Darmstädter Adreßbuch von 1819<sup>24</sup> nennt als Wohnadresse der Wedekinds die Birngartenstraße. Meta muß sich dort sehr wohl gefühlt haben. Der Birngarten war im 16./17. Jahrhundert als Vorstadtanlage, insbesondere für Hofbeamte konzipiert worden. Die einzelnen Grundstücke waren sehr viel großzügiger bemessen als die in der Innenstadt. Die Häuser verfügten über mindestens drei Etagen, großzügige Nebengebäude, Stallungen und einen Garten.

Das großbürgerliche Ambiente und die Bequemlichkeiten, die Meta im Hause ihres Bruders vorfand, entschädigten sie für das beschwerliche Reisen. Außerdem konsultierte sie ihren Bruder als Arzt und nahm Darmstadt häufig als Ausgangsort für ihre anschließenden Badereisen nach Wiesbaden, Schlangenbad und Bad Ems. Darüber hinaus fand sie in Darmstadt viele alte und neue Bekannte. Sie verkehrte mit Leuten des Theaters, mit Hofangestellten, kurz mit allen, die in der Residenz Rang und Namen hatten.<sup>25</sup> Die Bekanntschaft mit Henriette von Montenglaut, geb. Baronin von Cronstain, ist verbürgt. Henriette von Montenglaut war als Hofschauspielerin angestellt, dilettierte als Schriftstellerin und unterrichtete Englisch und Französisch am Hof von Großherzog Ludwig I. Desweiteren kann Meta Liebeskinds Bekanntschaft mit dem Chordirektor Markwort nachgewiesen werden, der ebenfalls zum Personal des Theaters gehörte. Zum Hof des Großherzogs hatte sie über verschiedene Hofangestellte Zugang. Hierzu gehören die Baronesse von Bode,

<sup>22</sup> Vgl. Carl Ramshorn: Geschichte der merkwürdigsten deutschen Frauen (IV., 31), S. 395.

<sup>23</sup> Im Sommer 1815 fand die Chézy im Lazarett Namur so entsetzliche Verhältnisse vor, daß sie darüber Protokolle aufsetzen ließ, die später verschwanden. Am 10. Januar 1816 wandte sie sich an Gneisenau und bat um eine Untersuchung. Die Invalidenprüfungskommission antwortete mit einer Beleidigungsklage. Kirscheisen beauftragte den Kriminalsenat des Kammergerichts mit dieser Sache. Präsident Trützschler wies die Untersuchung E.T.A. Hoffmann zu. Vgl. E.T.A. Hoffmanns Briefwechsel, hrsg. von Hans von Müller und Friedrich Schnapp (I., 93). Erwähnt wird dieser Prozeß auch in den Lebenserinnerungen von Helmina von Chézy (I., 10), S. 158 ff. und "Aus dem Leben einer Dichterin, Teil IV, von ihrem Sohn Wilhelm von Chézy verfaßt (I., 11), S. 225 f.

<sup>24</sup> Das erste Darmstädter Adreßbuch wurde 1818 zusammengestellt. Das repräsentativste Gebäude im Birngarten bewohnte seit 1791 Prinz Friedrich, ein Sohn Ludwigs IX.. Daß die Häuser über mindestens drei Etagen verfügten, geht aus einer Anzeige im DAB, Nr. 9 hervor, wo am 4. März 1811 die Vermietung der 2. und 3. Etage angezeigt wird. (Einige dieser barocken Häuser haben den letzten Krieg überdauert und sind vor allem in der Magdalenenstraße noch erhalten.) Siehe StadtA Darmstadt, das über Stadtpläne aus der Zeit verfügt. Heute heißt die "Birngartenstraße" Alexanderstraße. (Umbenennung 1843 nach dem damaligen Thronfolger, späteren Zar Alexander II. von Rußland). Vgl. Wilhelm Hamm: Darmstadt im Biedermeier (III., 51), S. 147.

<sup>25</sup> Zu den Bekannten und Freunden gehörten: Freiherr von Wallbrunn, Regierungssekretär Doerr, dessen Schwager Stumpf, der Kunsthändler Ludwig Portmann und Abt Vogler. Vgl. Helmina von Chézy: Unvergessenes. (I., 10), S. 66 f.

Staatsdame, Fräulein von Rothenhan, Hofdame der Erbprinzessin, und Friedrich Sauerbrunn-Köthen, der als Prinzenzieher angestellt war. Diese Personen werden in Metas Briefen an Helmina von Chézy erwähnt. In einem Brief aus dem Jahre 1815 schreibt sie an ihre Freundin: „Ich denke Ihrer immer mit Liebe, beste Chezzi, ich denke Ihrer oft, ich spreche oft von Ihnen mit Fräulein Bode u. Rothenhahn. Von beiden werden Sie geschätzt und gewürdigt“<sup>26</sup>. Über den Tod von Sauerbrunn-Köthen schreibt Meta Liebeskind im Brief vom 9. Juli 1818 aus Darmstadt an Helmina von Chézy: „Einem Thodten hier habe ich auch die Augen zgedrückt, weil seine gänzliche Verlassenheit mich jammerte. Am vergangenen Dienstag Nächtens hauchte Sauerbrunn den letzten Athem aus der gequälten Brust. Sein Tod war eine fürchterliche Agonie von 24. Stunden. Sein langes Sterben hatte selbst die treuen Bedienten ermüdet. Der junge Herzog war unter tausend Thränen ins Schloß abgeholt, niemand war bei ihm - Sein Röcheln war fürchterlich, doch hielt ich es für möglich, daß der in dumpfen Banden befangene Geist noch einmal aufleuchte, schwere innre Lasten schienen noch die beklemte Brust zu drücken“<sup>27</sup>, u. so überwand ich das physische Grauen, u. blieb im Zimmer, bis der Tod in seine starren Rechte trat. Dieser große Versöhner des Menschengeschlechts umgab das bleiche Gesicht mit seiner Strahlenkrone. Ich sah nur die guten, die liebenswerthen Eigenschaften, die mich recht erfreut hatten, die dunklen Schattenseiten traten zurück u. ich weinte ihm heisse u. aufrichtige Tränen - sie flossen auch dem Zögling, der wohl einen besseren Lehrer, aber doch nie den wirklich väterlichen Freund wieder finden wird. Jammer, wenn das weiche, nur zu leicht bewegliche Gemüth des verwaisten fürstlichen Knaben in der Hofluft vertrocknen sollte.“<sup>28</sup>

Darmstadt war damals, besonders zur Hauptreisezeit, das heißt von Mai bis Oktober, ein sehr lebendiger Ort. Karl von Holtei, der 1829 zusammen mit seiner Frau am Darmstädter Hoftheater engagiert war, schreibt: „Darmstadt ist gewissermaßen wie ein Durchgangspunkt für Reisende zu betrachten. Seiner Lage verdanken wir also unaufhörliche Besuche: Berliner, Breslauer und Dresdner Freunde und Bekannte, Sänger und Schauspieler jeder Gattung. <...> So verging fast keine Woche, wo meine Frau nicht mindestens zwei-, dreimal zu bewirten hatte, und dazu reichten, wenn auch in Darmstadt im ganzen alle Lebensmittel und die heimischen Weine <...> wohlfeil sein mögen, doch unsere Einnahmen nicht aus.“<sup>29</sup>

Der Grund für Meta Liebeskinds Besuch im Jahre 1811 in Darmstadt könnte die Hochzeit des Neffen ihres Bruders gewesen sein. Am Montag, den 11. März 1811, wird im Darmstädter Anzeigblatt die Eheschließung des „Großherzoglichen Bauraths Georg Hermann Moller, Sohn des Notars in Diepholz (Westfalen) ältester Sohn“ mit „Amalie Philippine“<sup>30</sup>, Tochter des verstobenen Großherzoglichen Hauptmanns, Ludwig Merck<sup>31</sup> hinterbliebene Wittwe“ (DAB Nr. 10) angezeigt.

<sup>26</sup> CH 6 (Jagiellonska), „Darmstadt, d. 18. May 1815“.

<sup>27</sup> Meta spielt hier auf ein früheres Vergehen von Friedrich Sauerbrunn-Köthen an. Es existiert eine Heidelberger Untersuchungsakte „betreffend Beschuldigung des Pfarrvikars Friedrich Sauerbrunn wegen Diebstahls“ aus dem Jahre 1802. Sauerbrunn war zwischen dem 22. und 29. Juli 1811 in Darmstadt angekommen. Im DAB Nr. 26 vom 1. Juli 1811 ist er unter den angekommenen Fremden als „geistlicher Rath und Gouverneur des Erbprinzen von Anhalt-Cöthen“ eingetragen.

<sup>28</sup> CH 3 (Jagiellonska)

<sup>29</sup> Vierzig Jahre. Lorbeerkrantz und Wanderstab. Lebenserinnerungen des Schauspielers und Poeten Karl von Holtei (I., 64), S. 309 f.

<sup>30</sup> Amalie Philippine Merck (1780-1839), geb. Hessemer, ist die Schwester von Bernhard Hessemer FN Nr. 34. Die zweite Ehe mit Moller blieb kinderlos. Nachlaß „Hessemer“, O 61, HSTA Darmstadt.

<sup>31</sup> Ludwig Merck (1777-1809), großherzoglicher Hauptmann, fiel in Wagram. Nachlaß „Hessemer“, O 61, HSTA Darmstadt.

Im August des gleichen Jahres heiratet „Meta Juliane Catharine Moller“<sup>32</sup> (Schwester Georg Mollers) den Großherzoglichen Rath und Controlleur beim Großherzoglichen Oberbaukolleg, Herr Friedrich Bernhard Hessemer<sup>33</sup> (DAB Nr. 31). Hessemer aus Rüsselsheim war ein enger Freund der Familie Wedekind, wo er bei seinen Darmstadt-Besuchen zumeist auch wohnte.



Abb. 16: Georg Moller

Beide Ehen dürften von Georg Wedekind und seiner Frau höchst begrüßt, wenn nicht gar forciert worden sein. Die Vermittlung in Familienangelegenheiten waren den Wedekinds jedenfalls nicht fremd. Bereits 1809 hatte sich Georg Moller nach Abschluß seiner Berufsausbildung und damals auf Stellensuche, vertrauensvoll an seinen Onkel Wedekind gewandt. Der Brief aus Rom ist noch erhalten und ich zitiere den Anfang desselben: „Verehrtester Herr Onkle. Da Sie sich mit so vieler Güte meiner erinnern haben, so bin ich so frei, Ihnen nocheinmal von Rom aus zu schreiben. Meinen ersten Brief von Anfang Sept. werden Sie erhalten haben. Nun ist endlich unverhofft meine Pension ausgezahlt worden und in drei Tagen am 11. Nov. verlasse ich Rom. Der Abschied von diesem herrlichen Orte würde mir sehr wehe thun, wenn ich nicht hoffte jetzt von den gesammelten Kenntnissen thätigen Gebrauch zu machen u. in einem angemessenen Wirkungskreise meinem Vaterlande dienen zu können. Von hier aus gehe ich nach Karlsruhe <...> Ich würde mich freuen dort bei Herrn Weinbrenner [Mollers Lehrer] Briefe von Ihnen anzutreffen, und

noch glücklicher wäre ich, wenn ich vielleicht schon etwas zu meinem künftigen Emplacement bestimmt fände. Die Idee einer Anstellung in Darmstadt, die mir Herr Weinbr. mittheilte, ist so ganz nach meinem Wunsche, daß ich nur ungern eine andere suchen würde.“<sup>34</sup> Die verwandtschaftliche Konnexion war erfolgreich und der damals fünfundzwanzigjährige Moller trat nur drei Monate später seine Anstellung als Hofbaumeister in Darmstadt an. Der Anstellungsvertrag war mit der „sicheren Zusage von 800 Gulden“ im Jahr verbunden.

Aber auch die Stadt Darmstadt durfte auf den Neubürger Georg Moller stolz sein. In der »Großherzoglichen Zeitung« Nr. 65, vom 30. Mai 1818, wird unter „Ausländische Nachrichten“ mitgeteilt: „Die königliche Akademie der Künste hat die durch Schriften und ausgeführte Bauten ruhmreich bekannten Architekten, den Großherzoglich Hessischen Ober-Baurath Hrn. Georg Moller zu Darmstadt <...> [neben Friedrich Weinbrenner aus Karlsruhe] zu auswärtigen ordentlichen Mitgliedern aufgenommen, und ihnen die Patente darüber anfertigen lassen.“ Georg Moller gehört zu den wichtigsten Architekten des Klassizismus. Unter seiner Leitung stand die dritte Stadterweiterung, die aufgrund der wachsenden Einwohnerzahl (sie wuchs zwischen 1806 und 1830 von rund 11.000 auf rund 21.000) notwendig geworden war. Neben seiner eigentlichen Profession war Moller ein gefragter Sachverständiger für mittelalterliche Baukunst. Nach seinen Detailzeichnun-

<sup>32</sup> Meta Juliane Catharine Moller (1786-1818).

<sup>33</sup> Friedrich Bernhard Hessemer (1769-1831) wurde offiziell erst zwei Wochen nach der Heirat zum Controlleur ernannt (Beamtenkartei HSTA Darmstadt). In erster Ehe war er mit Sophie Flor (1775-1808) verheiratet. Aus dieser Ehe ging der Sohn Maximilian (1800-1860) hervor, der seine praktische Ausbildung bei Moller erhielt und später als Professor der Architektur am Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt lehrte. Nachlaß „Hessemer“, HSTA Darmstadt Sig. O 61, Mappe 1-4.

<sup>34</sup> Brief vom 8. November 1809 an Georg Wedekind, zitiert nach: Magda Heidenreich: Wesentliches und Unwesentliches ..., (III., 53), S. 31.

gen wurde zum Beispiel der Kölner Dom<sup>35</sup> restauriert. Ihm ist darüber hinaus das erste Denkmalschutzgesetz Deutschlands zu verdanken. Im Jahre 1818 bedrängte er Großherzog Ludwig I. aus Anlaß des geplanten Abrisses der Lorscher Königshalle, den Denkmalschutz zur öffentlichen Angelegenheit zu machen. 1820 empfängt Moller zusammen mit seinem Lehrer Weinbrenner und dem Wiesbadener Architekten Hundshagen die Ehrendoktorwürde der Universität Heidelberg.<sup>36</sup>

### 8.3 Ausflüge nach Heidelberg und die Bekanntschaft mit Helmina von Chézy

Ein von Darmstadt aus häufig besuchter Ort war Heidelberg, wo Meta Liebeskind mit der Familie Paulus, den Brüdern Boisserée und Johann Heinrich Voß, zusammentraf.

Bei dem Besuch im Sommer 1811 hatte Meta Helmina von Chézy kennengelernt, mit der sie in den folgenden Jahren mehrmals in Darmstadt und Heidelberg zusammentreffen und Briefe austauschen wird.

Helmina von Chézy ist die Enkelin der Anna Luise Karsch<sup>37</sup>, die von ihren Verehrern etwas überschwenglich und teils nicht ohne Ironie *die deutsche Sappho*“ genannt wurde. Von dieser berühmten Großmutter hatte Helmina die Liebe zur Literatur und den ungestümen Drang zum Verseschmieden geerbt.

Als Meta die damals achtundzwanzigjährige Helmina in Darmstadt oder Heidelberg kennenlernte, hatte diese sich bereits von ihrem zweiten Ehemann, dem in Paris lebenden Orientalisten Anton Leonard von Chézy, getrennt. Die erste Ehe war Helmina 17jährig mit einem Baron von Hastfer eingegangen, der vorgab, mehr Geld zu haben, als er hatte und das wenige, das er besaß, noch verspielte. Nach der Scheidung ging sie als Hausdame der bis dahin in Berlin lebenden Schriftstellerin Mme. de Genlis<sup>38</sup> nach Paris. Für die Genlis übersetzte sie dort den Roman »Mademoiselle de Clermont« (1802) ins Deutsche. Aber die Charaktere der Chézy und Genlis waren zu unterschiedlich, um eine fruchtbare Arbeitssituation zu schaffen. Mme. de Genlis war eine prominente und sehr standesbewußte Dame, die schon morgens um sechs Uhr *Tugendhaftes aufs Papier brachte*<sup>39</sup>. Helminas jugendlicher Übermut führte zu Spannungen, so daß sie sich von ihrer ersten Gönnerin trennen mußte. Der Sohn Wilhelm schreibt später: „Die Genlis war eine KRATZBÜRSTE und ihre junge Freundin [Helmina] auch nicht mit Kashemirwolle besetzt.“<sup>40</sup> Danach wohnte Hel-

<sup>35</sup> Sulpiz Boisserée arbeitete für seine Geschichte und Beschreibung des Kölner Doms (1823-32) eng mit Moller zusammen, der die Zeichnungen besorgte. Georg Moller: „Die Originalzeichnung des Doms zu Kölln, 9 Blatt im größten Format, Text und Umschlag alles Schweizer Belinpapier.“ wurde 1818 zum Pränumerationspreis von 3 Carolin in der Verlagsbuchhandlung Leske veröffentlicht. Anzeige GHZ Nr. 76, Donnerstag, 25. Juni 1818.

<sup>36</sup> Wolf-Heino Struck: Wiesbaden in der Goethezeit (III., 160), S. 97

<sup>37</sup> Anna Luise Karsch (1722-1791) stammte aus armen Verhältnissen. Durch ihre Gelegenheitsgedichte wurde Baron von Kottwitz auf sie aufmerksam und brachte sie 1761 nach Berlin, wo sie durch Sulzer und Ramler sogar bei Hof eingeführt wurde.

<sup>38</sup> Félicité Ducrest des Saint-Aubin, Gräfin von Genlis (1746-1830) schrieb an die 100 Romane, die damals sehr viel und gern gelesen wurden.

<sup>39</sup> Klaus Fischer: Ein Weib mit Hang zum Schlendrian. Albumblatt für Helmina von Chézy. Stuttgarter Zeitung, Samstag, den 17. September 1988, Sonntagsbeilage.

<sup>40</sup> Wilhelm von Chézy: Aus dem Leben einer Dichterin (I. 11), S. 249. Die Erinnerungen Wilhelm von Chézys erregten damals allgemein sehr viel Aufsehen, ohne daß sie ihm allerdings als Schriftsteller zum Durchbruch verhalfen.



mina bei Dorothea Veit und Friedrich Schlegel, lernte dort Sulpiz und Melchior Boisserée<sup>41</sup> kennen, erscrieb ihren Lebensunterhalt mit *Französischen Miscellen* für Cotta<sup>42</sup> und übernahm gelegentlich Übersetzungen.

Durch die Schlegels traf Helmina auch ihren zweiten Ehemann Anton Leonard von Chézy, den sie 1805 heiratete. Die Ehe, aus der zwei Söhne hervorgingen, glich jedoch für beide Partner eher einem Martyrium. Der Sohn, Wilhelm von Chézy, erklärt später die Eheprobleme aus der Gegensätzlichkeit der Partner. Während Anton Leonard von Chézy großen Wert auf ein geordnetes Hauswesen legte, ging ihr dies vollkommen ab. Sie nahm darüber hinaus keinerlei Rücksicht auf seine Arbeit, belästigte ihn vielmehr mit „<...> eitlem Geschwätz über untergeordnete Gegenstände.“<sup>43</sup> Im Kommentar zu den Briefen »Aus Chamissos Frühzeit« gibt Ludwig Geiger ein ähnliches Bild von Helmina wieder: „<...> die phantastisch angeregte, pathetisch schwärmende, äußerliche, für Huldigungen empfängliche Frau, war keine passende Lebensgefährtin für einen Mann, der ausschließlich seinen Büchern und seiner Wissenschaft lebte.“<sup>44</sup> Sehr viel liebe- und verständnisvoller beschreibt Adalbert Chamisso seine damalige Freundin Helmina von Chézy in einem Brief an seine Schwester: „Ihr ganzes Leben, das sie mehr aus Begeisterung als nach klugem Plane gelebt, ist eine lange Kette von Mißgeschicken, die sie jedoch mit Muth ertragen <...> Die Buben sind wahre Raphaelische Engel mit goldnen Locken und blauen Augen; sie bändigt sie schlecht; sie liebt sie unendlich“<sup>45</sup>. Gelehrt wollte die Chézy niemals scheinen, ihr Metier war die Intuition.

Das Zusammenleben zwischen den Ehepartnern wurde mehr und mehr unerträglich, so daß Helmina von Chézy 1810 mit den beiden Söhnen Wilhelm und Max nach Deutschland reiste. Die Schlegels waren bereits 1809 nach Deutschland zurückgekehrt. Aber Helmina hatte das Glück, die berühmte Madame Récamier<sup>46</sup> kennenzulernen und auf Schloß Clichy-la-Garenne wohnen zu dürfen. In »Semilassos vorletztem Weltgang« von Fürst Pückler begegnet uns die Chézy auf einer Soiree bei Mme. Recamier. Pückler schreibt ihr Ähnlichkeit mit Bettina von Arnim zu, wobei diese nicht im Äußerlichen zu suchen sei, sondern vielmehr in beider Temperament. Aber dies gehört der Literatur an, wenngleich Pückler die Chézy kannte.<sup>47</sup>

<sup>41</sup> Sulpiz Boisserée (1783-1854) und sein Bruder Melchior (1786-1851) machten sich insbesondere um die Kunst des Spätmittelalters verdient. Die nach ihnen benannte altdeutsche und niederländische Gemäldesammlung ist von König Ludwig I. von Bayern 1827 für 360000 Gulden erworben worden (Alte Pinakothek). Zuvor hatten die Brüder diese Sammlung in Preußen angeboten und standen diesbezüglich mit Hardenberg und Küster in Verhandlungen.

<sup>42</sup> Der Freund "Schweighäuser, ein gewandter und geistreicher Publicist", der mit Cotta in Verbindung stand, hatte ihr diesen "großartigsten Verleger seiner Zeit" vermittelt. Unvergessenes. Denkwürdigkeiten ... (I., 10), S. 227. Achim von Arnim nennt die Zeitschrift in einem Brief an Clemens Brentano „ein ziemlich unbedeutendes Journal“. Hartwig Schultz: Achim von Arnim und Clemens Brentano (I., 127), S. 141.

<sup>43</sup> Wilhelm von Chézy: Aus dem Leben einer Dichterin (I., 11), S. 249.

<sup>44</sup> Ludwig Geiger: Aus Chamissos Frühzeit. Ungedruckte Briefe nebst Studien (I., 36), S. 215.

<sup>45</sup> Brief vom 24. Juni 1810 an eine Freundin, zit. nach Ludwig Geiger: Aus Chamissos Frühzeit ... (I., 36), S. 216.

<sup>46</sup> Julie Recamier, geb. Bernard (1777-1849), verheiratet mit dem Pariser Bankier J. Recamier, wurde durch ihren Salon, ein Sammelplatz der Pariser Intellektuellen, und ihre Schönheit, Grazie und Lebenswürdigkeit zu einer Berühmtheit. Zu ihren deutschen Gästen gehörten unter anderen der Komponist J. F. Reichardt und der Schriftsteller August von Kotzebue.

<sup>47</sup> Pückler mochte die Chézy nicht, wie er in einer Erläuterung preisgibt, wonach Helmina durch ihre Großmutter und Mutter prädestiniert gewesen sei, ein „Muster von Langweiligkeit und Sentimentalität zu werden. Wir verdanken ihr den erbärmlichen Text zu einem der köstlichsten Musikwerke, Webers

Zurück zur historischen Realität. Häufig verkehrte der Arzt David Ferdinand Koreff bei Mme. Recamier, den die Chézy dort kennengelernt haben muß. Koreff setzte sich für Helmina Chézy bei dem Berliner Verleger und seinem Freund Julius Hitzig ein und schreibt: „Es ist mir um so verdrießlicher, da mich Mad. Chézy jeden Tag quält. Ich habe sie bestimmt, Bertuch und anderen Buchhändlern „die Märtyrer“<sup>48</sup> zu versagen und jetzt wundert sie sich, daß du weder mir noch ihr ein Wörtchen darüber schreibst. Sie hat schon sehr viel übersetzt, und in wenigen Tagen erhältst du an zehn Bogen, damit du anfangen könntest zu drucken. Das Werk ist erschienen vor drei Tagen, und macht ungeheures Aufsehen. Drucke nur frisch daran weg, denn wir jungen Männer wir helfen alle der Mad. Chézy, damit diese gute talentvolle Frau nicht dieser großen Arbeit unterliege. <...> Ich bin sehr erfreut, dir dieses Werk und diese Uebersetzerin verschafft zu haben. Du weißt, daß Frau von Hastfer jetzt Mad. Chézy heißt, und die Ankündigung und der Titel des Werkes muß unter dem Namen Helmina Chézy, geborne Klenk gefaßt sein. <...> Sei so gütig und sende mir sogleich Geld, damit ich meinen Mitarbeiter bezahlen könne - auch bestimme, wie viel du Mad. Chézy geben willst, und sende mir einen Theil davon. Sie wünscht es sehr, - denn sie ist nicht in glücklichen Umständen.“<sup>49</sup> Der Brief stammt ebenfalls aus dem Jahre 1810 und kurze Zeit später wird Helmina Paris und Frankreich verlassen. Ob Hitzig an der Übersetzung nicht interessiert war oder das Projekt gar abgelehnt hat, ist nicht verbürgt. Jedenfalls hat sich Helmina nicht mehr weiter darum gekümmert. Ihre wenig glücklichen Umstände trieben sie in die Ferne. *Die Märtyrer* wurden erst 1811 von L. A. Haßler in einem Freiburger Verlag in Übersetzung veröffentlicht. Ihr Mann, Anton Leonard von Chézy zahlte ihr 2.400 Franc jährlich, ein damals vor allem in Süddeutschland dem Status der Familie angemessenes Einkommen.<sup>50</sup>

Natürlich mußte Meta Liebeskind auf diese außergewöhnliche Frau aufmerksam werden. Die achtzehn Jahre jüngere Helmina von Chézy zog durch ihr für die damalige Zeit unkonventionelles Verhalten allgemein viel Aufmerksamkeit, Abwertung, aber auch Bewunderung auf sich. Meta hatte eine ähnliche Odyssee glücklich hinter sich gebracht, ihr Sprachgenie für das nackte Überleben zu nutzen gewußt, und einen Lebensstil entwickelt, der nur von wenigen Zeitgenossen restlos gebilligt wurde.

Von Helminas Sohn Wilhelm, der durch das Bohemeleben seiner Mutter keine kontinuierliche Ausbildung erhalten hatte, später als Erzähler und Publizist scheiterte und in Wien mittellos starb, stammt die wohl treffendste Charakterisierung der Chézy. „Ein liebevolles und noch liebebedürftigeres Gemüth und ein rastlos wetterwendischer Sinn“, bezeichnet er als ihre Hauptmerkmale, daneben neige sie zu „unüberlegten Entschlüssen“ und besitze eine „schnelle Auffassungsgabe ohne treues Gedächtnis, feinen Verstand ohne Umsicht [ein] großes Maß von wahrhaft erstaunenswerther Herzensgüte und einen eisernen Magen <...>“<sup>51</sup>

Der erste Brief Metas an *Fr. v. Chézy*<sup>52</sup> enthält leider wie der oben zitierte keine Ortsangabe und ist ohne Datum. Auch der Text gibt keinen genauen Aufschluß über die Entstehungszeit. Meta schreibt darin: „Ich fühle mich sehr schwermüthig seither. Der Tod hat mich angegriffen, es thut

---

Oper *Euryanthe*, die dadurch für uns getötet worden ist.“ Fürst Hermann Pückler-Muskau: *Semilasso*. Gesammelte Reisebilder (I., 107), S. 251.

<sup>48</sup> Es handelt sich dabei um die Übersetzung von François René Vicomte de Chateaubriands „Les martyrs ou Le triomphe de la religion chétienne“, eine historische Studie zur Frühzeit des Christentums. Das Original war 1809 als zweibändige Ausgabe erschienen.

<sup>49</sup> Aus dem Nachlaß von Varnhagen von Ense. *Biographische Portraits* (I., 147), S. 44f.

<sup>50</sup> Wilhelm von Chézy: *Aus dem Leben einer Dichterin* (I., 11), S. 249.

<sup>51</sup> Ebd., S. 248.

<sup>52</sup> CH 1 (Jagiellonska)

mir weh, daß man so sterben kann. Ach wer stirbt wie Spalding<sup>53</sup>, der 89jährige Greis, der einen Augenblick ehe er schied, aus dem Schlummer sich aufrichtete, mit unbeschreiblich süßem Lächeln umher blickte, und dann zurücksank, mit sanft sich öffnenden Lippen, als hauche er mit einem Kusse dem, der sie gegeben, die Seele wieder zu. Auch ein Herder<sup>54</sup>, der in den letzten Zeiten sich wunderbar verklärt fühlte, der mit Geistern in seinem Hause umging, der die irdische Hülle ähnlich verließ wie der Schmetterling die Raupe, nur noch von geistiger Nahrung lebte. - Und dann der Tod eines solchen sinnlichen Erdenbewohners, u. doch war er kein unedler, kein schlechter Mensch. Das Sonnet habe ich leider nicht Liebste. Ich habe nichts von Ihnen mitgenommen als Ihre Liebe. Nicht einmal das Lied an den Kaiser.<sup>55</sup> Einen kleinen Anhaltspunkt, daß der Brief 1811 oder Anfang 1812 geschrieben wurde, kann lediglich das erwähnte Sonett geben, das Helmina 1812 veröffentlichte. Sicherlich hat sie nicht den ganzen Gedichtband vermißt, sondern nur die Niederschrift des „Lied[es] an den Kaiser“. Die Frage nach dem „sinnlichen Erdenbewohner“ gibt gleichermaßen zu Spekulationen Anlaß. Wäre der Brief von 1811/12, so könnte es sich um Heinrich von Kleist handeln<sup>56</sup>, der sich am 21. November 1811 auf tragische Weise zusammen mit Henriette Vogel das Leben genommen hatte. Durch die persönliche Bekanntschaft zwischen ihrem Bruder und Kleist, durch die Freundschaft zwischen Elisabeth Stägemann und Kleist, mußte sich Meta von dessen Tod angerührt fühlen. Bekannt ist, daß Kleist wenige Tage vor seinem Selbstmord bei den Stägemanns erschien, wo er häufig zu Gast war, und Elisabeth zu sehen verlangte. Elisabeth Stägemann war krank und empfing ihn deshalb nicht. Kleists Selbstmord wurde damals heftig diskutiert. Zum Beispiel schreibt Reichardt an Elisabeth Stägemann: „Sie haben den braven Heinrich von Kleist geschätzt wie ich, und an seinen geistvollen Schriften Vergnügen gefunden;

<sup>53</sup> Johann Joachim Spalding (1714-1804), protestantischer Pfarrer aus dem Kreis der Aufklärer. Infolge des Wöllnerschen Religionsedikts trat er als Oberkonsistoriatrat zurück. Meta Liebeskind hat die »Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben mit einem Zusatze von dessen Sohne Georg Ludwig Spalding« gelesen. Der Originaltext lautet: "Das Athmen war sanft, nach einigen Minuten blickte der etwas gehobene Kopf mit geöffneten Augen, wie erstaunt, in die Höhe um sich her, sank zurück, und den letzten Hauch konnte man schwerlich merken. Kaum aber eine Minute, und das ganze Gesicht war verändert, wie eine Kohle, aus der der himmlische Funke ausgeglüht. Diese Veränderung schreckte nicht, sie hatte etwas Feyerliches, das eigentliche Verschwinden der Persönlichkeit." (I., 132), S. 198. In den Anmerkungen des Sohnes wird Spalding als liebenswert und bescheiden geschildert. "Er war von wohlwollender Weisheit und Frömmigkeit erfüllt". Innerhalb des geistlichen Standes "verschmähte er ... allen Zwang und Innungsgeist, der die Persönlichkeit und das eigene Denken durch ein feyerlich-gleiches Kostüm verdrängt." (I., 132), S. 173.

<sup>54</sup> Johann Gottfried Herder (1744-1803). Amalie von Helvig, damals noch Imhoff, schildert den Tod Herders als Augenzeugin. Sie war zu der Zeit Hofdame bei Prinzessin Caroline in Weimar. Im Brief vom 24. Dezember 1804 schreibt sie an ihren Verlobten Helvig: "Die Krankheit unseres herrlichen Freundes war schmerzhaft und fesselte fast acht Wochen an's Bett; er hat die Schrecken einer langen Agonie durchlebt ... - er soll in hellen Augenblicken eine sehr merkwürdige, aber schreckensvolle Schilderung seiner Empfindungen dabei gegeben haben." Zit. nach Henriette von Bissing: Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff (I., 7), S. 188 f.

<sup>55</sup> Das von Helmina von Chézy geschriebene »Lied an den Kaiser« war Napoleon I. gewidmet. Napoleon hatte ihre Huldigungsverse allerdings nicht zur Kenntnis genommen. Wie Klaus Fischer in seinem "Albumblatt für Helmina" aussagt, hat sie, "ohne auch nur ein Komma zu ändern", die Verse später Friedrich Wilhelm III. von Preußen zugeeignet, die 1812 in einem Gedichtband in Berlin erschienen waren. Vgl. Klaus Fischer: Ein Weib mit Hang zum Schlendiran ..., Sonntagsbeilage der Stuttgarter Zeitung, Samstag, 17. September 1988.

<sup>56</sup> Der Ausdruck „sinnlicher Erdenbewohner“ deutet auf Kleist hin, denn sein Tod war unheimlich, weil er sich „auf unwirkliche Weise mit dem Eros verschwistert“. Hermann Stresau: Deutsche Tragiker (III., 159).

sagen Sie mir doch, wie ist die Nachricht von seinem sonderbaren Ende zu verstehen <...><sup>57</sup> Metas Bruder wurde am 27. Dezember 1811 durch Wieland informiert: „Es ist leider nur allzu gewiß, daß Heinrich von Kleist, der Ihnen und mir vor mehreren Jahren durch seine Liebenswürdigkeit das Herz abgewann, zugleich aber von seiner übermäßigen Exaltation, mich wenigstens, alles für ihn fürchten ließ, <...> dessen tragisch-romantischer Ausgang aus der Welt mehrere öffentliche Blätter angekündigt haben, ein und ebendasselbe Individuum ist. <...>“<sup>58</sup>

Am 18. Juli 1811 begegnen wir Helmina von Chézy und indirekt auch Meta in Heidelberg bei Caroline Paulus<sup>59</sup>, die in einem Brief an Hegel berichtet: „Außerdem haben wir hier gelehrte Frauen aller Art: Madame Chézi aus Paris, eine zweite Liebeskind, nur in einer angenehmeren Gestalt; Frau von Helwig, die Schwester von Lesbos<sup>60</sup>, eine eitle Närrin oder, wie Thibaut<sup>61</sup> sagt: eine Madonna pour être vu; Frau von Wolzogen<sup>62</sup>, die aber auf einige Monate nach Weimar zurück ist und im Herbst wiederkommen wird“<sup>63</sup> Aus der Briefstelle geht nicht eindeutig hervor, daß auch Meta in Heidelberg anwesend war. Dennoch ist es wahrscheinlich, daß sich die beiden in jenem Jahr in Heidelberg getroffen haben, und daß die Assoziation von Caroline Paulus aus direkter Anschauung resultierte.

Neben der Familie Paulus und den in oben zitiertem Brief aufgeführten Personen gehörten wie erwähnt die Brüder Boisserée und die Familie Voß zu den gemeinsamen Heidelberger Bekannten.

Im Jahr 1814 ist Meta Liebeskind wahrscheinlich Sulpiz Boisserée und Bertram<sup>64</sup> in Darmstadt begegnet, die Anfang bis Mitte Juni im HESSISCHEN HAUS logierten (DAB, Nr. 20,1814), denn am 9. Mai 1814 vermerkt Sulpiz Boisserée in seinem Tagebuch: „An demselben Montag war auch Moller abends mit seiner Frau und mehren anderen Weibern bei uns.“<sup>65</sup> Wenn nicht bereits in Darmstadt, wo Meta Liebeskind unter *mehreren Weibern* versteckt sein könnte, so trifft sie in jenem Jahr in Heidelberg auf Sulpiz Boisserée, wie wir aus dem schon erwähnten Brief an die Chézy wissen. Meta schreibt: „Mit wudem grämlichen Gesicht sah ich Sie abreisen, liebste Chezy! Ich konnte Ihnen nicht so wiedergeben was ich empfand, es wäre drückend für uns beide geworden. Mögten Sie doch freundliche Menschen auf dem Rückwege gefunden haben. Von guter Vorbe-

<sup>57</sup> Brief vom 10. Dez. 1811 (Giebichstein). Zit. nach: Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth Stägemann, hrsg. von W. Dorow (I., 18), S. 238.

<sup>58</sup> Cristoph Martin Wieland an Georg Christian Wedekind, in: Heinrich v. Kleists Nachruhm, hrsg. von Helmut Sembdner (I., 131), S. 83

<sup>59</sup> Paulus war 1811 nach Heidelberg berufen worden.

<sup>60</sup> Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff (1776-1831), ist die Autorin des in Schillers Musenalmanach erschienenen idyllischen Epos "Die Schwestern von Lesbos" (1800).

<sup>61</sup> Anton Friedrich Justus Thibaut (1772-1840) war seit 1806 als Professor für römisches Recht in Heidelberg angestellt.

<sup>62</sup> Karoline von Wolzogen (1763-1847), geb. von Lengefeld, Schwester von Charlotte Schiller. Sie ist die Verfasserin des Romans »Agnes von Lilien«, der 1796 anonym in Schillers »Horen« erschien. 1830 trat sie als Schillers literarische Nachlaß-Verwalterin mit der Beschreibung von »Schillers Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner« an die Öffentlichkeit. Karoline von Wolzogen lebte 1802 und 1807/8 in Paris, wohin sie ihren Mann, den Weimarer Kammerrat Wilhelm von Wolzogen, begleitet hatte. Dort dürfte sie auch Helmina von Chézy begegnet sein.

<sup>63</sup> Brief von Caroline Paulus an Hegel, Heidelberg d. 18. Juli 1811. Briefe von und an Hegel, hrsg. von Johannes Hoffmeister (I., 62), S. 380.

<sup>64</sup> Johann Baptist Bertram (1776-1841), Maler und Sammler.

<sup>65</sup> Sulpiz Boisserée. Tagebücher (I., 159), S. 145.

deutung war es ja, daß der Gott Zufall Ihnen so schnell die Hand both. Sulpice<sup>66</sup> sah ich noch, u. ich denke, ich hab ihn etwas reumüthig verlassen. Auch die Paulus hat mit recht herzlicher Anerkennung von Ihnen gesprochen. Es war so wie ich vermuthete, u. daß ich gebundene Händ hatte, thut mir wohl sehr weh. Bei Voß<sup>67</sup> brachte ich schöne idyllische Frühstunden zu, und bin auch heute zu ihm eingeladen. Ihre Emma<sup>68</sup> nahm er mit Liebe auf.<sup>69</sup> Helmina von Chézy hatte in diesem Jahr Graf von Loeben<sup>70</sup> kennengelernt, der sich in Heidelberg auf der Durchreise aufhielt. Ihrer überstürzten Abreise muß ein Streit in der Heidelberger Gesellschaft vorangegangen sein. Schon Ende 1810, als die Chézy gerade aus Paris in Heidelberg angekommen war, hatten sich die Brüder Boisserée ihrer angenommen. Sulpiz schreibt: „<...> mein Wohlbehagen in diesem Winter [war] nur durch zwei Dinge dann und wann unterbrochen worden: durch die Mißbilligung meines freundschaftlichen Umgangs mit der W. von Melchior und Bertram, und durch die Not und Gemeinheit der Chézy, die Anfangs September hieher gekommen, von allen Menschen verlassen und mißhandelt, unseren Rat und Beistand als von alten Bekannten in Anspruch nahm - ich sah bei ihr alles von der christlich mitleidigen großmüthigen Seite an und bekam darüber den Namen eines barmherzigen Bruders, nicht ohne Spott und Nebenbeziehung<...>“<sup>71</sup> Sulpiz ist der Chézy noch sehr oft in Heidelberg, Frankfurt und München begegnet. Er erwähnt sie in seinen Tagebüchern, allerdings zumeist nur kommentarlos *als Eintrag*. Meta Liebeskind findet keinerlei Erwähnung, aber dies ist wohl mit dem Altersunterschied zu erklären. In Darmstadt dürfte Meta Liebeskind im Jahre 1811 auch eine alte Bekannte aus Göttingen, Elise Hahn-Bürger, wieder getroffen haben.

<sup>66</sup> Sulpice Boisserée (1783-1854) lebte seit 1810 in Heidelberg.

<sup>67</sup> Johann Heinrich Voß (1751-1826) und sein Sohn Heinrich lebten beide in Heidelberg. Der Vater hat dort für einigen Aufruhr gesorgt, indem er sich mit den Romantikern Brentano, Arnim, Görres und mit dem Kollegen Creuzer auf einen literarischen Disput einließ. Seit 1806 hatte der Sohn Heinrich Voß (1779-1822) eine Professur für Philosophie inne. Amalie von Helvig, die die Familie Voß im Jahre 1810 besucht hatte, berichtet an ihren Mann: „Ich schrieb am Morgen nach meiner Ankunft ein Billet an den alten Voß und wir wurden im Garten auch von Mutter und Sohn Voß herzlich willkommen geheißen und fanden eine wahre Idylle eines nutzbaren Gartens, von altem Gemäuer und Epheu bewachsen ... Wir verlebten einen ruhig-heiteren Abend, und wenn ich der Art trauen darf, wie Vater und Sohn einfach verbindlich sich zeigten, so werde ich noch manche belehrende und heitere Stunde in diesem Cirkel zubringen“. Brief vom 17. September 1810 an General von Helvig, in: Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig von Henriette von Bissing (I., 7), S. 269 f.

<sup>68</sup> »Emmas Prüfungen. Eine Geschichte« ist 1817 in Heidelberg erschienen.

<sup>69</sup> CH 4 (Jagiellonska)

<sup>70</sup> Otto Heinrich Graf von Loeben (1786-1825) veröffentlichte unter dem Pseudonym Isidorus Orientalis Gedichte und Erzählungen, die Ritterehre und Minnesang zum Thema haben. Vilmar nennt ihn in seiner »Geschichte der Deutschen National=Literatur«: „Der frauenhaft weiche und frauenhaft innige, aber überschwengliche und ebenso stoffleere als formlose Isidorus Orientalis, Leipzig 1890, S. 476. Wahrscheinlich ist sie mit ihm zusammen nach Darmstadt gefahren. Einige Wochen später unternahmen beide eine Rheinreise. Vgl. Helmina von Chézy: Unvergessenes, Denkwürdigkeiten (I., 10), S. 98 f. Der oben zit. Brief kann außerdem aufgrund der Lebensbeschreibung des Sohnes auf das Jahr 1814 datiert werden. Dafür spricht auch ein Tagebucheintrag von Sulpiz Boisserée vom 5. Juni 1814, der lautet: „Graf von Loeben, Isidorus orientalis, kam auch wieder in diesen Tagen, sein schwächliches geschraubtes Wesen wollte mir jetzt so wenig wie zuerst vor vielen Wochen zusagen.“ Tagebücher, Bd. I. (I., 159), S. 150.

<sup>71</sup> Sulpiz Boisserée: Tagebücher, Bd. I. (I., 159), S. 58 f.



Abb.17: Helmina von Chézy

Nach ihrer Scheidung hielt sich Elise Bürger, geb. Hahn, abwechselnd in Hannover, Braunschweig und Leipzig auf. 1796 arbeitete sie für drei Jahre am Theater in Altona; Engagements in Lübeck, Hannover und Dresden folgten. Elise Bürgers Biograph, Friedrich W. Ebeling<sup>72</sup>, beschreibt sie als gefeierte Schauspielerin; aber dies ist sicher ein Zuviel der Rehabilitierung, vielmehr bot sich ihr kaum eine andere Möglichkeit des Gelderwerbs. Nach einer Aufführung der Ariadne in Weimar schreibt Friedrich Schiller: „Madame B. hat gestern so allgemein mißfallen, daß man sich durch eine zweite Rolle, die man ihr gestattet, bei dem Publicum schlecht empfehlen wird.“ Wieland, der allerdings keine Vorstellung besucht hatte, sondern von Elise besucht worden war, schreibt in einem Brief an Jacobs: „Ich weiß nicht was die Heringsnasen in Weimar von ihr wollen; sie ist eine ganz eminente Person und hat ein excellentes Ingenium.“<sup>73</sup>

Seit 1807 wählte Elise Bürger Frankfurt als ihren Wohnort, von wo aus sie im Sommer vor allem in den umliegenden Badeorten, aber auch in Darmstadt, Heidelberg und Mannheim mit *musikalisch-declamatorischen Akademien* gastierte.

Elises Darmstädter Aufenthalt im Jahre 1811 ist durch einen Brief an Emil August Bürger<sup>74</sup> belegt, in dem sie schreibt: „Ich habe in Darmstadt so viele Aufmunterung gefunden meiner Sonette und des Traums meines Lebens halber, daß ich wirklich ernstlich dazu tun will, die kleine Sammlung

<sup>72</sup> Friedrich W. Ebeling: Gottfried August Bürger und Elise Hahn (III., 26), S. 151 ff.

<sup>73</sup> Zitiert nach Ebeling (III., 26), S. 175

<sup>74</sup> Emil August Bürger ist der illegitime Sohn Gottfried August Bürgers und seiner damaligen Geliebten 'Molly', mit der er später seine zweite Ehe einging. Elise Hahn-Bürger hatte Emil in Frankfurt kennengelernt.

erscheinen zu lassen.<sup>75</sup> Sie bittet Emil, der damals im Verlag J. C. B. Mohr beschäftigt war, eine Voranzeige in verschiedene Blätter zu setzen und endet: „Hier habe ich am Samstag eine Einnahme von 270 fl. gemacht, und werde am nächsten Samstag noch einmal den Leuten vorplaudern, und dann gerade nach Mannheim gehen; Antworte mir nach hierher <...><sup>76</sup>

Weniger erfolgreich war im gleichen Jahr einer von Elises Auftritten in Heidelberg, von dem Friedrich Kohlrausch berichtet: „Elise Bürger, die Witwe unseres Volksdichters, kam nach Heidelberg, declamatorische Vorstellungen zu geben. <...> Die Studenten aber, die ihren Ruf kannten, bereiteten ihrer Declamation ein schmähhliches Ende; sie streuten eine große Masse Kirschkerne <...> im Saale umher, und als die Künstlerin im besten Pathos war, zertraten sie mit solchem Geräusch die Kerne, daß jene aufhören und nach mehreren vergeblichen Versuchen fortzufahren den Saal verlassen mußte.“<sup>77</sup>

Elise wurde für ihr Eheabenteuer mit Gottfried August Bürger noch vierzehn Jahre nach dessen Tod bestraft. Sowohl als Schriftstellerin als auch als Schauspielerin und Deklamatorin kam sie - so die Aussagen der Zeitgenossen - nicht über das Mittelmaß hinaus. Dennoch gelang es ihr, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Wilhelm von Chézy schreibt ironisch: „Elise Bürger <...> reiste auf mimisch plastische Darstellungen, zu denen mehr der Hunger sie getrieben zu haben scheint, als die Erwartung, einer Händel-Schütz den Rang abzulaufen.“<sup>78</sup> Nicht weniger abwertend klingt die Äußerung von Helmina, die Elise Bürger 1811 in Darmstadt kennengelernt hat: „Was die andere betrifft [zuvor ist von Henriette von Montenglaut die Rede], die allzu bekannte Elise Bürger, so würde ich ihre Bekanntschaft nicht gesucht haben, doch auch sie war geistbelebt.“<sup>79</sup> Andererseits ist ein freundschaftliches Billet der Chézy, poetischen Inhalts, an Elise mit einer Einladung zum Abendessen in der Dorowschen Autographen-Sammlung<sup>80</sup> verzeichnet. Auffällig ist, daß Elise Hahn-Bürger nicht nur nach ihren schauspielerischen Fähigkeiten beurteilt wird, sondern daß immer auch das Vorurteil durchscheint, mit dem die geschiedene Frau Bürger bedacht wurde. In dem von Kohlrausch wiedergegebenen Urteil und auch dem der Chézy überwiegt jedenfalls das Wissen um ihren ruinierten Ruf. Gleichzeitig scheint es aber gerade der Name gewesen zu sein, der für Sensation sorgte und die Säle zu füllen half. Leicht hätte sie sich einen Künstlernamen zulegen können, statt dessen ließ sich Elise bis zuletzt, sie starb 1833 in Frankfurt, mit Frau Professor Bürger anreden.

Nach 1811 verbrachte Meta Liebeskind den Sommer 1813, 1814, 1815, 1818, 1823, 1831 und 1837 in Darmstadt und unternahm von dort aus Ausflüge nach Heidelberg, Worms, Mainz und in verschiedene Badeorte im Taunus und zuletzt nach Baden-Baden.

Verblüffend ist, daß Meta in jenen Kriegsjahren (1813-1815) solche monatelangen Ortsveränderungen auf sich nahm, wo aufgrund der enormen Truppenbewegungen das Reisen recht gefährlich, zumindest unangenehm gewesen sein dürfte. Ihr Sohn Adalbert kämpfte damals in der bayrischen Armee, so daß sich die Mutter eigentlich in ständiger Angst um ihn befunden haben muß. Beispielsweise wird in der Großherzoglichen Zeitung vom 8. Juni 1813 berichtet, daß sich der „<...>

<sup>75</sup> Brief von Elise Hahn-Bürger an Emil Bürger, Darmstadt, 10. März 1808, in: Emil August Bürger. Mollys Sohn (I., 165). Das dünne Bändchen ist ohne Seitenzahlen.

<sup>76</sup> Brief von Elise Hahn-Bürger an Emil Bürger, (I., 165).

<sup>77</sup> Erinnerungen aus meinem Leben. Von Fr. Kohlrausch (I., 75), S. 105 f.

<sup>78</sup> Wilhelm von Chézy: Aus dem Leben einer Dichterin (I., 11), S. 1210.

<sup>79</sup> Helmina von Chézy: Unvergessenes ... (I., 10), S. 90.

<sup>80</sup> Verzeichnis der Dorowschen Autographen-Sammlung. Zweite Abtheilung. Versteigerung 28. Sept. 1847 in Frankfurt/Main bei Anton Baer, S. 8.

Verlust der bairischen Division in den Schlachten vom 20. und 21. Mai auf 4 Offiziere und 54 Soldaten <...>“ beziffert. 10 Offiziere und 34 Soldaten waren verwundet worden. (GHZ Nr. 68, 1813) Auch die allgemeine finanzielle Lage der Familie Liebeskind dürfte eher angespannt gewesen sein. Der Krieg kostete viel Geld und wurde durch ständige Steuererhöhungen finanziert. In der Großherzoglichen Zeitung vom 9. Dezember wird aus München berichtet: „Es ist die Erhebung von weiteren 4 Kriegs-Steuer, Simpeln<sup>81</sup> für die Monate December, Januar, Februar und März verfügt worden. „(GHZ Nr. 147, 1813)

Aber wahrscheinlich kam Meta nicht nur der Abwechslung und der schon erwähnten Kuren zuliebe nach Darmstadt, sondern fühlte sich der Familie ihres Bruders eng verbunden. Diese Annahme bestätigen unter anderem die Geburtstagswünsche an ihren Neffen Georg Wilhem, der damals eine Ausbildung als Förster in der Nähe von Meiningen absolvierte. Die folgenden Zeilen sind dem Geburtstagsbrief (21. Juli 1813) der Mutter angefügt und lauten: „Auch ich liebster Georg wünsche Dir Glück u. Freude an dem Tage, der dich zur Freude deiner Eltern die Welt erblicken ließ. Setze fort gut und brav u seyn, u. das Glück zu genießen, deiner vortrefflichen Mutter die Liebe zu vergelten, die sie von jeher für Dich im Herzen trug. u. die dein gutes schönes Herz so redlich erwidert. Vielleicht mache ich es möglich, Dich auf meiner Rückreise zu sehen u. dir selbst zu sagen wie zärtlich u. unsäglich ich dich liebe u. wie ich solange ich lebe, mit der treuesten Liebe an dir, an deiner Mutter, u. euch allen hängen werde. Warum ist mir das Glück nicht vergönnt, den Abend des Lebens an einem Wohnorte mit euch zu beschließen. Ich umarme Dich mit Liebe. Deine Tante Meta L.“<sup>82</sup>

Die zärtliche Anhänglichkeit an die Familie des Bruders und den Neffen lassen unwillkürlich die Frage nach Metas Beziehung zu ihrem Mann und den eigenen Söhnen aufkommen. In den wenigen Briefen an die Chézy spricht sie kaum von ihrer Familie. Von Johann Heinrich Liebeskind sind 5 Briefe (1815-1828) an seinen Freund aus Königsberger Tagen, August Wilhelm von Stägemann, erhalten, in denen er zumeist nur lakonisch den Aufenthaltsort seiner Frau benennt und Grüße bestellt. Allerdings war auch Heinrich Liebeskind von seinem Neffen begeistert, wie er in einem Brief aus dem Jahr 1816 zu erkennen gibt. Er schreibt an den Schwager Wedekind vom Besuch Georg Wilhelms in München: „Mit jedem Tage hat sich das Vergnügen, das ich in der Beobachtung seiner Geistes- u. Gemüthsgaben fand, vermehrt. Sein Verstand nähert sich schon in vielen Stücken der würdigen Reife, welches bey einem Alter von 20 Jahren <...> viel sagen will.“<sup>83</sup>

Das Jahr 1814 war besonders von dem Kriegsgeschehen überschattet. Auch im Großherzogtum Hessen wurden die Kriegssteuern erhöht und in Darmstadt ein Frauenverein gegründet, dessen Hauptzweck in der Schaffung von Vorräten an Verbandsstoffen, Kleidungsstücken und „Suppen=Mehl“ bestand. In der Bekanntmachung vom 19. März 1814 heißt es: „<...> die Dauer des Vereins ist <...> auf die des Krieges beschränkt“<sup>84</sup> Den Vorsitz führten die Königl. Hoheit Frau

---

<sup>81</sup> von lat. Simplum, das Einfache einer Summe bzw. Abgabe (einfacher Steuersatz).

<sup>82</sup> Brief von Wilhelmine von Wedekind „An Jagdjunker Freyherrn von Wedekind zu Dreißigacker bey Meiningen“ vom 21. Juli 1813. (PBH)

<sup>83</sup> Heinrich Liebeskind an Georg Wedekind, Brief vom 22. Okt. 1816, STA Darmstadt.

<sup>84</sup> Dieser Hinweis war wichtig, weil Frauenvereine damals von Männern mehr gelitten als unterstützt wurden. 1819 schreibt ein anonymer Verfasser in der Zeitschrift »Hermes«, daß Frauenvereine als „ein Werk der Noth“ ihre Berechtigung gehabt hätten und nun obsolet geworden seien. Sein wesentliches Argument gegen ein Fortbestehen von Frauenvereinen kulminiert in der Angst, daß sich Frauen in das öffentliche Leben eindrängen und sich ihrer Bestimmung und ihren Pflichten entfremden würden. In: Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur, Leipzig 1819, S. 305.



Großherzogin und die Großprinzessin<sup>85</sup>. Die wohlthätigen Dienste dieses Vereins wurden auch schon bald in Anspruch genommen. Nach der Schlacht von Hanau erreichte ein „übel aussehender Zug von Kriegsgefangenen, von behelmtten Bayern geleitet, Darmstadt und wurde im Exerzierhaus untergebracht. Die Bevölkerung versorgte die Kranken und Erschöpften mit Essen.“<sup>86</sup> Am 1. Juni traf eine Kosakenkolonne in Darmstadt ein, die aus sieben Regimentern bestand und 4020 Mann mit 4840 Pferden zählte. Ein Tag später traf eine 2. Kolonne mit 2860 Mann und 3185 Pferden ein. Beide Kolonnen übernachteten in der Stadt und Umgebung. Auch die Russen, die zu den Feinden des Rheinbundes gehörten, mußten versorgt werden; ebenso 128 Mann preußische Militärs, die Anfang Juli aus französischer Kriegsgefangenschaft in Darmstadt ankamen. (GHZ vom 6., 11. Juni und vom 9. Juli 1814)

Im Frühjahr des Jahres 1814 war Adalbert Liebeskind, der seit 1812 am Rußlandfeldzug teilgenommen hatte und in Gefangenschaft geraten war, nach München zurückgekehrt<sup>87</sup>, so daß sich Meta relativ beruhigt ihren sommerlichen Gepflogenheiten hingeben konnte, die zumeist erst Ende September/Mitte Oktober endeten. Auch Therese Huber besuchte in jenem Herbst die Wedekinds in Darmstadt. Sie schreibt davon in einem Brief an Usterie<sup>88</sup>, erwähnt Meta aber nicht, so daß wir davon ausgehen können, daß diese sich schon wieder nach München begeben hatte. Auch Goethes Besuch, immerhin im Haus ihres Verwandten Georg Moller, hat Meta wahrscheinlich verpaßt. Goethe war am 9. Oktober 1814 von Heidelberg kommend in Darmstadt im „Hessischen Haus“ abgestiegen und traf mit Hofkanzleirat Schleiermacher zusammen, der für das Museum zuständig war. Abends soll er Cherubinis Oper „Die Wasserträger“ besucht haben<sup>89</sup>. Ein weiterer Besuch Goethes galt Georg Moller, von dem er durch Sulpiz Boisserée gehört hatte.<sup>90</sup>

Gleich mehrfach belegt ist Metas Aufenthalt in Darmstadt im Jahr 1815.

Aus einem Brief von Johann Heinrich Liebeskind an den alten Freund Stägemann wissen wir: „Meine Frau befindet sich seit zwei Monaten bey ihrem Bruder in Darmstadt, dem dortigen Leib- arzte des Grossherzogs,“<sup>91</sup> und zwar schon ab März. Außerdem erfahren wir aus genanntem Brief: „Vor drei Monaten habe ich ein Mündel von mir, ein Fräulein v. Knebel, an den preussischen Major von Monsterberg aus Schlesien, der jetzt in Charleroi steht, verheiratet. Das gute Mädchen ist sehr betrübt, ihren Gatten in Gefahr und sich von ihm getrennt zu sehen.“ Die Hochzeit fand am 6. Februar in Wesel, nördlich von Duisburg, statt. Bei Metas Reiselust ist es durchaus möglich, daß sie zuvor an der Hochzeit teilgenommen hatte und von dort aus den Bruder in Darmstadt besuchte. Das Verhältnis zwischen den Pflegeeltern und Rosalie Knebel-Monsterberg scheint sehr gut gewesen zu sein, denn deren zweiter Sohn erhält den Namen Ferdinand, nach Metas zweitem Sohn, mit dem Rosalie groß wurde. Die erste Tochter wurde nach der verstorbenen Liebeskind-Tochter

<sup>85</sup> Großprinzessin Wilhelmine Luise aus Baden, die seit 1804 mit dem späteren Großherzog Ludwig II. (1777-1830) verheiratet war.

<sup>86</sup> So erinnert der Sohn von Helmina von Chèzy das Kriegsgeschehen in Darmstadt. Wilhelm von Chèzy: Aus dem Leben einer Dichterin. (I., 11), S. 1211.

<sup>87</sup> BHSTA München. Kriegsarchiv. Bestand OP 55324.

<sup>88</sup> Ludwig Geiger: Therese Huber (I., 38), S. 218

<sup>89</sup> Goethe in Darmstadt. Broschüre zur Ausstellung der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek (VI., 5), S. 48.

<sup>90</sup> Vgl. Karl Bader: Geweihte Stätten in Hessen, Friedberg 1923, S. 100.

<sup>91</sup> Brief vom 22. Mai 1815, abgedruckt in: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preussens unter Friedrich Wilhelm III., hrsg. von Franz Rühl (I., 120).

auf den Namen Antonie getauft.<sup>92</sup>

Weiterhin wird Metas Darmstadt-Besuch im Jahr 1815 durch einen diesmal datierten Brief an Helmina von Chézy dokumentiert. Darin heißt es: „Innig erfreute mich Ihr Brief, Theure,



Abbildung18: Friedrich Wilhelm Karl Wolf von Monsterberg

unvergeßne Frau u. sonderbar klang es mir an, daß in einem Augenblick, wo ich nur zwölf Stunden von Ihnen so oft u. viel an Sie dachte, eine freundliche Erinnerung von Ihnen mich in München aufsuchte. Also Madame B. [Elise Bürger] hat Ihnen meine gewis zärtliche Begrüßung ausgerichtet. Wo ist sie denn jezt, die Arme. Es hat mir schrecklich weh gethan, daß auch in München für sie nichts zu thun war. Auf dieser Stufe des Lebens ist es hart, sich so sonderbar geächtet zu sehen. - Oft hätte ich mit dem Gott u. der Bajadere<sup>93</sup> ausrufen mögen: - er siehet durch tiefes Verderben ein menschliches Herz - mündlich einmal mehr darüber, denn ich denke Sie gewis in Heidelberg zu sehen, liebe Chezzi.“<sup>94</sup> Elise Bürger war in diesem Jahr auf Tournee in Süddeutschland. Briefe aus Speyer, Landau, Bamberg, Bayreuth und Karlsbad lagen ihrem Biograph F. W. Ebeling 1871 noch vor. Ein Theaterzettel des Königlichen Hof- und Nationaltheaters München, vom April 1814, beweist zumindest ihren Aufenthalt im Jahr zuvor. Dargeboten wurden „Mimische Darstellungen, in zwei Abtheilungen

(Studium der Antike und der Mahlerei) von Madame Elise Bürger“. Hierauf folgte ein „Deklamatorium“, wo sie neben eigenen Gedichten die Lenore von Gottfried August Bürger vortrug. Den Schluß des Abends bildete das Lustspiel in einem Aufzug: „Die schwäbische Bäuerin“, ein Dreipersonenstück von ihr selbst verfaßt, in dem sie neben einem Pfarrer und einem Kind auch auftrat.<sup>95</sup> Es ist also wahrscheinlich, daß Elise mit ähnlichem Repertoire, wenn auch ohne großen Erfolg, auf der Reise nach Karlsbad 1815 erneut in München gastiert hatte.<sup>96</sup>

Noch im gleichen Jahr haben Meta und Helmina von Chézy sich in Worms getroffen, wo es allerdings zu Unstimmigkeiten gekommen ist. Offenbar hatte Meta mit keiner weiteren Kontaktaufnahme seitens der Chézy gerechnet. Ihr Antwortbrief klingt ungewöhnlich pathetisch: „Mir war Ihr theurer Brief ein wahrer Thautropfen in die schmachtende Seele. Geliebteste, wie oft habe ich an Sie gedacht, mich nach Ihnen gesehnt, meinen Unstern verwünscht, der mich von Worms so wunderbar weg trieb, in dem Augenblick selbst, wo meine Helmine dort anlangte. Nicht umsonst also blickte ich reuig und sehndend über den Rhein zurück nach den alten ehrwürdigen Thürmen, nach

<sup>92</sup> Vgl. Kurt von Priesdorff (Hrsg.): Soldatisches Führertum. (IV/30), S. 218 f. Die am 23.8.1826 in Essen geborene Tochter Antonie heiratete 1848 den königl. preuß. Regierungsrat K. F. von Gisbert Vincke (1813-1892). Antonie starb kinderlos am 23.3.1857 in Wiesbaden im Alter von nur 31 Jahren.

<sup>93</sup> J. W. Goethe: Der Gott und die Bajadere. Gedichte, Ausgabe letzter Hand, 1827, S. 204 f. Vgl. auch Tagebucheintrag vom 17.9.1815, Gespräch mit Boissereé. Die von Meta zitierten Verse lauten: „Der Göttliche lächelt, er siehet mit Freuden / Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“. Bajadere; indische Tänzerin, Freudenmädchen; sozial den Parias vergleichbar.

<sup>94</sup> CH 6 (Jagiellońska); Metas Brief ist, in Darmstadt geschrieben, „An Frau von Chézy zu Heidelberg“gerichtet. Der Brief von der Chézy ist Meta wahrscheinlich nach Darmstadt nachgeschickt worden.

<sup>95</sup> Münchner Theaterzettel. 1807-1982. Eine Auswahl von Karl Schultz, Vorwort von August Everding (VI., 12), o. Seitenzahlen.

<sup>96</sup> Vgl. F.W. Ebeling: Gottfried August Bürger und Elise Hahn. ... (III., 26), S. 187.

der im Morgenglanze prangenden alterthümlichen Stadt, die ich in einem leidenschaftlichen Anflug vielleicht übertriebener Empfindlichkeit so schnell verlassen hatte. <...> Krank u. erschöpft kam ich in Darmstadt an, u. muß 14 Tage das Bett hüten.“<sup>97</sup>

In Worms lebte ein alter Bekannter von Meta Liebeskind und ihrem Bruder, Gottlob Lorenz Schneidler, den sie bereits aus Mainzer Tagen kannten. Schneidler war damals Professor an der Universität Mainz. Nach dem Frieden von Lunéville wurde ihm 1801 die Leitung für das Projekt der sogenannten *école secondaire* übertragen, welches die ehemalige Wormser Lateinschule, das lutherische Gymnasium und das fürstbischhöffliche Seminarium in sich vereinigen sollte. Bei der feierlichen Einweihung der neuen Schule 1804 bezeichnete der Speyerer Unterrichtspräfekt, „Bürger Verny“, Direktor Schneidler in seiner Rede „als einen Mann, den Sanftmut, heiterer Sinn und Talente zu dem ihm anvertrauten Berufe geeignet machten“. Schneidler war ein Anhänger Rousseaus, Pestalozzis und Wilhelm Humboldts, was ihn in Metas Augen der Freundschaft neben den von Verny erwähnten Eigenschaften sicher sehr wert machte. Mit Georg Wedekind verband ihn die Logenzugehörigkeit. In Worms gehörte Schneidler dem „Tempel der Bruderliebe“ an und hat in diesem Zusammenhang neben früheren historischen und politischen Publikationen einige Aufsätze veröffentlicht. 1815, also dem Jahr von Metas Besuch, war ihm der Titel Hofrat zuerkannt worden.<sup>98</sup>



Abb. 19: Gottlob Lorenz Schneidler

Ein Darmstadt-Aufenthalt Metas für das Jahr 1818 ist durch einen Brief an Helmina von Chézy vom 9. Juli verbürgt. Metas nahes Verhältnis zum Darmstädter Hof wird darin deutlich, sie schreibt: „Ich bin meist alle Abend mit Fräulein Bode<sup>99</sup> um den kleinen Herzog, die Großherzogin sieht es gern. Wir trinken Thee und sprechen von Ihnen. Ich mag nicht mit jedermann von Ihnen sprechen. Was mir so lieb, heilig u. theuer ist, kann ich mit gleichgültigen Menschen nicht berühren. Es ist mir als wollte ich es profanieren.“<sup>100</sup>

Wenige Monate zuvor war Johann Nikolaus Forkel gestorben. In der Darmstädter Großherzoglichen Zeitung wird sein Tod unter der Rubrik „Allerhand“ mit folgendem kurzen Text angezeigt: „Zu Göttingen starb den 20ten März der musikalische Theoretiker, Dr. Johann Nikolaus Forkel“ (GHZ Nr. 45, 14. April 1818).

Meta Liebeskind berichtet am 12. Mai 1818 an Therese Huber: „Syndikus Riedel schreibt mir in einem späteren Briefe die näheren Umstände von des alten Freundes Tod. Schon seit sechs Wochen sah der Arzt Brustwassersucht und nahen Tod voraus. Er blieb bei aller Schwäche heiter und seinen Tod nicht ahnend, bis er die letzten vier Tage in eine Art bewußtlose Betäubung sank. Meiner hat er mehrmals auch schon früher mit Achtung und Liebe gegen Riedel erwähnt und über das frühere Verhältniß billig gesprochen. Er wurde mit Sorgfalt gepflegt, sonst würde mich dieses einsame Krankenlager noch tiefer schmerzen. Doch gestehe ich, daß wenn ich nur einen Wink erhalten

<sup>97</sup> CH 2 (Jagiellonska). Der Brief wurde am 30. Januar 1816, in München abgesandt.

<sup>98</sup> Vgl. Heimat am Rhein. Blätter zur Pflege der Wormser Geschichte und Heimatkunde, 1927, in: „Das Gymnasium zu Worms 1527-1927“ von Prof. Karl Krauß, StadtA Worms.

<sup>99</sup> Baroness von Bode war Staatsdame der Erbprinzessin und der späteren Großherzogin Wilhelmine Louise Karoline von Hessen-Darmstadt. HSTA Darmstadt, Abt. Hessisches Hausarchiv, D 12, Konv. 17/55.

<sup>100</sup> CH 3 (Jagiellonska)

hätte, nichts mich würde abgehalten haben, ihm die letzten Pflichten der Freundschaft und früherer Verbindlichkeiten selbst zu leisten. Ich glaube aber nach seiner Gemüthsart, die alle Aufregungen scheute, nicht, daß er es gewünscht hätte.“<sup>101</sup> Mit diesem Brief haben wir eine weitere Bestätigung dafür, daß Forkel seiner geschiedenen Frau vergeben hat. Von ihr schlecht gesprochen hatte er auch direkt nach der Scheidung nicht. Nikolaus Forkel, der uns in den ersten Ehejahren eher als unnachgiebiger und etwas starrer Charakter erscheinen konnte, wird in diesen Zeilen als ein Mensch mit großer Fähigkeit für Verstehen und Verzeihen dargestellt, jedenfalls soweit es die Beziehung zu seiner ehemaligen Frau angeht. Mit seinem Sohn muß er, wie wir in Kapitel VII erfahren haben, bis zuletzt Konflikte ausgefochten haben, denn er hat ihn ja weitgehend enterbt. Wahrscheinlich traute er dem Sohn den Umgang mit Geld nicht zu. Carl Gottlieb Forkel war, wie wir wissen, unverheiratet geblieben und führte als Schauspieler<sup>102</sup> ein unstetes Leben. Der Sohn hatte nach dem Tod des Vaters ganz im Sinne Forkels versucht, die umfangreiche Bibliothek im Ganzen zu verkaufen, leider aber keinen Käufer gefunden, so daß alles versteigert werden mußte.<sup>103</sup> Er hat sich somit als weniger unwürdig erwiesen, als der Vater glauben mochte. Wie Meta Liebeskind auf den Verlust des Sohnes reagierte, ist leider nicht bekannt. Carl Gottlieb Forkel starb noch im gleichen Jahr, am 21. September, erst 36 Jahre alt, an „Schlagfluß“.<sup>104</sup>

Am 22. April 1818 fand die Grundsteinlegung des von Georg Moller entworfenen *Großherzoglichen Hofoperntheaters* statt, sicher mit ein Grund für Metas Darmstädter Aufenthalt. Ein Jahr später, am 7. November 1819, wurde das „Große Haus“ mit Spontinis Oper „Ferdinand Cortez“ feierlich eröffnet.<sup>105</sup>

Der letzte erhaltene Brief von Meta an die Chézys ist auf den 18. Mai 1821 datiert, wahrscheinlich in München geschrieben und klingt ein wenig deprimiert: „Was hat mir die weibliche Welt meiner Bekannten zu biethen, seit ich Sie nicht mehr sehe. Die einzige Frau, die ich an reiner Offenheit der Seele u. freiem Schwunge der Begeisterung Ihnen vergleichen kann, ist die Muse, u. diese mußte ich nun aus Ihren Schriften lieben. Mit Ihnen aber, theure Helmine, brachte ich lebendige Tage zu, die ich in dem Augenblick nicht so genoß, wie ich gekonnt hätte, die mir aber ewig in frischer Erinnerung schweben, u. die mir nichts andres nachher ersetzte! Mögte ich Sie noch einmal wieder sehen! Ich werd alt, mein Geist verliert von seiner Lebendigkeit, oft auch aus Mangel an Nahrung; meine Gesundheit wankt - aber meine Liebe für Sie ist ewig, ihr Anblick würd mich wieder erquicken wie eine Frühlings Sonne!“<sup>106</sup>

In Helmina von Chézys »Erinnerungen« findet Meta trotz vieler gemeinsamer Unternehmungen und Interessen lediglich in einem einzigen Satz Erwähnung - und der deutet auf keine intensivere Freundschaft hin. Er lautet: „Meta von Liebeskind, eine ausgezeichnete Freundin des Dichters

<sup>101</sup> Ludwig Geiger: Aus Therese Hubers Herzensleben, Vorabdruck aus: Dichter und Frauen, 1899, S. 19 (DLA. Marbach).

<sup>102</sup> Diese Berufsbezeichnung geht aus einer Gerichtsladung vom 28. Februar 1874 hervor, worin ein Sohn von Georg Wedekind zur Auskunft in der Sache „Nachlassenschaft Liebeskind“ gebeten wurde. (PBH).

<sup>103</sup> Encyclopädie der gesammelten musikalischen Wissenschaften, hrsg. von M. Fink u.a., Bd. 4 (III., 12), S. 11.

<sup>104</sup> Beglaubigte Abschrift des Kirchenregistereintrags St. Marien. (PBH)

<sup>105</sup> 1818 könnte Meta Liebeskind in Darmstadt „Geheimrat Sömmering aus München“ getroffen haben, der zwischen dem 12. und 17. Juli in Darmstadt wohnte. (DAB Nr. 29, 1818) Auch ihr alter Feind, Friedrich Schlegel logierte kurz in Darmstadt, das er am 21. Juli verließ. In der Darmstädter Fremdenliste wird er als „Legationsrath in kaiserlich königlich österreichischen Diensten“ mit dem Reiseziel Heidelberg geführt. (DAB Nr. 30, 1818)

<sup>106</sup> CH 5 (Jagiellonska)

Bürger, schloß sich eng an mich.“<sup>107</sup> Die Erinnerungen der Chézy wirken insgesamt stark geschönt. Ihr Hauptaugenmerk lag auf den berühmten Zeitgenossen und deren Beziehung zu ihr. Es verwundert von daher nicht, daß sie Meta Liebeskind lediglich in Verbindung mit dem Dichter Bürger erwähnt. Auch Wilhelm von Chézy bedenkt Meta Liebeskind nur mit der Bemerkung, daß sie „aus dem gleichen Teig geknetet“ gewesen sei wie seine Mutter, „so verschieden auch ihre Neigungen und Schicksale sich gestalteten.“<sup>108</sup>

Helmina von Chézy blieb den Zeitgenossen und Nachgeborenen noch länger im Gedächtnis, da ihre Erinnerungen postum 1858 veröffentlicht wurden. Für noch mehr Aufsehen sorgten die von ihrem Sohn Wilhelm verfaßten Reminiszenzen »Aus dem Leben einer Dichterin«, die gleich nach Helminas Tod im »Morgenblatt für gebildete Leser« 1856 abgedruckt wurden. Otilie Wildermuth<sup>109</sup> schreibt 1858 an Justinus Kerner: „Kürzlich ergötzte ich mich sehr in einem alten Morgenblatt an Schilderungen ‚aus dem Leben einer deutschen Dichterin‘, der Helmina von Chezi, die Du ja so gut gekannt hast. Das muß eine merkwürdige Zigeunernatur gewesen sein; ihre Wirthschaft und Erziehung ist äußerst ergötzlich geschildert, wie wohl es sehr naiv ist, wenn der eigne Sohn seine Mutter so objektiv auffassen kann. Ich segnete auf’s Neue mein Geschik, das mich in eine gute, nüchterne, einfache Erziehung, an einen rechten Mann geführt; ein Fünklein von dieser Zigeunernatur, von dieser Sorglosigkeit in Geldsachen, dieser Unbekümmerlichkeit um Mode und Herkommen wäre auch in mir gestekt, wenn ich nicht mein Lebtage unter einer vernünftigen Scheere gewesen wäre. Jetzt ist vom Schicksal hinlänglich gesorgt, daß keine wilden Schwingen mehr wachsen.“<sup>110</sup> Wir können aus diesen Zeilen ermessen, wie sehr das Ungewöhnliche und Besondere des Charakters der Chézy einerseits verwunderte, gleichzeitig aber auch Bewunderung abverlangte. Denkt man an die vielen Reisen, die Meta Liebeskind bis ins hohe Alter unternahm, so scheint auch ihr ein „Fünklein Zigeunernatur“ eigen gewesen zu sein.

## 8.4 Die Jahre sind nicht spurlos an uns vorübergegangen

### Meta Liebeskinds Kuraufenthalte und letzten Lebensjahre

Ein Brief, den Metas Ehemann am 17. August 1823 aus München an seinen Freund Stägemann richtet, vermittelt Einblicke in das Selbstverständnis und die Toleranz beider Ehepartner, so daß wir von einer harmonischen Beziehung ausgehen können, die beider Vorlieben Raum ließ. Er schreibt: „Ich selbst lebe in der Einsamkeit, der ich mit jedem Jahr mehr Geschmack abgewinne, froh und in meinem Schicksale vergnügt. Meine Frau befindet sich seit 3 Monaten bey ihrem Bruder, dem Geheimenrathe und Leibarzte v. Wedekind zu Darmstadt, wo sie ihr Hauptquartier hat, denn ich habe in der Zwischenzeit auch Briefe aus Ems, Wiesbaden, Schwalbach und Schlangenbad von ihr erhalten. Die Jahre sind nicht spurlos an uns vorübergegangen, sie haben wie dies der Fall von jeher war, vieles genommen und vieles gebracht.“<sup>111</sup>

<sup>107</sup> Helmina von Chézy: Unvergessenes, Denkwürdigkeiten (I., 10), S. 66.

<sup>108</sup> Wilhelm von Chézy: Aus dem Leben einer Dichterin (I., 11), S. 1208.

<sup>109</sup> Otilie Wildermuth (1817-1877), geb. Rooschüz, seit 1843 mit dem Gymnasialprofessor Wildermuth verheiratet, Schriftstellerin, schrieb humorvolle Schilderungen ihrer Heimat wie zum Beispiel »Bilder und Geschichten aus Schwaben« (1852-54) und wurde insbesondere als Jugendbuch-Autorin (Mädchenliteratur) mit Titeln wie „Aus dem Frauenleben“ und „Die Heimat der Frau“ bekannt. Vgl. Wolfgang Promies, in: Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur, Weinheim 1978, S. 804 ff.

<sup>110</sup> Briefwechsel zwischen Justinus Kerner und Otilie Wildermuth, hrsg. von A. Wildermuth (I., 163), S. 191.

<sup>111</sup> Franz Rühl: Briefe und Aktenstücke ... (I., 120), S. 148.

### 8.4.1 Aufenthalte in den Taunusbädern

Während sich Heinrich Liebeskind gern der Einsamkeit und Ruhe hingab, war seine Frau, wie Caroline einmal in einem Brief erwähnt, lieber in großer Gesellschaft. Die Badeorte waren damals wie geschaffen für solche Bedürfnisse. Liest man die Kurlisten, so befand sich zwischen Mai und September fast der gesamte europäische Hochadel, Adel und die wohlhabenden Bürger in den oben genannten, sehr angesehenen Badeorten. Leider ist die damalige Statistik mit großen Fehlern behaftet, so daß Meta Liebeskind in den Wiesbadener Kurlisten nicht erscheint. Dies hängt damit zusammen, daß man nicht die einzelnen Personen, sondern generell Familien erfaßte. Sie wurde somit unter „Freiherr von Wedekind mit Familie“ eingetragen oder den großherzoglichen Bediensteten zugeordnet.<sup>113</sup>

Neben den wenigen Briefen Heinrich Liebeskinds an Stägemann gibt eine handschriftliche Notiz von Wilhelm Schubert, einem späteren Verwandten der Familie Wedekind, Auskunft über einen Aufenthalt Metas in Wiesbaden. Schubert ist ein rheinhessischer Weingutbesitzer und Vater von Wilhelmine, der späteren Ehefrau von Metas Neffen, Georg Wilhelm Wedekind. Man muß davon ausgehen, daß diese Notiz viele Jahre später niedergeschrieben wurde und daß sie mit den Liebeskindschen Erbschaftsangelegenheiten im Jahre 1874 in Zusammenhang steht. Wilhelm Schubert beschreibt darin ein wenig belustigt sein erstes Treffen mit „<...> Frau von Liebeskind, Gattin des OberappellationsGerichtsDirektors von Liebeskind zu Anspach, Schwester des ehemaligen Professors Wedekind, später Geh. Rath von Wedekind: Im Frühsommer des Jahres --- [Schubert gibt das Datum nicht an, sondern läßt einen kleinen Freiraum, um es wohl später nachzutragen], als ich mich ihrem Bruder noch nicht recht genähert, mochte Sie sich wohl vorgenommen haben, ihrerseits meine Bekanntschaft zu machen.“ Die Tochter, Wilhelmine (Minna) Schubert, war bis 1820 in einem Darmstädter Mädchenpensionat, was ihre Bekanntschaft sowohl mit dem späteren Ehemann, als auch mit Meta erklärt. Wilhelm Schubert schreibt weiter: „In Gesellschaft von Minna und deren Mama kam sie nach Wiesbaden zur Zeit als ich daselbst war, und einen Besuch von Hamburg bei mir hatte, den jungen  $\Psi$ “<sup>114</sup>.

Eines Vormittags besuchten mich diese drei. - Frau v. Liebeskind war witzig, und ihres Bruders wegen gegen mich sogar bißig und unartig. - Da ich sie zum ersten Mal und auf meinem Zimmer sah, war ich betroffen und steckte alle Unarten ohne Erwiderung ein. - Wir verabredeten, zu Mittag in den 4Jahreszeiten zusammen zu kommen. Bis dahin sammelte ich mich und hatte das Glück mich in die Launen eines beau jour zu setzen. - Sie wollte ihre Neckereien gegen mich fortsetzen, aber ich zahlte zurück: Als sie hörte, daß mein am Tisch mitgegenwärtiger Gast Salzmann ein Apotheker sei, sagte sie spöttisch zu mir: „Wie ich hör ist Ihr Freund da auch so eine Espèce [Art], ein Appendix zur medizinischen Fakultät? Ich erwiderte staunend: ‚Was sagen Sie da? Gnädige!‘ ‚Er ist ein Prinzipal, ein Manufacturist in der Medizin, deßen Commis voyageurs die Ärzte sind.‘ Da ich sehr lebhaft grün und gelb schwadronierte um meine absichtlichen Sottisen zu bemänteln, wollte sie mich zu einer Albernheit verleiten, die mich entweder als Ignorant oder als Schwadronneur preisgeben sollte, und frug: ‚Aber Sie, da Sie ja alles wissen, könnten Sie mir nicht Auskunft geben, wie die heißen Quellen hier entstehen?‘ ‚Ja freilich gnädige Frau!‘ erwiderte ich. ‚Sehen Sie! Tief in diesem Gebirg wird es von Gnomen, garstigen Unholden bereitet. Es sind Verdammte, die in dieser Arbeit die Verbrechen abbüßen müssen, die sie auf der Erde begangen haben, Seelen abgeschiedener Ärzte, wovon jeder bei dieser Arbeit so lang verweilen muß, bis von

<sup>113</sup> Vgl. Wolf-H. Struck: Wiesbaden in der Goethezeit (III.,160), S. 61.

<sup>114</sup> Am Papierrand ist dessen Name vermerkt: „Salzmann, Sohn eines Kaufmanns, der von 10 Kindern diesen das Apothekengeschäft hatte ergreifen lassen“.

der Mineralwasser-Masse, die er liefert, ebenso viel Kranke genesen sind, als er Zeit seines Lebens Menschen umgebracht hat. Und daher kömmt es dann auch daß die Ärzte Wiesbaden und alle heißen Quellen so sehr anflehen.‘ Um umzulenken, ging sie auf ein anderes Thema über, und frug mich unter anderem: ‚Was sagen Sie aber zu unserem Schleyermacher?‘ (dem Privatsekretair des Großherzogs von Hessen nämlich). ‚Was das für ein Mann ist! So einfach und anspruchslos! Der Großherzog hat ihm schon Orden, Adel, Titelerhöhung angeboten, aber seine Bescheidenheit läßt ihn nichts annehmen!‘ Nun lief ich unerwartet übel an; an ihren Bruder denkend, antwortete ich: ‚das wundert mich gar nicht, denn nach allem was ich von Schleyermacher hörte, ist er so ganz ein Mann von Ehre ein so vollkommener Ehrenmann, daß man mit solchen Dingen ihm seine Ehre nicht vergrößern kann. Dieses ist gut für Leute die Mangel daran leiden. Man gibt Einem nur das, was ihm fehlt, nicht das was er hat.‘ Kaum waren mir diese Worte entfahren, als der Herr zu ihrer Linken sich imponierend gegen mich umdrehte, und mich auf seiner Brust einen großen Stern sehen ließ. Er war einer der ersten Notabilitäten von Darmstadt. - Ich erschrak ernstlich. Als ich später einen sauren Wein kommen ließ und auch ihm präsentierte, hatte er die Schwachheit, auf eine auffallende Art mit der flachen Hand mich abzuweisen. Er konnte doch denken, daß die Impertinierung nicht ihm galt.“ (PBH)

Dieser Besuch offenbart, daß Meta den unbedingten Wunsch hatte, Wilhelm Schubert kennenzulernen und, daß ihre darüber hinausgehende Mission in Familienangelegenheiten gründlich mißlungen war. Eigentlich wollte sie ihn etwas versöhnlicher stimmen, denn Schubert lehnte eine Heirat zwischen seiner Tochter und dem jungen Wedekind kategorisch ab. Bekannt ist, daß die Tochter 1821 von Zuhause ausriß, um sich mit ihrem Georg, dem späteren Geheimen Oberforstrat Wedekind, in Trier unter Beistand von Onkel und Tante trauen zu lassen.<sup>115</sup> Frau Dr. Heidenreich, die noch über eine signierte Spardose der Familie Schubert verfügte, schrieb darüber: „Der wutschäumende Brautvater sandte dem abtrünnigen, so innig geliebten Töchterlein zur Mitgift höhrend aus seiner Sparbüchse 100 Gulden, wofür sich dieses trotzend sofort einen neuen Hut aus Paris kommen ließ.“<sup>116</sup> Da die heimliche Hochzeit 1821 stattfand, muß Meta Liebeskind Wilhelm Schubert zwischen 1818 und 1820 in Wiesbaden getroffen haben. Auch das genannte Kurhotel „Vier Jahreszeiten“ deutet auf diesen Zeitraum hin. Es wurde 1816 errichtet und erreichte bis 1822 nach und nach die heutige Ausdehnung. Metas Vorbehalte und leichte Ironie im Umgang mit Schubert speisten sich aus dessen vorgefaßter Abneigung gegen ihren Bruder, Dr. Wedekind. Ein weiteres Mal treffen Wilhelm Schubert und Meta in Darmstadt zusammen, anläßlich der „Goldenen Hochzeit“<sup>117</sup> der Wedekinds. Schubert schreibt darüber: „Frau von Liebeskind vergaß mir diese Abfertigung nicht: - Als wir i. J. 183. [1831] zur Feier der goldenen Hochzeit ihres Bruders geladen wieder zusammentrafen, und ich in das Speisezimmer trat, in das sie mir vorgegangen war, ohne mich hinter ihr zu bemerken, sah ich, wie sie an das für mich bezeichnete Couvert ging, meinen Namen las, den Zettel wie mit Verachtung unter den Tisch warf und sich auf meinen Stuhl setzte. Ich stand beim Förster, meine Tochter trat ein, und frug verwundert, warum ich denn nicht auf dem für mich bezeichneten Platz sei, worauf ich laut antwortete: „Mein Platz wurde mir soeben angewiesen - unterm Tisch!“ - Dies gab ein unglückliches Aufsehen. Frau von Liebeskind

<sup>115</sup> Als Varnhagen von Ense am 4. August 1845 Darmstadt besuchte, er logierte in der Traube, kam er mit Georg Wilhelm Wedekind und dessen Frau zusammen. Varnhagen notiert in seinem Tagebuch: „... Von da zum Oberforstmeister Freiherrn von Wedekind [zuvor hatte er Staatsrat Jaup besucht]. Lebendiger, regsamer Mann, ungemein freundlich, klug und lustig, seiner Tüchtigkeit in seinem Fache wohlbewußt. Ausgezeichnete Frau; groß und schmal, scharfsichtig und heiter, scheint ganz auf eignen Füßen zu stehen.“ Tagebücher Varnhagen von Ense, 1. Bd. (I., 148), S. 151.

<sup>116</sup> Magda Heidenreich: Wesentliches und Unwesentliches ... (III., 53), S. 40.

<sup>117</sup> Damals wohnten die Wedekinds Ecke Rheinstraße/Kasinostraße in einem *palaisartigen* Gebäude, das im Zweiten Weltkrieg verbrannt ist.

erschrak, Minna aber reagierte eben so schnell durch Bereitung eines anderen Platzes. - Ich erwähnte dieses Vorfalles nicht weiter, um der Frau von Liebeskinds Betragen keine Wichtigkeit beizulegen.“ Die Abneigung zwischen beiden war also recht hartnäckig. Aus Schuberts Notiz erfahren wir von einem weiteren Besuch Metas in Darmstadt im Jahr 1837, zu einer Zeit also, wo der Bruder (er starb im November 1831) und die Schwägerin Wilhelmine (sie starb im Dezember 1834) schon tot waren. Damals hatte sich Meta offenbar entschlossen, einen höflicheren Umgang mit Schubert zu pflegen. Schubert schreibt von diesem Treffen: „Als ich Anno 1837 Frau [Liebeskind: geht aus der Randnotiz hervor] wieder in Darmstadt traf, wollte sie sich förmlich entschuldigen durch eine wirkliche Bitte um Verzeihung, ich rächte mich aber damit, daß ich mich eines solchen Vorfalles wie sie erwähnte, durchaus nicht erinnerte, und alles was sie mir davon sagte, nur für einen baaren Scherz und eine liebenswürdige Neckerei nahm.“ Diese Schilderungen mögen banal sein - und Schubert eine sehr marginale Figur in Metas Lebensgeschichte. Sie zu zitieren war mir jedoch aufgrund der Daten wichtig. Neben dem Nachweis ihrer physischen Existenz ist diese ganz alltägliche Antipathie darüber hinaus geeignet, Metas ungebrochenen Eigensinn zu zeigen.

Metas Bruder finden wir seit 1806 regelmäßig in den Wiesbadener Kurlisten. Er wohnte zumeist in der „Friedrichsburg“, einem der ersten Häuser. Im Jahr 1817 war dort auch die Großherzogin von Hessen mit Gefolge abgestiegen, was darauf hindeutet, daß Wedekind weniger zu seiner eigenen Erholung, als in seiner Funktion als Leibarzt das Bad in Wiesbaden besuchte. Darüber hinaus war er mit dem dortigen Arzt, Dr. Handel, befreundet, der ihm 1799 seine kleine Schrift »Über das Wissenswerteste von Wiesbaden für Kurgäste«<sup>118</sup> gewidmet hatte.

1814, als Meta nachweislich in Wiesbaden weilte, könnte sie die russische Großfürstin Katharina, Schwester des Zaren Alexander, den regierenden Herzog von Sachsen-Weimar dort gesehen und einen alten Freund ihres ersten Ehemannes, Karl Friedrich Zelter, gesprochen haben. All diese Namen sind in den Kurlisten vermerkt. Aber neben Konversation und Spieltisch suchte die nun fast fünfzigjährige Meta Liebeskind sicher eine „Verjüngung“, wie Goethe den Zweck seiner Kuren beschrieb (er selbst befand sich ebenfalls 1814 in Wiesbaden)<sup>119</sup>. Sicher hatte dieses Kurdasein seinen ganz besonderen Charme, und dieser wurde von der Kurverwaltung in dem sicheren Wissen, daß eine angenehme Umgebung zum allgemeinen Wohlbefinden beiträgt, auch kultiviert. Im übrigen wurden die Wiesbadener Quellen besonders für die Heilung von Gebrechen des Alters aufgesucht. Der berühmte Arzt Hufeland bezeichnet Wiesbaden in seiner Übersicht der Heilquellen von 1815 als „ein gewaltiges Heilmittel“ für Gicht, Rheuma, Infarkte und Geschwüre.<sup>120</sup>

Nach 1823 werden Metas Darmstadt-Besuche etwas seltener, zumindest sind weitere Besuche erst für 1831 und 1837 wieder dokumentiert. Das Reisen jedoch gibt sie keineswegs auf.

Für das Jahr 1826 ist von einem Besuch der Tochter Stägemanns, Hedwig<sup>121</sup> und deren Gemahl Ignaz von Olfers, bei den Liebeskinds zu berichten. Stägemann schrieb schon im April des Vorjahres an seinen Schwiegersohn Olfers: „In München haben wir, meine Frau und ich, ein uns längst befreundetes Haus, den Oberappellationsrath Liebeskind und seine Frau, eine geborene Wedekind, die ehemals viel schriftstellerte. Es wäre uns lieb, wenn Sie mit Hedwig sie besuchten. <...>“<sup>122</sup> Über den Besuch der beiden im Frühsommer 1826 schreibt Heinrich Liebeskind an seinen Freund

<sup>118</sup> Vgl. Wolf-H. Struck: Wiesbaden in der Goethezeit (I., 160), S. 57.

<sup>119</sup> Vgl. Wolf-H. Struck: Wiesbaden in der Goethezeit (I., 160), S. 171.

<sup>120</sup> Struck (I., 160), S. 55.

<sup>121</sup> Hedwig von Olfers, geb. Stägemann (1800-1891), veröffentlichte Novellen und Erzählungen. Seit 1823 mit dem Generaldirektor der Preußischen Museen, Ignaz von Olfers (1800-1891), verheiratet.

<sup>122</sup> Franz Rühl: Briefe und Aktenstücke ..., Brief vom 8. April 1825 (I., 120), S. 207 f.



Stägemann: „Ich verschlang unsere Hedwig gleichsam mit meinen Blicken, um mit Hülfe der Einbildungskraft, der sich die Züge des Vaters und der Mutter tief, eingepägt haben, in den Gesichtszügen unsrer Hedwig das leibhafte Ebenbild von Ihnen beyden zu sehen.“<sup>123</sup> Es ist möglich, daß bei diesem Besuch auch Schelling zugegen war. Als Schelling seine Professur in Berlin 1842 antrat, verkehrte er oft bei den Olfers. Varnhagen notiert in seinem Tagebuch über das erste Treffen: „Beide, Schelling und seine Frau erinnern sich noch gut an einen Abend in Landshut, wo sie zusammengetroffen waren.“<sup>124</sup> Hedwig von Olfers zählte Varnhagen neben „Hofrätthin Herz, Bettinen von Arnim, Gräfin Luise zu Stolberg, <...> und Gräfin Hahn“ zu den geistvollsten Frauen seines Bekanntenkreises.<sup>125</sup>

Ein weiterer von Stägemann angekündigter Besuch, es handelt sich um den eben genannten Varnhagen, traf hingegen nicht in Landshut ein. Johann Heinrich Liebeskind schreibt im Brief vom 1. Januar 1828: „Das mir von Ihnen zuge dachte Vergnügen der persönlichen Bekanntschaft mit dem Herrn Geh. Legations-Rath v. Varnhagen ist mir nicht zu Theil geworden, und ich empfinde dieses um so schmerzlicher, da er mir Ihren Brief mit einem überaus artigen Begleitschreiben von München hierher schickte, und er mir schon vorher als ein lieblicher Stern am literarischen Himmel bekannt war.“<sup>126</sup>

Aus dem zitierten Brief erfahren wir darüber hinaus von einem gemeinsamen Kuraufenthalt der Liebeskinds: „Um mich zu erheitern reiste ich vorigen Julius <...> nach Brückenau über Kissingen und Boklet, begleitet von meiner Frau und einigen gebundenen schönen Geistern“ teilt er mit und erzählt von dem Zusammentreffen mit einem alten Bekannten: „Auf der Rückreise über Kissingen sprach ich daselbst Ihren Minister, den Herrn von Altenstein, den ich seit 1806 nicht mehr gesehen hatte. Wir waren mit einander in Einer Stadt aufgewachsen, und studierten mit einander zu gleicher Zeit auf denselben Universitäten. Es freute mich sehr, als ich merkte, dass er unsre alten Verhältnisse noch ehrte, und es gereicht nicht nur mir, sondern gewiss auch seinem Herzen und seinem Geiste zur Ehre, dass er mich in Gegenwart mehrerer angesehener Männer und Damen aus Preussen, umarmte, ungeachtet ich nur in meiner Reisekleidung zu ihm gekommen war.“<sup>127</sup> Die Stadt, in der beide aufgewachsen waren, ist Ansbach, wo Karl Freiherr von Stein zum Altenstein am 1. Oktober 1770 geboren wurde. Die gemeinsamen Universitäten sind Erlangen und Göttingen. Altenstein war seit 1799 Mitglied des Ministeriums in Berlin unter Hardenberg. Im Jahr des Liebeskind-Briefes war Altenstein Minister für Kultus und Unterrichtswesen.

#### 8.4.2 Aufenthalte in Baden-Baden

Erstmals 1824 wählte Meta Liebeskind den Kurort Baden-Baden, und wie wir von ihrem Ehemann wissen, keineswegs aufgrund eines hartnäckigen Leidens, denn Liebeskind konnte noch 1826 räsönieren: „Mit meinem Daseyn habe ich Ursache zufrieden zu seyn; ich bin bis jetzt immer gesund

<sup>123</sup> Franz Rühl: Briefe und Aktenstücke ..., Brief vom 8. April 1825 (I., 120), S. 256f.

<sup>124</sup> Tagebücher Varnhagen von Ense, 1. Bd. (I., 148), S. 19. Es ist möglich, daß sich Varnhagen im Jahr geirrt hat, denn die Liebeskinds zogen erst Ende 1827 nach Landshut um. Vielleicht besuchten die Olfers ein weiteres Mal die Liebeskinds in Landshut und trafen dann auch Schelling; vielleicht erinnerte sich Varnhagen aber auch an seine eigene Einladung nach Landshut, die 1828 an ihn erging.

<sup>125</sup> Tagebücher Varnhagen von Ense, 1 Bd. (I., 148), S. 258.

<sup>126</sup> Franz Rühl: Briefe und Aktenstücke ..., Brief vom 8. April 1825 (I., 120), S. 388.

<sup>127</sup> Franz Rühl: Briefe und Aktenstücke ..., (I., 120), S. 389.

gewesen und habe auch für meine Familie keinen Arzt gebraucht.<sup>128</sup> Laut dem »Badwochenblatt für die Großherzogliche Stadt Baden« sind Frau Ober-Appellationsrat Liebeskind und ihr Sohn Ferdinand, damals 24 Jahre alt und offizieller „Forstcandidat“, zwischen dem 11. und 15. September 1824 in Baden-Baden angekommen und nahmen im „Hirsch“ Logis. Das Hotel „Zum Goldenen Hirsch“, Lange Straße, in der Nähe vom Ooser Tor liegt unweit des Kurhauses, lediglich getrennt durch den Park und die Promenaden, schräg gegenüber vom „Badischen Hof“. Im *Hirsch* wohnten zu der Zeit Beamte, Kaufleute und Rentiers aus der näheren Umgebung, etwa Karlsruhe, Heidelberg und Straßburg, aber auch aus London, Paris und Petersburg. Das durchaus respektable Bade- und Gasthaus hatte zur Zeit von Metas Besuch entsprechend der Zunahme der Zahl der Badegäste (1810: 2400; 1828: 10100) bereits einige Erweiterungen und Umbauten erfahren. Eine Vorbestellung aus dem Jahre 1828 vom „Königlich Bayrischen Oberst und Militärbevollmächtigten am Bundes-Tag, August Fürst von Thurn und Taxis“ ist erhalten und gibt ein wenig Einblick in die Serviceleistungen des Hauses. Der Fürst wünschte, daß das Badwasser vom angrenzenden Badehaus in die beiden Zimmer getragen werde.<sup>129</sup> Das Bad nahm man entweder in einem „Badkasten“ (Dusche) oder in der Wanne und bei Aufpreis wurden Wanne und Wasser auch in die Zimmer befördert.

Ihren Weltruf verdankte die Stadt Baden-Baden zunächst den schon bei den Römern bekannten Thermen, sie verliehen ihr den Namen „Civitas Aurelia Aquensis“. Nach 1800 wurde neben der reizenden Lage und den Quellen die reichhaltige Tafel besonders geschätzt, nach 1824 sorgten die Einrichtung des neuen Konversationshauses und ab 1827 das Spiel-Casino für vornehme und zahlungskräftige Gäste.

Im Jahr von Metas Besuch, 1824, war das zwischen dem Badischen Hof und dem Kurhaus gelegene neue, von Weinbrenner erbaute Konversationshaus mit Konzertsaal, Restaurant, Café und Lesekabinett bezogen worden. Ein anonymes Besucher, er selbst nennt sich „Weltmann“, beschreibt die Gewohnheiten der Badegäste vom Nachmittag bis in den späten Abend: „Der Weg führt uns von dem Conversationshause, wo ein Couvert für die Fünfuhr-Tafel bestellt worden, durch die Promenade“. Danach einige Einkäufe in den „brettenen Buden“, gemeint sind die Luxusboutiquen, die im Sommer alles vorrätig hatten, was zur „Bequemlichkeit und Zier des Lebens der Kunstfleiß erfunden gearbeitet hat“. Zurück im Conversationshaus erwarteten den Badegast „feine Weine, ein vorzüglicher Tisch, prompte Bedienung und eine gesuchte Tischgesellschaft. <...> Man setzte sich, zwei Reihen Tische versammelten die zahlreichen Gäste an ihren Seiten. Die Russen und Engländer, die nationalen Antipathien auch in's gesellige Leben übertragend, saßen förmlich getrennt durch einige leer gelassene Plätze. <...> Gegen 8 Uhr begab sich die ganze versammelte Badegesellschaft in den großen Spiel- und Reunionssaal, den Mittelpunkt der Abendgesellschaft. <...> Häufig an milden Abenden ging man in den schön angelegten Terrassengarten des Zähringer Hofes den Thee oder Elsässer Wein einnehmen.<sup>130</sup> Aloys Schreiber<sup>131</sup>, Großherzoglich Badischer Hofrat und Historiograph, schreibt in seinem »Handbuch für Reisende nach Baden«: „In der That möchte wohl kaum ein Bad in Deutschland seyn, wo für den Gaumen besser gesorgt wäre. <...> Auch liefert die Gegend von Baden alles im Ueberflusse; Wildpret, Fische (besonders Forellen und

<sup>128</sup> Franz Rühl: Briefe und Aktenstücke ..., Brief vom 7. Juni 1826, (I., 120), S. 258 f.

<sup>129</sup> Vgl. Robert Erhard: Die Gasthäuser und Hotels der Stadt Baden-Baden (III., 30), S. 166.

<sup>130</sup> Die Badegäste zu Baden-Baden. Eine Federzeichnung aus dem Skizzenbuche eines Weltmannes, Carlsruhe 1839, StadtA Baden-Baden, S. 16 f.

<sup>131</sup> Aloys Schreiber (1767-1841) hatte seine Jugend in Baden-Baden verlebt, wirkte dort als Lehrer am Lyceum, 1803/04 Professor in Heidelberg, seit 1806 Herausgeber der „Kurfürstlich privilegierten Wochenschrift für die Badischen Lande“

Lachs), die schmackhaftesten Gartengewächse und Früchte.“<sup>132</sup> Wir können aus solchen Aussagen ermessen, welch immensen Wirtschaftsfaktor der Kurbetrieb für das Großherzogtum und die angrenzenden Länder darstellte. War der Durchschnittsbürger von Baden-Baden im 18. Jahrhundert noch bescheidener Handwerksmeister, so verdiente er zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Häuserspekulation und Vermietungen ein Vermögen. Die Preise stiegen, zuletzt konnte aber fast jeder der nur rund 4.000 Einwohner von den 8.000 bis 10.000 Gästen (1820-28) profitieren. Insbesondere nach 1827 verzeichnen die Gästelisten einen starken Anstieg von Franzosen, Engländern und Russen. Dies hängt mit dem 1827 eingerichteten Spielcasino zusammen, zumal in England 1832 alle öffentlichen Spielstätten geschlossen wurden. Es läßt sich überhaupt nicht abschätzen, wie viel Baden-Baden der Spielbank verdankt. So wurde aus den Erträgen des Casinos die Rhein-Dampfschiffahrt Straßburg-Leopoldshafen mit Anschluß an Baden-Baden in Iffezheim gebaut. Der erste Pächter der Spielbank, Antoine Chabert, zahlte jährlich 60000 Franken an die Stadt<sup>133</sup>.

Meta jedenfalls konnte sich ein solch elitäres Vergnügen leisten und genießen. Vielleicht dachte sie ähnlich wie Carl Maria von Weber der in einem Brief von 1810 schrieb: „Der Aufenthalt und die Reise kosteten mich über 10 Carolin, die mich sehr schmerzten. Doch habe ich einige sehr interessante Bekanntschaften gemacht, die mir in der Folge sehr nützlich werden können. Der Kronprinz von Bayern ist oft ganze Nächte mit mir herumgezogen, wenn ich Ständchen brachte, auch traf ich den bekannten Dichter Tieck. <...> Am liebsten war es mir, daß ich meinen Freund Cotta, den bekannten großen Buchhändler aus Tübingen antraf, der mich bat etwas über Baden fürs Morgenblatt zu schreiben <...>“<sup>134</sup>

Den Kuraufenthalt im Jahre 1824 muß Meta Liebeskind höchst anregend und erfrischend empfunden haben, denn im nächsten Jahr verbringt sie erneut einige Wochen an der Oos. Das „Bade-wochenblatt“ verzeichnet sie unter den zwischen dem „1. und 3. August dahier angekommenen höchsten und hohen Badegästen“. Sie wohnt erneut im „Hirsch“, diesmal jedoch nicht mehr als „Frau Ober-Appellationsrath“, sondern als „Frau von Liebeskind“. Heinrich Liebeskind ist also seit Metas letztem Aufenthalt nobilitiert worden<sup>135</sup>. Wenige Tage später trifft „I.K.H. Frau Großherzogin von Hessen aus Darmstadt mit Dienerschaft“ in Baden-Baden ein und logiert im „Badischen Hof“. Wahrscheinlich war Meta mit ihren alten Freundinnen, den Hofdamen Frau von Rothenhan und Frau von Bode verabredet.

Wenig bekannt ist, daß der Verleger Cotta auch Hotelbesitzer war. Im gleichen Jahr, in dem er das *Morgenblatt* begründet hat, 1807, kaufte er in Baden das Kapuzinerkloster und ließ es durch den Architekten Weinbrenner in ein Hotel, den besagten „Badischen Hof“ umbauen.

1826 erreicht Meta Liebeskind zwischen dem 28. und 30. Juni Baden-Baden und wohnt diesmal in der „Sonne“<sup>136</sup>, wo auch Graf von Reigersberg, der damalige königlich bayrische Gesandte und ehemalige Vorgesetzte Liebeskinds, mit „Gemahlin und 3 Bediensteten“ abgestiegen war. Anfang Juli trifft auch Metas Neffe, Wilhelm Wedekind, im gleichen Gasthaus ein. Außer den Einträgen im

<sup>132</sup> Aloys Schreiber: Handbuch für Reisende nach Baden im Großherzogthum (III., 144), S. 40.

<sup>133</sup> Vgl. Heinrich Berl: Baden-Baden. Die älteste Spielbank Deutschlands (III., 12), S. 21 f.

<sup>134</sup> Zit. nach Heinrich Berl: Baden-Baden im Zeitalter der Romantik (III., 11), S. 170.

<sup>135</sup> Auch ein Brief von Georg Wedekind an seinen Schwager aus dem Jahr 1826 ist mit „Herrn Oberappellationsrath von Liebeskind“ adressiert.

<sup>136</sup> Das von Weinbrenner 1825 renovierte und erweiterte Bad-Hotel „Zur Goldenen Sonne“ (später Petersburger Hof) war das damals größte Hotel in Baden-Baden.

„Badwochenblatt“ liegen uns von Meta aus diesem Jahr keine schriftlichen Zeugnisse vor. Während sie sich in Baden-Baden vergnügte, vielleicht die Theateraufführung von Schillers „Kabale und Liebe“ (4. Juli) oder Rossinis Oper „Tancred“ (9. Juli) besuchte, verbringt ihr Mann den Sommer über Akten gebeugt in München. An seinen Freund Stägemann schreibt er lakonisch: „Meine Hütte geht freylich auch allmählig zusammen, doch gewährt sie mir noch immer eine sehr bequeme Wohnung. An Arbeit fehlt es mir nicht; das viele Aktenlesen verdirbt zwar den Stil, die Augen und den Unterleib, aber ein Vergnügen hat man doch dabey, das *acti labores jucundi*. Einen meiner Söhne unterrichte ich täglich im Flötenspielen und Singen. Beydes dient mir zu meiner Erholung, und Plato liefert mir schon über ein Jahr die erforderliche Geistesnahrung.“<sup>137</sup> Im Herbst des Jahres muß Meta allerdings krank gewesen sein, denn ihr Bruder erkundigt sich bei Liebeskind: „Wie geht es denn mit meiner lieben Schwester? Ihretwegen sind wir in Unruhe; wie mein voriges Schreiben Dir ankündigte.“<sup>138</sup>

Den Sommer 1827 nutzten die Liebeskinds, wie wir wissen, für einen gemeinsamen Badeaufenthalt in Bad Kissingen und Boklet. Außerdem stand in diesem Jahr der Umzug nach Landshut an. Überhaupt sind die folgenden Jahre von ständigen Umzügen und Beförderungen des Ehemannes bestimmt. Am 14. Januar 1829 wird Heinrich Liebeskind an das Appellationsgericht Ansbach berufen, das die Administrative Bayreuth, Bamberg und Ansbach umfaßte.<sup>139</sup> Am 5. November 1832 wird Heinrich Liebeskind zum „Ersten Direktor des Appellationsgerichtes des Isarkreises (Landshut) befördert“<sup>140</sup>, was mit einem erneuten Umzug nach Landshut verbunden war.

Auch in diesem Jahr reist Meta Liebeskind nach Baden-Baden. Diesmal trifft sie bereits zur Eröffnung der Badesaison (15. Mai) zwischen dem 12. und 16. Mai ein und nimmt Quartier im berühmten „Salmen“ oder „Au Saumon“ (Badeblatt Nro. 1). Gleichzeitig mit Meta Liebeskind waren die Söhne der Chézy angekommen, Wilhelm und Max, denen das Verhältnis zur Mutter unerträglich geworden war. Wilhelm Chézy erwarb in jenen Jahren ein Grundstück auf dem „Kornfrieder“, hinter der Synagoge, auf dem er eine Villa errichtete und sie 1836 bezog.<sup>141</sup> Ende Juni trifft die Familie Paulus und Frau von Schlegel<sup>142</sup> (Tochter von Paulus) aus Heidelberg in Baden-Baden ein, und um den 14. Juli bezieht Staatsrat von Stägemann sein Logis im „Salmen“. Zu dem Zeitpunkt verzeichnen die Badeblätter leider nicht die Termine der Abreise, so daß wir nicht wissen, wann Meta ihre Rückreise angetreten und ob sie die ihr bekannten Personen getroffen hat.

Auch 1833 und 1834 finden wir Meta Liebeskind in den Kurlisten von Baden-Baden im „Salmen“. Angekommen war sie am 31. Mai oder 1. Juni. und in den Kurlisten von 1833 sind keine weiteren Bekannten der Liebeskinds auszumachen. Am 30. Mai 1834 trägt sich Meta als „Frau von Liebeskind mit Hr. Sohn aus Ansbach“ ein (Badeblatt Nro. 14). Der Eintrag „aus Ansbach“ ist

<sup>137</sup> Franz Rühl: Briefe und Aktenstücke ..., (I., 120), Brief dat. München, 7. Juny 1826, S. 258.

<sup>138</sup> Georg von Wedekind an Joh. Heinrich von Liebeskind, Brief vom 2. Oktober 1826, HSTA, Darmstadt, noch ohne Signatur. Wedekind spricht seinen Schwager mit „lieber Bruder“ an. Liebeskind gehörte also einer Loge an.

<sup>139</sup> STA Nürnberg, RBL. 1829, Sp.44. Im »Nekrolog der Deutschen von 1847/2« wird für 1829 Bamberg als Wohnort der Liebeskinds angegeben (S. 931). Wo genau die Liebeskinds dort wohnten, ist nicht auszumachen, da Bamberg zu dem Zeitpunkt noch kein Adressenverzeichnis, sondern lediglich eine Kartei der Hausbesitzer führte.

<sup>140</sup> STA Nürnberg, RBL. 1832, Sp. 950.

<sup>141</sup> Vgl. Heinrich Berl: Baden-Baden im Zeitalter der Romantik (III., 11), S. 109.

<sup>142</sup> Caroline Paulus ist die zweite Frau von August Wilhelm von Schlegel. Eine typische Konvenienzehe, denn Caroline weigerte sich, ihrem Ehemann nach Bonn zu folgen, wo er eine Professur angenommen hatte.

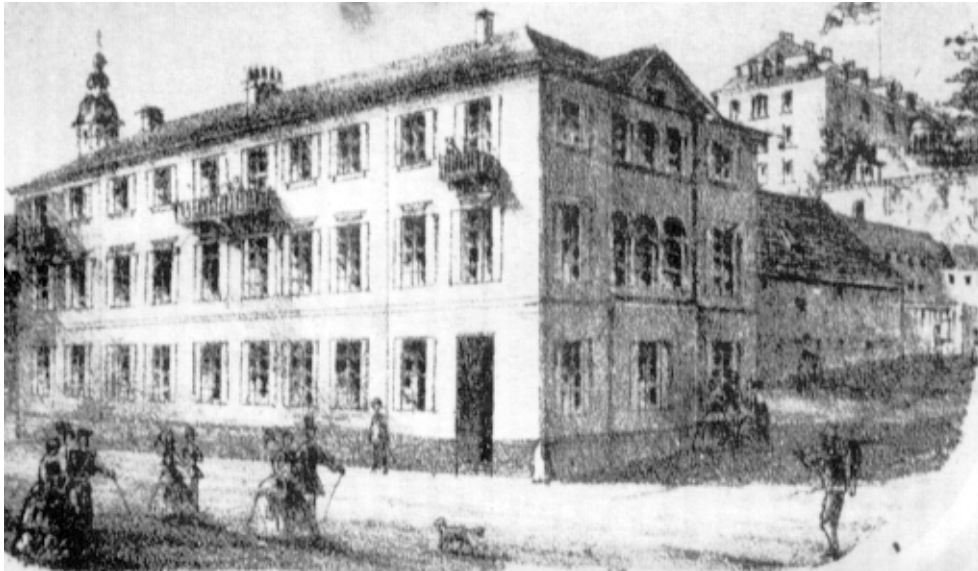


Abb. 20: Lithographie des „Salmen“ um 1860 (Städtisches Museum Baden-Baden, Inv.Nr. 7824)

richtig, denn tatsächlich wohnte sie damals wieder in Ansbach, wohin Liebeskind noch Ende 1833 versetzt worden war.<sup>143</sup> Welcher der vier Söhne sie begleitete, ist unsicher. Lediglich Adalbert, der älteste Sohn, scheidet aus, da er 1834 in Bayreuth als Hauptmann II. Klasse tätig war, kurz vor seiner Beförderung stand (1835) und zu dem damaligen Zeitpunkt bereits verheiratet war. Der 1800 geborene Ferdinand, der Meta schon einmal nach Baden-Baden begleitete, war zu jener Zeit in Bamberg als Forstamtmann beschäftigt, so daß auch er eher ausscheidet; das gleiche gilt für den zweitältesten Sohn Friedrich, der als Assessor am Königlichen Kreis- und Stadtgericht Bamberg wirkte<sup>144</sup>. Bleibt also der Jüngste, namens Heinrich Ludwig, der wahrscheinlich die Mutter nach Baden-Baden begleitet hat.

Die nunmehr 70-jährige Meta läßt sich auch 1835 von ihrem Sohn begleiten und logiert wie gewöhnlich im „Salmen“. (Badeblatt Nro. 21) Im Jahr 1836 suchen wir Meta Liebeskind in den Baden-Badener Kurlisten vergeblich. Ein letzter Aufenthalt läßt sich für 1837 nachweisen, wo sie am 6. Juni im „Salmen“ angekommen ist. (Badeblatt Nro. 25). Knapp ein Monat später, am 2. Juli, trifft auch Johann Heinrich Liebeskind dort ein, zusammen mit Nicolai Gogol, der ebenfalls im „Salmen“ absteigt. (Badeblatt Nro. 51) Für eine nähere Bekanntschaft mit dem russischen Schriftsteller blieb jedoch keine Zeit, denn Meta war ernstlich erkrankt und ihr Mann lediglich gekommen, um sie abzuholen. Wenige Tage nach seiner Ankunft, am Samstag, den 8. Juli verlassen die Liebeskinds Baden-Baden. Das Abreisedatum geht ebenfalls aus dem Badeblatt (Nro. 56) hervor, das seit 1836 auch die abgereisten Gäste unter einer eigenen Rubrik registrierte. Wie wir von dem erwähnten Wilhelm Schubert wissen, war Meta in diesem Jahr zuvor in Darmstadt zu Besuch.

Auf ihrer Reise nach Baden-Baden hat sie dann noch einen alten Bekannten, Professor Joseph Anton Mittermaier<sup>145</sup>, in Karlsruhe besucht. Dies geht aus einem Brief hervor<sup>146</sup>, den sie ihm

<sup>143</sup> STA Nürnberg, RBL. 1833, Sp 890. Appellationsgericht des „Rezatkreises zu Ansbach“.

<sup>144</sup> Adressbuch Bamberg 1833.

<sup>145</sup> Karl Joseph Anton Mittermaier (1787-1867), Jurist.

<sup>146</sup> Unibibl. Heidelberg, Heid.Hs.2746.

gleich nach ihrer Ankunft in Baden-Baden, am 6. Juni 1837, schreibt und der hier zitiert werden soll:

„An

Herrn Präsident von Mittermayer zu Karlsruhe

Durch Ermüdung und Unpäßlichkeit verhindert, noch eine Abendstunde in so hochwohlgeboren Gesellschaft zu genießen ersuche ich Sie, Theurer Herr Präsident! schriftlich den Ausdruck der hohen Verehrung u. den Wunsch zu genehmigen, daß die Kraft, welche unsere Schicksale lenkt, noch lange, lange Ihr segensreiches Wirken krönen möge, so wie Ihr Andenken stets der Nachwelt gesegnet seyn wird.

"Die Stätte, die ein edler Mensch betrat, - ist eingeweiht! nach langen Jahren noch - hallt seiner That, sein Wort der Nachwelt wieder! -"<sup>147</sup>

Erhalten Sie, verehrter Herr Präsident! ein freundliches Andenken mir u. meinem Manne, der meine Verehrung auf wärmste theilt.

Gehorsamst M. Liebeskind in Eile“



Abb. 21: Karl Joseph Anton Mittermaier

Mittermaier besuchte von Karlsruhe aus oft Baden-Baden. 1826 und 1833 war er zur gleichen Zeit wie Meta dort anwesend. Sie dürfte ihn aber bereits in München beziehungsweise Landshut kennengelernt haben, wo er bis 1819 als Jura-Professor wirkte. Von 1821 bis 1831 war er Professor und juristisches Senatsmitglied in Heidelberg; Paulus nennt ihn einen „berühmten Kämpfer für die Humanität in der Rechtswissenschaft als Schriftsteller und Lehrer“<sup>148</sup>. Seit 1831 war Mittermaier Mitglied und später wiederholt Präsident der badischen Zweiten Kammer, Führer der Gemäßigten, und lebte in Karlsruhe. Für Heinrich Liebeskind war Mittermaier schon aufgrund einer Vielzahl von juristischen Schriften ein Begriff. Aus dem oben zitierten Brief geht hervor, daß Meta Liebeskind schon kränklich in Baden-Baden angekommen war. Wie ernsthaft krank sie war, zeigt das Urlaubsgesuch ihres Sohnes Ferdinand. Sein Brief an die Regierung ist mit dem 1. Juli 1837 datiert. Er bittet darin um einen „3-wöchigen Urlaub“, um eine Reise nach Baden-Baden anzutreten, „zu seiner daselbst bedenklich erkrankten Mutter“, welchen er wegen der Dringlichkeit und in der Hoffnung, daß seiner Bitte stattgegeben werde, sogleich angetreten hat.<sup>149</sup>

Metas Abreisedatum aus Baden-Baden in Richtung Ansbach ist das letzte Lebenszeichen, das ich eruieren konnte. Als gesichert kann festgestellt werden, daß sie nicht in Baden-Baden, nicht in

<sup>147</sup> Aus: Johann Wolfgang Goethe: Torquato Tasso. Goethes Werke, hrsg. von Friedrich Düsel, Vierter Band, Leipzig, o.J., S. 10. Bei Goethe heißt es: "Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, / Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt / Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

<sup>148</sup> Mittermaier unterstützte das Gesuch von Paulus auf Fortzahlung der vollen Besoldung, als dieser in den Ruhestand trat. Vgl. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. 1 (I., 115), S. 186.

<sup>149</sup> Das Gesuch wurde wie aus der Anlage Num. 9377 hervorgeht, nachträglich am 18. Juli 1837 genehmigt. BHSTA München, MF 28125, Act des Staats-Ministeriums der Finanzen, Abthl. Forstwesen, Reg.-Nr. 10.503, Aufst.Manual Lit. N<sup>a</sup> Fol 804 Nk 485.

Wiesbaden und den Kurorten Schlangenbad, Schwalbach und Bad Ems, nicht in Darmstadt oder Göttingen, nicht in Ansbach, Bamberg, München, Landshut, Bayreuth (Heinersreuth) und Eichstätt gestorben ist. Untersucht wurden alle Orte, wo sie die letzten Jahre verbracht haben könnte, also zunächst die Wohnorte ihres Ehemannes, danach die der Söhne.

## 9. Die Söhne.

### Vom Untergang einer bürgerlichen Familie

Im Brief vom 2. April 1810 schreibt Meta Liebeskind, nicht ohne mütterlichen Stolz, an Schelling: „Fritz ist sehr glücklich durch Ihren Brief, er ist und bleibt sehr fleißig so wie auch der Kleine nach seinen Kräften. Nur der Mittlere hat eine verstockte Faulheit und treibt einen göttlichen Streich über den andern.“<sup>1</sup> Fritz, das ist Friedrich Liebeskind, war zu dem Zeitpunkt 12 Jahre alt, der „Kleine“, Heinrich Ludwig, stand kurz vor seinem achten Geburtstag und Ferdinand, der „Mittlere“, zählte zehn Jahre. Der älteste Liebeskind-Sohn, Adalbert, er ist zu dem Zeitpunkt achtzehn Jahre alt, hatte gerade als *Unterlieutenant* den Aufstand in Tirol heil überstanden und widmete sich seiner weiteren militärischen Laufbahn.

Einem Brief an Helmina von Chézy zu Beginn des Jahres 1816 ist zu entnehmen, daß Meta die Erziehung ihrer Söhne sehr am Herzen lag. Demnach erteilte sie seit Herbst 1815 Englisch-Unterricht, um, wie sie sagt, der Familie „<...> im Nothfall wieder eine Erwerbsquelle zu bahnen und zu den Kosten für die Studienjahre unserer Söhne beizutragen, die unsere Kräfte übersteigen.“<sup>2</sup> Die Teuerungen und die immer wieder zu entrichtenden Kriegssteuern sind dabei sicher mit ausschlaggebend. Aber natürlich waren auch die Studienkosten für mehrere Söhne eine große Belastung. Selbst eine höhere militärische Laufbahn war damals sehr teuer. Im Personalbogen von Adalbert Liebeskind ist in der Spalte „Vermögensverhältnisse“ der Vermerk „unausgemacht“ eingetragen. Erst später wurden 10.000 Gulden „heimatliche Kaution“ nachgetragen.<sup>3</sup> Der 1798 geborene Sohn Friedrich studierte seit dem 8. November 1815 Jura im nahen Landhut, ein Jahr später immatrikuliert er sich in Erlangen.<sup>4</sup> Der 1800 geborene Ferdinand hatte sich zunächst wie Adalbert für die militärische Laufbahn entschieden. Der jüngste Sohn, er war zu dem Zeitpunkt dreizehn Jahre alt, sollte ebenfalls bald die Universität besuchen.

In jenem Jahr verzichtete Meta sogar auf ihren gewohnten, meist mehrmonatigen, Darmstadt-Aufenthalt und bescheidete sich mit einer kleinen Reise an den Tegernsee und nach Tirol, bei der sie die beiden jüngsten Söhne bei sich hatte. Liebeskind schreibt davon am 2. Oktober 1816 an seinen Schwager Wedekind: „Meine Frau ist nämlich schon seit 3 Wochen mit ihren beyden jüngsten Söhnen von hier an den Tegern-See gereist. Sie schrieb mir vor 14 Tagen, sie wolle *coute qui coute*<sup>5</sup> mit ihrem Gefolge nach Tirol reisen. Du weißt wohl, wenn die Kayserin Mutter so schreibt, was das zu bedeuten habe. Ich zweifle daher keinen Augenblick, daß sie jetzt wirklich in Innsbruck od. noch weiter seyn werde.“<sup>6</sup>

Sieben Jahre später zeichnet sich bereits ab, daß die Söhne keineswegs die beachtliche Karriere ihres Vaters wiederholen werden. Meta schreibt an Therese Huber im Brief vom 3. November 1823: „Meine Söhne müssen sich durch Fleiss und Kenntnisse forthelfen, denn dass bei der unverhältnismässigen Überzahl an keine schnelle Versorgung für junge Leute zu denken ist, versteht

<sup>1</sup> Schell 5, B-BAAdW., Berlin.

<sup>2</sup> Brief vom 30. Januar 1816 an Helmina von Chézy, CH 2, Jagiellonska.

<sup>3</sup> BHSTA München, Kriegsarchiv. Bestand OP 55324.

<sup>4</sup> Register zur Matrikel der Universität Erlangen 1743-1843 (IV., 59)

<sup>5</sup> *coute qui coute*, franz.: koste es was es wolle.

<sup>6</sup> HSTA Darmstadt, noch ohne Signatur.



sich. Sie müssen selbständig werden, und der Segen des herrlichen Vaters wird ja doch immer auf ihnen ruhen.“<sup>7</sup>

Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatten sich die Beamten im Verhältnis zur Einwohnerzahl verdoppelt. Johann Heinrich Liebeskind schreibt 1828 an Stägemann: „Unsrer Justiz steht eine grosse Reform bevor. Die Oeffentlichkeit soll eingeführt werden mit allen ihren Attributen. Wenn nur Mittel geschafft werden, die jungen Juristen, deren wir eine grosse Anzahl haben, unterzubringen.“<sup>8</sup> Die Anstellung war in der Regel jederzeit kündbar. Das Gehalt bestand zum großen Teil aus Gebühren, die von den Untertanen erhoben wurden. Bestechlichkeit, Ämterkauf, Unfähigkeit und Langsamkeit waren hier oft die Folge.<sup>9</sup>

Es war nicht ungewöhnlich, daß ein Beamter jahrelang kein Gehalt bezog<sup>10</sup> oder daß sein Gehalt je nach Inhalt der Staatskasse gekürzt wurde. Die im Vorwort erwähnten Briefe Therese Hubers an Heinrich von Schenk sind zum großen Teil Bittbriefe. Sie bittet um Protektion für ihren zukünftigen Schwiegersohn Emil Herder und die Erhöhung beziehungsweise Anpassung der Waisenrente für ihren Sohn Aimé. Emil Herder war 1805/1806 als Forstgehilfe in die Ausbildung zu Thereses Schwiegersohn Gottlieb von Greyerz gekommen. Seit 1810 lebte Emil Herder in München in unsicheren Verhältnissen, so daß die Heirat mit Luise Huber immer wieder verschoben wurde. Am 6. April 1812 schreibt Therese an Schenk: „<...> unglücklicher Weise ward Emil Herder sehr jung unter sehr günstigen Versprechungen in bayrischen Dienst genommen <...> Dazu kommt sein schwärmend gefühlvolles Gemüth, und jetzt seine Liebe die er als Unrecht fühlen muß - so lange er Land und Amtlos ist. Ich bin nicht zufrieden mit der Unthätigkeit mit welcher er es unterläßt während der über die Jahre dauernden Unbeständigkeit seiner Amtslage nicht jede andere Resource zum Erwerb herangeschaft zu haben; hätte er Feldmeßen und Bücher abschreiben [mögen] - ich ehre jeden redlichen Erwerb mehr als unthätiges Warten <...> Länger kann er aber nicht auf Entscheidung warten wenn die Hindernisse die ihm in München im Wege stehen, keinen bestimmten Termin haben, er muß dann seinen Weg irgend wie anders suchen. <...> Weil nun Herders Alter - er wird 24 Jahre und bei seinen Verhältnissen, da er gar kein Vermögen hat, die Zeit drängt ein Unterkommen zu suchen, so bitte ich Sie, verehrter Freund, mir als seiner verbündeten Mutter zu sagen: stehen seiner Beförderung bei unsrer Regierung Schwierigkeiten entgegen?“ (SCHENKIANA II) Emil Herder war zwar zum Katholizismus konvertiert, um seine Karriere in Bayern zu beschleunigen, aber „sein schwärmend gefühlvolles Gemüth“ tendierte eigentlich zum Mystizismus. Er war mit dem schon erwähnten Gotthilf Heinrich von Schubert (1780-1860), dem Autor von den »Ansichten der Nachtseite der Naturwissenschaften«, befreundet, was sich ungünstig auf sein berufliches Fortkommen und zuletzt auf das Verhältnis zu seiner späteren Schwiegermutter Therese Huber auswirkte.<sup>11</sup>

Die damals in Ansätzen schon erkennbaren Strukturveränderungen im Bürgertum, der regelrechte Überfluß an Studienabgängern, die die Beamtenlaufbahn anstrebten, war so stark spürbar, daß

<sup>7</sup> Karl von Reinhardstöttner (Hrsg.): Forschungen zur Geschichte Bayerns, BSTABibl., S. 58.

<sup>8</sup> Rühl, Franz (Hrsg.): Briefe und Aktenstücke ... (I., 120), S. 390.

<sup>9</sup> Vgl. Walter Horace Bruford: Die gesellschaftlichen Grundlagen der Goethezeit, Ulm 1979, S. 249. Bruford bezieht sich hier auf die Memoiren K. H. Langs: Aus der bösen alten Zeit, 1842. Siehe auch Kapitel VII., FN Nr. 183, S. 222.

<sup>10</sup> In die Rangklassen der subalternen Beamten (mittlerer Dienstgrad) konnte man nur kommen, wenn ein gewisses Vermögen nachgewiesen werden konnte. Der Bewerber mußte erklären, daß er sich wenigstens drei Jahre aus eigenen Mitteln ernähren kann. Vgl. Ernst H. H. Heinrich: Der Rang des Beamten in historischer und dogmatischer Darstellung (III., 54).

<sup>11</sup> Vgl. Ludwig Geiger: Therese Huber (III., 38), S. 204.

Protektion und beste Verbindungen kaum noch ihre altbekannte Wirkung taten. „Die Achtung gegen seines Vaters Verdienste“, auf die sich Therese Huber in ihren Bittschriften mehrfach beruft, sorgten keineswegs für ein sicheres Fortkommen Emil Herders. Ebenso wenig vermochte es „der Segen des Vaters“, den Meta in dem zuvor zitierten Brief beschwor, die Liebeskind-Söhne über eine mittlere Laufbahn hinauszuhoben. In einer Bewerbung vom 21. November 1828 schreibt Ferdinand Liebeskind: „Wenn es bei Ansehung einer allerhöchsten Gnade dem Bittenden verstattet ist, sich neben guter Qualifikation auch auf die Würdigkeit der Eltern zu berufen, so darf ich Eurer Majestät gewiß auch meinen Vater, den Direktor beim kgl. Appellationsgericht zu Landshut in Erinnerung bringen.“<sup>12</sup> Mehr als ein Jahr nach diesem Bewerbungsschreiben wird Ferdinand zum Forstwart in Trieb befördert. Eine ähnliche Bewerbung, in der er sich auf die Verdienste des Vaters bezieht, ist vom 23. März 1838 erhalten. Am 15. August 1838 merkt man ihm die Ungeduld bereits sehr stark an. Der damalige *Forstamtsaktuar* in Bamberg richtet erneut ein Schreiben an die Regierung, worin er bittet, ihn vom „Gefühl der Zurücksetzung“ zu befreien, und sich selbst als jemanden lobt, der seinen „Dienst bis zum äußersten erfüllt und mit viel Kraft ausübt.“ Reichlich verbittert klingt der Satz: „Seitdem ich den Aktuarsposten bekleide, in welcher Eigenschaft ich der älteste bin, sind Individuen, die damals noch Praktikanten waren, bereits befördert worden.“ Erst 1840 erhält Ferdinand Liebeskind die Stelle eines Revierförsters in Langweil bei einem Gehalt von 350 fl. Nach 15 Dienstjahren wurde dieses „gnädig“ auf 400 fl. erhöht. In dem Schreiben der Forstbehörde heißt es: „<...> Schließlich bemerken wir noch, daß Seyler beim Forstfache zwei Jahre länger dient und auch hinsichtlich der Qualifikation dem Aktuar Liebeskind vorgeht, daß jedoch der Letztere bereits im Jahre 1821 als Junker im Artillerie Regiment zu München angestellt war, und deshalb dem Seyler in der Promotionsliste vorgesetzt wurde.“<sup>13</sup> Dies zeigt, daß militärische Verdienste eine nicht unwesentliche Rolle für den Aufstieg beziehungsweise die Beförderung eines Beamten spielten. Bereits in seiner Bewerbung als Forstpraktikant weist Ferdinand besonders auf den „ausgedehnten Unterricht in sämtlichen Schulwissenschaften und auch insbesondere in der Mathematik“ hin, die er in München als Kadett erhalten hatte. Im Alter von 50 Jahren wird Ferdinand Liebeskind endlich als Revierförster nach Heinersreuth, in die Nähe von Bayreuth, befördert und bezieht von da an 750 Gulden. Keineswegs hatten diese Verzögerungen der beruflichen Beförderung etwas mit den Leistungen von Ferdinand Liebeskind zu tun. In der Personalakte ist ein Zeugnis aus dem Jahr 1829 erhalten, das auf ausgezeichnete Leistungen schließen läßt. Von Revierförster Wirth wird Ferdinand am 2. Februar 1829 bescheinigt: „Dem funktionierendem Reviergehülfen Junker Ferdinand Liebeskind, welcher in obiger Eigenschaft angestellt war, wird das Zeugniß ertheilt, daß sich derselbe durch unermüdlichen Fleiß im Forstschutze sowie durch Pünktlichkeit in Ausführung aller vorgekommenen Geschäfte im technischen Forstbetriebe, durch sein musterhaftes Betragen hinsichtlich der Moralität vorzüglich ausgezeichnet hat. Der Unterzeichnende sieht sich daher verpflichtet, bezeugtem Kgl. Forstgehilfen Herrn Junker Liebeskind die volle Zufriedenheit seiner hiesigen Dienstauführung hiermit zu attestieren.“ Revierförster Slevogt schließt sich diesem Urteil an und schreibt, „<...> daß sein [Ferdinands] dienstliches und außerdienstliches Benehmen ausgezeichnet genannt zu werden verdient.“<sup>14</sup> Wir können also feststellen, daß sich die um die Jahrhundertwende geborenen Söhne trotz der Privilegien, die sich ihre Väter erarbeitet und genossen hatten, nur noch mit großer Anstrengung in die höhere Beamtenlaufbahn integrieren ließen.

Am 14. März 1838 wurde laut »Eichstätter Intelligenz Blatt« das Appellationsgericht von Mittelfranken (Ansbach) nach Eichstätt verlegt, so daß Johann Heinrich Liebeskind den Titel

<sup>12</sup> BHSTA München, Personalakt Ferdinand Liebeskind (Sig: MF 28126)

<sup>13</sup> STA Bamberg, Akte Nr. K 350/I.

<sup>14</sup> STA Bamberg, Akte Nr. K 350/I.

„Königlich Bayerischer Appellationsgerichtsdirektor von Mittelfranken u. Eichstätt“ erhält und mit dem Gericht ein letztes Mal umzieht. Zwischen dem 1. und 7. Mai kommt er dort an und logiert zunächst „In der Traube, auf der Post“<sup>15</sup>. Bei dem Eintrag ist ausdrücklich Hr. (Herr) vermerkt, so daß wir davon ausgehen müssen, daß Meta nicht mit nach Eichstätt umgezogen ist. Zwischen dem 12. und 19. Juni trifft „Madame Liebeskind, HauptmannsGattin aus München“ im gleichen Gasthaus ein (EIB, Nr. 25). Es muß sich also um die Schwiegertochter handeln, denn Adalbert war 1835 zum Hauptmann 1. Klasse befördert worden.

Nur einen Monat später, am 24. Juli 1838, wird Johann Heinrich Liebeskind durch folgende Entschließung in den Ruhestand versetzt: „Seine Majestät der König haben sich unterm 24. Juli laufenden Jahres allergnädigst bewogen gefunden den I. Direktor des Appellationsgerichtes von Mittelfranken Dr. Johann Heinrich Liebeskind aus Rücksicht auf das vollendete 70 Lebens- und 40. Dienstjahr, entsprechend seiner dißfalls gestellten Bitte mit Belassung des Titels, des Funktionszeichens und des Gesamtgehaltens in den definitiven Ruhestand zu versetzen und demselben zugleich die allerhöchste Zufriedenheit mit den von ihm geleisteten Diensten zu bezeugen.“<sup>16</sup> Seltsam ist, daß Liebeskind diesen letzten Umzug noch auf sich nahm, um kurze Zeit später in den Ruhestand zu treten. Vielleicht wollte er in der Nähe des Gerichts bleiben, wo seine Freunde sich befanden. Gesichert ist jedenfalls, daß Liebeskind Eichstätt zu seinem Alterssitz erkor. Verwandtschaftliche Bindungen scheiden für seine Entscheidung aus, denn keiner der vier Söhne lebte 1838 in Eichstätt.



Abb.24: Das ehem. Fürstbischöfliche Kanzleigebäude diente 1838-1857 als Appellationsgerichtsgebäude

Neun wahrscheinlich recht ruhige Jahre waren Heinrich von Liebeskind dort vergönnt. Erleben durfte er noch die Hochzeit seines Sohnes Friedrich und die Wiederverheiratung seines Ältesten. Am 23. August 1843 heiratet Friedrich Liebeskind, damals Assessor am Appellationsgericht in Bamberg, die 22 Jahre jüngere Katharina von Münster<sup>17</sup> und bezog mit ihr eine Wohnung in der Karolinenstraße Nr. 20<sup>18</sup>. Im gleichen Jahr, am Dienstag, den 31. Oktober, heiratete der pensionierte Hauptmann Adalbert Liebeskind in Mistelbach bei Bayreuth in zweiter Ehe Wilhel-

mine Hermann, die älteste Tochter des dortigen Pfarrers.<sup>19</sup> Die erste Ehe war kinderlos, dies geht aus Adalberts Personalakte des Kriegsarchivs<sup>20</sup> hervor, nicht aber das Datum der Eheschließung und der Geburtsname seiner ersten Frau. In der Rubrik „ledig“ wurde einfach der Eintrag gestrichen und eine Zeile tiefer durch „verh.“ ersetzt. Auffällig ist allerdings, daß in der gleichen

<sup>15</sup> EIB, Nr. 19, UniBibl. Eichstätt.

<sup>16</sup> STA Nürnberg, RBL. 1838, Sp. 516.

<sup>17</sup> Katharina Elisabeth Friederike von Münster, geb. am 11. Mai 1821 in Lisberg/Lkr. Bamberg. Als Eltern sind Heinrich von Münster und Magdalena Anna von Drachsdorf angegeben.

<sup>18</sup> StadtA Bamberg, Röttinger Kartei.

<sup>19</sup> Evang.-Luth. Pfarramt Bayreuth-Stadtkirche.

<sup>20</sup> BHStA München, OP 55324.

Zeile zu der Zeit auch die Rubrik „Vermögen oder Sonstige Beihilfe“ geändert wurde. Wo zuvor „unausgemacht“ stand, wurden nun „10.000 fl. heimatliche Kautions“ eingetragen. Adalberts erste Frau dürfte zu dem Zeitpunkt der zweiten Eheschließung noch gelebt haben, denn er mußte, wie das Stadtarchiv Bayreuth mir mitteilte, eine Erlaubnis für die zweite Heirat einholen. Diese Formulierung ist uns mit dem Wissen um Metas Scheidung von Forkel bereits vertraut. Dem schuldig Geschiedenen war die Wiederverheiratung qua Scheidungsurteil verboten.

Demzufolge hat Adalbert Liebeskind seine erste Ehefrau schuldhaft verlassen.

Auch der Revierförster Ferdinand Liebeskind war verheiratet. Wie schon erwähnt, war er im „Königlichen Kadetten-Korps“ in München erzogen worden und schied Ende Juni 1821 als Junker dort aus. Bis 1826 absolvierte er seine praktische Ausbildung an verschiedenen Forstämtern und besuchte die Lehranstalt für den höheren Forstdienst in Aschaffenburg. In seiner Bewerbung um eine „Forstmeisteraktuarsstelle“ findet sich eine seltsame Formulierung: „Danach [Mai 1826] bedingten eigene Angelegenheiten meinen mehrmonatlichen Aufenthalt zu Ansbach.“ Es ist möglich, daß er damals geheiratet hat, allerdings nicht in Ansbach, denn dann würde er in den Annalen der St. Johann-Gemeinde verzeichnet sein. Vielleicht aber hatte er in einer Nachbargemeinde eine Frau gefunden. Nachweisen kann ich lediglich, daß er mit seinem Tod im Jahr 1855 in Heinersreuth eine Witwe namens Charlotte hinterlassen hatte, die bis zu ihrem Tod eine Rente bezog. Der Magistrat der Stadt Bayreuth teilte am 22. Oktober 1885 dem königlichen Staatsministerium der Finanzen in München mit: „Bestehender höchster Vorschrift gemäß wird ehrerbietigst gehorsamst angezeigt, daß am 21. dss. Mts. die Oberförsterwitwe Charlotte Liebeskind in einem Alter von 75 Jahren dahier verstorben ist.“<sup>21</sup>

Am 18. Juni 1847 stirbt Johann Heinrich von Liebeskind „früh 4 ½ Uhr“ in Eichstätt und wird am 20. Juni „<...>Nachmittag 4 Uhr nach gehaltener Grabrede und Einsegnung im Kirchhofe unter sehr zahlreicher Leichenbegleitung beerdigt“. Liebeskind war 79 Jahre und 2 Monate alt geworden. Laut der Diagnose des Eichstätter Amtsarztes, Dr. Barth, starb er an Altersschwäche.<sup>22</sup>

Aus einem Exzerpt zum Nekrolog, der in den sogenannten *Bamberger Annalen* erhalten ist, geht hervor, daß Johann Heinrich Liebeskind „<...> aus früheren Dienstverhältnissen als unpartheiischer u. wohlwollender Richter hier in achtungsvollem Andenken“ stehe.<sup>23</sup>

Zur Ermittlung von Meta Liebeskinds Todesdatum wurden (neben den bereits erwähnten Kirchenbüchern für die einzelnen Wohn- und Aufenthaltsorte) die Kirchenbücher der evang.-luth. Kirchengemeinde Eichstätt und die Mitteilungen des Eichstätter Intelligenzblattes zwischen 1838 und 1853 durchsucht: ohne Erfolg.

Der jüngste Liebeskind-Sohn, Heinrich Ludwig, heiratete erst nach dem Tod des Vaters, und zwar im Alter von bereits fünfzig Jahren die zehn Jahre jüngere Pfarrerstochter Charlotte Emilia Pflaum<sup>24</sup> aus Helmbrecht in der Nähe von Bayreuth. Zuletzt war Heinrich Ludwig Liebeskind als Diätar (Angestellter, der ein Tagegeld empfängt) in der Kanzlei des Appellationsgerichts für Mittelfranken beschäftigt; ein juristisches Studium an einer deutschen Universität konnte ich nicht nachweisen. Zwei Jahre nach der Eheschließung siedelt er von Ansbach nach Eichstätt über und

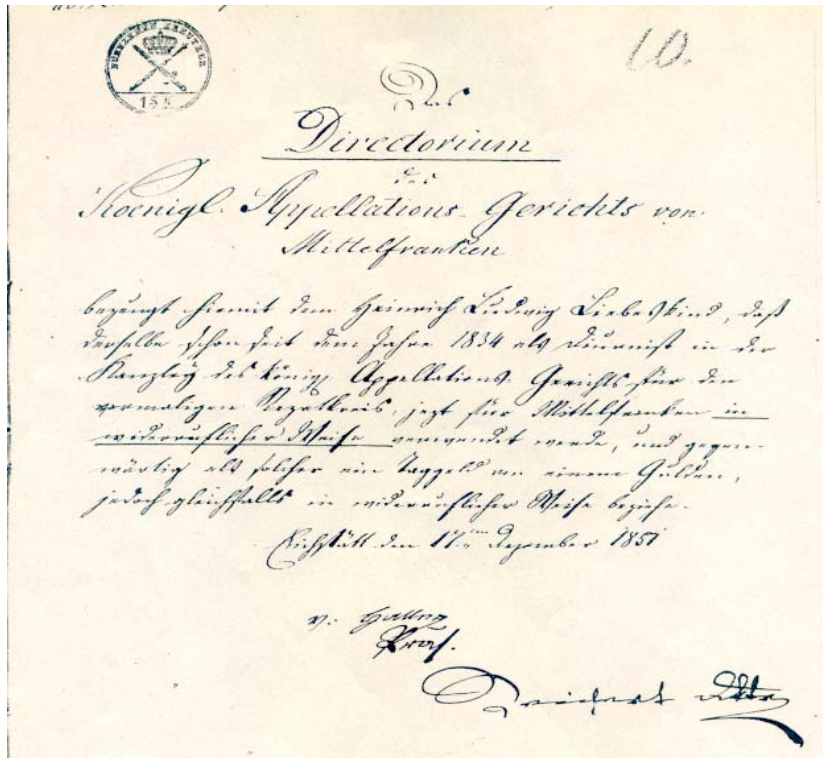
<sup>21</sup> BHSTA München, MF 28125.

<sup>22</sup> Sterberegister der evang.-luth. Kirchengemeinde Eichstätt.

<sup>23</sup> STA Bamberg.

<sup>24</sup> Charlotte Henrietta Emilia Pflaum, geb. am 24. Juli 1812. Beschluß zur Ansässigmachung, StadtA Eichstätt und Fremdenbogen des StadtA München.

bittet in diesem Zusammenhang um die Bürgerrechte der Stadt, beziehungsweise die sogenannte „Ansässigmachung“<sup>25</sup>. Um 1852 in Eichstätt ansässig zu werden, mußte ein Gesuch an die Stadt gerichtet werden, das detaillierte Auskünfte über die persönliche Unbescholtenheit und die Einkommensverhältnisse erforderte. Diese Angaben wurden vom Magistrat der Stadt und dem sogenannten „Armenpflegschafts-Rath“ geprüft. Sowohl das Sitzungsprotokoll vom 19. Dezember 1851, als auch die Bestätigung der Angaben Liebeskinds durch das „Directorium des Koenigl.



#### Bestätigung des Appellationsgerichtes

Appellations-Gerichts“ vom 17. Dezember 1851 sind erhalten. Aus dem Schreiben des Direktoriums erfahren wir, „<...> daß Heinrich Ludwig Liebeskind schon seit dem Jahre 1834 als Diurnist [anderes Wort für Diätar] in der Kanzley des königl. AppellationsGerichts für den vormaligen Rezatkreis, jetzt für Mittelfranken in widerruflicher Weise verwendet wurde, und gegenwärtig als solcher ein Taggeld von einem Gulden, jedoch in widerruflicher Weise beziehe.“<sup>26</sup> Aus Heinrich Ludwig Liebeskinds Gesuch und dem Sitzungsprotokoll geht außerdem hervor, daß er bereits im Alter von zweiundfünfzig Jahren eine jährliche Pension aus der Staatskasse in Höhe von 75 Gulden bezog. Außerdem verweist er in seinem Antrag auf ein Aktien- und Obligationskapital in Höhe von 12.000 Gulden, welches - von einem Eichstätter Advokaten in der Sitzung mündlich bestätigt wurde. Selbst die zukünftige Ehefrau mußte für die *Eichstätter-Einbürgerungs-Prozedur* ihre Herkunft nachweisen. Erhalten ist die Antwort des Magistrats der Stadt Bayreuth, der um ein Identitätsgutachten der damaligen Braut Charlotte Pflaum gebeten wurde. Darin wird neben den persönlichen Daten bestätigt, „<...> daß sich dieselbe eines ausgezeichneten Leumunds zu erfreuen hat.“<sup>27</sup> Am 19. Januar 1852 wurde vom Magistratsausschuß be-

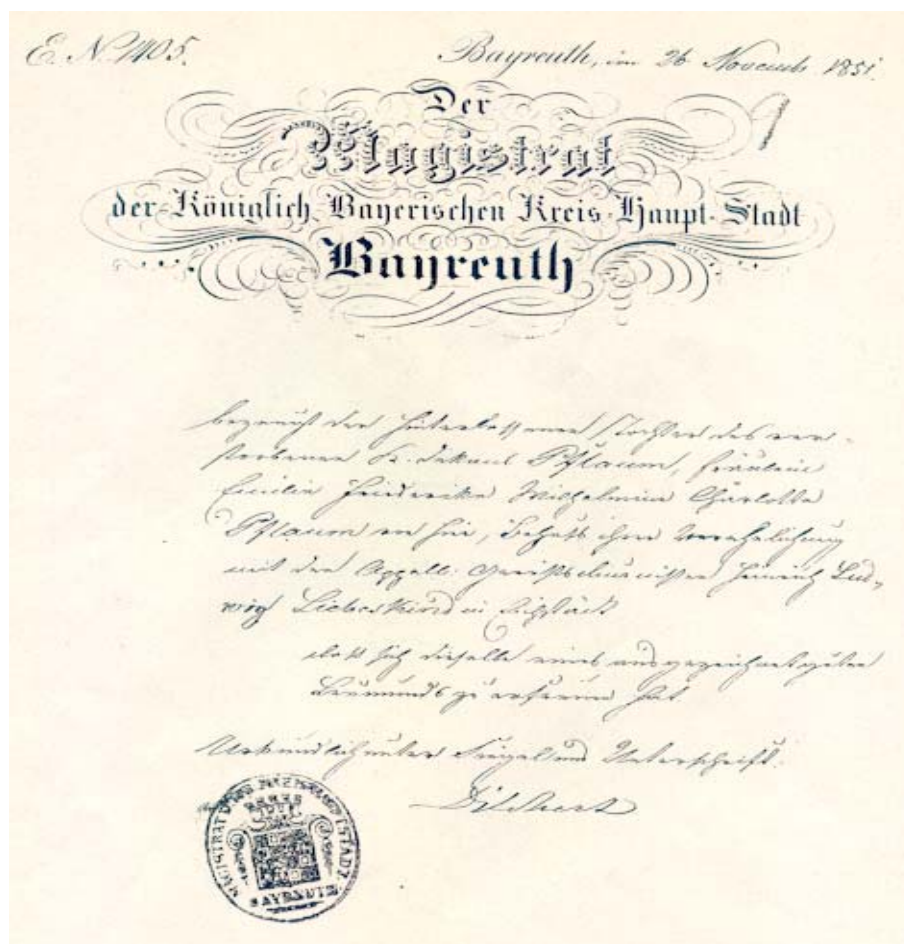
<sup>25</sup> Ansässigkeit = Begriff des älteren Rechts.

<sup>26</sup> STA Eichstätt.

<sup>27</sup> StadtA Eichstätt.

schlossen, Heinrich Ludwig Liebeskind und seiner zukünftigen Ehefrau die Ansässigkeit in Eichstätt zu erlauben.

Das Ehepaar bleibt etwas über vier Jahre in Eichstätt und wechselt am 3. November 1856 nach München, wo sich Heinrich Ludwig Liebeskind in der Sparte *Beruf* als Privatier einträgt. Laut Fremdenbogen der Stadt München wohnte das kinderlose Ehepaar zunächst in der Dreibrunnenstraße 32/2, ein Jahr später in der Schwanthaler Straße 56/2, 1859 und 1860 sind zwei Adressen in der Türkenstraße vermerkt, 1868 zieht das Paar in die Karlstraße Nr. 22/0 und am



*Identitätsgutachten der Stadt Bayreuth für Charlotte Pflaum*

18.4.1869 in die Karlstraße 22/II., wo Heinrich Ludwig Liebeskind bis 1772 wohnte. Er muß in jenem Jahr nach Ansbach gegangen sein, wo er am 4. September an einem Schlaganfall starb<sup>28</sup>. Die Witwe zog erst 1874 wieder zurück in ihre Heimat Bayreuth. Die Fremdenliste der Stadt München vermerkt für den 26. Februar 1874 unter der letzten Adresse: „ausgezogen“<sup>29</sup>.

Die damals zweiundsechzigjährige Witwe lebte dann bis zu ihrem 84. Lebensjahr mit den Schwestern zusammen, die sie am 25. November 1895 in die „Kreis-Irrenanstalt Bayreuth“ einliefern ließen. Der Brief der Anstalt vom 7. Dezember 1895 ist ebenfalls in Eichstätt erhalten und in mehrfacher Hinsicht interessant. Zum einen sucht die Kreis-Irrenanstalt den Heimatort der Verstorbenen, der schließlich Bayreuth war, aber keineswegs gemeint ist. Als Heimatort einer Witwe galt damals in Bayern der letzte Heimatort des Ehemannes - und den hatte Heinrich Ludwig

<sup>28</sup> LKA Regensburg, KB 46 - 21, S. 74, Nr. 162.

<sup>29</sup> StadtA. München.

Liebeskind bereits in München mit „Eichstätt“ angegeben. Im Falle von Charlotte Emilia Liebeskind, geborene Pflaum, war die Frage nach der Heimatgemeinde nur eine Formalität, denn die Kreis-Irrenanstalt erklärt in dem oben genannten Schreiben: „Im Falle die Heimath der Genannten in Eichstätt selbigst sein sollte, ersuchen wir um Ausstellung und Übersendung eines Heimathscheines, wobei wir bemerken, daß die Kranke auf eigene Kosten, die aus dem Vermögen derselben bestritten werden können, in der II. Klasse verpflegt wird.“<sup>30</sup> Bei fehlender Liquidität hätte wohl die Stadt Eichstätt, die die Liebeskinds 1852 eingebürgert hatte, die Verantwortung und die Kosten für die alte Dame übernehmen müssen. Statt dessen erhielt Eichstätt am 10. Dezember 1895 *1 M.20 pf.* für die Auskunft und die damit verbundenen Schreibarbeiten und Auslagen erstattet.

Wir können nun ein kleines Fazit ziehen: Alle vier Liebeskind-Söhne litten keine pekuniäre Not, erreichten aber nicht den Status des Vaters. Alle haben letztlich auch geheiratet, der Erstgeborene sogar zweimal, drei Ehen blieben jedoch kinderlos. Zwei Söhne heirateten in einem Alter, das weit über dem statistischen Heiratsalter lag. Lediglich aus der kurzen Ehe des Zweitgeborenen, Friedrich Liebeskinds, ging ein Kind hervor. Friedrich Liebeskind hatte wie erwähnt als fünfundvierzigjähriger Appellationsgerichtsassessor die zweiundzwanzigjährige Katharina von Münster 1843 geheiratet. Bereits ein Jahr später schreibt er an seinen Cousin, den Oberforstrat Georg Wedekind reichlich desillusioniert: „Je mehr ich in die Mitte des wohl letzten Drittels meines Lebens reinsinke und je gewaltigere Lücken durch Tod und durch anders verwandte Dinge in der Reihe meiner Bekannten entstehen, desto mehr drängt sich aus dem Grunde meiner Seele der Antheil an den theuren Verwandten hervor, unter welchen Du, lieber Vetter, in meinem Herzen von den ersten Jahren des Jahrhunderts her eine so bedeutende Rolle einnimmst. Bald 9 Jahre sind verflossen, seit ich aus Ansbach etwa 1835 an Dich geschrieben habe und daher mag es wohl an der Zeit seyn, die Erinnerung an mich bey dir aufzufrischen. Ein trauriges Verhängnis hat es gefügt, daß ich Deinen Sohn, der 1843 hier war, nicht habe umarmen können. Meine in Selbstsucht und Trotz befangene Frau, geb. v. Münster-Lisberg, von der ich mich jetzt wegen ihres Leichtsinns und ihrer Unziemlichkeit scheiden lasse, hat unterlassen, mir den Besuch des lieben Gastes sogleich zu melden u. erst längere Zeit nach seiner Abreise war es ihr gefällig, mir von demselben gelegentlich zu sprechen. Wenigstens habe ich bedauert, diesen Sprößling unseres Blutes nicht gesehen und doch Neuestes gehört zu haben.

Solle das Schicksal machen, daß ich einmal vom App.Gericht zu Bamberg, bei dem ich seit 1841 als Assessor stehe, nach Aschaffenburg versetzt werde, so würd mir Gelegenheit gegeben, ihn und Euch alle recht oft zu sehen und mich Eures Familienlebens freuen zu können.

Brief an Frau v. Plönies<sup>31</sup> sende ich heute auch ab; sie ist durch die Neigung, die zwischen ihr als meiner Nichte sich schon früh entwickelt hat, meinen Gedanken immer Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen.

Dir und den Deinigen alles Glück im neuen Jahr <...>

Dein Freund und Vetter

Fritz Liebeskind“<sup>32</sup>

Dieser verspätete Weihnachtsgruß an den Cousin in Darmstadt offenbart, daß der Kontakt zwischen Metas Söhnen und den Nachkommen ihres Bruders nicht sehr eng gewesen ist. Zwischen

<sup>30</sup> StadtA Eichstätt

<sup>31</sup> Luise von Plönies, geb. Leisler (1803-1872). Vgl. auch *Deutsche Dichterinnen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, hrsg. von G. Brinker-Gabler und Gabriele Käfer-Dittmar: Luise von Ploennies, Darmstadt 1999.

<sup>32</sup> Brief vom 30. Dezember 1844, (PBH)

dem erwähnten Brief von 1835 und dem obigen lagen neun Jahre und zwar jene neun Jahre, in denen Friedrichs Mutter gestorben sein muß, falls sie nicht gar noch lebte. Jedenfalls erwähnt er sie nicht, obwohl die Nachfahren des Bruders sich doch bestimmt für ihr Ergehen interessiert hätten; allerdings erwähnt er auch den Vater nicht, der ja noch lebte. Ganz unverständlich scheint die Mitteilung, daß Friedrich Liebeskind sich bereits ein Jahr nach der Eheschließung von seiner Frau scheiden lassen will und sie *leichtsinnig und unziemlich* nennt. Als Friedrich diesen Brief schrieb, war seine Frau schwanger, denn am 14. März 1845 bringt sie die Tochter Margarethe zur Welt. Der genaue Scheidungstermin ist nicht bekannt. Katharina von Münster war katholisch und in konfessionsverschiedenen Ehen mußte damals in Bayern das Scheidungsbegehren vom Mann ausgehen. Wie wir aus oben zitierten Brief wissen, wollte sich Friedrich scheiden lassen, so daß die Scheidung relativ schnell durchgeführt werden konnte. Außerdem konnte er auf eine Klage gegen seine Frau wegen Körperverletzung beim Stadtgericht Bamberg verweisen. Die Bestätigung des Magistrats über den Erhalt der polizeilichen Untersuchung ist noch erhalten.<sup>33</sup>

Die im Brief erwähnte Nichte Luise von Plönnies muß Friedrich Liebeskind in seinen Kindertagen kennengelernt haben, denn die Tochter von Sophie von Wedekind<sup>34</sup> († 1807) und des Arztes und Naturforschers Johann Philipp Leisler († 1813) lebte seit ihrem vierzehnten Lebensjahr im Hause der Großeltern, wurde von Metas Bruder und Schwägerin erzogen und erhielt ganz im Sinne der sprachmächtigen Tante vor allem Fremdsprachenunterricht. 1824 heiratete Luise den Arzt August von Plönnies. Seit 1743 veröffentlichte sie Gedichte und inspiriert durch eine Reise nach Belgien entstanden Übersetzungen und Reiseerinnerungen, die ihr die Mitgliedschaft der Königlichen Akademie von Brüssel, der Literarischen Akademie von Gent und Antwerpen eintrugen. August von Varnhagen traf Luise von Plönnies am 4. August 1845 in Darmstadt und schreibt in sein Tagebuch: „Mit Frau von Wedekind [geb. Schubert], <...> sowie Dr. von Plönnies und seiner Frau, die Dichterin u.a. verabredet.“ Varnhagen unternimmt mit den bezeichneten Personen einen Nachmittagsausflug zur Ludwigshöhe. Das Ehepaar Plönnies charakterisiert er wie folgt: „Dr. Plönnies, ein freisinniger, sein Fach mit Lust ausübender Arzt, voll Eigenheiten; Frau Plönnies bescheiden lebenswürdig.“<sup>35</sup>

Friedrich Liebeskind war also seit Kindertagen mit seiner Nichte Luise bekannt. Wir müssen deshalb davon ausgehen, daß Meta ihre Kinder, mal das eine oder andere, am häufigsten wohl den kleinen Friedrich, auf ihre Reisen nach Darmstadt mitnahm. Zumindest ist er der einzige Sohn Metas, der mit der Familie in Darmstadt fast bis zu seinem Tod noch Kontakt hielt, wenn auch zwischen den einzelnen Briefen große Zeiträume verstrichen. Dies hängt natürlich auch mit dem ähnlichen Alter der Cousins zusammen. Georg Wilhelm Wedekind ist zwei Jahre älter als Friedrich. Ein Brief Metas an ihren Sohn ist erhalten und lautet: „Ich sende Dir mein lieber Fritz den Sohn meines Bruders Georg, <...> der uns auf seiner Rückreise von Berlin durch seinen Besuch so sehr erfreut hatte, von diesem Jüngling zu seinem Lobe zu schreiben verbietet seine Bescheidenheit, aber er ist mir ganz unvergeßlich. Stelle ihn Deiner Bestimmten vor, u. laß sie ihn durch ihren schönen Garten erfreuen. <...> Leb wohl Du und er. Welche Sehnsucht nach innig geliebtem Georg, Mini<sup>36</sup> und Luise Plönnies beschleicht mich veraltete Ruine“.<sup>37</sup>

<sup>33</sup> Die Bestätigung datiert auf „Bamberg, den 14. May 1844“, HSTA Darmstadt.

<sup>34</sup> Sophie Ernestine Charlotte Leisler, geb. Wedekind (\*am 18. September 1783 in Diepholz, gestorben 1807 in Hanau). Aus der Ehe mit Medizinalrat Leisler ging neben der Tochter Luise ein Sohn namens Georg hervor, der 1844 oder 1845 in Amerika starb.

<sup>35</sup> Varnhagen von Ense: Tagebücher (I., 145), S. 151 f.

<sup>36</sup> Wilhelmine Wedekind, geb. Schubert.



1853 richtet Friedrich Liebeskind erneut einen Neujahrsgruß an seinen Cousin. Der verhinderte Besuch des Neffen beschäftigt ihn noch immer. Er schreibt im Brief vom 29. Dezember aus Eichstätt: „Von Dir, lieber Oberforstrath und den Deinigen ist mir lange keine Kunde geworden. Noch immer verläßt mich der Gedanke nicht, wie übel es Dein Sohn Georg empfinden mußte, daß auf den am 23. Okt. 1843 mir zugedachten Besuch, bei dessen Abstattung er mich nicht antraf, ihm kein Zeichen von mir zukam. Ich wiederhole, daß ich hieran völlig unschuldig bin, weil mir sein Erscheinen pflichtwidrig erst am 28. gemeldet wurde, wo er Bamberg schon verlassen hatte. Er würde mir wohl Deine freundliche Gestalt, wie ich sie in den Zeiten des Befreiungskrieges, wo Du uns in München besuchtest und in Darmstadt am Ende der 30er Jahre, wo du mich so liebeich aus dem Gasthof abholtest, erblickt habe, in lebhaftige Erinnerung gebracht haben. Ein lange genährter u. jetzt erfüllter Wunsch oder; wenn ich sagen soll, ein Ereigniß, das ich längst erwartet habe, - meine Versetzung in den Ruhestand, durch Decret v. 12. v. M. nach 30-jähriger Anstellung läßt mir die Wahl eines meiner <...> Brust zuträglichen neuen Wohnsitzes, den ich ganz einzeln Stehender und <...> noch ziemlich rüstiger ohne viele Umstände u. ohne Schwierigkeit da oder dort aufschlagen kann, sowie auch mein Gehalt von 1200 fl. nebst einigen Ersparnissen mir die Mittel zu einem frugalen Leben fortwährend darbietet. Eichstätt selbst, wo mein jüngster Bruder Heinrich Gustav mit seiner 1852 ihm angetrauten Gattin Henriette <...> sein Auskommen <...> hat, bietet mir zu wenig Unterhaltung, als daß ich lange noch bleiben möchte. <...> „Er erklärt, daß es ihn wegen des rauhen Klimas weder zu seinem Bruder Ferdinand nach Heinersreuth noch zu seinem Bruder Adalbert nach Bamberg zieht, „<...> als etwa [nach] Aschaffenburg, das den schönsten Gegenden Deutschlands und den Hinterbliebenen meiner Großeltern so nahe liegt“. Er spricht noch kurz über das neue Forstgesetz für Unterfranken von 1852 und endet „Allen dreien u. auch der Frau v. Plönnies, der gefeierten, bitte ich zugleich zu empfehlen Deinen Freund und Vetter Friedr. Liebeskind, Appellationsgerichts-Assessor (seit 1. Mai 1850 auf Ansuchen hierher versetzt).“ (PBH)

Friedrich Liebeskind zog nicht nach Aschaffenburg, sondern am 3. Juni 1859 nach München, wo seit 1854 ja auch sein Bruder Heinrich Ludwig mit Frau lebte. Friedrich wohnte während des Monats Juni in der Rosengasse 12/1 und in der Theatinerstraße 45/2. Am 18. Juli 1859 zieht er in die Weinstraße Nr. 4, kurze Zeit später wieder in die Theatinerstraße, diesmal nach Nr. 18/2. Am 18. Oktober 1859 wechselt er in die Perlertorstraße, wo er bis April 1862 sein Domizil nimmt. Am 5. April zieht er in die Schönfeldstraße 20/1, als Untermieter der Witwe Hahn, seinem letzten Wohnsitz<sup>38</sup>. 1873 wurde München von einer der zwei letzten in Deutschland wütenden Cholera-Epidemien heimgesucht, an der der fünfundsechzigjährige Friedrich Liebeskind am 6. Dezember verstarb. Ein Brief seiner Vermieterin, der oben genannten Witwe Hahn, die ihre Auslagen von den Erben ersetzt haben wollte, ist im Nachlaß Wedekind vorhanden. Der mit dem 12. Oktober 1874 datierte etwas unappetitliche Brief soll lediglich um einige Wiederholungen und unwichtige Details gekürzt, wiedergegeben werden. Witwe Hahn schreibt: „Durch die Verweigerung mir die Entschädigungssumme 170fl. 48 x<sup>39</sup> welche ich mit Recht u. gutem Gewissen beanspruchen kann, erlaube ich mir die Verhältnisse Ihres werthen Verwandten Herrn Rath Liebeskind etwas näher zu schildern. Herr Rath wohnte zwölf Jahre bei mir, hatte zwei schöne Zimmer nebst guter Bedienung, u. bekam als Er bei mir einzog ein sehr schönes sowie gutes neues Bett mit doppelten Roßhaar-Matrasen wovon mich die Federober-Matrasen [?] allein schon 62 fl. kostete, dann die Roßhaar-

<sup>37</sup> Der Brief ist o. Ort und Datum, muß nach 1824 geschrieben sein, da Luise 1824 den Arzt Plönnies geheiratet hat. Verwirrend ist allerdings, daß Meta den Neffen als Jüngling bezeichnet. Georg Wilhelm war zu dem Zeitpunkt mindestens 28 Jahre alt und seit 1821 verheiratet. HSTA Darmstadt, A1/27.

<sup>38</sup> Fremdenliste, StadtA München.

<sup>39</sup> Zeichen für Kreuzer: kleine Münze, benannt nach dem Kreuz im Gepräge.

Matrazen 36 fl. im Unterbett... Dann ist noch kein Jahr verflossen, wo Er eine neue rothwollene Decke bekam, die mich bare zwölf Gulden kostete, u. nach seinem Tod das ganze Bett total ruiniert war. Wo Hochwohlgeboren selbst Haushaltung haben, werden Sie die Summe welche ich verlangte gewiß nicht zu hoch finden, da Herr Rath nicht nur die Sachen Möblen ruinirte, sondern auch in seiner Krankheit alles unter sich gehen ließ <...> Nach seinem Tode verschenkte ich das Bett armen Leuten <...> Meine Mittel stehen so, daß ich vom Zimmervermiethen leben muß, u. meine Tochter die Ihn zwölf Jahre bediente ist mir öfters krank geworden aus lauter Ekel, denn sie hatte bei diesem alten Mann sehr viel ausgestanden, u. Er sagte immer zu ihr, Er denkt auf sie für die Pflege die Ihn zu gute kommt, aber leider vom Sterben wollte Er nichts wissen, denn Er war ein Sonderling, daß jedermann wußte, der Ihn nur kannte, u. sich jedermann staunte, daß ich so viel vom Herrn Rath ertragen kann, u. Er so lange bei mir wohnt. Er versprach mir öfters, wenn Er guter Laune war, mich u. meine Tochter nicht zu vergessen, aber leider ging es schnell mit ihm. Mehrmals kündigte ich ihm die Wohnung auf, aber Er bekam nirgends eine, weil Er zu bekannt wegen seinen Extremitäten u. seiner großen Unreinlichkeit. Er versprach mir von einer Zeit auf die andere mir Entschädigung, bekam aber nie welche, daß ich aber noch verliere daß wäre großes Unrecht, ich habe noch nie ein Kreuzer Unrecht verlangt, u. würde es auch nicht thun, wenn ich es nicht mit gutem Gewissen verlangen könnte, ich bin schon viele Jahre Wittwe, u. thut mir ein jeder Verlust weh, zumal ein solcher Schaden, u. ich Kinder besitze, u. bei Herr Rath nur Plag u. Sorge, sehr oft Grobheiten auch noch einschlucken mußte, was ein jeder Mensch weiß. Ich bitte Euer Hochwohlgeboren einer Wittwe die paar Gulden nicht zu entziehen, da es Ihnen keinen Schaden bringt, mir es aber sehr weh thun würde. Sollten Sie sich weigern, so bitte ich Sie, mir doch nicht unser ein 20 Fl. abzuziehen, denn Sie würden mir sehr wehe thun. Meine Tochter wie ich hätten gewiß unser Verdienst, u. ich wüßte gewiß wenn Euer Hochwohlgeboren daß Sach so mit angesehen hätten, uns belohnen dafür würden. Ansonsten bitte ich inständig mir nicht weh zu thun, u. mir die Summe als Wittwe zukommen zu laßen. In aller Hochachtung auf Güte zeichnet sich Anna Hahn Wittwe.“ (PBH) Der Brief gibt auf schreckliche Weise die Einsamkeit eines alten Mannes preis, offenbart die Kleinkrämer-Seele seiner Wirtin, schildert aber auch gleichzeitig sehr plastisch die Realität einer Zimmerwirtin mit all ihrer Unbill.

Wir erinnern, daß im Jahr vor dem Tod Friedrich Liebeskinds der jüngere Bruder München verlassen hatte. Die damals in München ausgebrochene Cholera mag Heinrich Ludwig Anfang 1872 veranlaßt haben, noch rechtzeitig nach Ansbach umzusiedeln. Wenn man dem Einwohnerregister glauben will, so zog seine Frau jedoch erst 1874 von München weg, zwei Jahre nach dem Tod von Heinrich Ludwig und ein Jahr nach dem Tod ihres Schwagers Friedrich Liebeskind. Möglich ist jedoch auch, daß die Register zur Zeit der Cholera weniger streng geführt wurden und das Ehepaar Heinrich Ludwig Liebeskind gemeinsam nach Ansbach umgezogen war.

Sicher ist nur, daß Friedrich Liebeskind als letzter Sohn von Meta und Johann Heinrich Liebeskind in München starb. Er hinterließ kein Testament, so daß das Stadtgericht den Tod und mehrere Aufrufe nach Erben annoncierte.

Aus der Linie Liebeskind meldeten sich keine Erben, obwohl die Ehefrau des jüngeren Bruders, Charlotte Emilia, geb. Pflaum, ja noch lebte. Die geschiedene Ehefrau, geborene von Münster, und die leibliche Tochter, die in Bamberg verblieben waren, meldeten ebenfalls keine Erbansprüche an, so daß lediglich die mütterliche Linie des Bruders Wedekind noch in Frage kam, das heißt die Söhne und Töchter von Metas Neffen, des Darmstädter Forstrats Georg Wilhelm von Wedekind. Ein Antrag auf das Erbe störte allerdings noch die Justiz. In dem Text des Stadtgerichtes München heißt es: „Bei Recherche nach den Intestaterben<sup>40</sup> des am 6. Dezember v. J. dahier verst. k. App.G.Assessors Friedrich Liebeskind ist unter Anderem erhoben, daß die Mutter des Erblassers,

---

<sup>40</sup> Intestaterbe: gesetzlicher Erbe.

Tochter eines Pfarrers Wedekind von Darmstadt<sup>41</sup> in I. Ehe mit einem Musiklehrer <...> Namens Forkel verhei. gewesen, daß aus dieser Ehe ein Sohn hervorgegangen, der Schauspieler gewesen u. eine nun dahier vorfindliche Tochter hinterlassen haben soll. Ich ersuche hierüber u. insbes. über Namen, Stand u. Ehestand der Letzteren gefälligst Nachweise zufügen zu lassen und das Resultat mitzutheilen.“<sup>42</sup> Zuletzt war Metas Sohn Carl Forkel 1810 in München und Meta schrieb damals an Schelling, daß sie dieser Besuch sehr aufgeregt habe. Vielleicht hatte er von einer unehelichen Tochter gesprochen, die er versorgt wissen wollte, was die Liebeskinds vielleicht auch zu Lebzeiten taten. Diese Tochter konnte jedoch ihre Berechtigung nicht ausreichend nachweisen, denn das Erbe ging nach fast einem Jahr der Beweisführung und Anhörung an die Wedekinds. Der Jurist und Hofadvokat Dr. Rudolph Freiherr von Wedekind (1825-1899) übernahm die Verhandlungen für sich und die Geschwister. Er bittet Christian Heinrich Merck vom Bankhaus Merck & Co. in München um Hilfe bei den Erbschaftsangelegenheiten. Mit der Darmstädter Apotheker- und Industriellenfamilie Merck waren die Wedekinds durch Georg Moller seit 1811 in verwandtschaftliche Beziehung getreten. Moller hatte damals Amalie Philippine, die Witwe des verstorbenen Großherzoglichen Hauptmanns Ludwig Merck, geheiratet. Der oben genannte Jurist Rudolph von Wedekind war mit Magdalene Merck, der Tochter des Fabrikgründers Emanuel Merck verheiratet. Das Bankhaus richtet am 25. November 1874 folgenden Brief an *Hochwohlgeboren*, Herrn Dr. von Wedekind: „Wir beehren uns, Ihnen hierdurch mitzutheilen, daß uns heute die F. Liebeskind-Verlassenschaft von dem kgl. Stadtgericht ausgesetzt wurde und behalten wir uns vor Ihnen mit definitiver Abrechnung wegen aufzuwarten. Dieselbe besteht zunächst in

fl. 112.48 Bares

„ 5.27 in Stk. 1 Ducaten

„ 19.32 1 Doppel-Piatake [Fünfkopekenstück]

fl. 137.47 Val. dato, welche Ihnen wie vorsteht gutgeschrieben sind, ferner in einem versiegelten Paket, welches enthält

fl. 1000 in 3 ½ % bayr. Obligationen

fl. 5300 in Stk. 20 2% Bankscheinen der Bayr. Hypotheken Wechsel  
und haben wir dagegen den Gerichtskosten mit

fl. 389.20 Val.dato zu Ihrer Last gelegt.

Hochachtung

Merck Christian“

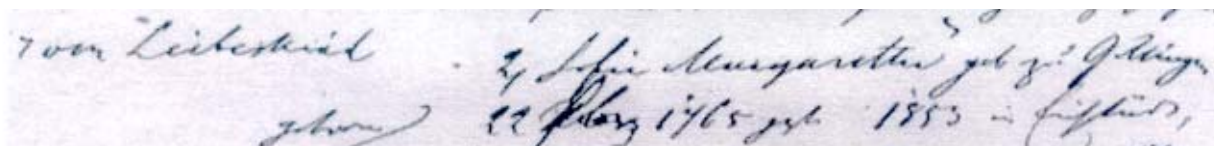
Schon einen Tag später erhält Dr. von Wedekind erneut einen Brief vom Bankhaus Merck mit der Abrechnung des Verkaufs der Obligationen mit 6.379,52 fl. von denen „283,57 fl. ½ % Commission und Porti“ abgezogen wurden, so daß sich das Erbe auf 6094,44 fl. belief. Christian Merck überwachte außerdem eine Versteigerung des Mobiliars des Verstorbenen und regelte, wie aus dem Brief vom 2. Dezember 1774 hervorgeht, auch die Ansprüche der Witwe Hahn: „Wir sind im angenehmen Besitz Ihres Geehrten vom 28 pto.[?], in dessen höfl. Beantwortung wir Ihnen mitteilen, daß fragliche Zahlung von fl. 170,48 an die Wittve Hahn allerdings geleistet worden ist und erlauben wir uns die Bemerkung hinzuzufügen, daß nach Ansicht us. Herrn Dr. Merck, der mit den einschlägigen Verhältnissen gründlich vertraut ist, diese Forderung als durchaus berechtigt erscheinen dürfte. Der reclamirte Koffer mit Familienpapieren ging bereits gestern per Eilgut unter Nachnahme unsrer Spesen von fl. 1.30 an Ihre geschätzte Adresse ab und fügen wir dem

<sup>41</sup> Gemeint ist natürlich Rudolf Wedekind, Pfarrer und Professor aus Göttingen.

<sup>42</sup> Dieser Text wurde dem Text der „Ladung des Hofgerichtsadvokaten Wedekind zur Auskunfterteilung auf Freitag, den 6. März l.d. vormittags 9 Uhr, Zimmer 1“ mit anderer Schrift zugefügt. Die Ladung ist von dem „kgl. Stadtgericht München L./I.“ abgesandt und an das „Gr.herz.Ger.Darmstadt“ mit dem Bezug „Liebeskind Verlassenschaftss.“ adressiert. (PBH)

Gegenwärtigen den dazugehörigen Schlüssel bei.“ Das Stadtgericht München hatte am 7. November verfügt, daß das Erbe von Friedrich Liebeskind zu gleichen Teilen an die „fünf Kinder des im Jahre 1856 zu Darmstadt verstorbenen großherzogl. hessischen Geh. Oberforstrates Georg Wilhelm Freiherrn von Wedekind“, Metas Neffe, zu gleichen Teilen zu überweisen sei. (PBH)

Wie erwähnt, mußten die Erben Wedekind noch einige Dokumente besorgen, die die Verwandtschaftsverhältnisse offenlegen sollten. Diese Dokumente bestanden unter anderem in einem Ausschnitt aus der Familienbibel von Rudolph Wedekind (Metas Vater), einem Kurzlebenslauf ihres Bruders, den Abschriften von Geburts- und Sterbeurkunden ihres ersten Ehemanns und ihres Sohnes Carl Gottlieb Forkel aus Göttingen sowie den zwei von Friedrich Liebeskind an seinen Neffen Georg Wilhelm Wedekind gerichteten Briefen aus den Jahren **1844** und **1853**, die ich bis auf wenige Wiederholungen ganz zitiert habe. In der Auflistung der Anlagen für den Erbschein heißt es: „Anlagen 14 und 15 sind zwei Briefe des Erblassers an meinen Vater, die das Verwandtschaftsverhältniß bestätigen.“ Diese Briefe sollen zugleich aber auch die Todesdaten des Ehepaares Heinrich und Meta Liebeskind suggerieren. In den beiden Briefen Friedrich Liebeskinds ist aber weder vom Tod der Mutter, noch vom Tod des Vaters die Rede. Den Wedekind-Erben muß es peinlich gewesen sein, daß sie so wenig über den Verstorbenen, dessen Brüder und Eltern wußten, jedenfalls die Todesdaten von Meta und Heinrich Liebeskind nicht kannten. In diesen Anlagen wurde das Todesdatum von Heinrich Liebeskind mit 1844 angegeben, das von Meta mit 1853. Erst bei der Überprüfung von Heinrich Liebeskinds Todesdatum in Eichstätt mußte ich erkennen, daß Meta keineswegs im Jahr 1853 gestorben ist - und mit Sicherheit nicht in Eichstätt. Metas Todesdatum und den Ort an dem sie starb, konnte ich leider nicht herausfinden, Johann Heinrich Liebeskind aber starb 1847 in Eichstätt. Die folgende Fotokopie ist einer Aufzeichnung an das „Königlich bayerische Stadtgericht München“ entnommen, in der Rudolph Wedekind, der Darmstädter Jurist und Vertreter der restlichen Erben, die bis dahin eruierten Geburts- und Todesdaten der Familie des Erblassers auflistet. Da es darin viele Streichungen und Überschreibungen gibt, müssen wir von einem Manuskript ausgehen.



(Transkription: von Liebeskind 2, Sofie Margarethe geb. zu Göttingen<sup>43</sup>  
22 Febr 1765 gest. 1853 in Eichstätt.)

Die mit 1844 und 1853 datierten Briefe Friedrich Liebeskinds wurden vielleicht versehentlich mit den Sterbedaten seiner Eltern identisch gesetzt. Der Inhalt des „reclamierter[n] Koffer[s] mit Familienpapieren“, der per Eilgut am 1. Dezember 1874 nach Darmstadt versandt wurde, enthielt sicher Wichtiges. Aber wollte die Familie Wedekind davon noch etwas wissen? Sie trat das Erbe des zuletzt verstorbenen Sohnes von Meta Forkel-Liebeskind an, eines vielleicht verschrobener Appellationsgerichtsrats - die Tante war ihrem Gedächtnis ohnehin längst entfallen. Bestimmt aber freute man sich über das pekuniäre Erbe, das Friedrich Liebeskind hinterlassen hatte.

<sup>43</sup> Auszug aus dem Verwandtschaftsnachweis Erbschaftssache des Veters und Onkels Friedrich Liebeskind, HSTA Darmstadt, Reg.-Nr. 0 10-3/32. Unter Punkt 1 wird die Familie des Bruder Georg Theophil von Wedekind aufgeführt, unter Punkt 2 Meta-Forkel-Liebeskind mit ihren zwei Ehemännern und Söhnen. Das falsche Sterbedatum taucht noch heute z.B. im Deutschen Geschlechterbuch Bd. 17 Niedersächsischer Band auf. Einzeldruck von 1982.

## 10. Schlußbetrachtung

Bei den gesetzten Göttinger Bürgern hatte die junge Meta Forkel keinen guten Ruf. Man sagte, sie sei liederlich und bezog das doppelt: auf ihren Aufzug und ihr Wesen, denn sie lief etwas zu salopp herum, wechselte die Liebhaber zu schnell und beschäftigte sich mit gesellschaftlichen Fragen, die den weiblichen Zirkel sprengten.

Ihr Lebenslauf ist für die bürgerlichen Frauen ihrer Epoche keineswegs exemplarisch, denn diese wurden weiterhin als Hausfrauen und Mütter definiert. Sehr wohl aber finden sich in Metas Lebenspraxis Parallelen zu den gebildeten, oder wie man sie damals nannte „gelehrten“, Frauen des 18. Jahrhunderts. Gemeinsam war diesen Frauen ihr Streben nach geistiger Unabhängigkeit und der Versuch, sich von Konventionen zu befreien. Die einzelnen, hier kurz wiedergegebenen Lebensgeschichten von Metas Freundinnen, Bekannten und Leidensgenossinnen zeigen gleichartige Schwierigkeiten in der Lebensbewältigung, ähnliche Höhen und Tiefen in den jeweiligen Beziehungen, zu Ehemännern, Freunden und Zeitgenossen.

Die Gründe hierfür müssen in der Erziehung dieser Frauen gesucht werden, die mit den damaligen gesellschaftlichen Anforderungen an Frauen, stark divergierte. Caroline Michaelis, Therese Heyne, Dorothea Schlözer und Meta Wedekind profitierten von der gelehrten Atmosphäre ihres Elternhauses, auch wenn ihre Professoren-Väter nur in Ausnahmen gezielt an die Erziehung ihrer Töchter dachten. Zu den Ausnahmen gehört neben August Ludwig Schlözer auch Rudolf Wedekind. Dorothea Schlözer mußte sich den bildungsbeflissenen Ambitionen ihres Vaters planmäßig unterordnen und tat es mit Bravour - und auch Meta wurde nicht von Mathematik und Physik verschont. Allen hier genannten Professorentöchtern wurde jedoch eine Bildung zuteil, die weit über das hinausging, was man damals mit dem Begriff "Mädchenbildung" verband.

Tatsächlich wurde die Diskussion über das Wesen und die Rechte der Frau von Männern entfacht und stand im Zusammenhang mit der aufgeklärten Welt- und Lebenssicht, die zu mehr Selbständigkeit und Verantwortlichkeit führen sollte und die Frauen davon nicht ausschloß. Eine Unzahl von Schriften gibt davon Zeugnis; die soziale Realität der Frauen änderte sich aber kaum, da sich die Texte nur an einen sehr kleinen Bevölkerungsteil richteten.

Die Göttinger Professorentöchter gehörten zu diesem privilegierten Kreis und waren gerüstet, einen selbstbestimmten Weg zu gehen. Dennoch stießen sie immer wieder an die Grenzen der Konventionen und einem in ihrer Umgebung konfrontiert, das die Reduktion der weiblichen Bestimmung auf Ehe, Haushalt und die Aufzucht der Kinder reduzierte. Ein solch beschränkter Wirkungskreis konnte Meta und ihre Freundinnen nicht mehr befriedigen. Gleichzeitig drohte ihnen aber bei einem Ausbruch aus dem Kanon bürgerlichen Wohlverhaltens die Ächtung durch die bürgerlichen Gesellschaft. Davon zeugen zu unterschiedlichen Zeitpunkten fast alle in der Arbeit angesprochenen Frauenschicksale.

Metas Leben – und der oben erwähnten Freundinnen – kann als eine Art Protest gegen die verhärteten Bewußtseinsformen ihrer Epoche verstanden werden, besonders wo es sich um männliche Vorstellungen über weibliche Produktivität und Seinsverständnis handelt. Metas Jugend, die ersten Ehejahre inbegriffen, ist voll von freud- und leidvollen Episoden, die die Inferiorität der Frau, die „imaginierte Weiblichkeit“ als anthropologisches Muster widerlegen sollten.

Ihr Leben verlief dabei ungewöhnlich abwechslungsreich. Immer wieder begegnet sie uns an Orten, an denen sich die geistige Kultur des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts kristallisierte. Man denke an die Städte Göttingen, Berlin, Mainz und München, in denen sie zeitweise lebte, und Jena, das sie auf der Durchreise kennengelernt hatte. Diese Aufenthaltsorte und noch mehr die Personen,

mit denen sie dort in Verbindung trat, inspirierten sie zur Auseinandersetzung mit den Themen, die das Säkulum bewegten.

Ihr Kampf für neue Erziehungsmethoden, für ein neues weibliches Selbstverständnis, ihr Bruch mit den traditionellen Liebes- und Ehevorstellungen, sind ein wichtiger Beitrag zum bürgerlich-kritischen Bewußtsein, dem das 18. Jahrhundert das Attribut "aufgeklärt" verdankt. Aufklären hieß aber auch, vernunftgemäß zu leben.<sup>1</sup> Ich erinnere an Metas Vater und an ihren ersten Ehemann, die sich beide im weiteren Sinne der VERNUNFT verschrieben hatten. Bei Metas Vater müßte man vielleicht eher von VERNUNFTMORAL sprechen, denn er lehrte seine Tochter, das „Heil der Seele im eigenen Tun zu erblicken“; eine sicher nützliche Lehre, die ebensoviel mit Vernunft wie mit Moral zu tun hat. Forkel wird von seinen Zeitgenossen häufig als „kalter Verstandesmensch“ charakterisiert, sicherlich zu Unrecht: ein begabter Pianist wird auch im Zeitalter der Aufklärung nicht zum Musikautomaten, und daß er seine wissenschaftliche Arbeit in erster Linie Johann Sebastian Bach widmete, an den seines Erachtens weder er selbst, noch die Komponisten seiner eigenen Epoche heranreichten, spricht für das musikwissenschaftliche Gespür Forkels, den vielleicht die Mathematizität der Bachschen Kompositionsweise faszinierte, und damit wären wir wieder in der Epoche der Aufklärung. Der Maßstab, den Vater und Ehemann an Meta anlegten, war ähnlich. Auch von ihr erwarteten sie die Vernunft, der sie sich selbst unterworfen hatten und nach der sie zu leben versuchten. Dies bedeutete für Meta, einem fast unerreichbaren, zumindest aber sehr einseitigen, Ideal gerecht werden zu müssen. Ehrgeizig wie sie war, gelang es ihr lange Zeit, mit diesem hohen Ideal zu leben und fühlte sich dabei zunächst auch nicht unglücklich.

In den achtziger Jahren ihres Jahrhunderts wurde die junge Meta dann mit der allgemeinen Akzentverschiebung in Richtung GEFÜHLSMORAL konfrontiert. In ihrem Roman »Maria« halten sich die Anteile Verstand und Gefühl in etwa die Waage. Sie kommt dem Zeitgeschmack insofern entgegen, als sie die Sprache der EMPFINDSAMKEIT übernimmt; appelliert aber gleichzeitig immer wieder an den Verstand ihrer Geschlechtsgenossinnen.

Der Dichotomie von „Natur und Vernunft“, oder wie Meta sie nannte von „Herz und Kopf“, kam nicht nur in ihrem Roman, sondern mehr noch in ihrem Privatleben ein programmatischer Charakter zu. Intellektuell und spontan suchte sie nach einer Synthese aus Emotionalität und Rationalität. Diese Suche verbindet sie natürlich auch mit den Männern ihrer Epoche, die seit Lessing der Vernunft als alleinigem Werkzeug für eine bessere Welt mißtrauten. Meta aber war eine Frau und merkte wohl, daß man diesem *Stigma* nur durch eine Doppelstrategie entgehen konnte. Nach ihrer ersten emotional unbefriedigten Ehe und einigen Verstrickungen in Liebschaften, nach ihrem wenig enthusiastisch aufgenommenem Romandebüt stellte sie für sich fest, daß eine gewisse Anpassung für Frauen unabdingbar zu sein schien und daß diese den Freiraum sogar erweitern konnte. Eine solche duale Sichtweise von weiblichen Schicksalen verfolgte sie bereits in ihrem Roman »Maria« und später dezidierter im Anhang zu der Übersetzung von Lady Carlisles Ratgeber „Für junge Frauenzimmer sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen.“

Unübersehbar ist jedoch auch, daß Meta in ihrem Innersten die protestantisch erzogene Tochter von Rudolf Wedekind blieb, die dauerhaft zu strategischen Schachzügen gar nicht fähig war. Vielmehr suchte sie nach einer existentiellen Wahrheit, die sie in ihrer zweiten Ehe wohl auch fand. In dieser Phase der Selbsterkenntnis mußte natürlich auch die alte Frage nach „Herz und Kopf“ neuen Auftrieb bekommen, und zwar diesmal in Richtung Herz. Als Meta ihren zweiten Ehemann kennenlernte, war sie 24 oder 25 Jahre alt und fand bei ihm erstmals ein ungetrübtes Glück, das es ihr erlaubte, auch den bis dahin unterdrückten Teilen ihrer Seele mehr Raum zu geben.

---

<sup>1</sup> Vgl. Lieselotte Steinbrügge: Das moralische Geschlecht ... (III., 155), S. 122.

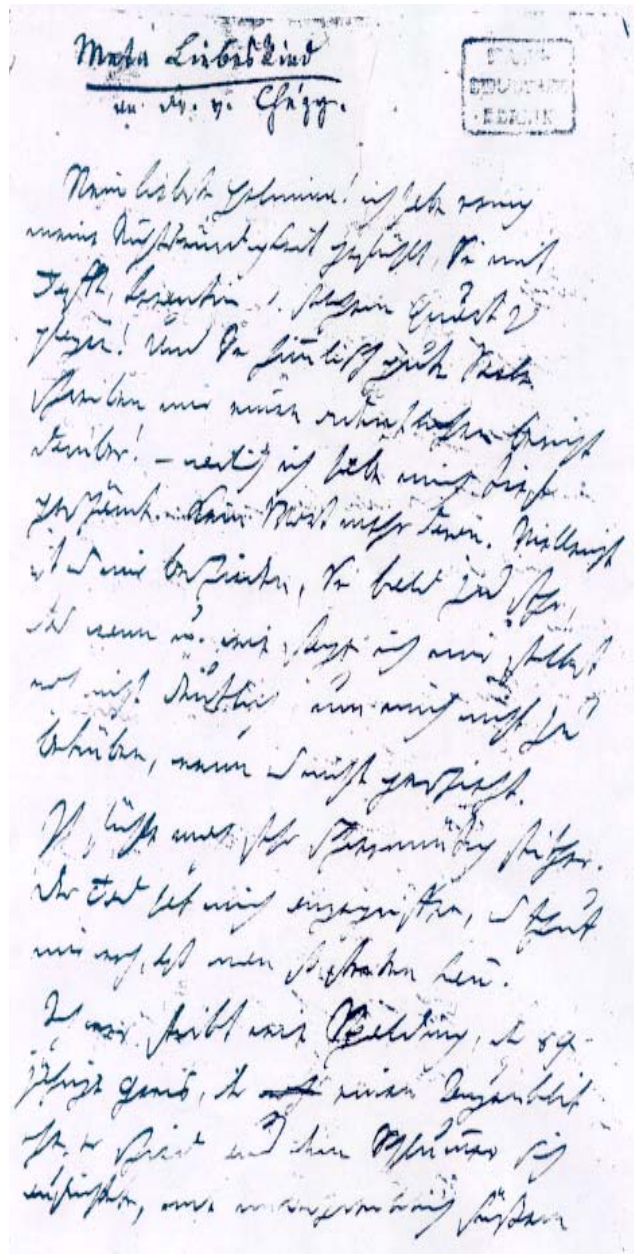
Metas Lebenslauf zeigt meines Erachtens, daß ihr die Synthese von Herz und Kopf weitgehend gelungen ist. Sie brach mit dem Frauenbild ihrer Epoche in vollem Einverständnis mit ihren Ehemännern, denn selbst Johann Nikolaus Forkel erinnert nach der Scheidung mehr ihre intellektuellen Fähigkeiten und menschlichen Qualitäten als das häusliche Chaos. Ein hohes Maß an Selbstverwirklichung verdankt Meta ihrem zweiten Ehemann, Johann Heinrich Liebeskind, dessen berufliche Kompetenz für beständigen gesellschaftlichen Aufstieg sorgte und dessen persönliche Toleranz ihr ein Leben ermöglichte, das ihren eigenen Ansprüchen und Vorstellungen wohl recht nahe kam. Neben ihrer literarischen Produktion, insbesondere den vielen Übersetzungen, sind es vor allem ihre Teilnahme am geselligen Leben, der intellektuelle Austausch unter anderen mit den Mitgliedern der Münchner Akademie, ihr Interesse am politischen Geschehen, ihre unbändige Neugier, die sich in den vielen Reisen ausdrückt, die sie uns als unabhängige Frau erscheinen lassen, fast ohne Abstriche der zeitlichen Differenz.

Eine Frage, die ich sehr gerne beantwortet hätte, die nach Metas Verhältnis zu ihren fünf Söhnen, bleibt weitgehend unbeantwortet. Gesichert ist, daß sich Meta Forkel-Liebeskind intensiv mit Erziehungsfragen beschäftigte, sogar in dieser Angelegenheit Briefe an den Darmstädter Hof schrieb. Wir wissen, daß sie ein sehr herzliches Verhältnis zu ihrem Neffen Georg Wedekind hatte, und daß sie auch ihren erstgeborenen Sohn aus der Forkel-Ehe nicht ganz aus den Augen verlor, die Mutter dessen Kindes wahrscheinlich sogar unterstützte. Auch das Mündel, Rosalie Knebel, wurde ganz im Sinne der damaligen Zeit, zunächst bei Liebeskinds, dann in einem der besten Erziehungsinstitute für Mädchen erzogen. Wir wissen, daß sie ihre Söhne gelegentlich auf ihre Reisen mitnahm - und mehr nicht. Man müßte auf Familienbriefe zurückgreifen können, um eine Antwort auf die Frage zu finden, warum keiner der Söhne eine glückliche Ehe führte, warum die Familie Liebeskind nach dem Tod von Friedrich keine direkten Erben aufzuweisen hatte. War die Mutter vielleicht zu übermächtig, von ihren Erziehungsmethoden zu sehr überzeugt, hat sie die emotionalen Bedürfnisse ihrer Kinder ausreichend erkannt; oder zu wenig berücksichtigt? Und: Waren die jeweiligen Ehefrauen der Söhne jemals mächtig dem Bild der Mutter zu entsprechen? Ich habe darauf keine Antwort.

## Anhang: Briefe und Dokumente

### 1. Brief Nr. 1, Meta Liebeskind an Helmina von Chézy

Der Brief gehört zur *Sammlung Varnhagen*, die sich bis 1941 in der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek befunden hat. Nach 1941 wurden große Teile dieser Bestände nach Grüssau (Krzesów) ausgelagert. Der hier vorgestellte Briefe ist einer von sechs, die mir freundlicherweise von Herrn Dr. Marian Zwiercan, Direktor der Universitätsbibliothek *Jagiellonska*, Krakau, in Form eines Mikrofilms zur Verfügung gestellt wurden.



#### Transkription:

Meta Liebeskind  
an Fr. v. Chézy.

Meine liebste Helmine! ich habe reuig meine Nichtswürdigkeit gefühlt, Sie mit Tafft, Levantin u. solchem Quark zu plagen! Und Sie himmlich gute Seele schreiben mir einen vortreflichen Bericht darüber! - warlich ich habe mich tief geschämt. Kein Wort mehr davon. Vielleicht ist es mir beschieden, Sie bald zu sehen, das wann und wie sage ich mir selbst noch nicht deutlich, um mich nicht zu betrüben, wenn es nicht geschieht. Ich fühle mich sehr schwermütig seither. Der Tod hat mich angegriffen, es thut mir weh, daß man so sterben kann. Ach wer stirbt wie Spalding<sup>2</sup>, der 89-jährige Greis, der einen Augenblick ehe er schied aus dem Schlummer sich aufrichtete, mit unbeschreiblich süßem

<sup>1</sup> ohne Datum und ohne Angabe des Ortes.

<sup>2</sup> Johann Joachim Spalding (1714-1804)



Lächeln umher blickte, u. dann zurücksank,  
mit sanft sich öffnenden Lippen, als  
hauche er mit einem Kusse dem, der  
sie gegeben, die Seele wieder zu.  
Auch ein Herder<sup>3</sup>, der in den letzten  
Zeiten sich wunderbar verklärt fühlte,  
der mit Geistern in seinem Hause um-  
ging, der die irdische Hülle ähnlich verließ  
wie der Schmetterling die Raupe, nur noch  
von geistiger Nahrung lebte. - Und  
dann der Tod eines solchen sinnlichen  
Erdenbewohners, u. doch war er kein unedler,  
kein schlechter Mensch.<sup>4</sup>  
Das Sonnet habe ich<sup>leider</sup> nicht Liebste. Ich habe  
nichts von Ihnen mitgenommen als Ihre  
Liebe. Nicht einmal das Lied an den Kaiser<sup>5</sup>.  
Ich umarme Sie tausendmal.

Lächeln umher blickte, u. dann zurücksank,  
mit sanft sich öffnenden Lippen, als  
hauche er mit einem Kusse dem, der  
sie gegeben, die Seele wieder zu.

Auch ein Herder<sup>3</sup>, der in den letzten  
Zeiten sich wunderbar verklärt fühlte,  
der mit Geistern in seinem Hause um-  
ging, der die irdische Hülle ähnlich verließ  
wie der Schmetterling die Raupe, nur noch  
von geistiger Nahrung lebte. - Und  
dann der Tod eines solchen sinnlichen  
Erdenbewohners, u. doch war er kein unedler,  
kein schlechter Mensch.<sup>4</sup>

Das Sonnet habe ich<sup>leider</sup> nicht Liebste. Ich habe  
nichts von Ihnen mitgenommen als Ihre  
Liebe. Nicht einmal das Lied an den Kaiser<sup>5</sup>.  
Ich umarme Sie tausendmal.

<sup>3</sup> Johann Gottfried Herder (1744-1803)

<sup>4</sup> Meta hat Helmina von Chézy 1811 in Darmstadt kennengelernt. Dieser erste undatierte Brief muß also nach dieser Zeit geschrieben worden sein. Bei dem 'sinnlichen Erdenbewohner' handelt es sich wahrscheinlich um Heinrich von Kleist, der am 21. November 1811 sich auf tragische Weise das Leben genommen hatte.

<sup>5</sup> Das von Helmina von Chézy geschriebene „Lied an den Kaiser“ war Napoleon I. gewidmet. Napoleon hatte ihre Huldigungsverse allerdings nicht zur Kenntnis genommen. Später hat sie "ohne auch nur ein Komma zu ändern", die Verse später Friedrich Wilhelm III. von Preußen zugeeignet, die 1812 in einem Gedichtband in Berlin erschienen waren. Vgl. Klaus Fischer: Ein Weib mit Hang zum Schlendiran, Albumblatt für Helmina von Chézy, Sonntagsbeilage der Stuttgarter Zeitung, Samstag, 17. September 1988.

2. Scheidungsurteil:

- Teil aus Forkels-Personalakte, die im Göttinger Universitätsarchiv aufbewahrt wird -

23

16

A.

In Dessen das Meistel-Vinculum und  
 Magister Forkel, Kläger, an einem, wider  
 dessen bidfeneige Ehefrau, Doffin Margarethe  
 geborene Weicklin, Beklagte an andern  
 Theil, nachdem wir zur Königlich Erlaubt-  
 lichen Gung Königl. Universitäts-Exhibition  
 mandata Juractor und Justizward. fienmit  
 der Kraft:

erst zurvörderst die Exhibitionen sub den  
 erliche als fienmitand beuichtigat angeordnet  
 man, in Abtist der Gungtheil aber der  
 Kläger von der Beklagte, in Abtist der  
 unter ihnen bidfer bestemmten Ort, quoad  
 Vinculum zu pfanden, dem Kläger ansetze  
 Vollziehung dieser andern Ort zu gesetzten,  
 der Beklagte aber zur Ehe fienmit zu  
 unterfuchen sey.

Wir wir dann also erkennen, als richtig  
 anzusehen und anzufehen, die Beklagte auf  
 zur

Hauptfache, erkannt worden:

daß der Kläger von der Exkluzion, in Ab-  
sicht der unter ihm bisher bestandenen off-  
quod Vinculum zu lösen, den Kläger  
auf die Vollziehung seiner unter off zu ge-  
halten, der Exkluzion aber zur Strafe da-  
mit zu unterliegen sey.

Der Grund dieses Erkenntnisses beruht auf  
Uthil in seiner bößlichen Verlesung des Klägers,  
Uthil aber nicht in seinem und dem Beklagten  
indirecter anfallender Verdacht eines Schadens.

Zu der Original: Anlaye N. 1, die wir und  
Innenicht zurück arbeiten, hat jetzt die zu Kö-  
nigshaus die unterschieden Exkluzion von Verpa-  
sation zu einem anderen unter Verdacht  
gebeten, die wir dasselben nicht verfallen kö-  
nen, sondern vielmehr lediglich von EURE  
Excellenzen gütlichen Gunsten abhängt.  
Was übrigend die zur Exzension ihrer Bitte

uu =

zur Befestigung der dem Kläger vorkommenden, von  
 ihm zu verzeihen und nach Exhären zu  
 namensigenen Anwesen sühlig verfahren, von  
 Anstehungen.

AlRichter. \*

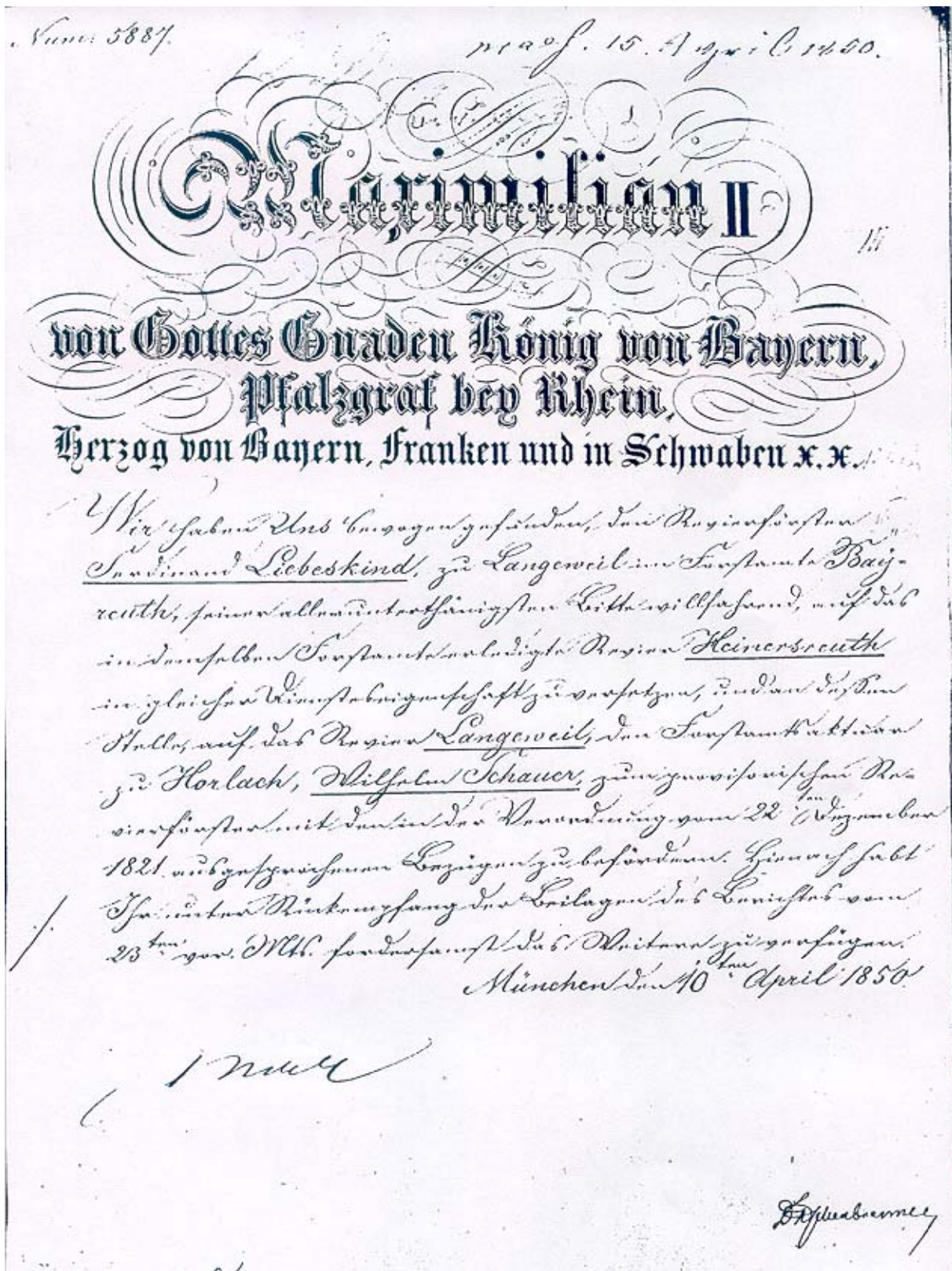
Publiciert Göttingen in Universitäts-Schrift  
 vom 11. Febr. 1794. in Göttingen und in  
 in Frankfurt, unge. das Vuch. fink. wie in der  
 walden beide in Abschrift. betan.

F. Willich Dr. \*\*

Transkription siehe Seite 135 f. dieser Arbeit.

- \*) Prorektor August Gottlob Richter (1742-1812), Sohn des Medizinprofessors Georg Gottlob Richter aus Göttingen. Der Sohn hatte in Göttingen ebenfalls ein Medizinstudium absolviert und war seit 1766 a.o. Professor an der Fakultät für Medizin und Chirurgie in Göttingen. Seit 1780 war August Gottlob Richter königlicher Leibarzt. Als Hausarzt wird er in den Briefen Georg Christoph Lichtenbergs mehrfach erwähnt. Vgl. Georg Christoph Lichtenberg. Schriften und Briefe, vierter Band, hrsg. von Wolfgang Promies, Register S. 1309.
- \*\*\*) Dr. Friedrich Christoph Willich (1745-1827), war seit 1769 Privatdozent an der juristischen Fakultät in Göttingen. Zwischen 1785 und 1810 fungierte er als Universitäts-Vizesyndikus am Universitätsgericht. Vgl. ebd., Register S. 1326.





Urkunde zu Ferdinand Liebeskinds Beförderung nach Heinersreuth

Transkription:

Wir haben uns bewogen gefunden, den Revierförster Ferdinand Liebeskind, zu Langweil im Forstamt Bayreuth, seiner allerunterthänigsten Bitte willfahrend, auf das in demselben Forstamt Revier

Heinersreuth in gleicher Diensteseigenschaft zu versetzen, und an dessen Stelle, auf das Revier Langeweil, den Forstamtaktuar zu Horlach, Wilhelm Schauer, zum provisorischen Revierförster mit den in der Verordnung vom 22.<sup>ten</sup> Dezember 1821 ausgesprochenen Bezügen zu befördern. Hiernach habt Ihr unter Rückempfang der Beilagen des Berichtes vom 23ten vor. Mts. fordernsamst das Weitere zu verfügen.

München den 10ten April 1850

#### 4. Ausschnitt aus Brief Nr. 1, Meta Liebeskind an Friedrich Joseph Schelling

N2, Schelling Liebeskind, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften  
(ohne Ort, Datum und Unterschrift)

Um Hr. Cotta nicht leer gehen zu  
lassen, habe ich 100 fl. von eignen  
vorweg genommen, da glücklicher Weise  
uns eine Monath-Besoldung gezahlt  
war. Friedrich hatte mir nur 86 fl.  
gebracht: bis ich Geld brauche bringt  
er wieder welches. Adieu lieber  
Schelling. Könnte ich es doch auch so  
gut haben wie Cotta, Sie von  
Angesicht zu Angesicht zu sehn.

Tanskription:

Um Hr. Cotta nicht leer gehen zu  
lassen, habe ich 100 fl. von eignen  
vorweg genommen, da glücklicher Weise  
uns eine Monath-Besoldung gezahlt  
war. Friedrich hatte mir nur 86 fl.  
gebracht: bis ich Geld brauche bringt  
er wieder welches. Adieu lieber  
Schelling. Könnte ich es doch auch so  
gut haben wie Cotta, Sie von  
Angesicht zu Angesicht zu sehn.

## Chronik

- 1751** Eheschließung zwischen Philosophieprofessor Rudolf Wedekind (1716-1778) und Sophia Magdalene, geb. Morrien (1728-1796), Tochter des Göttinger Bürgermeisters.
- 1760** 8. Januar, Georg Christian Gottlieb Wedekind (Metas Bruder) wird in Göttingen geboren.
- 1763** 10. März, Geburt von Johann Friedrich Rudolf Wedekind, der im Alter von kaum einem Jahr am 25. Februar 1764 stirbt.
- 1765** 22. Februar, Geburt von Sophie Margarethe (Meta) Dorothea Wedekind.
- 1768** 24. April, Johann Heinrich Liebeskind wird in Bayreuth als Sohn des Flötisten Georg Gotthelf Liebeskind und Carolina Eleonora, geb. Wiedehaupt geboren. Die Mutter starb kurz nach der Geburt.
- 1770** Johann Nikolaus Forkel beginnt sein Studium in Göttingen.
- 1772** Johann Heinrich Liebeskind wird zu seinem Vater, der im Dezember 1771 eine zweite Ehe mit Martha Boller einging, nach Ansbach geholt.
- 1774** 25. Januar, Tod von Metas Großvater, Georg Friedrich Morrien, Bürgermeister in Göttingen.
- 1775** 7. März, Tod von Metas Großmutter, geb. Ebeling, in Göttingen.
- 1778** 12. Januar, Tod des Vaters Rudolf Wedekind.  
Meta Wedekind erhält Klavierunterricht von Johann Nikolaus Forkel.
- 1779** Johann Nikolaus Forkel wird akademischer Konzertmeister und wenig später Musikdirektor der Göttinger Universität.
- 1780** Georg Wedekind erhält eine Anstellung als Arzt in Uslar
- 1781** 1. Februar, Georg Wedekind heiratet Wilhelmine Louise Moller.  
10. Juni, Meta Wedekind heiratet Johann Nikolaus Forkel.
- 1782** 21. April, Taufe des 1. Sohnes Karl Gottlieb Forkel.  
Meta Forkel verbringt den Sommer in Einbeck, wo sie ihren Roman „Maria“ schreibt.
- 1783** Metas erste Veröffentlichung: „Originalbrief einer Mutter von 18 Jahren“ erscheint im „Hannover’schen Magazin“.  
Johann Nikolaus Forkel erwirbt das Haus der Witwe Hamberger.  
Geburt von Sophie Ernestine Charlotte Wedekind (1.Tochter des Bruders) in Diepholz.
- 1784** erscheint der Roman „Maria“ in Leipzig.
- 1785** Eheschließung zwischen Therese Heyne und Georg Forster
- 1787** Dorothea Schlözer (1770-1825) wird in Göttingen promoviert  
Johann Nikolaus Forkel erhält zusammen mit Gottfried August Bürger die Ehrendoktorwürde.  
Georg Wedekind, wird Professor für Medizin an der Universität Mainz unter Kurfürst Karl Joseph von Erthal.
- 1787** 13. April, Johann Heinrich Liebeskind schreibt sich in Erlangen für Jura ein.
- 1788** im Herbst verläßt Meta Forkel Göttingen für ein knappes Jahr um Literaturunterricht bei Johann Jakob Engel zu nehmen. Übersetzungen:
- »Skizze der Regierung Georg III.« aus dem Englischen und die ersten beiden Bände der
  - »Geschichte der Königin Elisabeth von England« aus dem Französischen, (6 Bde.) das historische Werk der Louise Guinement, verh. Robert, auch Mademoisell de Keralio genannt. Die letzten vier Bände hat Heinrich Würtzer übersetzt.



Johann Heinrich Liebeskind wird in die „Gesellschaft der Moral und schönen Wissenschaften“ in Erlangen aufgenommen.

**1789** Sommer, Meta besucht zusammen mit ihrer Mutter und dem Sohn Carl Gottlieb ihren Bruder Georg Wedekind in Mainz und tritt in nähere Beziehung zu Therese und Georg Forster. Sie wird Forsters Mitarbeiterin und beginnt mit der Übersetzung von

- »Brissons Geschichte des Schiffbruchs- und seiner Gefangenschaft« aus dem Französischen, die 1790 in Frankfurt erscheint.

September, Rückkehr nach Göttingen

**1790** verbringt Meta in Göttingen und beginnt mit der Übersetzung Ramsay's »Geschichte der amerikanischen Revolution, aus den Archiven des Kongresses der vereinigten Staaten«, Berlin 1791 (i.A. Forsters) und unter Mitarbeit des alten Freundes Günter Friedrich Seidel.

In eigener Regie übersetzt sie:

- »Honorie Sommerville«, 4 Bde. von Anne Purbeck
- »A simple Story« von Elisabeth Inchbald (erscheint 1792 bei Samuel Heinsius)
- »Für junge Frauenzimmer« von Lady Carlisle (wurde wahrscheinlich in Berlin begonnen)
- »Euphemia« von Miss Lennox (erscheint 1791)

24. Oktober, Johann Heinrich Liebeskind wechselt als Hofmeister des Sohnes von Minister von Gemmingen nach Göttingen, mit dem er zusammen seine Studien wieder aufnimmt.

Juliane Margarethe Luise Wedekind (Metas Nichte) wird in Mainz geboren.

**1791** Mai, Meta reist erneut nach Mainz. Arbeit an:

- »Die Ruinen. Aus dem Französischen des Herrn von Vollney«, Berlin 1792 (i.A. Forsters)
- »Anburys Reise in das Innere von Nordamerika« (i.A. Forsters)

Juni, kleine Reise mit Forster nach Karlsruhe.

14. Oktober., Meta reist mit ihrem Sohn und der Mutter nach Göttingen zurück.

Herbst/Winter spätestens muß Meta Forkel ihren zweiten Ehemann Johann Heinrich Liebeskind kennengelernt haben.

**1792** Übersetzung der Romane

- »Die nächtlichen Erscheinungen im Schlosse Mazzini« von Ann Radcliff (1792 erschienen),
- »Celestine« und »Desmond« von Charlotte Smith (beide 1793 erschienen)

20. September, Kanonade von Valmy, die Revolutionstruppen können sich noch behaupten.

2. Oktober, Geburt des Sohnes Adalbert in Frensdorf (unehelich, weil von Liebeskind),

4. Oktober, Kurfürst Karl Joseph von Erthal flüchtet nach Würzburg.

19. Oktober, Ankunft in Mainz, Meta wohnt diesmal bei Caroline Michaelis-Böhmer.

21. Okt., General Custine besetzt das Rheinland, Mainz und Umgebung.

**1793** 30. Jan., Johann Heinrich Liebeskind beendet sein Studium in Göttingen mit dem Doktorexamen.

17. März, die österreichisch-preußische Koalition spricht gegen die Mainzer Jacobiner die Reichsacht aus, auf Georg Forster wird ein Kopfgeld von 100 Dukaten festgelegt.

25. März, Forster wird zusammen mit Lux vom Rheinisch Deutschen Nationalkonvent nach Paris abgesandt um der französischen Nationalversammlung Bericht zu erstatten.

Am 30. März kann Georg Wedekind mit Hilfe eines Krankentransportes nach Landau fliehen.

Ende März, Caroline Michaelis-Böhmer, Meta Forkel, die Mutter Wedekind und die Schwägerin Wilhelmine Wedekind versuchen über Oppenheim zu entkommen, werden jedoch gefangengenommen, nach Hattersheim und später nach Frankfurt gebracht, wo sie drei Tage unter Stadtarrest gesetzt werden. Anschließend werden sie als Geiseln nach der Festung Königstein gebracht.

Ende März, Johann Heinrich Liebeskind trifft in Frankfurt ein.

21. Juni, die Revolutionstruppen werden zur Aufgabe gezwungen. Die Preußen erobern die Feste Königstein.

5. Juli, Caroline wird durch die Einflußnahme des preußischen Königs freigelassen; wenige Tage später auch Meta und ihre Mutter.

20. Juli, Georg Wedekind tritt seinen Dienst im Militärspital in Straßburg an.

3. August, Abreise von Meta und Heinrich Liebeskind nach Riga über Lübeck. Bekanntschaft mit Elise Reimarus.

11. August, Ankunft in Dünamünde.

**1794** 11. Februar, Scheidung von Johann Nikolaus Forkel.

Juni, Tochter Antonia wird in Mitau geboren. Bekanntschaft mit Antonia Forster.

August, Revision des Scheidungsurteil und Erlaubnis für die Wiederverheiratung.

Heinrich Liebeskind wird Justizkommissar und Kriminalrat in Königsberg. Die Liebeskinds treten in freundschaftliche Beziehung zu den Stagemanns.

**1796** 13. Juli, Geburt von Georg Wilhelm Wedekind (Metas Neffe) in Straßburg, späterer Oberforstrat von Darmstadt.

August., die Mutter, Sophia Magdalena Wedekind, geb. Morrien, stirbt in Einbeck.

**1797** Juli, Berlin, Meta besucht Henriette Herz.

August, Jena, Meta besucht Caroline Schlegel.

September, die Liebeskinds besuchen Jean Paul in Bayreuth

Ende September, Ankunft in Ansbach

**1797-99** Meta übersetzt

- »The Italien« von Ann Radcliff.

**1798** 14. Januar, 2. Sohn, Johann Friedrich August Ernst Liebeskind wird in Ansbach geboren.

25. Juni, die Tochter Antonia stirbt an den Blattern.

Georg Wedekind kehrt nach Mainz zurück.

**1799** Metas Übersetzung

- »Mathilde und Elisabeth« von Honorie Sommerville erscheint in Leipzig.

**1800** 27. April; Geburt von Ferdinand Liebeskind

**1801** Juli, Therese Huber besucht die Liebeskinds in Ansbach.

**1802** 6. Mai, Georg Karl Heinrich Ludwig Liebeskind wird als 3. Sohn in Ansbach geboren.

Das Mündel Rosalie von Knebel (geb. 18.11.1794 in Kronstadt) wird im Alter von 7 Jahren in die Familie Liebeskind aufgenommen.

**1803** Heinrich von Kleist begibt sich in Georg Wedekinds Pflege in Mainz.

**1804** Juni/August, Meta besucht Caroline Schelling in Würzburg.

Nikolaus Forkel wird Mitglied der Musikalischen Akademie in Stockholm.

- 1805** Meta berichtet Schelling über die politische Lage in Ansbach (3. Koalitionskrieg)
- 1807** April, Übersiedlung der Familie Liebeskind nach Bamberg, Bekanntschaft mit Hegel.  
Dezember, Übersiedlung der Familie Liebeskind nach München.
- 1808** Juni, Georg Wedekind wird großherzoglicher Leibarzt in Darmstadt.
- 1809** Rosalie von Knebel verläßt ihre Pflegeeltern und beginnt ihre Ausbildung in der Pensionsanstalt von Demoiselle Schönwetter in Hanau.  
Mai, Georg Wedekind wird in den Freiherrenstand erhoben.  
September (7.9.) Tod Caroline Schellings. Meta hilft Schelling bei der Auflösung des Münchner Haushalts.
- 1810** Februar, Georg Moller wird Hofbaumeister in Darmstadt.
- 1811** Sommer, Meta besucht ihren Bruder in Darmstadt und lernt dort oder in Heidelberg Helmina von Chézy kennen.  
Elise Bürger veranstaltet einen Deklamationsabend in Darmstadt  
Nikolaus Forkel wird Mitglied der Akademie in Livorno.  
Georg Moller heiratet Amalie Philippine, verwitwete Merck.
- 1812** Meta übersetzt für das „Morgenblatt für gebildete Stände“ die Briefe der Madame du Deffant.  
Adalbert Liebeskind kämpft in der Bay. Armee gegen Rußland.
- 1813** Meta verbringt den Sommer in Darmstadt.
- 1814** Meta trifft mit Elise Bürger in München zusammen.  
Frühjahr, Adalbert Liebeskind wird aus russischer Gefangenschaft entlassen. Meta verbringt den Sommer in Darmstadt und Heidelberg.  
Therese Huber besucht die Wedekinds in Darmstadt.
- 1815** 6. Februar, Heirat von Wilhelmine Rosalie Josephine von Knebel und Major Friedrich Wilhelm von Monsterberg in Wesel (Nordrhein-Westfalen)  
März, Meta besucht ihre Darmstädter Verwandten.  
Besuch bei Herrn Schneidler in Worms. Nach einem kurzem Treffen mit Helmina von Chézy kehrt Meta nach Darmstadt zurück. Auch in Mainz hält sie sich in diesem Sommer auf.  
Freundschaft mit Frau von Bode und Frau von Rothenhan.  
8. November, Friedrich Liebeskind schreibt sich in Landshut für Jura ein.  
Ende 1815/1816: Johann Nikolaus Forkel schickt Meta das alte Klavier, auf dem er ihr die ersten Stunden gab, nach München  
Meta erteilt in München Englisch-Unterricht.
- 1816** Sommer, der Neffe, Georg Wilhelm Wedekind, besucht die Liebeskinds in München.
- 1818** 20. März, Tod von Johann Nikolaus Forkel im Alter von 69 Jahren. Forkels Erbe geht an seine Schwester und den Sohn Carl Gottlieb, der noch im selben Jahr das Haus verkauft.  
Grundsteinlegung des von Georg Moller entworfenen Darmstädter Hoftheaters.  
9. Juli, Meta befindet sich erneut in Darmstadt.  
21. September, stirbt Carl Gottlieb Forkel im Alter von 36 Jahren an „Schlagfluß“.
- 1821** Georg Wilhelm Wedekind heiratet Minna (Wilhelmine) Schubert.

- 1823** Mai - August, Meta besucht ihre Darmstädter Verwandten und unternimmt während ihres Aufenthaltes Reisen in die Umgegend, unter anderem nach Bad Ems, Wiesbaden, Schwalbach und Schlangenbad.
- 1824** Erstmals wählt Meta Liebeskind den Kurort Baden-Baden, wohnt dort mit ihrem Sohn Ferdinand im „Hirsch“. (Eintrag: Frau Ober-Appellationsrath)
- 1825** Johann Heinrich Liebeskind rückt zur Nobilität auf.  
1. August, Ankunft in Baden-Baden. Meta logiert erneut im „Hirsch“ (Eintragung: Frau von Liebeskind)  
Juli, Dorothea Rodde-Schlözer stirbt in Avignon.
- 1826** Frühsommer, Besuch von Hedwig Olfers, der Tochter Stägemanns in München. Erneuter Aufenthalt in Baden-Baden. Meta logiert diesmal im „Salmen“, einem der ersten Häuser in Baden-Baden.
- 1827** 25. April, die Liebeskinds ziehen nach Landshut um, wo Johann Heinrich Liebeskind 'Zweiter Direktor' des Appellationsgerichts des Isarkreises wird.  
Juli, Meta und Johann Heinrich reisen nach Bad Kissingen und Boklet. (Zusammentreffen mit Minister von Altenstein)  
21. August, Adalbert Liebeskind wird zum Hauptmann II. Klasse befördert.
- 1829** 14. Januar, erneuter Umzug - diesmal nach Ansbach, an dessen Appellationsgericht der Ehemann berufen wird.  
Ferdinand Liebeskind wird Forstwart in Trieb (Franken).
- 1831** Meta ist Gast bei der Goldenen Hochzeit von Wilhelmine und Georg Wedekind in Darmstadt.  
28. Oktober, der Bruder Georg Wedekind stirbt in Darmstadt.
- 1832** 15. Mai, Meta trifft in Baden-Baden ein, logiert im „Salmen“  
5. November, Johann Heinrich Liebeskind wird zum Ersten Direktor des Appellationsgerichtes des Isarkreises (Landshut) befördert.
- 1833** 31. Mai/1. Juni, Meta in Baden-Baden. Wählt erneut den „Salmen“ zum Domizil.  
9. November, Johann Heinrich wechselt, es ist insgesamt das dritte Mal, an das Appellationsgerichts des „Rezatkreises zu Anspach“.  
Friedrich Liebeskind wird Assessor am Stadtgericht Bamberg.
- 1834** 10. Dezember, Wilhelmine Wedekind, geb. Moller, stirbt im Alter von 78 Jahren in Darmstadt.
- 1835** Adalbert Liebeskind wird zum Hauptmann I. Klasse befördert.  
Meta in Baden-Baden, begleitet von einem ihrer Söhne, Logie im „Salmen“.
- 1837** Meta besucht ihren Neffen Georg Wilhem Wedekind in Darmstadt.  
In Karlsruhe trifft Meta mit Joseph Anton Mittermaier zusammen.  
6. Juni Ankunft in Baden-Baden, letzter Aufenthalt Meta Liebeskinds in diesem Bad. Sie erkrankt ernstlich und reist zusammen mit ihrem Mann, der sie abholt nach Bamberg (Abreise 8. Juli) zurück.  
1. Juli, Urlaubsgesuch Ferdinand Liebeskinds mit der Begründung der schweren Krankheit seiner Mutter.

- 1838** 14. März, laut Eichstätter Intelligenzblatt wird das Appellationsgericht von Mittelfranken (Ansbach) nach Eichstätt verlegt, so daß Liebeskind den Titel „Königlich Bayerischer Appellationsgerichtsdirektor von Mittelfranken zu Eichstätt“ erhält. Johann Heinrich Liebeskind trifft am 1. Mai in Eichstätt ein und logiert zunächst in der „Traube“.
24. Juli, Johann Heinrich Liebeskind wird in den Ruhestand versetzt.
- 1840** Ferdinand Liebeskind wird Revierförster in Langweil.
- 1843** 23. August, Friedrich Liebeskind heiratet Katharina von Münster.
31. Oktober, Adalbert Liebeskind heiratet in 2. Ehe Wilhelmine Hermann.
- 1845** 14. März, Frierich Liebeskinds Tochter, Margarethe, wird in Bamberg geboren.
- 1847** 18. Juni, Johann Heinrich Liebeskind stirbt „früh 4 ½ Uhr“ in Eichstätt und wird am 20. Juni beigesetzt.
- 1850** Ferdinand Liebeskind wird Revierförster in Heinersreuth, Nähe Bayreuth.
- 1852** Heinrich Ludwig Liebeskind heiratet Emilia Charlotte Pflaum und wird in Eichstätt ansässig.
- 1854** Heinrich Ludwig Liebeskind zieht mit seiner Frau nach München.
- 1855** 19. März, Ferdinand Liebeskind stirbt in Heinersreuth.
- 1856** Oberforstrat Georg Wilhelm Freiherr von Wedekind stirbt in Darmstadt.
- 1859** 3. Juni, Friedrich Liebeskind wählt München zum Wohnsitz.
- 1866** 13. Januar, Adalbert Liebeskind stirbt in Bayreuth.
- 1872** Heinrich Ludwig Liebeskind verläßt ohne seine Frau München und zieht nach Ansbach, stirbt dort am 4. September an „Schlagfluß“ im Heimweg, (kinderlos).
- 1873** 6. Dezember, Friedrich Liebeskind stirbt an der Cholera in München.
- 1874** Emilia Charlotte Liebeskind (Frau von Heinrich Ludwig), geb. Pflaum, verläßt München und zieht zu ihren Schwestern nach Bayreuth.
- 1895** 25. November, Emilia Charlotte Liebeskind stirbt in ihrem 84. Jahr in Bayreuth.

**Abbildungsverzeichnis:**

		Seite
Abb. 1	Meta Forkel Liebeskind, Silhouette von Gregorius Franz von Berceviczy. Aus: Ebstein: Ein Silhouettenalbum aus der Göttinger Gesellschaft um 1785, in: (V, 16)	o.S.
Abb. 2	Göttinger Universitätsbibliothek, Kupferstich von Kaltenhofer, aus: Himme (VI., 6)	14
Abb. 3	Therese Heyne, Silhouette, aus: Himme (VI.,6)	16
Abb. 4	Familie Schlözer 1784, Silhouette auf Glas, aus: Himme (VI.,6)	23
Abb. 5	Caroline Michaelis, Silhouette, aus: Himme (VI.,6)	25
Abb. 6	Johann Nikolaus Forkel, Punktierstich von Riedel, 1813, nach einer Zeichnung von Bornemann, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen.	30
Abb. 7	Titelvignette aus: Sturm und Drang von Maximilian Klinger	59
Abb. 8	Georg Forster als Übersetzer. Anonyme Karikatur um 1785, aus: Weltbürger - Europäer - Deutscher (VI., 11)	93
Abb. 9	Therese Heyne-Forster-Huber, J. Tischbein d.J. zugeschriebenes Gemälde, ca. 1778, aus: Weltbürger - Europäer - Deutscher (VI., 11)	100
Abb. 10	Elisabeth von Stägemann, Sepiazeichnung von ihr selbst gefertigt, aus: Dorow (I., 18)	133
Abb. 11	Brief von Jean Paul an Meta Liebeskind, DLA Marbach	143
Abb. 12	Münchener Stadtwappen von 1808, StadtA München	160
Abb. 13	Friedrich Heinrich Jacobi, Silhouettentuschzeichnung, aus: Friedrich Nicolai (VI., 13)	163
Abb. 14	Johann Friedrich Cotta, Ausschnitt aus Ölgemälde von Karl Theodor Leybold, 1824, aus: Cotta (VI.,2)	179
Abb. 15	Georg Freiherr von Wedekind, Portraitstich von G. Reußing, Mainz, aus: Heidenreich (III., 53)	198
Abb. 16	Georg Moller, Zeichnung von Josef Sandhaas	202
Abb. 17	Helmina von Chézy, Portraitzeichnung von Wilhelm Henzel, STAbilb. Berlin	209
Abb. 18	Friedrich Wilhelm Karl Wolf von Monsterberg, aus: Priesdorf (IV., 30)	213
Abb. 19	Hofrat Gottlob Lorenz Schneider, StadtA Worms	214

Abb. 20	Hotel zum Salmen, Lithographie um 1860, StadtA Baden-Baden	224
Abb. 21	Joseph Anton Mittermaier, Kupferstich von C. Barth, Privatbesitz M. Siegel	225
Abb. 22	Bürgerliches Kleid um 1780, aus Ermatinger (IV., 10)	183
Abb. 23	Schwarzes Kleid, aus: Kybalova (IV., 26)	183
Abb. 24	Kanzleigebäude am Residenzplatz, nach einem Kupferstich von Homann, um 1724, Unibibl. Eichstätt	230

## Abkürzungsverzeichnis

### 1. Archive, Bibliotheken

B-B AdW	Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
BHSTA	Bayerisches Hauptstaatsarchiv
BStaBibl	Bayerische Staatsbibliothek
DLA Marbach	Deutsches Literaturarchiv Marbach, Schiller-National-Museum
HHSTA	Hessisches Hauptstaatsarchiv
HSTA	Hessisches Staatsarchiv
Jagiellonska	Universitätsbibliothek Jagiellońska, Krakau
LKA	Landeskirchliches Archiv
PBH	Privatbesitz Frau Dr. Heidenreich
StadtA	Stadtarchiv
STA	Staatsarchiv
StaBibl	Staatsbibliothek
UniA	Universitätsarchiv
ZK	Zentrale Kirchenbuchstelle

### 2. Einzelne Akten und Schriftstücke

CH 1-6	Briefe Meta Liebeskind an Helmina von Chézy
Schell 1-9	Briefe Meta Liebeskind an Friedrich Josef Schelling
HS-VLg	Handschrift „Meines Vaters Lebensgeschichte“
SCHENKIANA	Briefe Therese Huber an Staatsrat Heinrich von Schenk

### 3. Zeitungen

DAB	Darmstaedter Allergnaedigst Priviligiertes Frag- und Anzeigeblatt
EIB	Eichstätter Priviligiertes Intelligenzblatt
GHZ	Großherzoglich Hessische Zeitung



## Literaturverzeichnis:

### I. Werke und gedruckte Quellen:

1. Abegg, Walter und Jolanda: Reisetagebuch von 1798. Von Johann Friedrich Abegg, Frankfurt 1987.
2. Arndt, Ernst Moritz: Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein, Wiesbaden 1908.
3. Arndt, F.: Hardenberg's Leben und Wirken. Nach authentischen Quellen, Berlin 1864.
4. Atterbom, Per Daniel: Reisebilder aus dem romantischen Deutschland, hrsg. von Elmar Jansen nach dem Erstdruck (1867), Stuttgart 1970.
5. Baudissin, Sophie Gräfin von (Hrsg.): Gedenkbuch für seine Freunde, Leipzig 1880.
6. Berend, Eduard: Jean Pauls sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Dritte Abteilung. Briefe, Berlin 1958.
7. Bissing, Henriette von: Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff, Berlin 1889.
8. Blei, Franz (Hrsg.): Deutsche Litteraten Pasquille, Bd. 4. Die Mainzer Klubisten, 1907.
9. Carus, Carl Gustav: Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten, neu hrsg. von Elmar Jansen, Weimar 1966.
10. Chézy, Helmina: Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt, Leipzig 1858.
11. Chézy, Wilhelm: Erinnerungen aus meinem Leben, Schaffhausen 1863; Vorabdruck: Aus dem Leben einer Dichterin. Von ihrem Sohn über Wilhelmina von Chézy. In: Morgenblatt für gebildete Leser, Stuttgart; München 1856-1858.
12. Choderlos de Laclos: Gefährliche Liebschaften. Deutsch von Franz Blei, Zürich 1985.
13. Consensus, Ernst (Hrsg.): Bürgers Gedichte in zwei Theilen, Berlin; Leipzig; Wien; Stuttgart 1819.
14. Damm, Sigrid: Begegnung mit Caroline. Briefe von Caroline Schlegel-Schelling, Leipzig 1989.
15. Dilthey, Wilhelm (Hrsg.): Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Erster Band, Berlin 1860 (o. Hrsg.). In der Ausgabe von 1861 wird das Geheimnis des Herausgebers gelüftet: „Zum Druck vorbereitet von Ludwig Jonas, nach dessen Tod hrsg. von Wilhelm Dilthey“.
16. Dittrich-Jacobi, Juliane: Einleitung zu: Theodor Gottlieb von Hippel: Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, Unveränderter Neudruck von Th. G. v. Hippels sämtliche Werke, Band 6, Berlin 1828, Vaduz/Lichtenstein 1981.
17. Dorow, Wilhelm (Hrsg.): Briefe des Königl. Preuss. Legationsraths Karl Ernst Oelsner an den Geheimen Rath Fr. Aug. Staegemann aus den Jahren 1815-1827, Leipzig 1843.
18. Dorow, Wilhelm (Hrsg.): Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann. Nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhang von Briefen, zwei Bände, Leipzig 1846.
19. Dorow, Wilhelm (Hrsg.): Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen, Berlin 1836.
20. Dorow, Wilhelm: Erlebtes aus den Jahren 1790-1827 . Erster Theil, Leipzig 1843.
21. Eberle, Friedrich; Stammen, Theo (Hrsg.): Die Französische Revolution in Deutschland. Zeitgenössische Texte deutscher Autoren, Augenzeugen, Pamphletisten, Publizisten, Dichter und Philosophen, Stuttgart 1989.
22. Ebstein, Erich (Hrsg.): Gottfried August Bürger und Philippine Gatterer. Ein Briefwechsel aus Göttingens empfindsamer Zeit, Leipzig 1921.
23. Ebstein, Erich: Ein Silhouettenalbum aus der Göttinger Gesellschaft um 1785, in: Zeitschrift für Bücherfreunde. Neue Folge, Band 13. 1921.
24. Eckardt, Hans von (Hrsg.): Friedrich von Gentz. Staatschriften und Briefe, 2 Bände, München 1921.
25. Eckart, Rudolf (Hrsg.): Abraham Gotthelf Kästner's Selbstbiographie und Verzeichnis seiner Schriften nebst Heyne's Lobrede auf Kästner, Hannover 1909.

26. Ehrenberg, Hans (Hrsg.): Schelling. Clara oder über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Ein Gespräch, Stuttgart 1922.
27. Feilchenfeldt, Konrad; Schweikert, Uwe; Steiner, Rahel E.: Rahel Varnhagen. Gesammelte Werke, München 1983.
- Feuerbach, Anselm von: Merkwürdige Verbrechen, Frankfurt a.M. 1993.
28. Finke, Heinrich (Hrsg.): Der Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels. 1818-1820, Freiburg 1922.
29. Forkel, Johann Nikolaus: Über Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke, S. 665-672, Leipzig 1803. Der Aufsatz ist in: Deutscher Geist. Ein Lesebuch aus zwei Jahrhunderten, hrsg. von Oskar Loerke, Berlin 1939, erweiterte Neuauflage, Frankfurt 1953, abgedruckt.
30. Forkel, Margarethe: Maria. Eine Geschichte in Briefen, Leipzig 1784.
- Forkel, Margarethe: Originalbrief einer Mutter von achtzehn Jahren an eine Freundin, als diese ihr nach der Niederkunft zum erstenmal geschrieben hatte. Anonym veröffentlicht in: Hannoversches Magazin, 101tes Stück, Freitag, den 19ten Dezember 1783, Sp. 1609-1612.
31. Forster, Georg: Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. Bearbeitet von Horst Fiedler, Brigitte Leuchner, Klaus Georg Popp, Siegfried Scheibe, Annerose Schneider, hrsg. von der Akademie der Wissenschaften, Bde. 15-19, Berlin 1981/82.
32. Frank, Peter; Pörnbacher, Karl (Hrsg.): Franz Grillparzer: Sämtliche Werke, Bd. 4, Briefe, München 1965.
33. Fürst, J.: Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen, Berlin 1850.
34. Funk, Z. (Pseudonym für Carl Friedrich Kunz): Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und anderen Mittheilungen. E.T.W. Hoffmann und F. G. Wetzel, Leipzig 1836.
35. Fuhrmans, Horst: F.W.J. Schelling. Briefe und Dokumente, Bd. I, 1775-1809, Bonn 1962.
36. Geiger, Ludwig (Hrsg.): Aus Chamissos Frühzeit. Ungedruckte Briefe nebst Studien, Berlin 1905.
37. Geiger, Ludwig: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1799 bis 1832, zwei Bände, Leipzig 1904.
38. Geiger, Ludwig: Therese Heyne 1767-1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau, Berlin 1900.
39. Geiger, Ludwig: A.W. Ifflands Briefe an seine Schwester Louise und andere Verwandte. 1772-1814. Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Berlin 1904.
40. Gellert, Christian Fürchtegott: Leben der schwedischen Gräfin von G\*, Stuttgart 1968.
41. Gellert, Christian Fürchtegott: Poetische und prosaische Werke, zwei Theile, Berlin o. J.
42. Glossy, Carl und Sauer, August (Hrsg.): Grillparzers Briefe und Tagebücher, Stuttgart/Berlin 1901, Bd. II
43. Goncourt, Edmond und Jules: Die Frau im 18. Jahrhundert. Mit einem Essay von Elisabeth Badinter, München 1986.
44. Goethe, Johann Wolfgang: Die Leiden des jungen Werthers, nach der Paul Stapf-Ausgabe, Reprint Darmstadt o. J.
45. Göttert, Karl-Heinz (Hrsg.): Knigge, Adolph Freiherr von: Über den Umgang mit Menschen, Stuttgart 1991.
46. Gottwald, Heinz; Hahne, Gerhard (Hrsg.): Briefwechsel zwischen Johann Abraham Peter Schulz und Johann Heinrich Voss. Schriften des Landesinstituts für Musikforschung Kiel, Kassel und Basel 1960.
47. Grisebach, Eduard (Hrsg.): G. A. Bürger's Werke. Leben, Briefe und Prosa-Schriften, Berlin 1881.
48. Grisebach, Eduard: Christian Dietrich Grabbe: Sämtliche Werke in vier Bänden, Berlin 1902.
49. Gross, Felix (Hrsg.): Immanuel Kant. Sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen. Die Biographien von L.E. Borowski, R.B. Jachmann und E.A. CH. Wasianski, Darmstadt 1993.
50. Grumach, Ernst (Hrsg.) Kanzler von Müller, Unterhaltungen mit Goethe, Weimar 1956.
51. Habenicht, Walter: Georg Friedrich von Martens, Professor des Natur- und Völkerrechts in Göttingen. Eine biographische und völkerrechtliche Studie, Göttingen 1934.
52. Hahn, Andrea (Hrsg.): Therese Huber. Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe, Mainz 1989.
53. Häntzschel, Günter (Hrsg.): Sophie La Roches: Geschichte des Fräulein von Sternheim, München 1976.

54. Häntzschel, Günter und Hiltrud (Hrsg.): Gottfried August Bürger. Sämtliche Werke, München; Wien 1987.
55. Hay, Gerhard (Hrsg.): Johann Heinrich Voß: Briefe an Goeckingk 1775-1785, München 1976.
56. Heeren, Arnold Hermann Ludwig: Christian Gottlob Heyne. Biographisch dargestellt, Göttingen 1813.
57. Herbst, Wilhelm: Johann Heinrich Voss, Leipzig 1872.
58. Hermes, Johann Timotheus: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, vier Bände, Leipzig 1770-1773.
59. Hinterhäuser, Hans (Hrsg.): Denis Diderot. Briefe 1742-1782, Leipzig/Darmstadt o. J.
60. Hippel, Theodor Gottlieb: Lebensläufe nach aufsteigender Linie nebst Beylagen, 4 Bände, Berlin 1778-1781.
61. Hoffmann, Franz (Hrsg.): Franz Xaver von Baaders Biografie und Briefwechsel, 1857, Neudruck 1963, Bd. 16.
62. Hoffmeister, Johannes (Hrsg.): Briefe von und an Hegel, Hamburg 1952.
63. Holtei, Karl von: Vierzig Jahre Lorbeerkrantz und Wanderstab. Lebenserinnerungen des Schauspielers und Poeten Karl von Holtei, Berlin o. J.
64. Holtei, Karl von (Hrsg.): Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten, Hannover 1872.
65. Jäckel, Günter; Schlösser, Manfred (Hrsg.): Das Volk braucht Licht. Frauen zur Zeit des Aufbruchs 1790-1848 in ihren Briefen. Mit zeitgenössischen Scherenschnitten, Darmstadt 1970.
66. Jean Pauls sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Dritte Abteilung. Briefe. Band II., hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Berlin 1964.
67. Joost, Ulrich; Schöne, Albrecht (Hrsg.): Georg Christoph Lichtenberg. Briefwechsel, zwei Bände, München 1983-85.
68. Joost, Ulrich (Hrsg.): Wilhelm Friedrich August Mackensen „Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer“, Neudr. d. Ausg. Leipzig 1791, Göttingen 1987.
69. Kant, Immanuel: Von den Träumen der Vernunft. Kleine Schriften zur Kunst, Philosophie, Geschichte und Politik, Leipzig und Weimar 1989.
70. Kant's gesammelte Schriften, zweite Abteilung Briefwechsel, vier Bände, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin; Leipzig 1922.
71. Kinder, Hermann (Hrsg.): Bürgers unglückliche Liebe. Die Ehestandsgeschichte von Elise Hahn und Gottfried August Bürger, Frankfurt 1987.
72. Kinsky, Georg: Aus Forkels Briefen an Hoffmeister & Kühnel. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Bachpflege, in: Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1932, hrsg. von Kurt Taut, 39. Jahrgang, Leipzig 1933.
73. Klette, Anton: Verzeichnis der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung, Bonn 1868.
74. Körte, Wilhelm (Hrsg.): Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller. Aus Gleims litterarischem Nachlasse, zwei Bände, Zürich 1806.
75. Kohlrausch, Friedrich von: Erinnerungen aus meinem Leben, Hannover 1863.
76. Kosenina, Alexander (Hrsg.): Johann Jacob Engel. Briefwechsel aus den Jahren 1765-1802, Würzburg 1992.
77. Kügelgen, Wilhelm von: Jugenderinnerungen eines alten Mannes, Berlin 1904.
78. Kühn, Joachim: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens von K. A. Varnhagen von Ense, Berlin 1825.
79. Kugler, Franz: Zur Erinnerung an Julius Eduard Hitzig, Berlin 1849. Abdruck aus dem Preußischen Staats-Anzeiger vom 11ten Dezember 1849.
80. Lachmann, Karl (Hrsg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Stuttgart; Berlin; Leipzig 1886-1924.
81. La Roche, Sophie (Hrsg.): Lebensbeschreibung der Friederika Baldinger, von ihr selbst verfaßt, Offenbach 1791.
82. La Roche, Sophie: Geschichte des Fräuleins von Sternheim, München 1985.
83. Laube, Heinrich: Wilhelm Heinse's sämtliche Schriften. Briefe, Leipzig 1838.
84. Laukhard, Friedrich Christian: Leben und Schicksale, drei Bände, Leipzig 1792-1797, Reprint Frankfurt a. M. 1987.
85. Laun, Friedrich: Memoiren von Friedrich Laun, Bunzlau 1837.

86. Lauth, Reinhard; Jacob, Hans (Hrsg.): Fichte Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Briefe, Band 2: Johann Gottlieb Fichte. Briefwechsel 1793-1795, Stuttgart 1970.
87. Leitzmann, Albert (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Tagebücher, erster Band 1788-1798, Berlin 1916.
88. Leitzmann, Albert (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin, Leipzig o. J.
89. Leyen, Friedrich von der (Hrsg.): Wilhelm Heinrich Wackenroder. Werke und Briefe, Briefwechsel mit Ludwig Tieck, Band 2, Jena 1910.
90. Liebeskind, Johann Heinrich: Unterricht über die innern und äußern Erfordernisse letztwilliger Verordnungen nach den Vorschriften des Allgemeinen Preußischen Landrechts, Königsberg 1797.
91. Liebeskind, Johann Heinrich: Rückerinnerungen von einer Reise durch einen Theil von Teutschland, Preussen, Kurland und Liefland, während des Aufenthaltes in Mainz und der Unruhen in Polen, Königsberg/Straßburg 1795.
92. Liebeskind, Johann Heinrich: Versuch einer Akustik der Teutschen Flöte, als Beytrag zu einer philosophischen Theorie des Flötenspiels, in: Allgemeine musikalischen Zeitschrift, Jahrgang 9, Nr. 6 und 7.
93. Liebeskind, Johann Heinrich: Bruchstücke aus einem noch ungedruckten philosophisch praktischen Versuches über die Natur und das Tonspiel der Teutschen Flöte, in: Allgemeinen musikalischen Zeitschrift, Jahrgang 10 in Nr. 7-10.
94. Meiners, C.: Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten, zwei Bände, Göttingen 1802.
95. Meyer, Ferdinand Ludwig Wilhelm: Zur Erinnerung an F.L.W. Meyer den Biographen Schröder's. Lebensskizze nebst Briefen von Bürger, Forster, Göckingk, Gotter, Herder Heyne, Schröder u. A., Braunschweig 1847.
96. Müller, Ernst (Hrsg.): Gelegentliche Gedanken über Universitäten von J.J. Engel, J.B. Erhard, F.A. Wolf, J. G. Fichte, F.D.E. Schleiermacher, K.F. Savigny, W. v. Humboldt, G.F.W. Hegel, Leipzig 1990.
97. Müller, Hans von; Schnapp, Friedrich (Hrsg.): E.T.A. Hoffmanns Briefwechsel. Gesammelt und erläutert, zwei Bände, Darmstadt 1967.
98. Müller, Hans von; Schnapp, Friedrich (Hrsg.): E.T.A. Hoffmanns Tagebücher, Darmstadt 1971.
99. Müller, Joachim (Hrsg.): Bettina von Arnim. Werke und Briefe, Darmstadt 1961.
100. Müller-Vollmer, Kurt (Hrsg.): Wilhelm von Humboldt. Studienausgabe, drei Bände, Frankfurt a.M. und Hamburg 1970.
101. Nicolai, Friedrich: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten, sieben Bände, Berlin; Stettin 1786.
102. Nicolin, Günter (Hrsg.): Hegel in Berichten seiner Zeitgenossen, Hamburg 1970.
103. Oppermann, Heinrich Albert: Hundert Jahre 1770-1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen, Neun Theile in 3 Bänden, Band I., Leipzig 1871, Reprint Frankfurt, 1982.
104. Pörnbacher, Karl (Hrsg.): Das Leben des Justinus Kerner. Erzählt von ihm und seiner Tochter Marie, München 1967.
105. Posselt, Franz: Apodemik oder die Kunst zu reisen. Ein systematischer Versuch zum Gebrauch junger Reisenden aus den gebildeten Ständen überhaupt und angehener Gelehrter und Künstler insbesondere, zwei Bände, Leipzig 1795.
106. Promies, Wolfgang (Hrsg.): Georg Christoph Lichtenberg. Schriften und Briefe, vier Bände, Sudelbücher I (1967), Sudelbücher II (1971), Aufsätze, Entwürfe, Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche (1972), Kommentar zu Band 3 (1974), Briefe (1967), Kommentar zu Band 1 und 2, München; Wien 1992.
107. Pückler-Muskau, Hermann Fürst: Semilassos vorletzter Weltgang. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen, München 1913.
108. Pütter, Johann Stephan: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus Universität zu Göttingen, Göttingen 1765.
109. Pütter, Johann Stephan: Selbstbiographie zur dankbaren Jubelfeier seiner 50jährigen Professorenstelle zu Göttingen. Zwei Bände, Göttingen 1778.
110. Radcliffe, Ann: The Mysteries of Udolpho, London 1794.
111. Radclif, Anne: Udolpho's Geheimnisse, Riga 1795.

112. Raumer, Friedrich von: Lebenserinnerungen und Briefwechsel. Zwei Teile, Leipzig 1861.
113. Raumer, Karl von: Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Vier Theile, Stuttgart 1847-1854.
114. Raumer, Karl von: Zeitgenossen. Drei Bände, Leipzig 1818.
115. Reichlin-Meldegg, Karl Alexander von: Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt, Stuttgart 1853.
116. Richardson, Samuel: Clarissa; or the History of a Young Lady. Comprehending the Most Important Concerns of Private Life. And Particularly Sheving the Distresses that May Attend the Misconduct Both of Parents and Children, in Relation of Marriage, 7 Bände, London 1749, erw. Ausgabe 1751.
117. Richter, Johann Paul: Jean Pauls sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Briefe, hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Berlin 1964.
118. Richthofen, Hartmann Freiherr von: Hardenberg. Bilder aus dem bewegten Leben eines Staatsmannes, Berlin 1933
119. Rousseau, Jean Jaques: Emile oder über die Erziehung, Stuttgart 1970.
120. Rühl, Franz (Hrsg.): Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preussens unter Friedrich Wilhelm III. vorzugsweise aus dem Nachlass von F. A. Stägemann, drei Bände, Leipzig 1902.
121. Sakmann, Paul (Hrsg.): J. J. Rousseau. Die Krisis der Kultur. Werkauswahl, Leipzig 1931.
122. Scheel, Heinrich (Hrsg.): Die Mainzer Republik II. Protokolle des Rheinisch-deutschen Nationalkonvents mit Quellen zu seiner Vorgeschichte, Berlin 1981.
123. Schlegel, Friedrich: Kritische und theoretische Schriften. Auswahl und Nachwort von Andreas Huyssen, Stuttgart 1978.
124. Schlichtegroll, F. (Hrsg.): Biographie des Königl. Preuß. Geheimenkriegsraths zu Königsberg Theodor Gottlieb von Hippel zum Theil von ihm selbst verfaßt, Gotha 1801.
125. Schmidt, Erich (Hrsg.): Caroline. Briefe der Frühromantik. Nach Georg Waitz, vermehrt herausgegeben, zwei Bände, Leipzig 1913.
126. Schreiber, Ilse: Ich war wohl klug, daß ich dich fand. Heinrich Christian Boies Briefwechsel mit Luise Mejer. 1777-85. München 1963.
127. Schultz, Hartwig: Achim von Arnim und Clemens Brentano. Freundschaftsbriefe, 2 Bde., Frankfurt 1998.
128. Schweikert, Uwe u.a.: Jean Paul Chronik. Daten zu Leben und Werk. München;Wien 1975.
129. Sembdner, Helmut (Hrsg.): Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe, München 1993.
130. Sembdner, Helmut (Hrsg.): Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Bremen 1957.
131. Sembdner, Helmut (Hrsg.): Heinrich von Kleists Nachruhm. Eine Wirkungsgeschichte in Dokumenten, Frankfurt a. M. 1987.
132. Spalding, Johann Joachim: Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben mit einem Zusatze von dessen Sohn Georg Ludwig Spalding, Halle 1804.
133. Stägemann, Friedrich August: Erinnerungen an Elisabeth, Berlin 1835.
134. Stägemann, Elisabeth: Erinnerungen für edle Frauen, hrsg. von Wilhelm Dorow, Leipzig 1846.
135. Stauffer, Albrecht: Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhang, Berlin 1904.
136. Steiner, Gerhard (Hrsg.): Georg Forster. Ansichten vom Niederrhein von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Junius 1790, Frankfurt a. M. 1989.
137. Stemmler, Theo (Hrsg.): Thomas Paine: Die Rechte des Menschen. In einer zeitgenössischen Übertragung, Frankfurt 1973.
138. Sterne, Laurence: Yoricks Reise des Herzens durch Frankreich und Italien, in der Übersetzung von Helmut Findeisen, Frankfurt a. M. 1981.
139. Strodttmann, Adolf: (Hrsg.): Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit., vier Bände, Berlin 1874.
140. Suchalla, Ernst (Hrsg.): Briefe von Carl Philipp Emanuel Bach an Johann Gottlieb Immanuel Breitkopf und Johann Nikolaus Forkel, 1985.
141. Sydow, Eckard von (Hrsg.): Wilhelm von Humboldt. Ausgewählte Schriften. Ein Denkmal edlen Menschentums, Berlin 1926.

142. Ueding, Gert (Hrsg.): Friedrich Maximilian Klinger. Ein verbannter Göttersohn. Lebensspuren 1752-1831. Eine Auswahl aus dem Werk, Stuttgart 1981.
143. Uhde, Hermann (Hrsg.): Heinrich August Oskar Reichard (1751-1828). Seine Selbstbiographie, Stuttgart 1877.
144. Uhde, Hermann (Hrsg.): Erinnerungen der Malerin Luise Seidler, mit einem Nachwort von Joachim Müller, Weimar 1962. Die Erstausgabe erschien 1873.
145. Varnhagen von Ense, K. A. und Mundt, Theodor (Hrsg.): Karl Ludwig von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel, Leipzig 1940.
146. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense, Leipzig 1865.
147. Aus dem Nachlaß von Varnhagen von Ense. Biographische Portraits von Varnhagen von Ense. Nebst Briefen von Koreff, Clemens Brentano, Frau von Fouque, Henri Campan und Scholz, Leipzig 1871.
148. Varnhagen von Ense: Tagebücher, Leipzig 1863.
149. Voigt, Johannes: Das Leben des Professor Christian Jacob Kraus, aus den Mittheilungen seiner Freunde und seinen Briefen, Königsberg 1819.
150. Vordtriede, Werner (Hrsg.): Achim und Bettina in ihren Briefen. Briefwechsel Achim von Arnim und Bettina Brentano, zwei Bände, Frankfurt a. M. 1961.
151. Voß, Joahnn Heinrich: Abriß meines Lebens, Rudolstadt 1818.
152. Wackenroder, Wilhelm Heinrich: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst, Weimar 1917.
153. Wagner, Rudolf (Hrsg.): Samuel Thomas von Sömmerring's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen, Leipzig 1844.
154. Walzel, Oskar F. (Hrsg.): Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, Berlin 1890.
155. Weber, Rolf (Hrsg.): Johann Friedrich Reichardt: Vertraute Briefe aus Paris 1792, Berlin 1980.
156. Wedekind, Georg: „Über die Anstellung von Ausländern“, S. 5-18, in: Der Patriot, o.O. u. J.
157. Wedekind, Georg: Vertraute Briefe eines französischen Bürgers an einen Freund in Deutschland, über die Revolution vom 19. Brumaire, aus dem Französischen übersetzt, Deutschland 1800, 216 S. (Die Schrift war anonym erschienen. Wedekind bekennt sich 1816 in „Über den Werth des Adels“ zu diesem Text).
158. Weisse, C.F.: Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes von Christian Felix Weisse, Leipzig 1786.
159. Weitz, Hans-Joachim (Hrsg.): Sulpiz Boisserée. Tagebücher, vier Bände, Darmstadt 1978.
160. Wieland, Christoph Martin: Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751 bis 1810 geschrieben und nach der Zeitfolge geordnet, vier Bände, Zürich 1815.
161. Wieland, Christoph Martin: Sämtliche Werke, 14 Bände, Hamburg 1984.
162. Wieneke, Ernst (Hrsg.): Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen, Weimar 1914.
163. Wildermuth, A.: Briefwechsel zwischen Justinus Kerner und Ottilie Wildermuth, 1853-1862, Heilbronn 1927.
164. Wittichen, Friedrich Carl/Ernst Salzer (Hrsg.): Briefe von und an Friedrich von Gentz, 3. Bd., erster Teil 1803-1819, München/Berlin 1913.
165. o.V.: Emil August Bürger. Mollys Sohn. Beiträge zu seinem Leben. Nach Briefen und Albumblättern aus der Familie Bürger, 1924.
166. o. V.: Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen, zwei Bände, Hrsg. von D. R. H., Leipzig 1848.
167. o.V.: Die Mainzer Klubisten zu Königstein. Microfiche Stadtbibliothek Mainz.

## II. Archive, Kirchenbücher und Nachlässe:

### Ansbach:

"Brenner-Kartei", StadtA Ansbach.  
 Sterberegister des Stadtkirchners (K 45) von 1795 und 1798, StadtA Ansbach.  
 Taufregister des Stadtkirchners (K 8) von 1798.  
 Hochzeitsregister von 1771, Stadtpfarrei St. Johannis.  
 Taufregister von 1798, Stadtpfarrei St. Johannis.  
 Familienblatt Nr. 2, StadtA.

### Baden-Baden:

Erhard, Robert: Die Gasthäuser und Hotels der Stadt Baden-Baden, Arbeitskreis für Stadtgeschichte, Heft 18/1982, StadtA Baden-Baden.  
 Fuß, Margot: Aus der Chronik der Sofienstraße, Arbeitskreis für Stadtgeschichte, Heft 17/1979, StadtA Baden-Baden.  
 Badeblatt für die Großherzogliche Stadt Baden 1807-1837, StadtA Baden-Baden

### Bamberg:

Regierungs-Blatt, Sp. 646, 1807, STA Bamberg.  
 Regierungs-Blatt, Sp. 2783/4, STA Bamberg.  
 "Bamberger Annalen", STA Bamberg  
 Verzeichnis der Hausbesitzer, StadtA Bamberg.  
 Röttinger Kartei, StadtA

### Bayreuth:

Pfarramt Bayreuth-Stadtkirche, Gem. Taufbuch Hofgemeinde Bayreuth 1768 und Sterberegister 1768.

### Berlin

9 Briefe Margarethe Liebeskind an Josef Schelling. B-B AdW, N2 Schelling 429.  
 9 Briefe + 2 Varia Johann Nikolaus Forkel an verschiedene Verleger etc., StaBibl, Preußischer Kulturbesitz, Mendelsohn-Archiv, Mus.ep.1-9.

### Darmstadt:

Leske, Carl Wilhelm: Geometrischer Plan der Großherzoglichen Residenzstadt Darmstadt von 1820, StadtA Darmstadt.  
 Schleiermachersche "Cabinetts-Registratur", HSTA  
 Darmstädter Adressbuch von 1819, HSTA.  
 Darmstaedtische Allergnaedigst Privilegiertes Frag- und Anzeigeblatt 1811-1831 (DFA), HSTA.  
 Großherzoglich Hessische Zeitung .Jahrgang 1811-1831 (GHZ), HSTA.  
 Nachlaß der Familie Hessemer, O 61, Mappe 1-4., HSTA.  
 Regierungsblatt RegBl. 1821/41, HSTA.  
 Beamtenkartei, HSTA.

### Eichstätt:

Sterberegister des evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Eichstätt von 1847.  
 Akte über die Annsässigmachung Heinrich Ludwig Liebeskinds, StadtA.  
 Eichstätter Intelligenzblatt, Jahrgang 1806-1853, UniBibl.

### Einbeck:

Sterberegister der evangelisch-lutherischen Gemeinde Einbeck von 1796.

### Frankfurt a. M.:

Stammbuch der Elise Bürger, Freies Deutsches Hochstift, Goethehaus.

Göttingen:

Personalakte Johann Nikolaus Forkel, Az. g, Nr. 5. UniversitätsA Göttingen.

„Der Originalbrief einer Mutter von 18 Jahren an eine Freundin“, in: Hannover'sches Magazin, 20. Jg., 19. Dez. 1783, Sp 1609-1612, StadtA.

Krakau:

Sechs Briefe von Margarethe Liebeskind an Helmina von Chézy. UniversitätA „Jagiellonski“

Marbach:

Ludwig Geiger: Aus Therese Hubers Herzensleben, Sonderdruck, DLM/Schiller National-Museum.

Kopie des Originalbriefes Meta Liebeskind an Jean Paul

1 Brief Meta Liebeskind an Friedrich Cotta, (DLM), Cotta-Archiv.

1 Brief eines von Meta Liebeskind protegierten jungen Mannes an die Cotta-Redaktion (Hst), Cotta-Archiv

Auflistung der Honorarempfänger des „Morgenblattes“, DLM, Cotta-Archiv.

München:

Hof- und Staatshandbuch 1812, BHSTA.

Offizierspersonalakt (OP) 55324, Kriegsarchiv, BHSTA.

Familien-Meldebogen Liebeskind, StadtA Mü.

Adreßbuch der Stadt München von 1818, StadtA.

Fremdenbogen Friedrich Liebeskind von 1859, StadtA.

Briefe Therese Huber an Familie Schenk, Schenkiana II. + IV., BStBibl.

Karl von Reinhardstöttner (Hrsg.): Forschungen zur Geschichte Bayerns, Berlin 1901. BStBibl.

Nürnberg:

Markgräflische Bestände. Einige Nachrichten von der Ansbacher Regierung, gesammelt von Archivsekretär Gebhard 1801, Ansbacher Beamtenkartei, Hist. 245, Repetorium 110, Fstm. Ansbach, Historika.STA.

Lebenslauf von Johann Heinrich Liebeskind bis 1803, Bestand HB X 10a15, LKA.

Regierungsblatt von 1827, 1829, 1832, 1833 und 1838m STA.

Soest:

Microfilm der Ausgabe: Für junge Frauenzimmer sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen. Nach dem Englischen der Gräfin von Carlisle. Nebst einem Versuch der Uebersetzerin über weibliche Delikatesse, Leipzig 1791 bei Friedrich Gotthold Jacobaer erschienen. StadtA.

Wald-Michelbach 2, (PHB):

Beglaubigte Abschrift aus dem Sterberegister St. Marien zum Tod von Carl Gottlieb Forkel.

Auszug aus der Familienbibel von Rudolf Wedekind.

3 Brautbriefe Georg Wedekind an Wilhelmine Moller.

Gerichtsladung vom 28. Februar 1874 an den Juristen Rudolf von Wedekind.

Ein Brief von Wilhelmine Wedekind, geb. Moller, an den Sohn Georg Wilhelm.

2 Briefe von Therese Huber an Wilhelmine Wedekind, geb. Moller.

Handschrift „Meines Vaters Lebensgeschichte. Erste Epoche von der Geburt bis zur Beendigung des Univeritätsstudiums.

1 Brief von Georg von Wedekind an Joh. Heinrich von Liebeskind.

2 Briefe von Joh. Heinrich von Liebeskind an Georg von Wedekind.

1 Brief von Meta Liebeskind an ihren Sohn Friedrich.

2 Briefe Friedrich Liebeskinds an Forstrat Georg Wilhelm von Wedekind.

2 Briefe der Witwe Hahn an die Erbegemeinschaft Wedekind.

Schriftverkehr der Erbegemeinschaft mit Bankhaus Merck & Co.

Schriftverkehr mit dem Königlichen Stadtgericht München.



Weimar:

Stiftung Weimarer Klassik, Goethe- und Schiller-Archiv.

Abschrift des Briefes von Friedrich Wilhelm von Monsterberg an Bernhard von Knebel aus dem Jahre 1841., die durch eine Nichte oder einen Neffen Bernhard von Knebels angefertigt worden ist. Die Abschrift ist mit 1844 datiert.

Wien

Brief des Hofkanzlers Albini an Kaisenberg vom 11. Okt. 1792.

Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv/Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Erzkanzlerarchiv. Militaria.

**III. Darstellungen:**

1. Aretin, Karl Otmar von: Bayerns Weg zum souveränen Staat, München 1976.
2. Assing, Ludmilla von: Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie, Hamburg 1873.
3. Bader, Karl: Geweihte Stätten in Hessen, Friedberg 1923.
4. Baltzer, Justus (Hrsg.): Emil von Jean Jacques Rousseau. Zum Gebrauch an Seminarien, Bielefeld und Leipzig 1930.
5. Baur, Wilhelm: Das deutsche evangelische Pfarrhaus. Seine Gründung, seine Entfaltung und sein Bestand, Bremen 1902.
6. Becker-Cantarino, Babera: Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500-1800), Stuttgart 1987.
7. Begemann, Christian: Furcht und Angst im Prozeß der Aufklärung. Zu Literatur und Bewußtseinsgeschichte des 18. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1987.
8. Benjamin, Walter (Hrsg.): Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen, Frankfurt 1989.
- Benz, Richard: Die deutsche Romantik. Geschichte einer geistigen Bewegung, Stuttgart 1956.
- Benz, Richard: Die Zeit der deutschen Klassik. Kultur des Achtzehnten Jahrhunderts, 1750-1800, Stuttgart 1953.
9. Benz, Richard: Lebenswelt der Romantik. Dokumente romantischen Denkens und Seins, München 1948.
10. Berglar, Peter: Wilhelm von Humboldt mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Hamburg 1970.
11. Berl, Heinrich: Baden-Baden im Zeitalter der Romantik, Baden-Baden 1936.
12. Berl, Heinrich: Baden-Baden. Die älteste Spielbank Deutschlands, Baden-Baden 1936.
- Beyer- Fröhlich, Marianne (Hrsg.): Höhe und Krise der Aufklärung, darin der Text: J. G. Feders Leben, Natur und Grundsätze, S. 94-129, in: Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen in Gemeinschaft mit Walther Brecht und Dietrich Kralik, Bd. 8, Darmstadt 1970.
- Beyer, Marianne (Hrsg.): Empfindsamkeit, Sturm und Drang, Einführung S. 5-25, Aus Johann Friedrich Reichardts Selbstbiographie, S. 285-311, . Aus den Tagebüchern der Fürstin Amalia von Gallitzin, S. 63-93, in: Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen in Gemeinschaft mit Walther Brecht und Dietrich Kralik, Bd. 9, Darmstadt 1970.
13. Blankertz, Herwig: Die Geschichte der Pädagogik. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Wetzlar 1982.
14. Böttger, Fritz: Bettina von Arnim. Ein Leben zwischen Tag und Traum, Berlin 1990.
15. Boockmann, Hartmut: Göttingen. Vergangenheit und Gegenwart einer europäischen Universität, Göttingen 1997

16. Bovenschen, Silvia: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Frankfurt a.M. 1979.
17. Brentano, Bernard von: August Wilhelm Schlegel. Geschichte eines romantischen Geistes, Frankfurt 1986.
18. Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen, München 1989.
19. Brinker-Gabler, Gisela: Zur Psychologie der Frau, Frankfurt 1979.
20. Brinckmann, A. E. (Hrsg.): Madame de Staël. Deutschland und Frankreich De L'Allemagne, Hamburg 1941.
- Bruford, Walter Horace: Die gesellschaftlichen Grundlagen der Goethezeit, Ulm 1979.
21. Burg, Peter: Der Wiener Kongreß. Der deutsche Bund im europäischen Staatensystem, München 1984.
22. Corino, Karl: Genie und Geld. Vom Auskommen deutscher Schriftsteller, Hamburg 1991.
23. Dipper, Christof (Hrsg.) Hessen in der Geschichte. Festschrift für Eckhardt Franz. Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission. Neue Folge Bd. 11, Darmstadt 1996
24. Dischner, Gisela: Caroline und der Jenaer Kreis, Berlin 1979.
25. Dülmen, Andrea von (Hrsg.): Frauenleben im 18. Jahrhundert, München 1992.
26. Ebeling, Friedrich W.: Gottfried August Bürger und Elise Hahn. Ein Ehe-, Kunst- und Literaturleben, 2. Auflage, Leipzig 1871.
27. Edelhoff, Heinrich: Johann Nikolaus Forkel. Ein Beitrag zur Geschichte der Musikwissenschaft, Göttingen 1935.
28. Einstein, Alfred: Gluck. Sein Leben - seine Werke, Basel 1987.
29. Elbin, Günther: Die kurländischen Amazonen Dorothea, Herzogin von Kurland und ihre Tochter Wilhelmine, Herzogin von Sagan, S. 172-198, in: Große Damen aus der Welt von gestern. Siebzehn Lebensbilder, hrsg. von Herbert Schindler, München 1969.
30. Erhard, Robert: Die Gasthäuser und Hotels der Stadt Baden-Baden, I. Teil, Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, Heft 18, 1982.
31. Fischer, Klaus: Ein Weib mit Hang zum Schlendrian. Albumblatt für Helmina von Chézy. Stuttgarter Zeitung, vom 17. September 1988, Sonntagsbeilage.
- Jörg-Ulrich Fechner: "Ein seltenes Schauspiel", die Empfindsamen in Darmstadt. Eine kulturhistorische Skizze, Darmstadt 1981.
32. Feilchenfeldt, Konrad: Brentano Chronik, München 1978.
33. Fleck, Peter: Agrarreform in Hessen-Darmstadt, Darmstadt/Marburg 1982.
34. Friess, Ursula: Buhlerin und Zauberin. Eine Untersuchung zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, München 1970.
35. Gallas, Helga; Heuser, Magdalene (Hrsg.): Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800., Tübingen 1990.
- Gallas, Helga: Ehe als Instrument des Masochismus oder ‚Glückseligkeits Triangel‘ als Aufrechterhaltung des Begehrens? Zur Trennung von Liebe und Sexualität im deutschen Frauenroman des 18. Jahrhunderts, S. 66-78, In: (35).
36. Geiger, Ludwig: Berlin 1688-1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt, zwei Bände, Berlin 1893-1895.
37. Geiger, Ludwig: Dichter und Frauen, München; Stuttgart 1899.
- Geiger, Ludwig: Aus Therese Hubers Herzensleben, S. 623-725, in: Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Einundachtzigster Band, Braunschweig 1897
38. Gerth, Hans: Die sozialgeschichtliche Lage der bürgerlichen Intelligenz um die Wende des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus. Diss. Frankfurt a.M. 1935, Reprint 1972.
39. Glantschnig, Helga: Liebe als Dressur. Kindererziehung in der Aufklärung, Frankfurt; New York 1987.
40. Goldschmidt, Victor: Eduard von Schenk. Sein Leben und Werk, Diss. Marburg 1909.
41. Grenz, Dagmar: Mädchenliteratur. Von den moralisch-belehrenden Schriften im 18. Jahrhundert bis zur Herausbildung der Backfischliteratur im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1981.
42. Greiffenhagen, Martin: Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte, Zürich 1984.
43. Groh, Dieter: Rußland im Blick Europas. 300 Jahre historische Perspektiven, Frankfurt 1988.
44. Grüsser, Otto-Joachim: Justinus Kerner. 1786-1862. Arzt, Poet, Geisterseher, Berlin 1987.
45. Günzel, Klaus: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, München 1988.

46. Gundelach, Ernst: Die Verfassung der Göttinger Universität in drei Jahrhunderten. Göttinger rechtswissenschaftliche Studien, Bd. 16, Göttingen 1955.
47. Hahn, Andrea; Fischer, Bernhard: „Alles .... von mir“. Therese Huber (1764-1829). Schriftstellerin und Redakteurin.
48. Haller, Johannes: Die Epochen der deutschen Geschichte, Stuttgart; Berlin 1927.
49. Hamm, Wilhelm: Darmstadt im Biedermeier, Darmstadt 1970.
50. Hardach-Pinke, Irene: Die Gouvernante. Geschichte eines Frauenberufs, Frankfurt/Main 1993.
51. Harpprecht, Klaus: Georg Forster oder die Liebe zur Welt. Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 1987.
52. Hausen, Karin: Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, S. 161-181. In: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, hrsg. von Werner Conze, Stuttgart 1976.
53. Heidenreich, Magda: Wesentliches und Unwesentliches aus einer weltoffenen südhessischen Familie, Darmstadt 1980.
54. Heinrich, Ernst H.H.: Der Rang des Beamten in historischer und dogmatischer Darstellung, Inaugural-Dissertation, Leipzig 1931.
55. Hermand, Jost: Von Mainz nach Weimar (1793-1919). Studien zur Deutschen Literatur, Stuttgart 1969.
56. Hermann, Ulrich (Hrsg.): Bürgerliche Intelligenz um 1800. Zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus von Hans H. Gerth, Göttingen 1976.
57. Hermsdorf, Klaus: Literarisches Leben in Berlin. Aufklärer und Romantiker, Berlin 1987.
58. Herold, Christopher: Madame de Staël. Herrin eines Jahrhunderts, München 1968.
59. Herre, Franz: Freiherr vom Stein. Zwischen Revolution und Reformation, München 1979.
60. Hettler, Hermann: Karoline von Humboldt. Das Lebensbild einer deutschen Frau. Aus ihren Briefen gestaltet, Leipzig 1933.
61. Hoff, Dagmar von: Dramen des Weiblichen, Opladen 1989
62. Hoffmann, Hans: Carl Maria von Weber. Biographie eines realistischen Romantikers, Düsseldorf 1986.
63. Hoffmann, Julia: "Ich laufe und renne den gantzen Tag, mit Sinnen sperrweit offen". Lichtenbergs Reisen nach England, S. 211-225, in: Georg Lichtenberg - Wagnis der Aufklärung (VI/4).
64. Holmsten, Georg: Jean-Jacques Rousseau mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Rowohlt's Monographien, hrsg. von Wolfgang Müller, Reinbek bei Hamburg 1989.
65. Horn, Peter: Kleist-Chronik, Königstein/Ts. 1980.
66. Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. I: Reform und Restauration 1789 bis 1830, Stuttgart 1967.
67. Hubig, Christoph: "Genie"-Typus oder Original? Vom Paradigma der Kreativität zum Kult des Individuums, S. 187-211, in: Propyläen Geschichte der Literatur, vierter Band, siehe unten.
68. Jamme, Christoph: Von Göttingen nach Genf. Zu Müllers aufklärerischen Anfängen.
69. Kaeding, Peter: August von Kotzebue. Auch ein deutsches Dichterleben, Berlin 1985.
- Käfer-Dittmar, Gabriele: Luise von Ploennies. 1803-1872. Annäherung an eine vergessene Dichterin, Darmstadt 1999.
70. Kahn-Wallerstein, Carmen: Bettine. Die Geschichte eines ungestümen Herzens, Bern 1952.
71. Kahn-Wallerstein, Carmen: Schellings Frauen: Caroline und Pauline, Frankfurt/M. 1979.
72. Kalka, Joachim: "To bäh or not to bäh". Kleine Glosse zum großen Streit zwischen Voß und Lichtenberg, S. 185-190, in: Georg Christoph Lichtenberg - Wagnis der Aufklärung (VI/4).
73. Kapp, Friedrich: J. E. Bollmann, ein Lebensbild aus zwei Weltteilen, Berlin 1880.
74. Kaufmann, Georg: Geschichte Deutschlands im Neunzehnten Jahrhundert, Berlin 1912.
75. Keienburg, Ernst; Lindner, Joachim: Wo die Götter wohnen. Johann Gottfried Schadows Weg zur Kunst, Berlin 1974.
76. Kern, Bärbel und Horst: Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung, München 1988.
77. Kersten, Kurt: Der Weltumsegler. Johann Georg Adam Forster 1754-1794. Bern 1957.
78. Kimpel, Dieter; Wiedemann, Conrad: Theorie und Technik des Romans im 17. und 18. Jahrhundert, Band II., Tübingen 1970.
- Kimpel, Dieter: Der Roman der Aufklärung, Stuttgart 1977.

79. Kirchoff, Jochen: Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg, 1982.
80. Kleßmann, Eckart: Caroline. Das Leben der Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling. 1763-1809, München 1975.
- Kletke, H.: Walhalla. Die Deutsche Prosa des achtzehnten Jahrhunderts mit Biographien und charakteristischen Proben, 2 Bde., Berlin 1854.
81. Klotz, Günther; Schröder Winfried; Weber, Peter: Literatur im Epochenbruch. Funktionen europäischer Literaturen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, Berlin; Weimar 1977-1979
82. Kleinstück, Erwin: Vom Wesen des deutschen Beamtentums. Ein gesellschaftswissenschaftlicher und politischer Versuch auf geschichtlicher Grundlage, Berlin 1927.
83. Kletke, H.: Walhalla. Die Deutsche Prosa des achtzehnten Jahrhunderts mit Biographien und charakteristischen Proben, 2 Bände, Berlin 1854.
84. Knodt, Manfred: Die Regenten von Hessen-Darmstadt, Darmstadt 1976.
85. Knoop, Karl; Schwab, Martin: Einführung in die Geschichte der Pädagogik. Pädagogen-Porträts aus vier Jahrhunderten, Heidelberg 1981.
86. Knudsen, Hans: Deutsche Theatergeschichte, Stuttgart 1959.
87. Koldewey, Paul: Wackenroder und sein Einfluß auf Tieck. Ein Beitrag zur Quellengeschichte der Romantik, Leipzig 1904.
88. Konrad, Ulrich: Johann August Günther Heinroth. Ein Beitrag zur Göttinger Musikpflege und Musikwissenschaft im 19. Jahrhundert, S. 43-78, in: Musikpflege an der Georg-August-Universität Göttingen. Beiträge zu ihrer Geschichte, hrsg. von Martin Staehelin, Göttingen 1987.
89. Korff, Hermann August: Geist der Goethezeit. Versuch einer idealen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte. Darmstadt, 1966.
90. Kremer, Detlef: Wezel. Über die Nachtseite der Aufklärung. Skeptische Lebensphilosophie zwischen Spätaufklärung und Frühromantik, München 1982.
91. Krull, Edith: Das Wirken der Frau im frühen deutschen Zeitschriftenwesen. Dissertation Berlin 1939.
92. Lange, Victor: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. 1740-1815. München 1983.
93. Leuschner, Brigitte: Therese Huber als Briefschreiberin, S. 201-219, in: Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800, Tübingen 1990.
94. Maass, Joachim: Kleist die Fackel Preußens. Eine Lebensgeschichte, München; Wien; Basel 1957.
95. Martfeld, Rudolf: Caroline Schlegel-Schelling. Moderne Frau in revolutionärer Zeit, Bonn 1973.
96. Meise, Helga: Der Frauenroman. Erprobung der "Weiblichkeit", S. 434-452, in: Deutsche Literatur von Frauen, hrsg. von Gisela Brinker-Gabler, München 1989.
97. Meise, Helga: "Papiere Mädchen". Ansichten von der Unschuld im Frauenroman des 18. Jahrhunderts, S. 18-23, in: Frauensprache-Frauenliteratur?, Hrsg. Von Inge Stephan und Carl Pietzcker, Tübingen 1986"
98. Mejer, D. Otto: Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen, Linden-Hannover 1889.
99. Melitz, Leo (Hrsg.): Die Theaterstücke der Weltliteratur ihrem Inhalte nach wiedergegeben, Berlin o. J.
- Mench, Karl: Lernen Sie von Bach, in: Göttinger Jahresblätter 1983, S. 99-103.
100. Mende, Fritz: Heine Chronik, München 1975.
101. Mensching, Günther: Zur Dialektik des Kosmopolitismus in Volneys "Ruinen", Frankfurt 1977.
102. Möhrmann, Renate: Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger Revolution, Stuttgart 1977.
103. Meyer-Krentler, Eckhardt: Der andere Roman. Gellerts "Schwedische Gräfin": Von der aufklärerischen Propaganda gegen den "Roman" zur empfindsamen Erlebnisdichtung, Göppingen 1974.
104. Minor, Jakob (Hrsg.): Tieck und Wackenroder, Berlin; Stuttgart 1885.
105. Müller, Helmut M.: Schlaglichter der deutschen Geschichte, Bonn 1990.
106. Murtfeld, Rudolf: Caroline Schlegel-Schelling. Moderne Frau in revolutionärer Zeit, Bonn 1973.
107. Nicolson, Harold: Das Zeitalter der Vernunft, München 1961

108. Niedergesäß, Robert: Geschichte der Pädagogik in Biographien, Übersichten und Proben aus pädagogischen Hauptwerken, Wien 1883.
109. Nissen, Walter: Göttinger Gedenktafeln. Ein biographischer Wegweiser, Göttingen 1962.
110. Ostermann, W.: Pädagogisches Lesebuch, Leipzig 1915.
111. Padberg, Stephan: Georg Forsters Position im Mainzer Jacobinismus, in: (III., 95).
112. Pange, Pauline Gräfin de: August Wilhelm Schlegel und Frau von Staël. Eine schicksalhafte Begegnung, Hamburg 1940.
113. Paulin, Roger: Ludwig Tieck. Eine literarische Biographie, München 1988.
114. Paulsen, Wolfgang (Hrsg.): Die Frau als Heldin und Autorin. Neue kritische Ansätze zur deutschen Literatur, München 1979.
115. Petersdorf, Herman von: Elisabeth Stägemann und ihr Kreis, S. 67-97, in: Schriften des Vereins für Geschichte Berlins 1893.
116. Pickerodt, Gerhart (Hrsg.): Georg Forster in seiner Epoche. Argument-Sonderband AS 87, Berlin 1982.
117. Plessen, Marie-Louise; Peter von Zahn: Zwei Jahrtausende Kindheit, Köln 1979.
118. Prokop, Ulrike: Der Mythos des Weiblichen und die Idee der Gleichheit in literarischen Entwürfen des frühen Bürgertums, S. 13-24, in: Feministische Literaturwissenschaft. Dokumentation der Tagung in Hamburg vom Mai 1983, hrsg. von Inge Stephan und Sigrid Weigel, Berlin 1984.
- Prokop, Ulrike: Frauen in der Epoche des Sturm und Drang, S. 350-370, in: Sturm und Drang, hrsg. von Christoph Perels, Frankfurt am Main 1988. (VI./15)
119. Promies, Wolfgang: Kinderliteratur im späten 18. Jahrhundert, S. 765-831, in: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, München 1980.
120. Promies, Wolfgang: "Indessen wenn die Sonne nur aufgeht, so schaden Nebel nichts". Georg Christoph Lichtenberg - Wagnis der Aufklärung, S. 11-18, in: Katalog zur Ausstellung, München 1992.
121. Promies, Wolfgang: Georg Christoph Lichtenberg mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1964.
- Promies, Wolfgang: Reisen in Zellen und durch den Kopf. Ansichten von der Aufklärung. In: Promenade 7, Tübingen 1997.
- Promies, Wolfgang: Aufklärung über Lichtenberg, Göttingen 1974.
122. Rahn-Bechmann, Lilli: Der Darmstädter Freundeskreis. Ein Beitrag zum Verständnis der empfindsamen Seelenhaltung des 18. Jahrhunderts. Dissertation Erlangen, 1934.
123. Reble, Albert: Geschichte der Pädagogik, Stuttgart 1962.
124. Richthofen, Hartmann Freiherr von: Hardenberg: Bilder aus dem bewegten Leben eines großen Staatsmannes, Berlin 1933.
125. Riemann, Robert: Gottfried August Bürger. Dichter-Biographien, zehnter Band, Leipzig 1904.
126. Ritchie, Gisela F.: Caroline Schlegel-Schelling in Wahrheit und Dichtung, Bonn 1968.
127. Rosenkranz, Karl: Georg Wilhelm Friedrich Hegels Leben, Darmstadt 1977.
128. Rossberg, Adolf: Freimaurerei und Politik, Faksimilie o.J.
129. Saitschick, Robert: Joseph Görres und die abendländische Kultur, Freiburg 1953.
130. Samuel, R. H. and Brown, H.M.: Kleist's Lost Year an the Quest for Robert Guiskard, Leamington Spa. 1981.
131. Sandkühler, Hans Jörg: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Stuttgart 1970.
132. Sauder, Gehard: Galante Ethica, S. 219-238, in: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, München 1980.
133. Sauder, Gerhard: Der empfindsamen Leser, S. 9-21, in: Das weinende Saeculum. Colloquium der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert, Gesamthochschule Wuppertal, Universität Münster, Sonderdruck, Heidelberg 1983.
- Sauder, Gerhard: Empfindsamkeit. Bd. 1 und 3, Stuttgart 1974.
134. Scherpe, Klaus Rüdiger: Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert, Bad Homburg v.d.H.;Berlin; Zürich 1970.
135. Scherr, Johannes: Schiller und seine Zeit, Drittes Buch, Leipzig 1859.
136. Schieder, Theodor: Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, 1815-1872, München 1980.
137. Schlaffer, Hannelore: Epochen der deutschen Literatur in Bildern. Klassik und Romantik. 1770-1830, Stuttgart 1986.

138. Schlözer, Leopold von: Dorothea von Schlözer der Philosophie Doctor. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende. 1770-1825, Berlin; Leipzig 1923.
139. Schmidt, Erich: Charakteristiken, Berlin 1886.
140. Schmidt, Jochen: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945, Band 1: Von der Aufklärung bis zum Idealismus, Darmstadt 1985.
141. Schmied-Kowarzik, Wolfdietrich: Georg Forster. Sonderdruck Kasseler Universitätsreden, Heft 6, Kassel 1988.
142. Schneider, Peter: Mainzer Republik und Französische Revolution, Mainz 1989.
143. Schorn, August u.a.: Geschichte der Pädagogik in Vorbildern und Bildern, Berlin 1917.
144. Schreiber, Aloys: Handbuch für Reisende nach Baden im Großherzogthum, in das Murgthal und auf den Schwarzwald, Heidelberg 1820.
145. Schwanbeck, Gisela: Sozialprobleme der Schauspielerin im Ablauf dreier Jahrhunderte, Berlin 1957.
146. Scuria, Herbert: Rahel Varnhagen. Die große Frauengestalt der deutschen Romantik. Eine Biographie, Frankfurt 1980.
147. Seidel, Ina: Drei Dichter der Romantik. Clemens Brentano, Bettina, Achim von Arnim, Stuttgart 1956.
148. Seidel, Ina: Das Labyrinth. Lebensroman des George Forster, Frankfurt a.M.; Berlin; Wien 1983.
149. Selle, Götz von: Universität Göttingen. Wesen und Geschichte, Göttingen 1953.
150. Selle, Götz von: Die Georg-August-Universität zu Göttingen, 1737-1937, Göttingen 1937.
151. Speyer; Marc: Dr. A. F. Marcus nach seinem Leben und Wirken, geschildert von seinem Neffen Dr. Speyer und Dr. Marc, Bamberg 1817.
152. Spiel, Hilde: Fanny Arnstein oder die Emanzipation. Ein Frauenleben an der Zeitenwende 1758-1818, Frankfurt a. M. 1991.
153. Spielmann, C.(Hrsg.): Das Kurhaus zu Wiesbaden 1808-1904. Aktenmäßige Geschichte seiner Entwicklung, Wiesbaden 1904.
154. Staehelin, Martin: Musikalische Wissenschaft und Praxis bei J. N. Forkel, S. 9-26, in: Musikpflege an der Georg-August-Universität Göttingen. Beiträge zu ihrer Geschichte, hrsg. von Martin Staehelin, Göttingen 1987.
155. Steinbrügge, Lieselotte: Das moralische Geschlecht. Therorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung, Stuttgart 1992.
156. Steiner, Gerhard; Häckel, Manfred: Forster ein Lesebuch für unsere Zeit, Weimar 1952.
157. Stephan, Inge: Da werden die Weiber zu Hyänen. Amazonen und Amazonenmythen bei Schiller und Kleist, S. 23-42, in: Feministische Literaturwissenschaft. Dokumentation der Tagung in Hamburg vom Mai 1983. Hrsg. Von Inge Stephan und Sigrid Weigel, Berlin 1984.
- Stephan, Inge: Literarischer Jakobinismus in Deutschland (1789-1806), Stuttgart 1976.
158. Stern, Carola: "Ich möchte mir Flügel wünschen". Das Leben der Dorothea Schlegel, Hamburg 1990.
159. Stresau, Hermann: Deutsche Tragiker. Hölderlin, Kleist, Grabbe, Hebbel, Berlin 1939.
160. Struck, Wolf-Heino: Wiesbaden in der Goethezeit, Wiesbaden 1979.
161. Struzyk, Brigitte: Caroline unterm Freiheitsbaum, Darmstadt 1988.
162. Sudhof, Siegfried: Von der Aufklärung zur Romantik. Die Geschichte des "Kreises von Münster", Berlin 1973.
- Tebben, Karin (Hrsg.): Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, Göttingen 1998.
163. Tornius, Valerian: Kavaliers. Charaktere und Bilder aus der galanten Welt, Leipzig 1918.
164. Touaillon, Christine: Der Deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts, Wien; Leipzig 1919.
165. Träger, Karl; Schäfer Frauke (Hrsg.): Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur, Leipzig 1979.
166. Voerster, Jürgen: 160 Jahre E.T.A. Hoffmann-Forschung 1805-1965. Eine Bibliographie mit Inhaltserfassung und Erläuterungen, Stuttgart 1967.
167. Voit, Max: Bildnisse Göttinger Professoren 1737-1937, Göttingen 1937.
168. Walther, Gerrit: "... uns, denen der Name politische Freiheit so süße schallt." Die politischen Erfahrungen und Erwartungen der Sturm- und Drang-Generation, S. 307-327, in: Sturm und Drang-Katalog, Frankfurt a. M. 1988.
169. Weber, Ingeborg: Der englische Schauerroman. Eine Einführung, München; Zürich 1983.

170. Weber, Marianne: Frauenfragen und Frauengedanken. Gesammelte Aufsätze, Tübingen 1919.
171. Weber, Martin: Georg Christian Gottlieb Wedekind (1761-1831). Werdegang und Schicksal eines Arztes im Zeitalter der Aufklärung und der französischen Revolution. Inauguraldissertation, Mainz 1984. 1988 veröffentlicht in Soemmerring-Forschungen. Beiträge zur Naturwissenschaft und Medizin der Neuzeit. Hrsg. von Gunter Mann, u.a., Stuttgart; New York 1988.
172. Wehl, Feodor: Das junge Deutschland. Ein kleiner Beitrag zur Literaturgeschichte unserer Zeit, Hamburg 1886.
173. Wehler, Hans Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 2 Bände, München 1987.
174. Wessely, Othmar (Hrsg.): Einleitung zum Nachdruck von Forkels „Allgemeine Geschichte der Musik“, P<sup>1</sup>/X<sup>0</sup> – XXIII<sup>0</sup>, Bd. I, Graz 1967.
175. Wolf, Max J.: Heinrich Heine, München 1922.
176. Zentner, Wilhelm (Hrsg.): Gastfreundliches München. Das Antlitz einer Stadt im Spiegel ihrer Gäste, München 1946.
177. Ziegler, Theobald: Die geistigen und sozialen Strömungen im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1916.
178. Zorn, Wolfgang: Gesellschaft und Staat im Bayern des Vormärz, S. 113-142, in: Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz 1815-1848, hrsg. von Theodor Schieder und Werner Conze, Stuttgart 1970.

#### **IV. Bibliographien und lexikalische Nachschlagewerke:**

1. Baur, Samuel: Deutschlands Schriftstellerinnen. Eine charakteristische Skizze, Ulm 1790.
2. Blume, Friedrich (Hrsg.): Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, Bd. 4, Basel 1955.
3. Bosls, Karl (Hrsg.): Bayrische Biographie, Regensburg 1983.
4. Brinker Gabler, Gisela; Ludwig, Karola; Wöffen, Angela: Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800-1945, München 1986.
5. Brümmer, Franz: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten, Leipzig 1822.
6. Brümmer, Franz: Deutsches Dichter-Lexikon, Eichstätt, Stuttgart 1876.
7. Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände, hrsg. von einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten, Bonn 1827.
8. Digitale Bibliothek: Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, Berlin 1997.
9. Eckart, Rudolf: Lexikon der Niedersächsischen Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, 1891, Reprint Hildesheim/New York 1974.
10. Ermatinger, Emil: Deutsche Kultur im Zeitalter der Aufklärung, Handbuch der Kulturgeschichte hrsg. von H. Kindermann, Potsdam 1935.
11. Evangelisches Gemeindebuch Göttingen. Stadt und Land, Göttingen 1952.
12. Fink, de la Motte Fouqué, Großheim, Heinroth, Keferstein, Schilling (Hrsg.): Encyclopädie der gesammelten musikalischen Wissenschaften oder Universal-Lexikon der Tonkunst, vierter Band, Stuttgart 1837.
13. Goedeke, Karl: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen, Dresden 1887 ff.
14. Grimminger, Rolf (Hrsg.): Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, drei Bände, München; Wien 1980.
15. Gross, Heinrich: Deutschlands Dichterinnen und Schriftstellerinnen. Eine literarhistorische Skizze, Wien 1882.
16. Hanstein Adalbert von: Die Frauen in der Geschichte des Deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts, Leipzig 1900.
17. Hamberger-Meusel: Das gelehrte Teutschland, Lemgo 1796-1834, 23 Bände, Reprint Hildesheim 1966.
18. Herloßsohn, C.: Damen-Conservations-Lexikon, hrsg. im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen, fünf Bände, Adorf 1835.
19. Holzmann, Michael; Bohatta, Hans: Deutsches Anonymen-Lexikon 1501-1850, 1984.
20. Jördens, Karl Heinrich: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Sechs Bände, Leipzig 1806/11.

21. Kimpel, Dieter: Der Roman der Aufklärung (1670-1774), Stuttgart 1977.
  22. Kindlers Literatur Lexikon, 25 Bände, München 1974.
  23. Koch, F.: Deutsche Kultur des Idealismus, Handbuch der Kulturgeschichte hrsg. von H. Kindermann, Potsdam 1935.
  24. Kosch, Wilhelm: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisches und bibliographisches Handbuch, Bern 1953.
  25. Krüger, Hermann Andreas, Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisches und bibliographische Handbuch mit Motivübersichten und Quellennachweisen, München 1914.
  26. Kybalova, Ludmila: Das große Bilderlexikon der Mode. Vom Altertum bis zur Gegenwart, Prag/Gütersloh 1966.
  27. Lenz, Wilhelm u.a.: Deutsch-Baltisches Biographisches Lexikon, 1710-1960. Im Auftrag der balt. hist. Kommission hrsg., Wien 1970.
  28. Meißner, Paul: Englische Literaturgeschichte III. Romantik und Viktorianismus, Berlin 1944
  29. Naumann, Emil (Hrsg.): Allgemeine Musikgeschichte, neu bearbeitet und bis in die Gegenwart fortgeführt von Alfred Loeven, Berlin 1927.
  30. Priesdorff, Kurt von (Hrsg.): Soldatisches Führertum. Teil 8. Die preußischen Generäle von 1820 bis 1840, Hamburg o.J.
  31. Ramshorn, Carl: Geschichte der merkwürdigsten deutschen Frauen, Leipzig 1843.
  32. Rassmann, Friedrich: Pantheon Deutscher jetzt lebender Dichter und in die Belletristik eingreifender Schriftsteller, Helmstedt 1823.
  33. Rassmann, Friedrich: Kurzgefaßtes Lexicon deutscher pseudonymer Schriftsteller von der älteren bis auf die jüngste Zeit, Leipzig 1830.
  34. Recke, Johann Heinrich von; Napiersky, Karl Eduard: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland, vier Bände, Berlin 1827-1832.
  35. Schilling, Gustav (Hrsg.): Encyclopädie der gesammelten musikalischen Wissenschaften oder Universal-Lexikon der Tonkunst. Sechs Bände, Stuttgart 1837.
  36. Schindel, Carl von: Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, Reprint Hildesheim/New York 1978.
  37. Scriba, Heinrich Eduard: Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen, Darmstadt 1831-1843.
  38. Deutsches Geschlechterbuch. Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien, 17. Niedersächsischer Band, bearbeitet von Wolfgang Ollrog, Limburg an der Lahn 1982.
  39. Selle, Götz von (Hrsg.): Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen. 1734-1837, Hildesheim; Leipzig 1937, Reprint 1980.
  40. Wagner, Karl (Hrsg.): Register zur Matrikel der Universität Erlangen 1743-1843, Leipzig 1918.
- ADB, Allgemeine Deutsche Bibliographie, 56 Bände, Leipzig 1875-1912, Reprint Berlin 1967-1971.
  - NDB, Neue Deutsche Biographie, Bd. 1-15, Berlin 1953-1987.
  - Adelung, Johann Christoph: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, vier Bände, Wien 1808.
  - Dauber, Hannelore; Doderer, Klaus (Hrsg) Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur, Weinheim 1978.
  - Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, sechzehn Bände, Leipzig 1854-1954, hrsg. von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
  - Heyne, Moritz: Deutsches Wörterbuch. Kleine Ausgabe, Leipzig 1896.
  - Sachs-Vilatte, Encyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch, Berlin 1903.
  - Arnold: Illustrierte Deutsche Literaturgeschichte, Berlin 1905
  - Bartels, Adolf: Einführung in die Weltliteratur, drei Bände, München 1913.
  - Best, Otto F.; Schmitt, Hans-Jürgen: Die Deutsche Literatur. Ein Abriß in Text und Darstellung, 16 Bde., Stuttgart 1980
  - Biese, Alfred: Deutsche Literaturgeschichte, drei Bände, München 1915.
  - Eisler, Rudolf: Kant Lexikon, Nachschlagewerk zu Kants sämtlichen Schriften, Briefen und handschriftlichem Nachlaß, Hildesheim; Zürich; New York, 1989.



- Engel, Eduard: Geschichte der Deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart, zwei Bände, Leipzig; Wien 1907.
- Frenzel, Herbert A. und Elisabeth: Daten deutscher Dichtung. Chronologischer Abriss der deutschen Literaturgeschichte. Zwei Bände, München 1971.
- Hettner, Hermann: Literaturgeschichte der Goethezeit, hrsg. von Johannes Andereg, Erstausgabe 1789, München 1970.
- Hettner, Hermann: Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, Leipzig 1928.
- Killy, Walther (Hrsg.): Literatur-Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache, Gütersloh; München 1989.
- Klambund: Literaturgeschichte. Die deutsche und die fremde Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. von Ludwig Goldscheider, Wien 1929.
- Martini, Fritz: Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart 1968.
- Mayer, Hans (Hrsg.): Deutsche Literaturkritik, 4 Bde. Frankfurt 1978.
- Mayer, Hans: Das unglückliche Bewußtsein. Zur deutschen Literaturgeschichte von Lessing bis Heine, Frankfurt 1986.
- Meyers Lexikon, 12 Bände, Leipzig 1924.
- Meyer, Richard M.: Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts, Berlin 1900.
- Meyers Handbuch über die Literatur, Mannheim 1970.
- Oberhauser Fred und Gabriele: Literarischer Führer durch Deutschland, Frankfurt a. M. 1983.
- Propyläen Geschichte der Literatur, sechs Bände, Berlin 1984.
- Propyläen Weltgeschichte, zehn Bände, Berlin 1986.
- Reclam: Die deutsche Literatur in Text und Darstellung, Stuttgart 1978.
- Renner, Klaus; Schweizer, Klaus: Reclams Konzertführer, Orchestermusik, Stuttgart 1976.
- Robertson, J. G.; Purdie, E.: Geschichte der deutschen Literatur, Göttingen 1968.
- Rudnick, Hans-Heinrich: Englische Literaturtheorie des 19. Jahrhunderts. Texte von Blake bis Yeats.
- Schäke, Gerhard: Französische Dichter und Denker, Heidelberg 1948.
- Scherer, Wilhelm: Geschichte der Deutschen Litteratur, Berlin 1887.
- Stapf, Paul (Hrsg.): Handbuch der deutschen Literaturgeschichte, Bern, München 1975.
- Störig, Hans Joachim: Kleine Weltgeschichte der Philosophie, Frankfurt 1978.
- Vilmar, A. F. C. Geschichte der Deutschen National-Litteratur, Leipzig 1890.

## **V. Zeitschriften:**

1. Allgemeine Theaterzeitung, hrsg. von J. G. Rhode, 1800.
2. Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, zwei Teile 1798 - 1800, hrsg. von Bernhard Sorg, Dortmund 1989.
3. Deutschland. Eine Zeitschrift. Hrsg. von Johann Friedrich Reichardt, Berlin 1796, Reprint Leipzig 1989.
4. Euphorion. Zeitschrift für Litteraturgeschichte, hrsg. von August Sauer, Jahrgang 1900, Leipzig; Wien 1900.
5. Göttinger Anzeigen von gelehrten Sachen, Jahrgang 1784-1788.
6. Hannoversches Magazin, 101tes Stück, 20. Jahrgang, 19. Dezember 1783.
7. Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Jahrgang 1819 bis 1821, Leipzig 1819-1821.
8. Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1932, 39. Jahrgang, hrsg. von Kurt Taut, Leipzig 1933.
9. Journal des Luxus und der Moden. hrsg. von F. J. Bertuch und G.M. Kraus, Leipzig. Teilnachdruck aus den Bänden 21-30 (1806-1815), Leipzig 1969.
10. Journal für deutsche Frauen von deutschen Frauen geschrieben. Besorgt von Wieland, Rochlitz und Seume. Erster Jahrgang, Leipzig 1805.
11. Journal von und für Deutschland, Jahrgang 5 (1788) bis Jahrgang 7 (1790), hrsg. von Siegmund Freiherr von Bibra: Verzeichnis einiger jetztlebender Deutschen Schriftstellerinnen und ihrer Schriften.
12. Morgenblatt für gebildete Leser, Jahrgang 1812, 1820, 1821, 1858 und 1859.

13. Stuttgarter Zeitung, Samstag, den 17. September 1988, Sonntagsbeilage.
14. Verzeichnis der hinterlassenen Bibliotheken , Januar 1842 von dem Königl. Geh. Staatsrath Stägemann, Direktor und Prof. Spilleke, Graf v. Kameke, Dr. med. Schmidt, Prediger Reuscher.
15. Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart, 81. Jg., Braunschweig 1897; 47. Jg., Braunschweig 1903.
16. Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, Band 13, 1921.

## **VI. Ausstellungskataloge:**

1. Friedrich Justin Bertuch (1747-1822) - bewundert, beneidet, umstritten. Katalog für die Ausstellung vom 8.11.-30.12.1985 im Gutenberg-Museum in Mainz. Konzeption und Gestaltung: Dr. Sieglinde Hohenstein.
2. Cotta und das 19. Jahrhundert. Aus der literarischen Arbeit eines Verlegers, Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, Stuttgart 1980.
3. Darmstadt in der Zeit des Barock und Rokoko, Magistrat der Stadt Darmstadt. Ausstellung Mathildenhöhe vom 6. September bis 9. November 1980, zwei Bände, Gesamtedaktion Eva Huber.
4. Georg Christoph Lichtenberg. 1742-1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt. 28. Juni bis 30. August 1992 und Universitätsbibliothek Göttingen 18. Oktober bis 18. Dezember 1992, München; Wien 1992.
5. Goethe in Darmstadt. Broschüre zur Ausstellung der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek, 22. März 1982.
6. Himme, Hans-Heinrich (Hrsg.): Stich-haltige Beiträge zur Geschichte der Georgia Augusta in Göttingen: 220 Stiche aus den ersten 150 der Göttinger Universität, zusammengetragen und mit Texten versehen anlässlich ihres 250-jährigen Jubiläums, Göttingen 1987.
7. Johann Heinrich Merck (1741-1791). Ein Leben für Freiheit und Toleranz - Zeitdokumente. Ausstellungskatalog zum 250. Geburtstag und zum 200. Todestag von Johann Heinrich Merck. Kunsthalle Darmstadt vom 17. März bis 5. Mai 1991, Darmstadt 1991.
8. Jung-Stilling. Arzt - Kameralist - Schriftsteller zwischen Aufklärung und Erweckung. Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, 12. Juni - 15. August, Karlsruhe 1990.
9. Georg Forster, Naturforscher, Weltreisender, Humanist und Revolutionär. Seine Beziehungen zu Wörlitz, hrsg. von Horst Fiedler, Siegfried Scheibe, Ernst Germer, Staatliche Schlösser und Gärten Wörlitz, ohne Jahr.
10. Georg Forster 1754-1794. Südseeforscher, Aufklärer, Revolutionär. Roter Faden zur Ausstellung. Museum für Völkerkunde Frankfurt a. M. 1976.
11. Weltbürger - Europäer - Deutscher - Franke. Georg Forster zum 200. Todestag. Ausstellungskatalog, hrsg. von Rolf Reichardt und Geneviève Roche. Universitätsbibliothek Mainz 1994.
12. Münchner Theaterzettel. 1807-1982. Eine Auswahl von Karl Schultz, Vorwort von August Everding, München 1982, o. Seitenzahlen.
13. Friedrich Nicolai. Leben und Werk. Ausstellung zum 250. Geburtstag, von Jörg Peter Becker u. a., Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz 1983/84
14. Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und Neue Weiblichkeit 1760-1830., hrsg. von Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Ausstellung vom 4.10.-4.12.1989, Historisches Museum Frankfurt, 1989.
15. Sturm und Drang. Freies Hochstift. Frankfurter Goethe Museum 1988. Ausstellung im Frankfurter Goethe-Museum (2. Dezember 1988 - 5. Februar 1989), hrsg. von Christoph Perels, Frankfurt a. M. 1988.

**Editorische Notiz:**

Die in Orthographie, Grammatik und Interpunktion der höchst eigenwilligen Briefe Meta Forkel-Liebeskinds werden im Original wiedergegeben. Die damalige Rechtschreibung der Eigen- und Ortsnamen wird beibehalten, ebenso die Schreibweise mit „y“ statt i und „th“ statt t (z.B. seyn oder Muth). Das gleiche gilt für alle ungedruckten Briefe, die zitiert werden.

In den Fußnoten werden die Nummern des Literaturverzeichnisses in Klammern angefügt, so daß Untertitel, Erscheinungsort und -datum des Werkes leicht erschlossen werden können.

## **Eidesstattliche Erklärung**

Die vorliegende Arbeit wurde von mir selbständig verfaßt. Die zur Bearbeitung des Themas herangezogenen Quellen, die Literatur und sonstige Hilfsmittel wurden entsprechend gekennzeichnet.

Darmstadt, Mai 2000

Monika Siegel  
 Taunusstr. 42  
 64289 Darmstadt

## Lebenslauf

- 15.09.1950 in Erzhausen als erste Tochter des Hotel-Managers Walter Kannstätter (verstorben am 6.9.1998) und dessen Ehefrau Marianne, geborene Stapp;
- 02.05.1957 Grund- und Hauptschule Erzhausen;
- 01.04.1965 Heinrich-Emanuel-Merck-Schule Darmstadt, Abteilung Städtische Handelsschule;
- 01.12.1966 Lehre als Industriekaufmann bei Verlag Hoppenstedt in Darmstadt;
- 30.11.1969 Kaufmannsgehilfenbrief und Anstellung als Sekretärin im Institut für Investmentdokumentation;
- 29.08.1972 Fachoberschule für Betriebswirtschaft in Darmstadt;
- 24.09.1973 Fachhochschule Frankfurt, Fachbereich Betriebswirtschaft;
- 01.04.1977 Sekretärin im Architekturbüro Prof. Dr.-Ing. Gerd Fesel, Darmstadt;
- 30.03.1978 Eheschließung mit Studienrat Gert Kurt Siegel;
- 08.12.1980 Allgemeine Hochschulreife Abendgymnasium Darmstadt;
- Teilzeitbeschäftigung bei Prof. Dr.-Ing. Gerd Fesel und nach dessen Tod bei seinem Nachfolger Dipl.-Ing. Wolfgang Haesler in Darmstadt;
- SS 1983 TH Darmstadt, FB 2, Germanistik mit Nebenfächern Philosophie und Neuere Geschichte;
- Teilzeitbeschäftigung bei Architekturbüro Rittmannsperger + Kleebank, Darmstadt außerdem freiberufliche Tätigkeit im Ingenieurbüro Haag + Schlier Darmstadt sowie Architekturbüro ARGE PAS, Darmstadt;
- Juli - November 1984 Vorbereitung des Symposium „Weiblichkeit - ein poetisches Konzept“ und Mitwirkung unter Leitung von Barbara Lersch;
- 30.07.1990 - Sommer 1991 Vorbereitung der Ausstellung „Johann Heinrich Merck (1741-1791). Ein Leben für Freiheit und Toleranz“ und

- Mitwirkung bei der Erstellung des Katalogs (13 Beiträge) unter Leitung von Dr. Fritz Ebner;
- Juni 1991-1993 Kursleiterqualifikation für Deutsch als Fremdsprache im Goethe-Institut München, anschließend 20 Stunden wöchentlich Deutschunterricht beim „Internationalen Bund für Sozialarbeit“
- Mai - August 1993 Werkvertrag für die Mitarbeit bei der Evaluation der TU Darmstadt.
- September 1993 Lehrauftrag VHS Darmstadt-Dieburg „Funkkolleg: Literarische Moderne“;
11. Mai 1994 Magisterabschluß in Germanistik, Philosophie und Geschichte;
15. Juni 1994 Aufnahme als Doktorandin im Fachbereich 2 unter Betreuung von Prof. Dr. Wolfgang Promies;
- Juni 1995 Veröffentlichung des Aufsatzes *„Ihre Vergangenheit war nicht ganz fleckenrein. Das amouröse Abenteuer zwischen Margarethe Forkel und Gottfried August Bürger“* im Lichtenberg-Jahrbuch 1995.
- Februar 1996 Veröffentlichung der Rezension: Anke Bennholdt-Thomson, Alfredo Guzzoni: *Gelehrsamkeit und Leidenschaft. Das Leben der Ernestine Christine Reiske. 1735-1798*, Lichtenberg-Jahrbuch 1996.
- SS 1996 Lehrauftrag: „Identität oder Maskerade - Weibliche Selbstentwürfe zwischen Idealität und historischer Realität“ am Institut für Germanistik, TU Darmstadt;
- September 1996 - Februar 1998 insgesamt drei Lehraufträge für Deutsch und Computer-Unterricht (MS-Dos, Windows, Excel, Winword, KHK), 16 Unterrichtsstunden pro Woche;
- seit August 1991 freiberufliche Tätigkeit im Architekturbüro *WerkStadt*, Darmstadt. Aufgabengebiet: Redaktion und Gestaltung von Texten und Broschüren sowie Büroorganisation.

Darmstadt, den 25.11.1999

